



3691

68 -

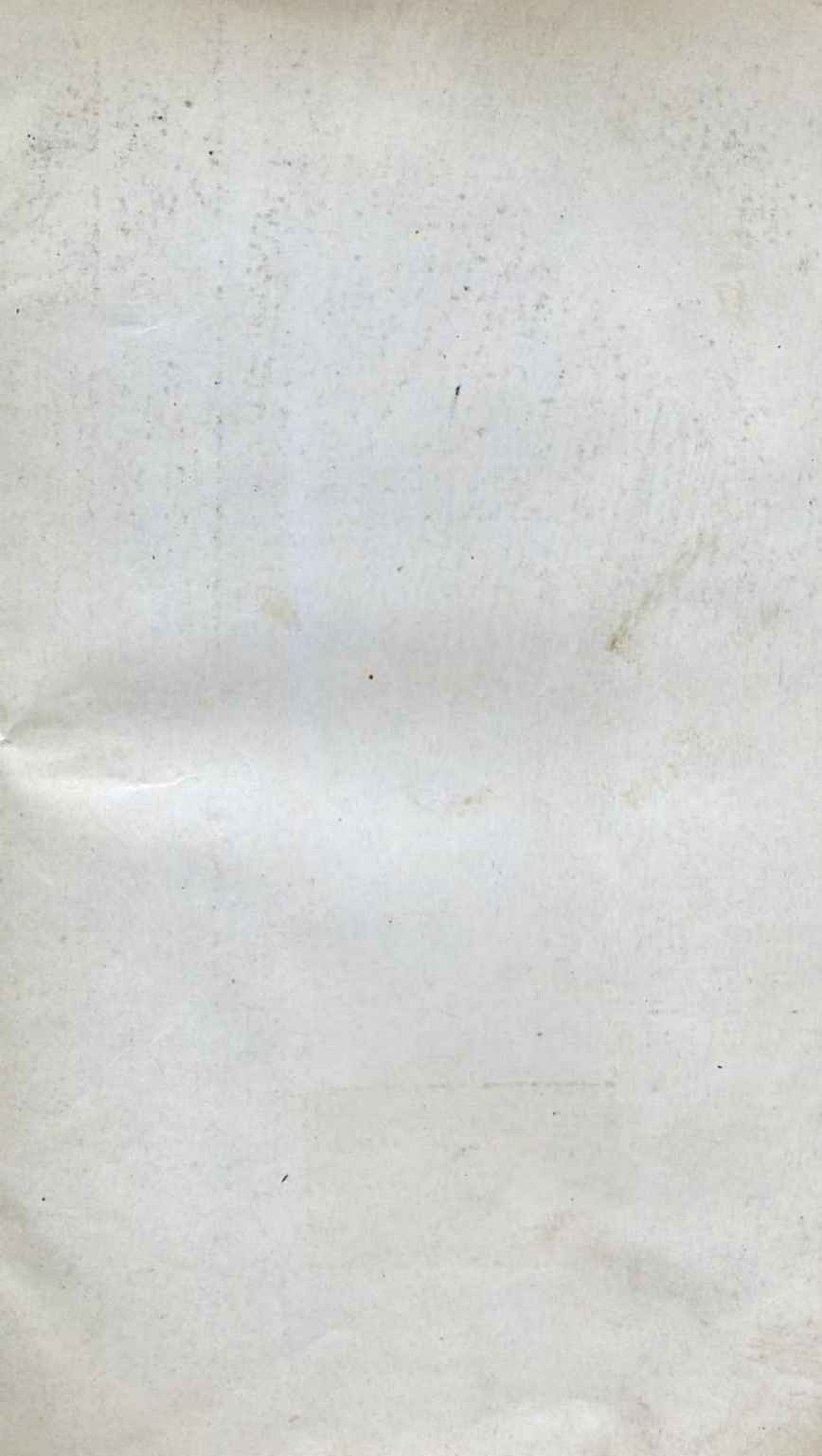
mys

136272 II

(2 2)

Schles. 3267

Schles.
3267



Schlesien

unter

Friedrich dem Grossen.

II.



Schl. 128. 349.

Schlesien

unter

Friedrich dem Grossen

von

[Solmar]

Dr. C. Grünhagen,

Kgl. Geh. Archivrath und Professor an der Universität Breslau.



↪ **Zweiter Band:** ↪
1756—1786.



128. 349 V
129. 837 V
zag. mit
128. 2157
8/59 215

Breslau.

Verlag von Wilhelm Koenner.

1892.

1912. 207^a.

1/67

15L 7b2b

15L 7b3b

Schlesien

Friedrich dem Grossen

136272...2
II



Ref. Wymiany
28. 6. 67. [10-] 15

WYDAK 2 D (3.2)



Inhalt.

	Seite
Erstes Buch.	
Ereignisse in Schlesien während des siebenjährigen und des bairischen Erbfolgekrieges . . .	1
Erster Abschnitt.	
Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1756. Der Einfall der Oesterreicher in Schlesien 1757. Der Fall von Schweidnitz. Die Schlacht bei Breslau und die Kapitulation dieser Stadt	3
Zweiter Abschnitt.	
Wiedereroberung Schlesiens. Schlacht bei Leuthen. Einnahme von Breslau. Rückblick auf die Zeit der österreichischen Besetzung. Repressivmassregeln. Gegensätze der Bekenntnisse. Flucht des Fürstbischofs . . .	37
Dritter Abschnitt.	
Die Kriegsjahre 1758 und 1759.	101
Vierter Abschnitt.	
1760. Fouqués Kampf bei Landeshut. Fall von Glatz. Belagerung von Breslau. Schlacht bei Liegnitz. Belagerung und Entsatz von Kosel	140
Fünfter Abschnitt.	
1761. Das Lager von Bunzelwitz. Die Erstürmung von Schweidnitz. Der Verrath des Barons Warkotsch. Steigende Kriegsdrangsale	183
Sechster Abschnitt.	
1762. Umschwung infolge des russischen Thronwechsels. Kampf um Schweidnitz	229
Siebenter Abschnitt.	
Der Friede von Hubertsburg und die Heilung der Kriegsschäden.	250
Achter Abschnitt.	
Beziehungen Friedrichs zu Kaiser Joseph II. und der bairische Erbfolgekrieg 1778/9	279

	Seite
Zweites Buch.	
Die inneren Verhältnisse	323
Erster Abschnitt.	
Der schlesische Adel und die Gründung der Landschaft.	325
Zweiter Abschnitt.	
Die Städte	345
Dritter Abschnitt.	
Rechtspflege	358
Vierter Abschnitt.	
Die schlesischen Verwaltungsminister. Domänen und Forsten. Wegebau. Berg- und Hüttenwesen. Fis- kalische Monopole. Salz. Tabak. Kaffee	368
Fünfter Abschnitt.	
Die französische Regie	387
Sechster Abschnitt.	
Verhältnisse der Juden. Armenpflege	406
Siebenter Abschnitt.	
Militärische Angelegenheiten	416
Achter Abschnitt.	
Die katholische Kirche	428
Neunter Abschnitt.	
Die evangelische Kirche	454
Zehnter Abschnitt.	
Der öffentliche Unterricht	462
Elfter Abschnitt.	
Geistiges Leben	508
Zwölfter Abschnitt	
Handel und Industrie	529
Dreizehnter Abschnitt.	
Landwirthschaft	545
Vierzehnter Abschnitt.	
Ergebnisse	564
Quellennachweisungen	573
Register	709

Erstes Buch.

Ereignisse in Schlesien während des
siebenjährigen und des bairischen Erb-
folgekrieges.

Erster Abschnitt.

Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges 1756, der Einfall der Oesterreicher in Schlesien 1757, der Fall von Schweidnitz, die Schlacht bei Breslau und die Kapitulation dieser Stadt.

Anfang Juni 1756 besuchte ein gelehrter Protestant aus dem Westen, vielleicht ein reformirter Prediger aus der französischen Schweiz auf der Reise nach Preussen Breslau, und sein in französischer Sprache verfasster Bericht über seinen sechstägigen Aufenthalt hierselbst ist uns erhalten. Der Reisende findet sich durch die Alterthümlichkeit der Bauart vielfach an Nürnberg erinnert, bewundert die zahlreichen alten Kirchen mit ihren stattlichen Denkmälern und die literarischen Schätze der grossen Kirchenbibliotheken von Maria Magdalena und Elisabeth (der berühmten Rhedigerana), macht die Bekanntschaft gelehrter Breslauer, des Kircheninspektors Burg, des Gymnasialrektors Arletius, des Gymnasiallehrers Scheibel und erfreut sich auch in den Häusern angesehener Kaufleute gastlicher Aufnahme. Ueberhaupt empfängt er den Eindruck nicht geringer Wohlhabenheit und eines lebhaften Handelsverkehrs, von dem auch der zufällig abgehaltene Wollmarkt Zeugniß ablegt, wenn gleich unsrem Reisenden die Höhe der Abgaben und der Druck der militärischen Verhältnisse die Stimmung etwas

niederzuhalten scheint. Vor Allem tönten aus den Gesprächen der Kaufleute Klagen wieder über die fortdauernde Spannung zwischen Preussen und Oesterreich, welche ihrem Handel Ruin drohte. Aber damit war augenscheinlich nur die gerade in der letzten Zeit vor 1756 immer stärker zu Tage getretene schutzzöllnerische Abschliessung Oesterreichs gegen Preussen gemeint, welche ja allerdings dem schlesischen Handel schwere Verluste brachte. Dagegen verräth uns keine Zeile jenes Reiseberichtes, dass man in Breslau etwas von dem nahe bevorstehenden Ausbruche eines neuen Krieges mit Oesterreich ahnte und fürchtete.

Und doch waren zu der Zeit, als jene friedliche Reiseschilderung abgefasst ward, bereits die Entschlüsse gefasst, welche halb Europa in Waffen bringen sollten. Aus den Kämpfen zwischen England und Frankreich um den Besitz der Kolonien in Amerika entsprang ein Kriegsfeuer, welches auch die Gefilde Schlesiens auf lange Jahre hinaus versengen und verwüsten sollte. Um zu verhüten, dass Frankreich nicht jene kolonialen Streitigkeiten auf deutschem Boden im Wege eines Angriffs auf das zu England gehörige Kurfürstenthum Hannover auszufechten versuche, hatte König Friedrich im Januar 1756 mit England den Vertrag von Westminster geschlossen, dadurch aber seinen bisherigen Verbündeten so verstimmt und gereizt, dass infolge davon die Bestrebungen des österreichischen Ministers Kaunitz, Frankreich auf die Seite Oesterreichs herüberzuziehen, Erfolg hatten. Sowie aber das gelungen war, schien für die nie aufgegebenen Pläne Maria Theresias, Schlesien wieder zu gewinnen, die rechte Stunde gekommen, und wenn sie bisher den Kriegseifer ihrer Verbündeten, der von persönlichem Hass gegen Friedrich erfüllten Kaiserin Elisabeth von Russland noch zurückgehalten hatte, so durfte jetzt, da auch das mächtige Frankreich auf ihre Seite trat, die Koalition gegen den König von Preussen als stark genug angesehen werden, um des Erfolges sicher zu sein. Schon im Jahre 1756 würde der grosse Angriff begonnen worden sein, hätte nicht Frankreich immer noch gezögert, einem

direkten offensiven Losbrechen gegen seinen bisherigen Verbündeten zuzustimmen. Mit Rücksicht auf diese Bedenklichkeiten, welche zu besiegen Oesterreich das gesammte Belgien daran setzte, ward die Eröffnung der Feindseligkeiten bis zum Frühling 1757 hinausgeschoben.

Aber als König Friedrich erfuhr, wie weit die Sachen bereits gediehen waren, beschloss er nicht abzuwarten, bis alle seine Feinde vollständig gerüstet seien, sondern vielmehr, wofern er nicht von dem Wiener Hofe über dessen Kriegsrüstungen beruhigende Versicherungen zu erlangen vermöge, diesen seinen Hauptfeind Oesterreich anzugreifen, bevor demselben seine Verbündeten zu Hilfe kommen könnten. Da man nun in Wien auf des Königs Anfragen nur ausweichende Antworten hatte und eine Zusage, ihn dieses oder das nächste Jahr nicht angreifen zu wollen, ablehnte, so fasste der König im August 1756 wirklich den folgenreichen Entschluss, seinen Feinden durch das Einrücken in Sachsen zuvorzukommen.

Der König sieht übrigens schon um den 24. August, also noch vor dem Eintreffen der letzten Antwort aus Wien, den Krieg als unvermeidlich an. Natürlich konnte es inzwischen auch der Bevölkerung nicht auf die Länge verborgen bleiben, welche ernste Ereignisse sich vorbereiteten. Wenn es noch im Juli in den Grenzstädten verboten war, zur Beunruhigung der Einwohner von dem bevorstehenden Kriege zu sprechen, so empfing doch um dieselbe Zeit die Oberamtsregierung zu Oppeln die Weisung, sowie die Garnison Marschordre erhielt, mit ihrem ganzen Personal nach dem befestigten Brieg überzusiedeln, und wenig später erinnerten die Behörden daran, das Kirchensilber aus den Grenzorten nach einem festen Platze schaffen zu lassen.

In unerwünschter Weise liess die Nähe des Krieges auch die alten Gegensätze wieder aufleben. Ueber die in den katholischen Kreisen Oberschlesiens ausgehobenen Mannschaften hat Feldmarschall Schwerin zu klagen, und der König befiehlt, es sollten nie zwei Oberschlesier auf eine Feldwacht geschickt werden, sondern „allemaal ein Ober-

schlesier und ein Teutscher“, und die Offiziere sollten die Oberschlesier in ganz besonders strenger Disciplin halten. Natürlich kam jetzt auch wiederum die katholische Geistlichkeit in Verdacht, und auf sie allzeit ein wachsames Auge zu haben, schärft der König den Festungs-Kommandanten ein. Auch der Fürstbischof Schaffgotsch that das Seinige. Unter dem 21. September 1756 fordert er die Geistlichkeit seines Sprengels zu inbrünstigem Gebete auf, damit, „nachdem Se. Kgl. Majestät unser allergnädigster König und Landesherr sich endlich genöthigt gesehn, die Waffen zu unserm Schutze zu ergreifen und uns dardurch von der Wuth unsrer stolzen Feinde zu retten, so kein Bedenken getragen, wider ihr Gewissen zu handeln und die allerheiligsten Friedensschlüsse zu brechen und umzustossen“ Gott dessen „gerechte Waffen“ segne; eine bedeutsame Kundgebung dieses Kirchenfürsten, von dem mit gleichem Rechte die Kaiserin Maria Theresia für den österreichischen Antheil seines Sprengels eine Aufforderung ganz entgegengesetzten Inhalts hätte verlangen können.

Auch zeigt sich der Bischof bereit, gegenüber dem in österreichischen Staatsschriften erhobenen Vorwurfe, dass der König von Preussen den in den Friedensschlüssen der katholischen Kirche zugesicherten *status quo* vielfach verletzt habe (wobei allerdings, wie wir wissen, das von demselben nach dem Vorbilde anderer katholischer Souveräne in Anspruch genommene Nominationsrecht für kirchliche Würden die Hauptsache war), als Vertheidiger des Königs aufzutreten, den Ungrund jener Beschuldigungen nachzuweisen und bei dieser Gelegenheit auch dem Wiener Hofe die schweren Schädigungen vorzuhalten, welche dieser durch seine häufigen und nie zurückgezahlten Anleihen den schlesischen Stiftern zugefügt habe.

Was nun den wirklichen Ausbruch des Krieges anbetrifft, so mögen wir an der Hand der uns jetzt in vollem Umfange vorliegenden politischen Korrespondenz König Friedrichs darauf hinweisen, dass dieser sich alles Ernstes im Jahre 1756 durch die an den Grenzen Schlesiens vor-

genommenen Kriegsrüstungen Oesterreichs gefährdet geglaubt hat. Noch am 18. August 1756 erhält das auswärtige Amt den Auftrag zu erklären, der König habe an keinen Krieg gedacht, bis er im Monat Juni 1756 von bedenklichen Kriegsvorbereitungen der Oesterreicher in Mähren und Böhmen gewisse Kunde erhalten habe; darauf habe er zwar die schlesischen Festungen soweit in Vertheidigungszustand setzen lassen, dass dieselben vor plötzlichen Ueberfällen geschützt seien, aber sonst noch keinen Mann sich aus seiner Garnison bewegen lassen, und erst als Truppen aus Ungarn nach Böhmen berufen worden, habe er die westphälischen Regimenter an sich gezogen. Vor Allem nimmt der König daran Anstoss, dass die Oesterreicher auf einem in das schlesische Gebiet einspringenden Zipfel, der Enklave Hotzenplotz, recht in der Mitte zwischen den beiden Festungen Kosel und Neisse, ein Lager errichteten. Er rechnet, dass 90000 Mann Oesterreicher von Mähren und Böhmen aus Schlesien bedrohten.

Unter dem 12. August verfügt der König die Mobilmachung der Regimenter in Schlesien, und schon vorher, nämlich unter dem 2. August, empfängt Marschall Schwerin, dem der König die Vertheidigung Schlesiens überträgt, die Weisung, sich unter dem Vorwand einer Truppeninspizirung nach Neisse zu begeben, um dann, wenn die Nachrichten aus Wien den Krieg unvermeidlich machen sollten, sein Heer in der Gegend von Frankenstein zusammenziehen zu können. Wohl würden die 27000 Mann, welche Schwerin zgedacht waren, nicht im Stande gewesen sein, den grossen Streitkräften, welche die Oesterreicher in Böhmen versammelt hatten, die Spitze zu bieten, doch Friedrich rechnet darauf, dass die Diversion gegen Sachsen, welche er vorbereitet, den grössten Theil der österreichischen Streitkräfte von Schlesien ablenken würde.

In den Gebirgsstädten erzeugte die Nähe der bis an die Grenze vorgeschobenen österreichischen Truppen um so mehr Beunruhigungen, als einzelne Trupps derselben zuweilen die Grenze überschritten und gelegentlich auch

Einwohner mitschleppten. Da schossen denn auf Grund der konfessionellen Gegensätze wiederum die Anschuldigungen und Verdächtigungen mächtig ins Kraut, und z. B. in Landeshut, von wo uns genauere Nachrichten erhalten sind, wurde ebenso wohl die Zahl der in dem nahen Trautenau versammelten Panduren von der Fama bis auf 12000 vermehrt, wie dann einzelne unbedachte Aeusserungen Uebelgesinnter zu Verschwörungen aufgebauscht wurden. Da wollte man von geheimen Versammlungen der Katholiken wissen, in denen den Häuptern der Evangelischen der Tod geschworen und die Aemter bereits für die kommende österreichische Herrschaft vertheilt worden seien, da erzählte man von Inschriften, die man an verschiedenen Gebäuden eines Morgens gefunden, die auf die baldige Bekehrung aller Ketzler hindeuteten. Evangelische Zollbeamte der Stadt und der Nachbarschaft denunzirten mehrere ihrer katholischen Kollegen, baten aber dringend von einer Untersuchung für jetzt Abstand zu nehmen, da die, welche in solcher Sache Zeugniß ablegten, sich der Rache der Oesterreicher aussetzen würden.

Seitens der preussischen Behörden war in den Städten, die der Grenze näher lagen, die Einrichtung von Bürgerwachen angeordnet, welche der Polizei Hilfe leisten und allenfalls Haufen umherstreifendes Gesindel abwehren könnten.

Ein grosses Glück für das Land war es, dass die Oesterreicher dieses Mal nicht, wie dies im zweiten schlesischen Kriege der Fall gewesen, eine Ueberschwemmung von Schlesien mit irregulärem Volke in Aussicht nahmen. So ist es denn zunächst zu gar keinem Einfalle in Schlesien gekommen, und die bereits im September 1756 ergangenen strengen Weisungen zur Ablieferung feindlicher Patente, welche etwa Contributionen oder Lieferungen begehren sollten, sowie die Bedrohungen mit Todesstrafe für Jeden, der ein zur Untreue verleitendes Patent verbreiten würde, blieben für dieses Jahr noch gegenstandslos. Allerdings wurde auch schon die Verbreitung der bei Beginn des

Krieges vom Wiener Hofe erlassenen Manifeste den schlesischen Buchhändlern bei 10 Thaler Strafe für jedes verkaufte Exemplar verboten. Im September 1756 fasste dann Feldmarschall Schwerin, dessen Charakter ohnehin das Stillsitzen in Schlesien schlecht zusagte, den Entschluss, von Neisse aus über Glatz nach Böhmen vorzudringen, schon um die Oesterreicher zu hindern, etwa durch Niederschlesien eine Diversion in die Flanke des Königs zu unternehmen, was dieser auch vollständig billigt. Am 13. September ist Schwerin in Glatz, am 18. überschreitet er die Grenze gegen Nachod zu, um dann, als König Friedrich sein Heer aus Böhmen nach Sachsen in die Winterquartiere führt, gleichfalls am Ende des Monats nach Schlesien zurückzukehren und hier Winterquartiere zu beziehen. Von Glatz nach Frankenstein und Neisse zu kantoniren seine Truppen, die Pässe des Riesengebirges bewacht ein Corps unter Winterfeld, an den sich gegen Zittau hin Postirungen des Generals Lestwitz anschliessen. Hinter den Preussen her waren übrigens Ende Oktober Oesterreicher über die Grenze gedrungen, und deren Vortrab, ein Schwarm ausgehungertes Panduren, hat am 29. Oktober in dem kleinen Grenzstädtchen Levin übel gehaust; erst am 13. November hat ein von der Glatzer Garnison ausgesendetes Kommando die Feinde über die Grenze gescheucht.

1757.

Für das Jahr 1757 erwartete König Friedrich einen österreichischen Angriff auf Schlesien und war darauf gefasst, in diesem Falle Oberschlesien für eine Weile preisgeben zu müssen. Der schlesische Minister Graf Schlabrendorf, der 1755 Herrn von Massow in dieser Würde gefolgt war, erhielt den Befehl, ganz in der Stille möglichst viel von Vorräthen und Fourage über die Neisse zu schaffen. Der König selbst gedachte im Januar zum Zwecke der Organisirung der Landesvertheidigung nach Schlesien zu kommen, und führte dies auch aus, obwohl er inzwischen

erfahren, dass auf das Andrängen des französischen Hofes die Oesterreicher ihre Hauptanstrengungen gegen Sachsen machen würden. Am 29. Januar traf er in Haynau mit Schlabrendorf, den Feldmarschällen Schwerin und Buddenbrock, deren Ersterer wiederum in Schlesien den Oberbefehl führen sollte, mit Generallieutenant Winterfeld und auch dem Fürstbischof Grafen Schaffgotsch zusammen. Für die Zwecke der Kriegführung war eine grössere Zusammenfassung der Streitkräfte und demgemäss auch ein Zusammenrücken der Magazine die Folge der Zusammenkunft.

Gleichzeitig ward der schlesische Minister aber auch in Anspruch genommen, aus Schlesien Geld zu schaffen. Die grossen Leinwandkaufleute des Gebirges sollten, wie der König verlangte, ihm 500000 Thlr. vorschliessen, wogegen diese allerdings geltend machten, dass, da das fremde Kapital, mit dem sie sonst arbeiteten, nach dem Ausbruche des Krieges zurückgezogen worden, es für sie ganz unmöglich sein würde, den Handel irgendwie weiter zu führen, wenn sie so viel von ihrem Kapitale hergeben müssten. Sie glaubten nicht mehr als 100000 aufbringen zu können. Schlabrendorf hielt ihre Bedenken für begründet, fand es dagegen für vollständig gerechtfertigt, wenn der König in solchem Augenblicke, wo es sich um den Schutz und die Rettung des Vaterlandes handle, leihweise alles Kapital, was sich ihm darbiete, verwende, so die Depositen bei den Gerichten, die Pupillargelder, die Kautionen der Beamten, die auf schlesische Güter eingetragenen prinzlichen Gelder, die ausgeliehenen Kapitalien der Kämmerereien u. dergl., eventuell auch die Kapitalien der verschiedenen Stiftungen. Zugleich aber rieth er auch dem König die reiche Leipziger Kaufmannschaft mehr in Anspruch zu nehmen, indem er darauf hinwies, dass bei der offenkundigen Rivalität zwischen Leipzig und Breslau eine Schwächung des Leipziger Handels dem schlesischen nur vortheilhaft sein würde.

Die Hauptsache blieb allerdings für den Augenblick die Beschleunigung und Vervollständigung der Heeresrüstungen in dieser Provinz. Von besonderer Bedeutung, auch

speziell für unsere Landesgeschichte ist es, an der Hand der jetzt veröffentlichten politischen Korrespondenz des grossen Königs hervorzuheben, wie gerade hier von den schlesischen Heerführern die grosse militärische Initiative ausgegangen ist, welche dann dem ganzen Feldzuge dieses Jahres seinen Charakter gegeben hat.

Die beiden Männer, welche hier befehligten, Schwerin in Neisse und Winterfeld in Landeshut, waren vielleicht die entschlossensten und kühnsten Generäle, über welche der König verfügte, und nachdem die beiden in ihre Quartiere zurückgekehrt, noch eine Besprechung zu Neisse gehabt, unternahm es Winterfeld, dem König den Plan einer von Schlesien ausgehenden Offensive gegen Böhmen vorzuschlagen, die dann von der Lausitz her, wo der Herzog von Bevern kommandirte, und ebenso von dem unter des Königs eigenem Befehl stehenden sächsischen Heere unterstützt werden sollte. Und während der König bis dahin geneigt schien, erst die Pläne der Feinde deutlicher hervortreten zu lassen, bevor er zur Abwehr derselben die seinigen entwürfe, und namentlich dabei die Absichten des französischen Hofes bezüglich einer Mitwirkung desselben zur Zurückeroberung Sachsens ins Auge fasste, verfocht Winterfeld demgegenüber das Interesse Schlesiens und führte aus, dass, wenn mit Rücksicht eben auf die französischen Absichten das Kriegstheater weiter nach Westen geschoben würde, wo dann zur Vertheidigung Schlesiens nur noch 15000 Mann übrig blieben, davon nur die Oesterreicher Vorthiel ziehen würden, da deren Hauptziel immer die Eroberung Schlesiens sein werde. Diese Provinz werde dann den Feinden zum Opfer fallen, und ihre Hilfsquellen würden von den Oesterreichern erschöpft werden.

Der König zeigt sich von vornherein dem Winterfeldschen Plane sehr geneigt und gestaltet denselben zu dem Gedanken eines kombinierten Angriffs auf Böhmen um, im Anschlusse an das Vorgehen der schlesischen Streitkräfte. Nachdem in Friedrichs Auftrage dessen Adjutant Generalmajor Graf von der Goltz bei einer Zusammenkunft mit

Schwerin und Winterfeld zu Frankenstein am 30. März 1757 nähere Verabredungen getroffen, zog Schwerin seine Truppen zusammen und trat im April seinen Marsch über Schweidnitz, wo er bereits am 9. April eintraf, und Landeshut nach Böhmen an. Bei Schatzlar und Trautenau überschritten am 18. die preussischen Truppen die Grenze.

Fortan tönten fürs Erste nur aus weiter Ferne die Donner des Krieges nach Schlesien herüber. Aber in höchster Spannung lauschte man den Nachrichten, die von dort herüber kamen. Ein Brief Winterfelds an den schlesischen Minister von Schlabrendorf aus dem Lager bei Jung-Bunzlau vom 28. April 1757, welcher die Erbeutung des grossen dortigen Magazins und die Vereinigung mit der aus der Lausitz herangerückten preussischen Heeresabtheilung meldete, cirkulirte in zahlreichen schnell genommenen Abschriften. Mit Jubel ward die Kunde von dem glänzenden Siege bei Prag (am 6. Mai 1757) empfangen, wemgleich der Verlust des in Schlesien allgemein verehrten Feldmarschalls Schwerin, der bekanntlich bei Prag den Helden-
tod starb, schwer beklagt wurde. Was die überall angeordnete und ausgeführte kirchliche Feier des Sieges anbetrifft, so verdient der patriotische Eifer hervorgehoben zu werden, welcher in dem darauf bezüglichen Erlasse des Breslauer Fürstbischofs vom 13. Mai seinen Ausdruck findet. Die Gläubigen werden hier aufgefordert, dem allmächtigen Gott, der dem Kriegsheere des allergnädigsten Landesherrn „gegen unsre stolze und rachgierige Feinde einen herrlichen Sieg verliehn, — fussfälligst zu danken und dessen ferneren Segen für unsre gerechten Waffen inbrünstig zu erbitten.“ Schon vorher hatte der Bischof die gesammte katholische Geistlichkeit ernstlich ermahnt, namentlich im Beichtstuhl den Soldaten die Wichtigkeit und die bindende Kraft des geleisteten Fahneneides und die von dem Allerhöchsten zu fürchtende Strafe der abscheulichen Sünde des Meineids eindringlich vor die Seele zu führen.

Oesterreichischer Einfall in Schlesien.

Aber die gehobene siegesfreudige Stimmung in Schlesien sank mit einem Male unter der Schreckenskunde der Niederlage von Kolin (am 18. Juni). Die Folgen äusserten sich überraschend schnell. Als Ende Juni eine neue Rekrutirung in Schlesien vorgenommen ward, entwich aus dem Fürstenthum Neisse fast die sämmtliche dienstpflichtige Mannschaft über die österreichische Grenze, und die Behörden widerriethen selbst ein allzuscharfes Vorgehen, weil ein solches bei der Nähe der Feinde nicht würde durchzuführen sein. Fast herausfordernd erhoben in den Grenzbezirken die österreichisch Gesinnten ihr Haupt; eine Verfügung der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer vom 12. Juli bedrohte, davon ausgehend, dass bei gegenwärtigen Zeitläuften durch einen Teil der katholischen Landeseinwohner die Gutgesinnten in die ungegründete Beysorge gesetzt würden, als ob nunmehr schon das Land verloren sei, solches Ausstreuen falscher und nachtheiliger Zeitungen mit Strafen an Gut, Ehre, Leib und Leben.

Für die Oesterreicher war der Rückzug der Preussen nach der Schlacht bei Kolin das Signal zu einem Einfall in Schlesien, welchen Oberst von Jahnus mit einer Heeresabtheilung von etwa 8000 Mann über den Landeshuter Pass begann, während das österreichische Hauptheer dem weichenen Hauptheere des Gegners nach der Lausitz folgte. Zur Vertheidigung des Gebirges hatte man preussischerseits eine Reihe von Schanzen wie z. B. bei Friedland und Gottesberg aufgeworfen, aber es fehlte jetzt an Mannschaften zu ihrer Vertheidigung. Der etwas verstärkten Garnison von Schweidnitz blieb allein der Schutz des Gebirges überlassen. Die von dieser nach dem Gebirge zu vorgeschobenen Posten zogen sich vor der überlegenen Zahl der Feinde zurück und liessen Jahnus bereits am 10. Juli sich mit einigen tausend Mann in Landeshut, Liebau und Schmiedeberg festsetzen.



Das Erste, was der übrigens dem reformirten Bekenntnisse angehörige Oberst Jahnus that, war, dass er die von der preussischen Regierung zur Verhütung der Desertionen in den Dörfern eingerichteten sogenannten Blockwachen abschaffte bei Todesstrafe für die betreffende Schildwache, Feuer und Schwert für das ganze Dorf und 100 Stockprügeln für den betreffenden Schulzen. Der Magistrat von Landeshut musste überall in den Dorfschaften des benachbarten Kreises dieses Gebot sowie das weitere, von dem Erscheinen preussischer Truppen sofort Nachricht zu geben, den Schulzen mittheilen und von diesen durch Unterschrift beglaubigen lassen.

Die Oesterreicher verlangten sogleich in Landeshut von den Beamten ein Treugelöbniß für die Königin von Ungarn, zu welchem sich allerdings nur einige wenige herbeiliessen, theilweise auch nur unter der Erklärung, der Schwur könne doch nur so lange Geltung haben, als die österreichischen Truppen den Ort besetzt hielten, während die Mehrzahl sich flüchtete, einige aber auch die infolge ihrer Weigerung über sie verhängte Gefangenschaft zu ertragen hatten. Bei weiterem Vorrücken vertheilten die österreichischen Truppen ein vom 12. Juli datirtes Patent, welches die Schlesier für Unterthanen der Königin von Ungarn erklärte, sie deren landesherrlichen Schutzes versicherte und natürlich auch die Ablieferung der Steuern an den österreichischen Kommissar und die zur Erhaltung der Truppen nöthigen Lieferungen gegen Quittungen, deren spätere Einlösung verheissen wurde, verlangte.

Noch auf böhmischem Boden aus Leitmeritz erliess der König unter dem 22. Juli 1757 eine Gegenerklärung gegen jenes Manifest, das die getreuen Vasallen und Unterthanen gegen ihren rechtmässigen Landesherrn freventlich aufwiegle, den Abfall mit der härtesten Bestrafung des Meineids bedrohend und allen Getreuen des Königs mächtigen Schutz wider alle feindlichen Drohungen verheissend. Aber für den Augenblick konnte er nicht verhindern, dass österreichische Streiftruppen das ganze Gebirge erfüllten. Mitte

Juli rücken sie in den nordwestlichen Teil der Grafschaft, das Gebiet von Neurode, ein. Als man damals eine Rekrutenaushebung für das preussische Heer im Glatzischen versucht, entweicht fast die ganze waffenfähige Jugend über die Grenze. Andererseits schreiben die Oesterreicher am 16. Lieferungen in den Dörfern um Hohenfriedeberg und in der Gegend von Gottesberg aus. Jahnus selbst schlägt sein Hauptquartier bei Freiburg in der Kolonie Zeiskenberg auf, am 17. werden die königlichen Kassen in Hirschberg geleert, am 23. dringen Panduren in Friedland ein und misshandeln den Bürgermeister. Nachdem inzwischen das preussische Hauptheer unter dem Prinzen von Preussen in der zweiten Hälfte des Juli über Zittau nach Löbau und Bautzen zurückgewichen war, drangen auch von dieser Seite Oesterreicher über Böhmisches-Friedland in Schlesien ein, besetzten Friedeberg am Queiss, Greifenberg und Löwenberg, wo am 1. August die preussischen Adler von den öffentlichen Gebäuden abgenommen werden. In Greifenberg ward das österreichische Feldkriegskommissariat eingerichtet, die Beamten wurden, wenn sie sich der Treugelöbnisse an die neue Regierung weigerten, gefangen fortgeführt. Die Meisten fanden sich mit einer Verpflichtung zur Ausführung der kaiserlichen Befehle ab, nur der Landrath des Löwenberger Kreises von Zimmermann, der sich zu keinerlei Transaktion herbeilassen mochte, ward bis 1758 in Böhmen in harter Gefangenschaft gehalten. Die Oesterreicher gingen bald noch weiter vor, plünderten die Salzniederlage in Bunzlau, führten deren Vorräthe nach Greifenberg und setzten sogar Goldberg in Requisition trotz der Nähe von Liegnitz, hinter dessen durch einige Redouten verstärkten mittelalterlichen Befestigungen sich eine preussische Garnison barg. Diese duldeten dann auch die österreichische Besetzung von Goldberg nicht, und eine Abtheilung von Husaren überrumpelte in der Nacht vom 12. zum 13. August Goldberg, indem sie, als der durchpassirenden sächsischen Post das Thor geöffnet ward, mit Eindrang und den kleinen feindlichen Posten gefangen nahm. Mitte

August rückte dann auch in Oberschlesien eine kleine österreichische Heeresabtheilung unter Oberst Simbschen ein. Es waren meist nur kleine Reitertrupps von 40 bis 50 Mann, die aber in den Grenzstädten wie Patschkau, Neustadt, Ziegenhals, Ratibor, Leobschütz Schaden genug zu thun vermochten, die Kassen leerten, treugesinnte Beamte wie z. B. den Landrath von Eicke fortschleppten und im Grossen und Ganzen die Fortführung der preussischen Regierung unterbrachen.

Ueber diese Fortschritte der Oesterreicher, welche allmählich Oberschlesien ganz und gar in Kontribution setzten und nun auch in Niederschlesien immer mehr Boden gewannen, war Niemand unglücklicher als der Minister für Schlesien Graf Schlabrendorf, der Geld, Proviant, Fourage schaffen und vor Allem das Vertrauen der Einwohnerschaft und die Anhänglichkeit an den König aufrecht erhalten und stärken sollte unter Umständen, die von Tage zu Tage bedrängter wurden, während er dabei noch der Meinung war, dass die eingedrungenen österreichischen Truppen keineswegs an Zahl so stark seien, dass man sich ihrer nicht hätte erwehren können. Vergebens hatte er den Prinzen von Preussen, der das preussische Hauptheer nach der Lausitz zurückzuführen hatte, um Hülfe gebeten, vergebens auch die Kommandanten der verschiedenen Festungen zu Diversionen zu veranlassen sich bemüht. Unter dem 13. August schreibt er seinem königlichen Herrn —: „überhaupt glaubt ein Jeder der Kommandanten in den schlesischen Festungen, dass er ohne expresse Ordre von Ew. Majestät Nichts an Mannschaften aus deren Festungen detachiren dürfe, ob ich gleich Denenselben mehr wie einmal remonstriret, dass sie keinen Ueberfall von feindlichen Seiten zu fürchten hätten und die Festungen jetzo mit 24 (?) Bataillons überflüssig besetzt wären, statt im vorigen Kriege nicht mehr als 8 Bataillons darin gestanden, der jetzo im Lande seyende Feind auch nicht stark genug sei, noch Artillerie bei sich habe, gegen Festungen Etwas zu tentiren und man ihm dahero in seinen Streifereien nach

Möglichkeit Einhalt thun und in Respekt halten müsse, um denen gut gesinnten Landes-Einwohnern nach Möglichkeit Schutz zu leisten.“ Als dann endlich Generalmajor von Kreytzen, der von Schweidnitz aus die Gebirgsgegenden schützen sollte, nach vielfachem Drängen von Schlabrendorf und vielleicht auf des Königs speziellen Befehl um die Mitte August gegen Landeshut vorging, schrieb Schlabrendorf an den König, er verspreche sich „von der Expedition bei denen kränklichen schwachen Umständen des Generalmajors von Kreytzen nicht soviel, als wenn Ew. Majestät geruhet, einem mehr vigourensen und dispositionsfähigen General das Commando über die in Schlesien stehenden Truppen anzuvertrauen, weil ich gewiss versichert bin, dass sodann der Feind nicht mehr lange allhier sein Handwerk würde treiben dürfen.“ Die Befürchtungen des Ministers erfüllten sich im vollsten Masse. Kreytzen wurde unweit von Landeshut am 15. und 16. August von Jahnus geschlagen und verlor neben vielen Gefangenen auch 6 Geschütze.

Der König hatte auf den erwähnten Bericht seines Ministers fast unwillig geantwortet: „Der Herr Präsident kennt den Krieg noch nicht, und im Krieg geht es nicht anders zu“; aber doch hinzugefügt: „Uebrigens ist Grumbkow schon im Marsche“. Generalmajor Grumbkow war um den 22. August mit drei allerdings sehr schwachen Regimentern Fussvolk und dem Wartenbergischen Husarenregimente aus dem Görlitzer Lager abgesendet worden, um die Feinde aus Schlesien zu vertreiben. Derselbe überraschte in der That die Oesterreicher in Greifenberg am 23. August, nahm, nachdem seine Geschütze das Laubaner Thor gesprengt hatten, die Besatzung gefangen, eroberte dort die Bunzlauer Salzvorräthe, fing bei Seifersdorf eine österreichische Patrouille ab, erschien am 24. in Löwenberg, die Kroaten von hier eilig zurückscheuchend, und am 26. in Goldberg, von wo er dann über Jauer nach Schweidnitz marschierte, um hier der Besatzung eine sehr erwünschte Verstärkung zuzuführen. Er hatte in diesen Städten die

preussischen Adler wieder aufrichten lassen, den Einwohnern neue Zuversicht gebracht, auch den Feinden etwas mehr Vorsicht und Zurückhaltung gelehrt, aber zu vertreiben hatte er sie nicht vermocht; Streifpartien derselben erschienen sofort wieder, sowie er den Rücken gewendet hatte, und schätzten wohl auch, wie das z. B. in Greifenberg geschah, die Einwohner unter dem Vorwande, die Preussen herbeigerufen zu haben. In Hirschberg wurden gerade um diese Zeit am 24. August die preussischen Adler abgenommen. Bei dieser Gelegenheit geschah es, dass ein österreichischer Offizier, der selbst an der Demolirung eines Adlers mitzuwirken sich gedrungen fühlte, in allzugrossem Eifer sich mit seinem eignen Säbel übel verletzte, worauf dann die Strassenjugend spottete: seht, seht, der Adler hat ihn gehackt.

Am Wenigsten gelang es in der Waldenburger Gebirgsgegend, die Feinde zurückzudrängen, hier lag die Abwehr ganz allein dem Kommandanten von Schweidnitz ob, der doch mit seinen Garnisonbataillonen und einigen Schwadronen Reiter nicht viel vermochte.

Wenn es sich bei den bisher erzählten Ereignissen immer nur um den Einfall einer einzelnen Heeresabtheilung gehandelt hatte, so drohten dem Schlesierlande unvergleichlich schwerere Gefahren von dem Augenblick an, wo die österreichische Hauptarmee nun die Eroberung des Landes in Angriff nahm. Nach dieser Seite drängte jetzt im Sommer 1757 auf österreichischer Seite Alles, ebenso der allmächtige Minister Kaunitz, welcher nach den seit dem Kolinier Siege errungenen Erfolgen die Zeit gekommen sah, auf das eigentliche Ziel des ganzen Krieges direkt loszugehen, wie die Heeresleitung, welche zur Schonung Sachsens verpflichtet in der Eroberung Schlesiens das beste Mittel erblickte, die grosse Armee während des Winters zu erhalten, und wenn die Franzosen bei dem Beginne des Feldzuges von ihren österreichischen Verbündeten ein Vorgehen gegen Sachsen verlangt hatten, so liessen sie jetzt diese Forderung fallen, um nicht zu einer ihnen unerwünschten Vereinigung ihrer

Streitkräfte mit den österreichischen genöthigt zu sein. Das letzte Bedenken der österreichischen Heerführer schwand, als König Friedrich, nachdem er den weit überlegenen Feinden wiederholt vergeblich eine Schlacht angeboten hatte, durch das Anrücken der Franzosen über Erfurt beunruhigt, am 25. August mit etwa 20000 Mann gegen Dresden und Leipzig abmarschirte, dem Herzoge von Bevern das Hauptheer zurücklassend, aber damit zugleich auch die furchtbar schwere Aufgabe, mit etwa 40000 Mann sich erfolgreich dem österreichischen Hauptheere gegenüber, das allmählich bis auf nahezu 90000 Mann gekommen war, zu behaupten.

Am 31. August bezog der Herzog ein Lager vor Görnitz an der Lauskrone, während General Winterfeld eine gesonderte Heeresabtheilung von etwa 1000 Mann bei Moys befehligte, von dem Hauptheere zwar räumlich nicht weit entfernt, aber durch die Neisse, die hier in einem besonders tief eingeschnittenen Thale fließt, geschieden. Diesen letzteren Umstand benutzend führten die Oesterreicher unter dem kühnen Nadasdy am 7. September einen Ueberfall auf den Posten von Moys aus, der mit überlegenen Streitkräften ins Werk gesetzt um so sicherer gelang, da mangelnde Sorgsamkeit der Feldwachen die Feinde allzunahe hatte herankommen lassen, als dass rechtzeitig von dem Hauptheere Beistand hätte eintreffen können. Anscheinend ist die traditionelle Angabe, dass Winterfeld aus einer Kriegsrath-sitzung bei dem Herzoge durch die Nachricht von einem Angriffe der Feinde auf seine Stellung abgerufen mit den Worten geschieden sei: — „ah, meine Gäste sind da, ich eile sie zu empfangen“, vor der Kritik nicht aufrecht zu erhalten. Winterfeld hat vielmehr, nachdem er sich vom Herzoge verabschiedet, ohne eine Ahnung einer ihm drohenden Gefahr noch verschiedene Geschäfte besorgt. Nur das scheint richtig, dass seine Offiziere in seiner Abwesenheit nicht gewagt haben, auf eigne Hand rechtzeitig die nöthigen Anordnungen zur Abwehr des Angriffs zu treffen, den sie sich vorbereiten sahen. Als er endlich an Ort und Stelle war, fand er den beherrschenden Punkt, den Jäkel- oder Holzberg, bereits

in der Gewalt der Feinde, und indem er zu dessen Wiedereroberung seine Krieger selbst erfolgreich anführte, traf ihn bei einem neuen Angriffe der Oesterreicher eine Kugel tödtlich. So endete nun der zweite der Helden, welche so hoffnungsreich und thatenlustig von Schlesien aus den Feldzug dieses Jahres eröffnet hatten. Es war ein Verlust, den König Friedrich in seiner ganzen Schwere empfand.

Dass dann der Herzog von Bevern schon aus Verpflegungsrücksichten, und um den schlesischen Festungen näher zu sein, nach Bunzlau zurückging, wo er am 12. September eintraf, fand die vollständige Billigung des Königs. Von hier aus vermag er noch dem Letzteren zu schreiben, er gedenke, sowie er den nöthigen Brotvorrath sich verschafft, zwischen Liegnitz und Schweidnitz eine Stellung zu nehmen und den Feind, wenn er aus den Bergen debouchire, muthig anzugreifen. Aber als er in Bunzlau fünf Tage durch Fürsorge für die Verpflegung zurückgehalten endlich am 18. gegen Liegnitz aufbrach und tags darauf jenseits der Katzbach bei Barschdorf südöstlich von Liegnitz ein Lager aufschlug, war ihm Prinz Karl mit der österreichischen Armee bereits mit der Besetzung von Jauer zugekommen, und nur eine Schlacht konnte ihm die Verbindung mit Schweidnitz wieder eröffnen. Wohl dachte der Herzog an eine solche, aber in seiner Umgebung fand der Gedanke mit Rücksicht auf die grosse Ueberzahl der Feinde den entschiedensten Widerspruch. Wir erfahren, dass Generäle von sonst bewährter Tapferkeit vor der Verantwortung solches ungleichen Kampfes zurückbeboten und in den Herzog drangen, nur die Besatzungen der Festungen zu verstärken, das Heer aber über die Oder nach Glogau zu führen, um dort das Heranrücken des Königs abzuwarten. General Goltz, dem die Verpflegung des Heeres oblag, that das Aeusserste, um den Herzog möglichst lange bei Liegnitz festzuhalten, wo aus den Glogauer Magazinen das Heer verpflegt werden konnte. Der Herzog wich den Vorstellungen seiner Generäle nur insoweit, dass er wirklich am 20. September 7 Bataillone nach den schlesischen Festungen

entsandte, drei nach Schweidnitz und je eins nach Brieg, Glatz, Neisse und Kosel, eine Massregel, die ganz besonders von dem Könige getadelt worden ist, da das ohnehin schon schwache Heer des Herzogs nun in noch höherem Masse ausser Stand gesetzt wurde, den Kampf mit den übermächtigen Gegnern erfolgreich aufzunehmen. Aber auch die Stellung bei Liegnitz blieb nicht lange haltbar. Am 24. September besetzten die Oesterreicher die Höhen von Wahlstatt und versuchten bald den linken Flügel der Preussen zu umfassen; ihre leichten Truppen schwärmten bereits im Rücken des preussischen Lagers. Bald musste das preussische Heer, das schon die Verbindung mit Schweidnitz eingebüsst hatte, auch die mit Breslau verlieren. Da fasste der Herzog ganz für sich allein einen kühnen Entschluss, und nachdem er noch am 26. September eine Beschiessung seines Lagers und einen Angriff auf das Dorf Barschdorf, das General Lestwitz tapfer vertheidigte, abgeschlagen hatte, überschritt er in der darauf folgenden Nacht die Katzbach und marschirte dieser entlang der Oder zu, welche er am 29. bei Dieban oberhalb von Steinau überschritt, dann auf deren rechtem Ufer stromaufwärts marschirte und am 1. Oktober vor Breslau stand, wo er dann auf das linke Ufer zurückgehend hinter dem westlich unweit von Breslau in die Oder mündenden Flüsschen Lohe Stellung nahm zur grossen und sehr unerwünschten Ueberraschung für die heranrückenden Oesterreicher.

Schien nun dieser mit Recht bewunderte Zug des Herzogs der Landeshauptstadt Schutz bringen zu können, so war die Lage Schlesiens immer noch eine sehr ernste und bedrohliche. Die Aufstellung Beverns vor Breslau gab doch nun einmal bei Weitem den grössten Theil Schlesiens schutzlos den Feinden preis. Gleichzeitig drangen österreichische Truppentheile auch in Oberschlesien ein, das unvertheidigte Land nach Gefallen mit Lieferungen und Kontributionen heimsuchend, so dass wie aus einem überschwemmtten Gebiete nur noch die wenigen Festungen inselgleich hervor-

schaute. In den schlesischen Städten wurden überall die Abzeichen der preussischen Herrschaft entfernt und durch österreichische ersetzt, die Beamten und Stadtbehörden von der neuen Regierung in Pflicht genommen. Wir erfahren nicht, dass die Wendung irgendwo mit Freuden begrüsst worden sei, hören aber auch entsprechend der im Grunde weichen schlesischen Art wenig von einer standhaften Geltendmachung preussischer Gesinnung, vielleicht mit Ausnahme der Landräthe, deren doch mehrere wegen mangelnder Fügsamkeit von den Oesterreichern fortgeschleppt wurden. Dass man wenigstens hier in Niederschlesien den Einwohnern nicht besonderes Zutrauen schenkte, zeigt die von den Oesterreichern verlangte Ablieferung aller Waffen. Niemals, seit die preussischen Soldaten schlesischen Boden betreten, hatte ihre Sache so schlecht gestanden. Der König selbst in drückender Geldnoth griff bereits zu dem Mittel, vom September an alle Pensionen aus Staatskassen, alle Besoldungen, soweit sie nicht an die kämpfenden Heere gingen, bis auf Weiteres zurückzubehalten, wo dann die Betheiligten sehen mochten, wie sie auf die ihnen gewährten sogen. Kassenanweisungen für die Zukunft Geld erhalten mochten, ein Schritt, der natürlich den Kredit der Regierung arg herabdrückte. In solcher Lage und unter dem Eindrucke dieses thatsächlichen Vordringens der österreichischen Waffen wie unter den sich häufenden Nachrichten von der Bedrängniss des Königs durch die von allen Seiten andrängenden Feinde und den vielfachen Misserfolgen der preussischen Waffen sank von Tage zu Tage die Stimmung der preussisch Gesinnten in Schlesien; die österreichische Partei erhob ihr Haupt mächtiger als je und riss eine Menge Schwankender durch die Drohung mit einer eventuellen Ahndung seitens der siegreichen Oesterreicher mit sich fort. Die katholische Geistlichkeit, von der ein grosser Theil sich schliesslich mit der preussischen Regierung leidlich eingelebt hatte, ward von einigen Heissspornen von Neuem gegen dieselbe aufgeregt und am Ende zu der Ueberzeugung gebracht, dass ihr Glaubens-

interesse es verlange, sich offen als Anhänger der wieder neuerstehenden österreichischen Herrschaft zu bekennen. Andererseits waren dann, wie es in solchen Zeiten der Prüfung zu geschehen pflegt, die treu Gebliebenen durch die Ungunst der Zeit verbittert, nur allzu geneigt, der Gegenpartei das Allerschlimmste zuzutrauen und nicht wählerisch mit Verdächtigungen, die vielfach über das Ziel hinausschossen, aber doch vielen Schaden anrichten konnten. Der arme Minister von Schlabrendorf, der für das Heer die nothwendige Verpflegung schaffen sollte, während mit jedem Tage die Zahl der schlesischen Orte, wo ein Befehl der preussischen Regierung noch Geltung haben konnte, sich minderte, ward von den verschiedensten Seiten mit Rathschlägen und Warnungen überlaufen und trotz seiner im Grunde wohlwollenden Gesinnung am Ende auch selbst verbittert. Schon im August geht er soweit, auszusprechen, der König möge versichert sein, dass unter tausend katholischen Geistlichen nicht Einer sei, „welcher einen treuen Blutstropfen gegen Ew. Maj. bei sich führet“. Wie gedrückt die Stimmung auch in Breslau und wie arg das Treiben mit den rücksichtslosen Verdächtigungen damals gewesen, das ersehen wir recht deutlich aus einem Briefe, welchen der König unter dem 6. Oktober an den erst kürzlich zum Kommandanten von Breslau ernannten General von Katte richtet, und der gleich derart beginnt, der König habe sowohl durch Offiziere wie durch Leute aus dem Publikum erfahren, dass der General „sich so timide und so wenig Contenance und Resolution zeige“, so dass das Publikum und alle Wohlgesinnten ganz niedergeschlagen würden und zu besorgen sei, der Feind werde, falls er etwas gegen Breslau unternähme, keinen entschlossenen Widerstand finden. Der General habe mit seinem Kopfe dafür zu stehen, dass Breslau sich bis auf den letzten Mann vertheidige.

Wenn der österreichische Heerführer es als eine sehr unangenehme Ueberraschung angesehen hatte, dass der Herzog von Braunschweig-Bevern ihm zuvorgekommen war

und die Stellung hinter der Lohe westlich unter den Mauern von Breslau eingenommen hatte, so sah dagegen dieser Letztere trotz des errungenen Erfolges seine Lage als überaus gefährdet an, mit Rücksicht auf die grosse Ueberlegenheit des Feindes und den durch die Anstrengungen der letzten Zeit herbeigeführten schlechten Zustand der preussischen Kavallerie. Es geschah sogar das Merkwürdige, dass bereits zwei Tage nach der Ankunft des Herzogs in dem Lager vor Breslau in einem Kriegsrathe, zu dessen Einberufung der Herzog durch seine Generäle gedrängt worden war, die Letzteren erklärten, diese Stellung sei eben infolge der grossen Ueberlegenheit des Feindes in solchem Masse gefährdet, dass, um dem Könige sein Heer zu erhalten, Nichts übrig bleibe, als unverzüglich auf das rechte Oderufer, ja sogar bis unter die Kanonen von Glogau zurückzugehen und dort die Ankunft des Königs zu erwarten. Der schlesische Minister von Schlabrendorf, den der Herzog zur Theilnahme an diesem Kriegsrathe ins Lager entboten hatte, versichert, auf das Kräftigste widersprochen und dabei auch den Beifall des Oberfeldherrn gefunden zu haben; da jedoch „die übrige Generalität die Nothwendigkeit der Ausführung sothanen Dessins behauptet, ist es dabei geblieben“, und Schlabrendorfs Vorstellungen vermochten nur soviel durchzusetzen, dass der beschlossene Rückzug wenigstens nicht bereits die nächste Nacht sondern erst nach Ablauf des folgenden Tages zur Ausführung kommen solle, da doch dann der Minister mit der Armee gehen und unter deren Schutze die öffentlichen Kassen sowie alle wichtigeren Papiere und Akten mit fortführen müsse, zu deren Verpackung unter allen Umständen eine gewisse Zeit erforderlich sei.

Der Minister stattet sofort dem König Bericht ab. „Mit was für einem niedergeschlagenem Gemüthe“, schreibt er, „ich dies an Ew. Maj. melde, kann ich nicht beschreiben, und ich bin gewiss versichert, dass Ew. Maj. diesen Schritt missbilligen werden“.

Zugleich aber entschliesst er sich, noch einen Versuch

bei dem Herzoge zu machen und stellt demselben in einem längeren Schreiben vor, wie der Rückzug des Heeres unvermeidlich den Fall von Breslau und den Verlust von Schlesien mit allen Hilfsquellen dieser Provinz zur Folge haben werde, dass also dann ein grosses Unglück ganz sicher eintreten müsse, während bei einem Beharren in der gewählten Stellung selbst im Falle eines Angriffs durch den Feind noch die Hoffnung auf siegreiche Abwehr bleibe. Er machte sich, als er den Brief schrieb, wenig Hoffnung, etwas zu erreichen, und der zweite Theil des Schreibens bespricht auch nur die eventuelle Form der Ausführung jenes Beschlusses. Doch der Herzog, der wohl wusste, wie viel dem Könige an der Behauptung Breslaus liege, und dass derselbe ihm geradezu befohlen habe, keinen Kriegsath zu halten, sondern selbständig zu agiren, entschloss sich wirklich, im Widerspruch mit seinen Generälen seine Stellung zu behaupten, und des Königs scharfer Befehl, falls jener Beschluss bereits zur Ausführung gekommen sei, zurückzukehren, wieder die Oder zu überschreiten und „Breslau *absolutement* zu decken“, fand den Herzog in seinem Lager hinter der Lohe, hinter der er sich zu verschanzen bemühte.

Fall von Schweidnitz.

Hielt so der Herzog noch daran fest, Breslau zu schützen, so war er dagegen von Schweidnitz vollständig abgeschnitten und diese Festung zunächst ganz auf sich selbst angewiesen.

Der König hegte die Hoffnung, es werde für die Oesterreicher zu spät im Jahre sein, um sich noch auf eine ernstliche Belagerung einzulassen, aber für die Oesterreicher war es gleich von vornherein bestimmt in Aussicht genommen worden, wenigstens eine der schlesischen Festungen zu erobern, um ihre Winterquartiere in diesem Lande zu sichern, und so ward dann der entschlossenste der öster-

reichischen Führer, General Nadasdy, dazu ausersehen, im Oktober 1757 die Belagerung von Schweidnitz zu unternehmen mit einem Truppenkorps, das sich bald bis auf 30000 Mann verstärkte und vom 13. Oktober an die Stadt vollständig von allen Seiten einschloss.

Als die Befestigung von Schweidnitz in dem Jahre 1747—1748 ausgeführt wurde, hatte man des Königs Wunsche entsprechend auf die Schonung der in den Vorstädten vorhandenen zahlreichen Baulichkeiten möglichst Rücksicht genommen, was allerdings doch nur auf Kosten der Stärke der Festungswerke hatte geschehen können und z. B. der Verbindung der Aussenforts unter einander und somit der wechselseitigen Unterstützung derselben im Falle eines Angriffs nothwendig Eintrag thun musste; allerdings hatte der Kommandant, als im Jahre 1757 die Gefahr einer Belagerung näher trat, das früher Versäumte nachzuholen sich bemüht, und es waren, wie die Schweidnitzer klagten, die schönsten Gärten gänzlich ruinirt und viele Häuser niedergefallen worden, ohne dass die Eigenthümer eine Entschädigung zu erlangen vermocht hatten, aber die Mängel der ursprünglichen Anlage hatten doch nicht beseitigt werden können.

Die Festung war mit Artillerie und Munition wohl versehen und schloss eine Besatzung in sich, die man allmählich auf 6000 Mann erhöht hatte, aber die zahlreichen Geschütze hatten bei Weitem nicht genug Kanoniere zu ihrer Bedienung, und unter der Besatzung waren nahezu zur Hälfte zum preussischen Dienst gepresste Sachsen, welche in Trupps von 9—10 Mann desertirten und beim Kampfe vielfach ihre Patronen wegwarfen und die Kugeln abbrechen. Von Westen und Süden von Schönbrunn, Bögendorf und Kroischwitz begannen die Belagerer in den letzten Tagen des Oktober ihre Laufgräben und setzten dieselben fort, obwohl das Feuer der Festung manchen Schaden that und ein von Generalmajor von Rebentisch geleiteter Ausfall am 30. Oktober ihnen grosse Verluste an Todten und

Gefangenen und auch die theilweise Zerstörung ihrer Arbeiten kostete. Das seit dem 31. Oktober begonnene Bombardement übte aber eine bedeutende Wirkung, beschädigte die zunächst vorliegenden Forts erheblich und äscherte den westlichen und südlichen Theil der Stadt ein. Seit dann in der Nacht vom 7. zum 8. November die zweite Parallele eröffnet und die Festung nun aus 56 Kanonen und 17 Mörsern beschossen werden konnte, wurden deren Geschütze grösstenteils zum Schweigen gebracht, während eine massenhafte Desertion, welche sich auf über 900 Mann ausgedehnt haben soll, mehr noch als das Feuer der Belagerer die Besatzung dezimirte. Aber noch zögerte General von Seers, der am 10. November an ihn gerichteten Aufforderung zu entsprechen; er verlangte einen Waffenstillstand, um Verhaltensbefehle von dem Herzoge von Bevern einholen zu können. Aber während er immer noch an der Hoffnung auf Entsatz festhaltend Zeit zu gewinnen strebte, drängte umgekehrt Nadasdy auf schnelle Entscheidung. Er wusste von dem Siege Friedrichs bei Rossbach am 5. November und dessen eiligem Aufbruche nach Schlesien. Unter dem Eindrucke dieser Siegesnachricht konnte doch vielleicht der Herzog von Bevern sich zu einem kühnen Wagnisse auffassen und alle bisherigen Erfolge der Oesterreicher gefährden. Es kam dann noch der Umstand dazu, dass er mit einer dritten Parallele noch näher an die Festung heranzugehen nicht wagen durfte aus Besorgniss in den Bereich der Minen zu kommen, während dieser Gefahr durch eigne Minen entgegenzutreten bei der Ungunst der Jahreszeit allzu schwierig schien. So drängte jede Erwägung zu dem Versuche eines Sturmes auf die Befestigungen der West- und Südseite, vor allem das Garten- und das Bögenfort, die durch die Beschiessung bereits sehr beschädigt waren, und deren Vertheidigern man mit grosser Ueberzahl entgegen-treten konnte, umsomehr, da bei der ganzen Anlage der Festung, wie wir wissen, jedes der Forts auf sich allein angewiesen blieb und nicht leicht im Falle eines Angriffs von den andern Unterstützung hoffen durfte. So unternahm

denn in der Nacht vom 11. zum 12. November Nadasdy, während lärmende Scheinangriffe der Kroaten die Besatzung allgemein alarmirten, einen allgemeinen Angriff auf die genannten beiden Forts und die zwischen ihnen liegende Redoute II, dessen nur das Gartenfort sich zu erwehren vermochte.

Nach dem Falle des Hauptbollwerks auf der Südseite glaubte nun der Kommandant von Seers keinen erfolgreichen Widerstand mehr leisten zu können, sondern kapitulierte am 12. November 1757. Eine Besatzung, die immer noch aus beinahe 5000 Mann bestand, und sehr ansehnliche Vorräthe namentlich an Kriegsmaterial fielen in die Hände des Siegers, der hier 2500 Mann Besatzung unter dem General Thierheim zurückliess.

Schlacht bei Breslau und Ergebung der Stadt.

König Friedrich war auf die Nachricht, dass die Oesterreicher gegen seine Erwartung nun doch mit der Belagerung von Schweidnitz Ernst machten, Mitte Oktober Willens gewesen, selbst zum Entsätze herbeizueilen, aber dann wieder davon abgegangen, sowie er Aussicht bekam, dass sich die Franzosen und Reichstruppen ihm zum Kampfe stellen würden, und auch der Herzog v. Braunschweig-Bevern hatte zum Entsätze der Festung Nichts zu thun vermocht. Dagegen hatte er wohl daran gedacht, die Zeit, wo etwa vom 21. Oktober an ein Drittheil des österreichischen Heeres gegen Schweidnitz entsendet war, zu einem allgemeinen Angriffe zu benutzen. Doch da auch jetzt noch seinem wenig mehr als 20000 Mann betragenden Heere 55000 Feinde gegenüberstanden, so verschob er das Wagstück von einem Tage zum andern umsomehr, da seine Generäle, vielleicht etwa Zieten und Goltz ausgenommen, einen üblen Ausgang voraussagten und er, wie er selbst schreibt, des Landes unkundig sich nicht traute, den wieder-

holten Weisungen des Königs entsprechend, von allen Kriegsräthen abzusehen, in denen doch nach des Königs Meinung „die timidere Partei den grössten Haufen machte“. Und als dann Schweidnitz gefallen war, blieb auch die letzte Chance eines Angriffs, bevor das Nadasdysche Korps wieder herangerückt war, unbenutzt, und er musste einem Angriffe des wieder vereinigten österreichischen Heeres entgegensehen, gegen welches die von ihm errichteten Schanzen an der Lohe nur unzulänglichen Schutz gewähren konnten.

Dieser Angriff erfolgte am 22. November auf der ganzen Linie gegen die preussischen Aufstellungen hinter der die Stadt Breslau im Westen und Süden umfliessenden Lohe. Diese Linien hatten auf der rechten Flanke treffliche Deckung an der Oder; desto weniger geschützt war die andere Seite, wo die von Süden her kommende Lohe keine Deckung mehr gewähren konnte. Um auf dieser Seite zu verhüten, dass ein feindliches Korps zwischen der Lohe und der Stadt vordringe und die preussische Stellung von linksher aufrolle, hatte der Herzog eine gesonderte Heeresabtheilung unter General Zieten im Süden der Stadt gegen Oltaschin und Kleinburg hin aufgestellt und diese noch besonders verstärkt, in der Meinung, von hier, wo der bewährteste der österreichischen Generäle, der kühne Nadasdy, kommandirte, drohe die grösste Gefahr. Und in der That hat nun Zieten sich erfolgreich gegen Nadasdy vertheidigt und das ihm entrissene Kleinburg mit tapferem Ringen zurückerobert. Aber den Hauptangriff richteten die Oesterreicher nicht gegen dieses detachirte Korps, sondern gegen den linken Flügel der Preussen, welcher den Loheübergang bei Gross-Mochbern zu vertheidigen hatte und von weit überlegenen Streitkräften zurückgedrängt wurde. Die von dem Zietenschen Korps herangezogene Hilfe zeigte sich als unzulänglich, und das allerdings zum grossen Theile aus ganz jungen Soldaten gebildete Regiment Schultze ergriff unrühmlich die Flucht. Generalmajor Schultze, der hier kommandirte, ward tödtlich verwundet und im entscheidenden Moment verliess der Herzog selbst vielleicht, um von Zieten

weiteren Succurs schneller herbeizubringen, den gefährdeten Punkt, und nun erlag schon infolge mangelnder Führung die kleine Schaar der Preussen. Im Besitze von Gräbschen und Klein-Mochbern vermochten die Oesterreicher jetzt auch weiter nordwestlich siegreich vorzudringen, wo bei Schmiedefeld das preussische Centrum in schwerem Kampfe gegen den übermächtigen Gegner rang, dem es nun, in der Flanke angegriffen, weichen musste. Die sinkende Sonne fand die Schlacht zu Ungunsten der Preussen entschieden, und auch der noch unüberwundene rechte preussische Flügel sowie Zieten mit seinem Korps mussten den Rückzug antreten, welchen das Heer während der Nacht durch die Stadt nach dem rechten Oderufer nahm.

Der General Nadasdy, welcher den rechten Flügel des österreichischen Heeres befehligte, beeilte sich nun am Tage nach der Schlacht Breslau im Süden und Osten bis zur Oder hin einzuschliessen, während General Beck mit einer Abtheilung leichter Truppen noch am 23. November bei Sandberg unterhalb von Breslau über die Oder setzte, um das zwischen Rosenthal und Protsch an der Weida gelagerte geschlagene preussische Heer zu beobachten. In Breslau hatte man zur Ermöglichung einer wirksamen Vertheidigung auf des Herzogs Befehl im Oktober mit der Niederlegung der Vorstädte begonnen, doch die Sache nur sehr unvollkommen durchgeführt, so dass hier noch Vieles stehen geblieben war. Jetzt erschrak man nicht wenig, als die Oesterreicher mit dem Baue von Batterien in der Ohlauer Vorstadt begannen. An diesem Tage erschien auch der Artillerieoberst v. Walther in der Festung, um in Nadasdys Namen die Uebergabe der Stadt zu beantragen. Von Katte antwortete, darüber habe der Oberbefehlshaber, der Herzog von Bevern, zu entscheiden, er als Kommandant könne Nichts thun als sich vertheidigen.

Thatsächlich aber hatte General von Katte, der sonst bei früheren Gelegenheiten mannigfache Beweise von Unerschrockenheit gegeben, und trotzdem ihn der König

mit seinem Kopfe dafür verantwortlich gemacht hatte, dass er Breslau bis auf den letzten Mann vertheidigen werde, doch jetzt so sehr den Muth verloren, dass er Nichts als eine Kapitulation ersehnte. Am Morgen des 24. November sandte er den Hauptmann von Ahlefeld nach dem Lager von Protsch heraus mit der Meldung, der Feind habe ihm die günstigsten Bedingungen, die er als Kommandant sich nur wünschen könne, angeboten, wenn er die Stadt bis 2 Uhr Nachmittag übergebe. Sein Bote fand das Lager in grosser Verwirrung und Bestürzung. Der Oberbefehlshaber Herzog von Braunschweig-Bevern hatte, wie er selbst darstellt, in der Nacht vom 23. zum 24. November nicht eher sich niederlegen wollen, bis ihm die eingelaufenen Kabinetsordres dechiffirt vorlägen. Da nun um 3 Uhr des Morgens sein Sekretär immer noch etwa zwei Stunden Frist dafür verlangte, hatte er diese Zeit noch zu einem Ritte benützen wollen, um sich bei dem hellen Mondscheine zu überzeugen, ob die von ihm angeordnete Verschiebung von Husaren über die Vorpostenkette hinaus zur Ausführung gekommen sei. So ritt er nur in Begleitung eines Reitknechts ohne auch nur seinen Adjutanten mitzunehmen nach dem wenig westwärts gelegenen Leipe, wo er zwar seine Posten, aber vor dem Dorfe Nichts von Husaren fand. Bei einem Bauern von hier, den er hatte wecken lassen, erkundigte er sich, ob man nicht rechts um das Dorf herum nach Protsch zurückkömme, nahm aber dann doch den Bauern, der die Frage bejahte, nicht als Führer mit, sondern ritt allein den gezeigten Weg und zwar bei zunehmender Dunkelheit, da der Mond im Untergehen war. Hier traf er, wie er schreibt, einen Graben, an den er hinritt, der ihn aber zu weit links nach dem Dorfe Ransern führte, etwa $\frac{3}{10}$ Meilen von Leipe westwärts, also in gerade entgegengesetzter Richtung von Protsch, wo der Herzog hinwollte. Als er hier an einem Zaune ein Feuer gewahrte, um das Leute gelagert waren, die er bei der Dunkelheit nicht zu erkennen vermochte, ritt er in der Meinung, dass es die von ihm gesuchten Husaren seien, darauf zu und fiel so in die Hände

eines Vorpostens von Kroaten, denen er sich gefangen geben musste, und die ihn zu ihrem Befehlshaber, dem General von Beck, führten.

Der Vorfall erscheint überaus merkwürdig und die ganze Handlungsweise des Herzogs so ungewöhnlich, dass es nicht zu verwundern ist, wenn sogleich, nachdem das Geschehene bekannt wurde, sich die Meinung bildete, der Herzog habe aus Verzweiflung über das Missgeschick, das ihn getroffen, und unter dem Druck der auf ihm lastenden Verantwortung selbst die Gefangenschaft gesucht, eine Annahme, die schwerlich für ganz widerlegt angesehen werden kann.

Den Oberbefehl an des Herzogs Stelle übernahm der älteste General, v. Kyau, unter dem Beirathe des Generals v. Lestwitz. Beide glaubten den Intentionen des Herzogs zu entsprechen, wenn sie noch am selbigen Tage den Marsch nach Glogau anträten. Während Kyau dazu die Dispositionen traf, stellte sich der Hauptmann v. Ahlefeld ein, der im Auftrage Kattes das Schicksal Breslaus auf ihre Knie legte.

Die Generäle befanden sich in tödtlichster Verlegenheit. Sie wollten fort mit dem Heere aus Furcht, der Feind könne über die Oder gehen, die Trebnitzer Höhen besetzen und ihnen den Weg nach Glogau verlegen. Aber sie wussten wohl, dass der auf dem Anmarsche begriffene König Breslau um jeden Preis gehalten wissen wollte. Dem Kommandanten jede Kapitulation schlankweg zu verbieten, mochte hart erscheinen in einem Augenblicke, wo man im Begriff stand, das zum Schutze Breslaus bestimmte Heer fortzuführen, also die Festung preiszugeben. So half man sich mit der schwächlichen Auskunft, man könne vielleicht Zeit gewinnen, indem man den Kommandanten Unterhandlungen über die Kapitulation anknüpfen liesse, wodurch der Feind wenigstens vor Breslau festgehalten und an dem gefürchteten Uebergange über die Oder gehindert werde.

Ein bei den Akten der gegen die Generäle später eingeleiteten kriegsrechtlichen Untersuchung befindlicher Brief

des Generalmajors von der Goltz lässt uns in die Rathlosigkeit des Lagers einen rechten Einblick gewinnen. Derselbe fand den General von Lestwitz, der sich eben seine in der Schlacht empfangene Wunde verbinden liess, voller Zweifel, der Bote des Kommandanten wartete bereits über eine halbe Stunde auf Abfertigung. Um seinen Rath befragt, erklärte Goltz: „Was ist hier gross zu rathen? Der Kommandant muss sich wehren, so lange er kann, wenn gleich der Teufel die ganze Stadt und Alles, was darin ist, holen sollte. Da der König geschrieben, dass er kommen werde, so muss man absolut dem Feind zu thun geben, damit er dem König nicht auf den Hals fallen kann.“ Aber Lestwitz meinte, „die Verfassung in der Stadt“ sei leider nicht so, dass sich ein ehrlicher Mann halten könne. Es könne da wohl besser sein, Kapitulationspunkte zu entwerfen, damit dem Könige die Stadt und die Truppen darin erhalten blieben. Solche Punkte sollte Goltz aufsetzen. Doch dieser blieb bei seiner Meinung und verstand sich nur dazu, Kapitulationspunkte solcher Art aufzusetzen, dass sie der Feind unmöglich annehmen könne, obenanstehend das Verlangen, einen Offizier an den König absenden zu dürfen und dazu 10 bis 14 Tage Frist. Lestwitz war auch damit zufrieden, Kyau unterschrieb den Entwurf, und Hauptmann von Ahlefeld trug denselben nach Breslau zurück.

Inzwischen fand sich hier im Hauptquartiere zu Prottsch auch eine Deputation der Breslauer Bürgerschaft ein, bestehend aus Kommerzienrath Fischler, Kaufmann J. R. Schmidt, dem Kretschmerältesten Senftleben und dem Fleischerältesten Hübner. Dieselbe sollte zu verhüten suchen, dass die Stadt durch ein Bombardement heimgesucht und somit ruinirt werde, da doch dem König an der Konservation der Stadt gelegen sein müsse. Insofern dies auf eine Ermächtigung zur Kapitulation für den Kommandanten hinauslief, hatte der Stadtdirektor Conradi seinen Widerspruch gegen die Absendung erst fallen lassen, nachdem der Kommandant erklärt hatte, er sei derselben nicht entgegen. General Kyau hat nachmals in seinem Ver-

höre erklärt, er habe, um die Leute los zu werden, sie damit beruhigt, man habe bereits Punkte einer Kapitulation aufgesetzt und dieselben an Katte mitgetheilt, dagegen auf das Heftigste bestritten, was die Deputirten gehört haben wollten, dass er gesagt habe, der Herzog habe, ehe er fortgeritten, Ordre hinterlassen, dass Katte einen honorablen Accord schliessen möge. Jedenfalls nahm die Deputation den Eindruck mit sich fort, dass die Kapitulation eine beschlossene Sache sei.

Fast gleichzeitig trafen im Lager von Protsch zwei königliche Feldjäger ein, Ueberbringer eines aus Bautzen vom 21. November datirten königl. Schreibens an den Herzog, das nun Kyau erbrach. Dasselbe enthielt unter Anderem auch den Befehl, das Kommando in Breslau von Katte auf Lestwitz zu übertragen. Trotz seiner Verwundung fand sich der Letztere dazu bereit und ritt nach Breslau, während Kyau mit dem Heere noch denselben Nachmittag auf dem Wege nach Glogau bis Stroppen weiterrückte. Des Königs weitere strenge Weisungen, der Herzog solle, wenn er selbst bereits auf dem Marsche sei, wieder umkehren, sich mit seinem ganzen Heere nach Breslau werfen und dies bis zu des Königs Ankunft um jeden Preis halten, kamen zu spät; als sie geschrieben wurden, hatte sich das Schicksal dieser Stadt bereits entschieden.

Der König, der Breslau um jeden Preis gehalten wissen wollte, hatte verlangt, dass 10—12 Bataillone hineingeworfen würden, thatsächlich aber hat die Garnison kaum 4000 Mann betragen, zu wenig für die keineswegs starken und dabei sehr ausgedehnten Festungswerke. Jedenfalls war der Kommandant überzeugt, den Platz nicht behaupten zu können und deshalb sehr geneigt, aus der Antwort, welche der Hauptmann v. Ahlefeld zurückbrachte, soviel zu entnehmen, dass man auch im Hauptquartiere einer Kapitulation nicht prinzipiell entgegen sei. Wenn der König ihn früher zu unbedingtem Ausharren verpflichtet hatte, so meinte er, dass seitdem die Lage der Dinge sich verändert habe, und dass nach der verlorenen Schlacht und dem Abzug des Bevern-

schen Heeres er den Ruin der Landeshauptstadt durch ein Bombardement und die Opferung der Besatzung nicht auf sich nehmen dürfe, wenn er durch Abschluss eines günstigen Abkommens Beides retten könne. Allerdings musste er bald inne werden, dass er bereits nicht mehr mit voller Freiheit zu unterhandeln vermöge. Hatten schon seine Aeusserungen der Bürgerschaft über seine Wünsche keinen Zweifel gelassen, so war dann im Laufe des 24. November, seit die Breslauer Deputation aus dem Lager von Protsch zurückgekehrt war, die ganze Stadt voll von dem Gerüchte, die Kapitulation sei abgeschlossene Sache.

Auch hatten sich, während die Unterhandlungen schwebten, die Oesterreicher bereits immer näher an die Stadt herangezogen und in den Vorstädten eingenistet, ja es sollen verschiedene österreichische Beamte schon durch die Thore hineingekommen sein, ohne dass der Kommandant, der mehr und mehr den Kopf zu verlieren schien, dies verhindert hätte. Da es nun auch in Breslau österreichisch Gesinnte gab, so erfuhr man natürlich im österreichischen Lager sehr genau, wie es drinnen stand; man drang infolge davon nur um so stärker in den Kommandanten, zum Ende zu kommen und machte schliesslich drohend die Gewährung der ursprünglichen günstigen Bedingungen von schleuniger Entschliessung abhängig.

Dabei begannen auch unter der Garnison die Bande der Disciplin sich zu lockern. Die Soldaten, von der allgemeinen Muthlosigkeit angesteckt und zum Theil wohl auch von Uebelgesinnten aufgestachelt, zeigten sich unzufrieden und widerspenstig. Viele derselben dachten an Flucht; Volkshaufen plünderten ein Mehlmagazin und dergleichen. In dieser Zeit erscheint nun General Lestwitz in Breslau, um des Königs Weisung entsprechend an Kattes Stelle das Kommando zu übernehmen. Ihm gelingt es, noch einige Aenderungen in der bereits entworfenen Kapitulation durchzusetzen, als deren wichtigste die angesehen werden darf, dass die Oesterreicher darauf verzichteten, die Gewährung des freien Abmarsches der Garnison an die Bedingung zu

knüpfen, dass dieselbe in diesem Kriege nicht ferner gegen die Kaiserin oder deren Verbündete Dienst leisten sollte. Da Lestwitz erklärte, auf diese Bedingung „ohne Verlust seines Kopfes“ nicht eingehen zu können, gab der österreichische General Nadasdy hierin nach, doch nur unter der Bedingung, dass dafür seine Truppen das Schweidnitzer und das Ohlauer Thor sogleich besetzen dürften, also noch vor dem Ausmarsch der preussischen Besatzung. Dass dieser Auszug bis 4 Uhr Nachmittags erfolgen müsse, war dann noch ausdrücklich verlangt worden, da um diese Zeit die österreichischen Truppen einrücken sollten. Kaum aber war dann der Ausmarsch der preussischen Besatzung, für den bei dem Drängen und der herrschenden Verwirrung ohnehin nicht die nötigen Vorkehrungen hatten getroffen werden können, angetreten worden, als demselben durch die österreichischen Führer wieder Halt geboten wurde, da diese erfahren haben wollten, dass Lestwitz im Widerspruche mit der Kapitulation königliche Gelder und dem König gehörige Stücke aus dessen Palais mit sich genommen habe. Bevor diese Differenzen ausgeglichen werden konnten, war die Sonne des kurzen Novembertages untergegangen, und die Notwendigkeit, den Ausmarsch nunmehr im Dunkeln auszuführen, hatte verhängnissvolle Folgen, insofern sie der Desertion und Fahnenflucht Vorschub leistete, welche hier in ganz beispielloser Weise einrissen. Die in der Stärke eines Bataillons unter der Besatzung vertretenen Sachsen, welche nur gezwungen in den preussischen Dienst getreten waren, fanden jetzt die bequemste Gelegenheit, zu den Oesterreichern, die bereits in Breslau eingerückt waren, zu desertiren. Aber auch von den unter den Waffen stehenden Schlesiern ergriffen Viele auf die Kunde hin, dass sie unter keinen Umständen mehr Kriegsdienste leisten dürften, die Gelegenheit, ihre Montur abzulegen und fortzulaufen, um nach ihren Heimathsorten zurückzukehren, wobei sie seitens der Bürger vielfach bereitwillige Unterstützung fanden. Gewiss ist, dass von einer Besatzung, welche nach niedrigster Schätzung 3390 Mann betrug, die Zahl der

Ausmarschirten den höchsten Angaben nach 479 Mann mit 120 Offizieren und 48 Fahnen betragen hat, während die österreichischen Berichte nur von 182 Mann wissen.

Es spielten sich schmäbliche Auftritte dabei ab. Von dem Bataillon Jung-Bevern, das die Hauptwache hatte, entlief, die Gewehre im Stich lassend, die ganze Mannschaft, der Junker allein blieb und trug die Fahne davon. Mit den zurückgebliebenen Gewehren und Trommeln sah man bald die Strassenjugend spielen. Von dem ganzen Regiment Schultze, dessen Kommandeur in der Schlacht vom 22. November tödtlich verwundet worden war, sollen 10 Mann ausgezogen sein.

So war denn Breslau noch am 24. November 1757 in die Hände der Oesterreicher gefallen.

Was dann während der Besetzung Breslaus durch die Oesterreicher sich begeben, mag lieber späterer Darstellung vorbehalten bleiben, insofern das Thatsächliche davon erst zur Sprache gekommen ist, als nach der Wiederherstellung der preussischen Herrschaft der König sich veranlasst sah, Vorgänge aus jener Zeit zum Gegenstande einer strafrechtlichen Untersuchung zu machen.

Zweiter Abschnitt.

Wiedereroberung Schlesiens, Schlacht bei Leuthen, Einnahme von Breslau, Rückblick auf die Zeit der österreichischen Besetzung, Repressivmassregeln, Gegensätze der Bekenntnisse, Flucht des Fürstbischofs.

Die Schlacht bei Leuthen.

Während so im Osten die Dinge einen für die preussischen Waffen so unheilvollen Verlauf nahmen, war König Friedrich nach seinem ruhmvollen Siege bei Rossbach (am 5. November)

am 13. November aus Leipzig aufgebrochen, um dem bedrängten Schlesien Hülfe zu bringen. Aber obwohl er in Eilmärschen vorwärts ging und auch die österreichischen Heeresabtheilungen von Hadik und Marschall ohne Schwierigkeit zur Seite schieben konnte, so kam er doch zu spät, um weitere Unglücksfälle zu verhüten. Am 18. November erfuhr er zu Königsbrück in Sachsen die Einnahme von Schweidnitz. Um so lebhafter drängte er vorwärts, und der Herzog von Bevern erhielt Brief auf Brief mit Mahnungen zu kühnem Vorwärtsgehen aber auch mit Ankündigungen seines bevorstehenden Anmarsches, wo dann ein kombinirter Angriff von zwei Seiten den Feinden sicheres Verderben bringen sollte. Es war nun im Grunde sehr erklärlich, wenn der Herzog, nachdem er einmal die Gelegenheit, wo ein Drittheil des österreichischen Heeres zur Belagerung von Schweidnitz detachirt war, hatte vorübergehen lassen, jetzt Bedenken trug, gegen die doppelte Uebermacht des wieder vereinigten feindlichen Heeres vorzugehen, ehe der König zur Unterstützung heran sei. Und schliesslich hatte auch der König selbst in dem letzten Briefe, der dem Herzog noch zu Händen gekommen ist, aus Görlitz vom 23. November, diesen angewiesen, wofern nicht besondere Umstände ihn zum Schlagen zwingen, des Königs Herankommen abzuwarten. Ehe noch dieser Brief geschrieben wurde, war, wie wir wissen, inzwischen am 22. November der Herzog in seinem Lager angegriffen und geschlagen worden. Für diese Eventualität hatte er die Weisung sich nach Breslau zu werfen, und der König gedachte in diesem Falle nach Glogau zu gehen und von dort ihm die Hand zu bieten.

Dieser Weisung war der Herzog noch nicht eigentlich untreu geworden, als er am Abend der unglücklichen Schlacht vom 22. November sein Heer über die Oder führte, wo er immer noch die Verbindung mit Breslau unterhielt. Von seinem neuen Hauptquartier zu Protsch an der Weide berichtete er am 23. November über den erlittenen Unfall dem Könige.

Dieser war indessen auf schlesischen Boden gelangt und am 24. November bis Naumburg am Queiss vorgerückt, wo ihn wiederholte Gerüchte von einem Siege des Herzogs soweit zu täuschen vermochten, dass er die frohe Nachricht nach verschiedenen Seiten hin weitersandte. Um so schmerzlicher war die Enttäuschung, welche am 25. November jener erwähnte Bericht des Herzogs vom 23. brachte. Nun erlitt der ganze Kriegsplan des Königs eine wesentliche Aenderung. Wenn er bisher den kühnen Gedanken verfolgt hatte, unter Mitwirkung des Herzogs das feindliche Heer von Schweidnitz und dessen Verbindungen mit Böhmen abzuschneiden und in die Oder zu werfen, so strebte er nun seinerseits nach der Oder hin, um über diese die Reste des Bevernschen Heeres an sich zu ziehen, und zwar suchte er den Weg zur Oder nicht mehr über Glogau, sondern erheblich weiter oberhalb, bei Leubus. Dorthin sollte Bevern seine gesammte Reiterei und Feldartillerie senden und ebenso den ganzen Rest seines Heeres, nachdem er die Besatzung von Breslau bis auf 10—12 Bataillone gebracht habe. Denn diese Festung sollte er unter allen Umständen behaupten. Es ist von Interesse, wie der König hier aus der Ferne bezüglich der Vertheidigung Breslaus verschiedene ins Einzelne gehende Rathschläge ertheilt, wie z. B. über die Abrennung der Ohlauer und theilweise auch der Schweidnitzer Vorstadt, Rathschläge, deren Zweckmässigkeit die folgenden Ereignisse recht deutlich zeigen. Wie wir wissen, kam das alles zu spät. Der Herzog gerieth in früher Morgenstunde in österreichische Gefangenschaft, und an seiner Stelle führte General Kyau noch an demselben Tage, während Breslau kapitulirte, das Heer über die Weide auf Glogau zu, welchen Ort es am 29. November erreichte. Der König erfuhr auf seinem Marsche nach der Oder zu Lobendau unweit Liegnitz am 27. November von diesen Ereignissen und sandte sogleich Befehl an den Kommandanten von Glogau, die Generale Katte, Lestwitz und Kyau arretiren und vor ein Kriegsgericht stellen zu lassen, übergab auch zugleich an Zieten das Kommando der ehemals Bevernschen Heeres-

abtheilung, während er selbst am 28. November zu Parchwitz an der Katzbach unweit der Oder sein Lager aufschlug.

Kleinere Abtheilungen von Oesterreichern, welche in Lüben und Steinau gelegen, hatten sich auf die überraschende Nachricht von des Königs Annäherung eiligst zurückgezogen und rasteten an Zahl etwas über 700 Mann einige Stunden zu Parchwitz, als der preussische Vortrab sie hier überraschte, wo dann ihrer 50 getödtet oder verwundet, 150 gefangen genommen wurden. Inzwischen hatte Zieten von Glogau aus drei Husarenregimenter vorausgesandt, welche am 1. Dezember in Parchwitz eintrafen, während er selbst erst einen Tag später seine herbeigeführten Truppen auf den Dörfern um Parchwitz einzuquartiren vermochte, aufgehalten namentlich durch den Transport der schweren Artillerie (10 Zwölfpfünder und 7 Mörser), welche der König zur Ergänzung früherer Verluste aus Glogau sich hatte nachkommen lassen. Für die Verpflegung des Heeres hatte von Glogau aus der Minister von Schlabrendorf zu sorgen, der dann Zieten auch nach Parchwitz begleitete.

Die 18000 Mann Zietens brachten nun des Königs Heer auf im Ganzen 32000 Mann, allerdings wenig über den dritten Theil der feindlichen Kriegsmacht, die er ohne Zögern anzugreifen entschlossen war und zu schlagen zuversichtlich hoffte. Diese Zuversicht, die durch die gelungene Vereinigung mit der Heeresabtheilung Zietens sich noch mehr bestärkte, die Sicherheit seines Vorgehens, welche ihn auch sehr wohl gemeinte Ratschläge treuer Diener mit Ueberlegenheit beiseite schieben liess, konnte nicht wohl ihre Wirkung auf seine Umgebung verfehlen, wie denn überhaupt jene kurzen Rasttage zu Parchwitz der Sammlung vor dem bevorstehenden grossen Entscheidungskampfe geweiht waren. Hier fanden die Krieger, die der König in Gewaltmärschen aus Sachsen hergeführt hatte, die ersehnte Ruhe und reichliche Verpflegung, bei welcher selbst ausnahmsweise auch Wein gereicht wurde, hier fanden die Truppen Zietens neue Belebung des unter dem Missgeschicke der letzten

Wochen gesunkenen Muthes in dem Anschluss an die hoffnungsvoller gestimmten Gefährten, der König suchte durch Beförderungen zum Lohne für tapfere Thaten Einzelner und durch mannigfache Ansprachen das Ehrgefühl aufzustacheln. Hier in Parchwitz hat er dann am 3. Dezember 1757 an die versammelten Stabsoffiziere jene ewig denkwürdige Rede gehalten, von welcher verschiedene unabhängig von einander berichtende Gewährsmänner doch so viel Uebereinstimmendes melden, dass, wenngleich nicht jedes einzelne Wort als verbürgt, doch ihre Fassung im Grossen und Ganzen als authentisch gelten darf. Der König sprach:

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, dass es dem Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesenen Kriegsbedürfnisse sind dadurch verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Muth, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben. Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens. Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine grosse ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, liesse ich die Oesterreicher in dem Besitz von Schlesien. Lassen Sie es sich also gesagt sein, — ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde, noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens;

alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden suchen. Ich muss diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren; wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich, — so werde ich handeln. Machen Sie diesen Entschluss allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann zu den Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, dass ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, dass Sie Preussen sind, so werden Sie gewiss sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andre unter ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden.“

Hier machte der König eine Pause. Als aber hierauf keine andre Antwort erfolgte, als dass Major Billerbeck sagte: „ja das müsste ein infamer Hundsfott sein — nun wäre es Zeit“, lächelte der König und fuhr fort:

„Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, dass Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muss es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben.“

Aber auch noch Andres hatten die Offiziere ihren Soldaten mitzuthemen. Der oberste Kriegsherr verkündete noch, welche Strafen er den Truppentheilen, die nicht das Aeusserste an Pflichterfüllung leisten würden, zgedacht habe, den Kavallerieregimentern Wegnahme der Pferde und Degradirung zu Garnisonregimentern, dem Fussvolke Verlust der Fahnen, Säbel und Borten von der Montirung. „Nun leben Sie wohl, meine Herren, in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder.“ So schlossen jene denkwürdigen Worte.

Als der König dann am folgenden Tage weiter gegen Breslau vorrückte, erwartete er noch seinen Gegner hinter der Lohe zu finden und die Verschanzungen, welche einst der Herzog von Bevern zu seinem Schutze errichtete, erstürmen zu müssen. 800 Freiwillige, die sich aus den verschiedensten Regimentern zu dem Wagnisse des ersten Ansturms erboten, marschirten bei dem Vortrab, und einen reichen Vorrath von Brückenmaterial führte er mit, um an verschiedenen Punkten die Lohe überschreiten zu können. Dazu aber sollte es nicht kommen.

Dem Prinzen Karl von Lothringen war von Wien aus als nächstes Ziel seiner Operationen die Einnahme von Brieg bezeichnet worden, und, wie wir hören, hatte er wirklich im Sinne, während der Nacht vom 5. zum 6. Dezember mit Aufopferung einiger Tausend Panduren und Kroaten den Versuch einer Ueberrumpelung der Festung zu wagen. Aber obwohl die dazu bestimmten Kriegsvölker mit der nöthigen Artillerie bereits nach Ohlau gerückt waren, hat dann die Schlacht am 5. Dezember den Plan nicht zur Ausführung kommen lassen.

Jetzt bewogen die Nachrichten, welche der Prinz durch General Beck von dem rechten Oderufer über die Annäherung des Königs erhielt, denselben, am 4. Dezember gegen Neumarkt aufzubrechen, um in einem dort zu beziehenden Lager das mit über 3000 Mann besetzte Liegnitz, dessen Sicherung ihm von Wien aus besonders ans Herz gelegt war, zu decken und gleichzeitig zu verhindern, dass der König sich etwa in Parchwitz festsetze und hier an der Oder verschanze. In dem Lager hinter der Lohe oder, wie Andere vorschlugen, ein kleines Stück weiter westwärts hinter der Weistritz den König zu erwarten, schien dem Prinzen Karl angesichts der bisherigen Siege und der grossen Ueberlegenheit an Truppen unrühmlich. Ob man jetzt wirklich Bedenken trage, ein Spiel zu wagen, wo man 5 Matador und die Whole in der Hand habe, hatte General Lucchesi gefragt, und Prinz Karl hat schwerlich es überhaupt für wahrscheinlich erachtet, dass die Potsdamer

Wachtparade, wie man Friedrichs Heer in dem Kreise der österreichischen Heeresleitung spöttisch genannt haben soll, ihm in offener Feldschlacht entgegenzutreten wagen würde. Ohne eine solche Meinung würde der österreichische Oberfeldherr doch wohl kaum so sorglos die in Lissa etablirte Feldbäckerei unter dem Schutze einiger Tausend Kroaten und 500 Husaren bis Neumarkt vorgeschoben haben.

Vor dieser Stadt traf der König mit den Husaren seiner Avantgarde am Vormittage des 4. Dezember ein und ordnete, ohne erst das Herankommen des dem Vortrab zugetheilten Fussvolks zu erwarten, sofort den Angriff an, bei welchem einige Schwadronen der Husaren absassen und das nächstgelegene Stadthor aufsprenghen, worauf dann eine weitere Schwadron kühn in die Stadt hineinjahgte, während andre Abtheilungen Neumarkt umgingen und vom Breslauer Thore aus eindrangten. Die Gegner wurden schnell überwältigt und auch ein Versuch derselben, sich dann auf einer Anhöhe hinter Neumarkt noch einmal zu setzen, vereitelt; sie hatten einen Verlust von etwa 100 an Todten und Verwundeten und 600 Gefangenen. Ein Theil der österreichischen Bäckerei und 80 000 Brotportionen fielen in die Hände des Königs. Die Gefangenen von Neumarkt wurden sofort nach Parchwitz durch die Reihen der anrückenden Preussen hindurch geleitet als lebende Beweise eines glücklichen Anfangs.

Jene sanften Anhöhen hinter Neumarkt bei Kammendorf, auf denen der österreichische Heerführer sein Lager bereits hatte abstecken lassen, besetzte nun die preussische Kavallerie, und erst hier in Neumarkt erhielt Friedrich sichere Kunde, dass sein Gegner das Lager hinter der Lohe verlassen und ihm entgegenziehe, und bemerkte hierauf zu dem Prinzen Franz von Braunschweig: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen.“ Er war entschlossen, den Gegner anzugreifen, und wenn derselbe, wie er sagte, auf dem Zobtenberge oder auf den Thürmen von Breslau stände.

Da die Nachricht von den Vorgängen des 4. Dezember

über die offensiven Absichten des Königs keinen Zweifel mehr lassen konnte, ordnete Prinz Karl von Lothringen am 5. Dezember 1757 sein Heer zum Kampf westlich von dem Marktflecken Lissa und hinter der daran vorbeifliessenden Weistritz quer über die drei auf Lissa und Breslau zuführenden Strassen in einer Schlachtreihe, die eine Meile lang war von Nipporn im Norden, wo sie sich an sumpfiges Terrain nach der Oder zu günstig anlehnte, bis Sagschütz und Gohlau im Süden, wo Teiche und Waldhügel gleichfalls Deckung gewähren zu können schienen, mit den beiden Dörfern Frobeltwitz und Leuthen vor der Front. Vor dem Heere war eine aus drei sächsischen Chevauxlegers- und zwei österreichischen Husarenregimentern bestehende Reiterabtheilung unter Befehl des sächsischen Generallieutnants von Nostitz auf der grossen Strasse unweit des Dorfes Borne postirt, um den Marsch des preussischen Heeres zu beobachten. Ihre Feuer hatte der preussische Vortrab, der nur eine halbe Meile davon seine Beiwachten hatte, die ganze Nacht hindurch beobachten können.

Schon lange vor Tagesgrauen um vier des Morgens setzte sich das preussische Heer in vier Heeressäulen in Bewegung, der König wie immer bei dem Vortrab, bei welchem die Mannschaften unter dem Gesange geistlicher Lieder, von denen uns das eine: „O Gott, du frommer Gott“ besonders genannt wird, marschirten. Als man beim ersten Tagesgrauen die Linie feindlicher Reiterei unweit Borne erblickte, liess der König eiligst ausschauen, ob dies ein Flügel des feindlichen Heeres oder nur ein vorgeschobener Posten sei, und so wie das Letztere festgestellt war, die Reiterei der Avantgarde angreifen. Nostitz hatte auf seine Bitte um Unterstützung durch Infanterie aus dem österreichischen Hauptquartier nur eine ungnädige Ablehnung und zwar in einer verletzenden Form erhalten. Um so weniger beeilte er sich mit dem ihm anbefohlenen Rückzuge auf das Hauptheer, wie um zu zeigen, dass nicht Mangel an Muth ihn die Unterstützung habe verlangen lassen. Und auch nachdem er die österreichischen Husaren zurückgesendet, hielt er die sächsischen Schwa-

dronen zu fernerer Beobachtung zurück. Es waren dieselben sächsischen Reiter, mit deren stürmischem Angriffe bei Kolin die Niederlage der Preussen begonnen. Jetzt wurde es ihnen heimgezahlt. Die Unlust ihres Führers, sich zurückzuziehen, verschuldete es, dass ihnen von der Front und von den Flanken gleichzeitig übermächtige Streitkräfte zusetzten, denen sie schnell erlagen. 11 Offiziere und 540 Mann wurden gefangen genommen, eine grosse Anzahl verwundet oder getödtet, 3 Standarten und einige Bagage erbeutet. Nostitz stürzte sich in die Säbel der preussischen Husaren und fiel tödtlich verwundet in die Hände der Sieger. Die letzteren konnten nur schwer in ihrer stürmischen Verfolgung einen Kanonenschuss vor der feindlichen Stellung zum Stehen und zu neuer Sammlung gebracht werden.

Dieses blutige Vorspiel der Schlacht hatte sich nun ereignet auf und neben der sogenannten grossen Strasse, die von Neumarkt über die Weistritzbrücke zu Lissa nach Breslau führt. Diese traf nicht ganz dreiviertel Meilen östlich von Borne, dem Schauplatze jener Kämpfe, hinter den Häusern des Dorfes Frobewitz die österreichische Schlachtordnung in ihrem nördlichsten Drittheil. Hierher flüchteten die sächsischen Reiter, von hier gewährte man die siegreichen preussischen Husaren des Vortrabs, hinter welchem, wie man wusste, die Heeressäulen der Preussen anmarschirt kamen. Wenn diese die eingeschlagene Marschlinie fortsetzten, so trafen sie grade auf den rechten österreichischen Flügel und bedrohten diesen mit der übermächtigen Wucht des gesammten preussischen Heeres. Da nun die ganze preussische Armee in der That noch über Borne hinaus bis Heidau, das noch nicht eine halbe Meile von Frobewitz entfernt ist, ostwärts vorging, so war es in der That erklärlich, wenn der Befehlshaber dieses österreichischen Flügels, Graf Lucchesi, noch dazu aufgeregt durch die Vorgänge bei Borne, im Hauptquartier dringend um Verstärkung bat, ohne sich durch die Aeusserung des französischen Militärbevollmächtigten, dass bei der sumpfigen

Beschaffenheit des Geländes an seiner rechten Flanke nur ein Heer von Schnepfen ihn tourniren könne, beruhigen zu lassen, und schliesslich jede Verantwortung für die Schlacht von sich ablehnte, wenn man ihm nicht Hülfe sende. Sein Ungestüm bewirkte wirklich, dass der Feldmarschall Daun sich nach dem rechten Flügel begab, die verwendbare Reserve hierher sandte und auch einen Theil der Reiterei vom linken Flügel nach dem rechten in scharfem Trabe vorgehen liess.

Während nun der König sein Heer bis Heidau, also in die nächste Nähe des Feindes, hatte vorrücken lassen, hatte er selbst von dem unweit dieses Dorfes und zwar rechts von diesem gelegenen Scheuberge die Stellung der Feinde beobachtet, die sich ihm (vielleicht abgesehen von den äussersten Flanken, welche Bodenanschwellungen und einzelne Gehölze verdeckten) von hier so deutlich darstellte, dass er, wie er selbst schreibt, die Feinde Mann für Mann hätte zählen können. Die Gegend selbst war ihm ausserdem sehr wohl bekannt, da er hier mit Vorliebe Revüen und Uebungen hatte abhalten lassen. Hier nun fasste er überraschender Weise den genialen Plan, den linken Flügel des Feindes anzugreifen.

Zu diesem Ende hatte er einen plötzlichen Rechtsabmarsch seiner gesamten Streitmacht vor, wie er ihn im Vertrauen auf den besonderen Vorzug seines Heeres, dessen bewunderungswürdige Beweglichkeit und Manövrirfähigkeit, wagen durfte. Ein solcher musste den Feind überraschen, ihn ausser Fassung bringen und, was die Hauptsache war, das obwaltende Missverhältniss seiner Streitkräfte zu denen des Gegners insoweit ausgleichen, dass es ihm gelingen konnte, nun doch auf einem einzelnen Punkte der feindlichen Schlachtreihe mit einer gewissen Uebermacht aufzutreten. Seine Kenntniss der Gegend liess ihn hoffen, dieser beabsichtigte Rechtsabmarsch werde durch einen kleinen Höhenzug insoweit gedeckt werden, dass die Feinde nicht rechtzeitig seine Absicht zu erspähen und ihre Gegenmassregeln zu treffen vermöchten, wobei er ausserdem auch

noch auf die geringere Beweglichkeit des Gegners rechnete, welcher Fehler dann auch, wie er erwarten durfte, denselben hindern würde, durch eine Offensivbewegung das ganze Manöver zu stören und zu vereiteln, wie Friedrich selbst Aehnliches bei Rossbach mit solchem Erfolge ausgeführt hatte. Der kühne Plan gelang über jedes Erwarten; die Truppen vollzogen die Schwenkung mit grösster Präcision, und während nun zwischen Heidau und Borne, also gegenüber dem für so bedroht erachteten und deshalb aufs Neue verstärkten rechten Flügel der Oesterreicher nur drei Freibataillone und einige Kompagnien Jäger zurückblieben, marschirte die preussische Armee der feindlichen Front parallel südwärts, um deren linken Flügel zu gewinnen.

Diese Bewegung ward vor den Blicken der österreichischen Befehlshaber, welche hier von ihrem rechten Flügel aus beobachteten, durch jene erwähnten sanften Bodenerhebungen gedeckt, doch konnte bei der geringen Entfernung den Oesterreichern nicht lange verborgen bleiben, dass hier ein Rechtsabmarsch vor sich gehe. Es ward nun das Verhängniss der Oesterreicher, dass sie auch jetzt wieder mit der Selbsttäuschung, welche ihnen in jenen Zeiten das Bewusstsein ihrer grossen Ueberlegenheit an Truppenzahl verlieh, sich bei der Erklärung beruhigten, der König wolle in Erkenntniss, dass ein Angriff auf den starken Gegner hoffnungslos sei, einfach nach Süden zu abziehen. Selbst Daun soll gesagt haben: „Die guten Leute paschen ab, lassen wir sie doch in Frieden ziehen“. Dass die österreichischen Führer gegenüber einem Feldherrn, wie Friedrich war, sich so leicht beruhigt und gar Nichts gethan haben, muss ihnen allerdings zum Vorwurfe gereichen, und der König hat dies auch selbst nachmals dem gefangenen General von Beck vorgehalten, warum sie nicht wenigstens eine Rekognoscirung gegen seinen linken Flügel ausgesickt hätten. Es mag hier doch auch der unglückliche Erfolg, den Nostitz's Rekognoscirung bei Borne gehabt, abschreckend mitgewirkt haben.

Das preussische Heer war inzwischen südwärts hinter dem Dorfe Radaxdorf bis Lobetinz marschirt, wo es sich dem österreichischen linken Flügel gegenüber befand. Nun musste der König an schnellen Angriff denken, denn es war 12 Uhr geworden, und der kurze Wintertag liess nur noch wenige Stunden Tageslicht für das schwere Werk, das er vorhatte. Der Befehlshaber des linken österreichischen Flügels, Nadasdy, einer der tüchtigsten Generäle auf dieser Seite, täuschte sich über die ihm drohende Gefahr umsoweniger, da die preussischen Kolonnen hinter Lobetinz sich ihm bereits zu nähern begannen, und er sandte Botschaft auf Botschaft an den Höchstkommandirenden mit der Bitte um Verstärkung, doch die Offiziere hatten erst eine halbe Meile zurückzulegen und fanden schliesslich umsoweniger günstiges Gehör, als Prinz Karl doch Bedenken trug, nachdem er eben erst auf gleich dringende Vorstellungen hin verschiedene Truppen vom linken auf den rechten Flügel geworfen hatte, nun sogleich wieder die umgekehrte Bewegung vornehmen zu lassen. Es lag hier nahe, nachdem die vermeintliche Gefahr in dem einen Falle sich als unbegründet herausgestellt hatte, nun das Gleiche auch für den andern Fall vorauszusetzen, und es konnte sehr bedenklich scheinen, durch wiederholte Hin- und Hermärsche auf weite Entfernungen die Truppen unnöthig zu ermüden. Jedenfalls meinte man im Hauptquartier sich erst selbst von der wirklichen Bedrohung des linken Flügels überzeugen zu müssen. Darüber verging allerdings kostbare Zeit, und so ward es denn zum Verhängnisse für die Oesterreicher, dass man Lucchesi zu früh und Nadasdy zu spät erhört hat.

Die Art des Angriffs, mit dem der König nun um 1 Uhr die Schlacht begann, jene vielbewunderte schiefe Schlachtordnung, ergab sich in gewisser Weise von selbst. Da es von vornherein auf eine Ueberflügelung abgesehen war, eine vollständige Umgehung des Feindes aber, wie sie Friedrich z. B. bei Prag in Scene gesetzt hat, die vorgerückte Stunde verbot, so entschloss er sich zu einem

schrägen Vorgehen der Truppen, bei dem mit dem Angriffe zugleich ein fortwährendes Nachrechtsschießen der Truppen d. h. das Bestreben zu überflügeln verbunden war, ein Manöver, wie es allerdings nur von Kriegern, die gewöhnt sind, auch im heissesten Kampfgewühl der Stimme ihrer Führer zu gehorchen, sich ausführen liess.

Um 1 Uhr des Mittags hatte General Wedell die Schlacht mit drei Bataillonen des Vortrabs, welche zehn schwere Zwölfpfünder sehr wirksam unterstützten, durch einen Angriff auf den an der linken österreichischen Flanke gelegenen Sagschützer Kiefernbusch begonnen. Ihn hielten die Württembergischen Hülfsstruppen besetzt, neben denen dann zwei ungarische Bataillone in dem sogenannten Kaulbusch standen, während von da in einem nach rückwärts gebogenen Haken Baiern die Strecke bis zu dem Mittelteiche von Gohlau deckten. Alle diese Postirungen gingen Schlag auf Schlag verloren, nachdem die Württemberger, die ja bekanntlich nur sehr widerwillig in diesem Kriege dienten und damals angeblich nicht einmal hinreichend mit Munition versehen waren, nach ein Paar Salven die Flucht ergriffen hatten, wo dann deren Nachbarn von dem preussischen Geschützfeuer erreicht, in der Flanke und ausserdem von dem immer weiter rechts sich ziehenden und so überflügelnden ersten preussischen Treffen unter Moritz von Anhalt in der Front angegriffen, gleichfalls wichen, während die hinter dem Kaulbusche hervorbrechende Kavallerie dieses Flügels von dem Gewehrfeuer der preussischen Bataillone abgewiesen wurde. Die geworfenen Truppen zogen sich nach einer etwas rückwärts zwischen Gohlau und Sagschütz liegenden Anhöhe unter den Schutz einer hier postirten österreichischen Batterie zurück, welche ihr Feuer unterbrechen musste, um nicht ihre Leute zu treffen und schon infolge davon um so leichter von der nachdrängenden preussischen Infanterie, der die Artillerie nicht so schnell hatte folgen können, genommen werden konnte. Bisher hatte die Infanterie, nur im Anfange von den schweren Geschützen wirksam unterstützt, Alles allein durchgeführt, die

preussische Reiterei dieses Flügels unter Zietens Führung hatte Gohlau links lassend sich ihren Weg gesucht, war dort von Gräben aufgehalten worden, hatte dann aber Nadasdys Reiter geworfen und von den fliehenden Würtembergern und Baiern an 2000 Gefangene gemacht.

So war der linke österreichische Flügel geschlagen, eingedrückt worden. Doch nun begann zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags bei schon sinkender Sonne der zweite Akt des blutigen Schauspiels, der Kampf gegen die neue Front des österreichischen Heeres, welche jetzt rechtwinkelig auf die erste von West nach Ost sich ausdehnte und das Dorf Leuthen als Mittelpunkt hatte, während unmittelbar hinter demselben auf dem Leuthener Windmühlenberge eine grosse Menge Geschütz versammelt war, welches über die Häuser des Dorfes hinweg ein heftiges Feuer gegen die anstürmenden Preussen unterhielt. Hier ward der Kampf schwer, denn wenn gleich der Versuch der Oesterreicher, hier noch eiligst Gräben aufzuwerfen, wegen der Kürze der Zeit nicht gelang, so boten doch schon die in langgestreckter Reihe stehenden Gehöfte den Vertheidigern einen gewissen Schutz, und vor Allem that das der etwas erhöhte katholische Kirchhof mit seiner gemauerten Umfriedung, und bei der Masse von Streitkräften, welche die Oesterreicher hier hineinzuworfen vermochten, wogte der Kampf eine halbe Stunde ohne volle Entscheidung hin und her. Jedes Gehöft musste einzeln genommen werden, wobei die Offiziere vielfach todesmuthig ihren Mannschaften voranstürmten, und wenn gleich hier die preussische Artillerie mit Erfolg thätig war, so wirkte doch die österreichische namentlich vom Windmühlenberge her kräftig entgegen; von der preussischen Armee war nun auch der bisher versagte linke Flügel mit gegen Leuthen vorgegangen, ohne dass hier zu einem Umfassen der rechten Flanke des Feindes noch Truppen verfügbar gewesen wären. Dagegen machte sich bei den zuerst engagirt gewesenen Bataillonen bereits Mangel an Munition geltend. Wenn jetzt in die linke Flanke der um Leuthen in schwerem Kampfe ringenden Bataillone feindliche Reiterei eingebrochen wäre,

so hätte ihr trotz aller bisherigen Erfolge das Schicksal von Kolin bereitet werden können.

Solches zu verhüten hatte König Friedrich dem Generalleutenant von Driesen aufgetragen, welcher nun damit Gelegenheit erhalten sollte, durch ein erfolgreiches Eingreifen im entscheidenden Augenblicke auch der preussischen Reiterei einen Antheil an den Lorbeeren dieses Tages zu erkämpfen. Er war ein damals 57 Jahr alter mittelgrosser, aber stark beleibter Herr, dem erst kürzlich seine tapfere und umsichtige Haltung in der Schlacht bei Breslau die Führung einer Kavalleriedivision verschafft hatte. Mit seinen 50 Schwadronen hatte er bisher ohne jeden Antheil am Kampfe, aber aufmerksamen Auges die Bewegungen des Feindes erspähend hinter dem Dorfe Radaxdorf gehalten.

Ihm gegenüber führte jetzt General Lucchesi, wie wir wissen, der Befehlshaber des rechten österreichischen Flügels, seine Reiterei von Guckerwitz her in die Verlängerung der neuen österreichischen Front, also westlich von Leuthen. Damit war für Driesen der erwartete Gegner erschienen, welcher der preussischen Flanke Gefahr drohte, und ohne Zögern machte er sich fertig ihm zu begegnen, ging durch Radaxdorf durch, zog sich aber dann links, um dem Feinde die Flanke abzugewinnen. Wiederum gereichten, wie schon am Morgen, die sanften Hügel dieser Landschaft den Preussen zum Vortheile und bargen die Bewegungen Driesens dem Gegner, bis es zu spät war und Lucchesi der drohenden Ueberflügelung nur noch durch einen Rückzug hinter die österreichische Front entgehen zu können glaubte. Aber ehe er noch denselben ausgeführt hatte, ereilte ihn der furchtbare Ansturm der preussischen Reiter und warf seine Schaaren in wilde Flucht ostwärts auf Saara und Lissa zu, so dass sie nicht mehr auf dem Schlachtfelde erschienen. Ihr Führer Lucchesi fand in dem Handgemenge den Tod.

Dieses wilde Getümmel direkt im Rücken des österreichischen Fussvolks, das noch immer hinter Leuthen den Angriffen der preussischen Bataillone Stand hielt, verbreitete nun auch in dessen Reihen Furcht und Schrecken. In der

Angst nun auch im Rücken angefallen zu werden, warfen sie zum grossen Theil die Gewehre weg und flohen eilig der Weistritz und Lissa zu. Nur die beiden Regimenter Wallis und Durlach hielten bei den Windmühlen hinter Leuthen noch tapfer Stand, bis sie endlich von den sieggewohnten Bayreuther Dragonern umzingelt und grösstentheils gefangen genommen wurden. Ein letzter Versuch der Oesterreicher zwischen Frobeltwitz und Lissa noch einmal sich zum Widerstande zu setzen, ward schnell durch neue Ueberflügelung vereitelt; in wilder Auflösung floh hier Alles, um jenseits der Weistritz Schutz vor der Verfolgung zu suchen, der die eingebrochene Dunkelheit allerdings Schranken setzte. Nur einen kleinen Theil des Heeres wusste der umsichtige Nadasdy, indem er die Gebüsche am Weistritzufer geschickt zur Vertheidigung benutzte, weiter aufwärts in leidlicher Ordnung über das Wasser zu führen, die Zahl der Gefangenen betrug bereits auf dem Wahlplatze 12000; an Fahnen und Standarten hatten die Preussen 51 erbeutet und 116 Geschütze, die Oesterreicher zählten an 10 000 Todte oder Verwundete, gegen etwa 6000 auf preussischer Seite, unter denen die zwei Bataillone Garde bei dem Sturme auf Leuthen die grösste Verlustziffer aufzuweisen hatten. Der König hat selbst ausgesprochen: „hätte es den Preussen zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden.“

Entscheidend ward sie auch so, insofern sie die Wiedereroberung des von Vielen bereits für verloren erachteten Schlesiens zur Folge hatte. Glorreich war sie dabei im höchsten Masse; hatte doch hier einem ebenbürtigen Feinde gegenüber das Genie des königlichen Feldherrn die Ungleichheit der Streitkräfte auszugleichen vermocht. Der König hat es selbst ausgesprochen, dass nie in einer seiner Schlachten seine Anordnungen so genau ausgeführt worden seien wie hier, und wir mögen hinzusetzen, dass zu Friedrichs Glück sich keiner jener unvorausgesehenen Zwischenfälle, die oft den schönsten Plan zu kreuzen vermögen, sich geltend gemacht hat. Der König war seinen Generälen aufs Höchste dankbar;

den Prinzen Moritz von Dessau, dem zwei Pferde unter dem Leibe erschossen, den zwei Flintenkugeln gestreift hatten, ernannte er noch auf dem Schlachtfelde zum Feldmarschall; aber er verkannte dabei nicht, wie viel für den Sieg auch die Tapferkeit seiner Soldaten gethan, die z. B. bei dem Sturme auf Leuthen eine ungewöhnliche Entschlossenheit gezeigt und des Königs Lob, dass seine ganze Armee vom Offiziere bis zum gemeinen Manne herab Wunder der Tapferkeit in dieser Bataille gethan, redlich verdient hat. Gut beglaubigt ist die Nachricht, dass das siegreiche Preussenhier, das, wie wir hörten, den Tag mit frommen Liedern begonnen, als es jetzt abends in der Richtung nach Lissa vorrückte, den Choral „Nun danket Alle Gott!“ angestimmt habe, dessen Weise jetzt nach dem schweren Tage, dessen Opfer noch rings den Boden deckten, wundersam ergreifend durch das tiefe Dunkel dahin klang.

Als die Armee ein Stück westlich von Saara Halt machte, ritt der König an seine Truppen heran und fragte, ob einige Bataillone Lust hätten, ihn noch bis Lissa zu geleiten; darauf nahmen die Grenadier-Bataillone Manteuffel, Wedell und Heyden (oder Ramin), alle drei von der Avantgarde, welche also am Längsten des Tages Mühen und Gefahren durchgemacht hatten, unverdrossen das Gewehr auf, ihrem siegreichen Kriegsherrn zu folgen. Diese letzte Anstrengung sollte die Preussen in den Besitz der Weistritzbrücke zu Lissa bringen und verhindern, dass nicht an diesem Abschnitte des Geländes der flüchtige Feind sich von neuem setze. Der König nahm auch noch die Seidlitz-Kürassiere mit, welche die Gebüsche an den Seiten der grossen Strasse durchsuchten und dabei noch eine Menge Gefangene machten. In dem Dorfe Saara ward dann der Kretschmer des Ortes, der seitdem unter dem Namen Saarhans eine weit bekannte Persönlichkeit wurde, herbeigerufen. Die rechte Hand in des Königs Steigbügelriemen schritt derselbe mit einer Laterne nebenher und erzählte Sr. Excellenz, wie er den König anredete, munter von den hohen Gästen des österreichischen Generalstabes, welche er die letzte Nacht

beherbergt. Von Zeit zu Zeit liess der König die Bataillongeschütze einige Schüsse abgeben, um die Strasse rein zu fegen. So war man bis nahe vor Lissa gekommen, als mit einem Male Schüsse knallten und Kugeln um den König pffiffen, welche auch einige Pferde des Gefolges verwundeten. Da die Laterne das Ziel der Schüsse abgegeben zu haben schien, so musste ihr Licht verlöschen, und die schnell wieder vorgezogenen Geschütze verscheuchten mit ein Paar Schüssen die Angreifer.

Auch in Lissa selbst gab es noch Kampf, namentlich um die Weistritzbrücke, welche in Brand zu stecken die Oesterreicher verhindert werden konnten. Weltbekannt und in Bild und Wort vielmal wiedergegeben ist die Anekdote, wie König Friedrich zu Lissa in dem Schlosse des ihm von früher her wohlbekanntem Baron Mudrach Unterkunft gesucht und da zu seiner Ueberraschung in eine Versammlung österreichischer Offiziere, die sich hierher geflüchtet, gerathen sei, und wie der König mit grösster Geistesgegenwart dieselben freundlich begrüsst und gesagt habe; ob er wohl auch noch hier unterkommen könne. Dem, der die Oertlichkeit genauer kennt, fällt es schwer, an eine ernstliche Gefahr, die hier dem Könige gedroht habe, zu glauben. Da das Schloss ganz nahe der Weistritz liegt und seinen einzigen Zugang nach Süden über einen Graben etwas zurück von der Hauptstrasse des Fleckens hat und zwar von einer Stelle desselben, welche direkt im Bereiche eines von der Brücke ausgehenden Gewehrfeuers sich befindet, so ist es undenkbar, dass der König das Schloss betreten habe, bevor der Kampf um die Brücke entschieden war. Sowie aber die Brücke in den Händen der Preussen sich befand, waren österreichische Offiziere im Schlosse abgeschnitten. Die der König dort angetroffen, waren vermutlich nur Verwundete, die resignirt sich auf die Gefangenschaft gefasst gemacht hatten. Der König soll, ehe er in das Schloss kam, den Besitzer Baron Mudrach gefragt haben, ob Alles bei ihm „reene“ wäre, d. h. sicher, was Mudrach in seiner Ueberraschung bejaht habe, und dann, als er Oesterreicher

dort gefunden, erklärt haben, er, der Baron, verdiene, dass man ihm den Kopf vor die Füsse lege. Schnell aber wieder besänftigt habe er dann mit dem Baron sich freundlich unterhalten und gegen ihn unter Anderem auch die Aeusserung gethan, heut habe er *va banque* gespielt. Wer vermöchte festzustellen, ob derartige einzelne Züge, wie sie sich so vielfach an grosse Ereignisse und grosse Männer ankrystallisiren, für vollkommen glaubwürdig gelten dürfen?

Wahrscheinlich klingt es dagegen, wenn wir hören, dass der König den Befehl ertheilt habe, so lange das Pulver reiche, die Nacht hindurch über die Weistritz hinüber zu schiessen, um die Oesterreicher von dem Flusse zurückzuseuchen. Immerhin bleibt es doch eine merkwürdige Thatsache, dass der königliche Feldherr die Nacht vom 5. zum 6. Dezember in dem Schlosse zu Lissa, wengleich dasselbe wohl hinreichend bewacht sein mochte, bei seinen äussersten Vorposten zugebracht hat, da hinter dem nahen Flüsschen das Bereich der Feinde anfing, die vom jenseitigen Ufer ohne Schwierigkeit das Schloss in Grund zu schiessen vermocht hätten. Hier scheint die Gefahr grösser gewesen zu sein, als bei dem Betreten des Schlosses von Lissa, wenn gleich die Grösse der Niederlage und der Grad der Entmuthigung den Gedanken eines Handstreiches bei dem Gegner unwahrscheinlich machen mochte.

So ging jener denkwürdige 5. Dezember 1757 zu Ende, und wir mögen gern darauf verzichten, zu schildern, was jetzt der Schleier der Nacht verhüllte, das durch die Winterkälte gesteigerte Elend der Verwundeten, die das Schlachtfeld deckten, und für welche Hülfe und Pflege zu schaffen, jene Zeit doch nur in unvollkommenem Masse verstand. Wir wollen auch nicht danach fragen, wie die Einwohner von Leuthen, welche sich während des wüthenden Kampfes um dieses Dorf in die Keller verkrochen hatten, als der Sturm vorüber war, ihre Heimstätten wiederfanden, halb demolirt und Haus wie Hof mit Leichen und Verwundeten erfüllt. Wir wollen nur aufzeichnen, wie die Bewohner es dankbar als eine besondere Gnade des Himmels gepriesen

haben, dass bei der Beschiessung und Erstürmung des Dorfes kein Haus in Flammen aufgegangen ist und von den Bewohnern nur einer sein Leben eingebüsst, ein 86jähriger Greis, den in seinem Versteck unter einer Bank eine Kanonenkugel erreicht hat.

Das Schlachtfeld von Leuthen, der Schauplatz des ruhmvollsten und dabei entscheidungsvollsten Kampfes, der je auf schlesischer Erde durchgefochten worden ist, wird sehr wenig besucht, und wenn wir daran denken, dass nur wenige Engländer in Brüssel verweilen, die nicht das Schlachtfeld von Waterloo sich ansehen, mag man es beklagen, dass selbst aus dem nahen Breslau jene erinnerungsgeweihte Stätte so selten Besucher anzuziehen vermag. Zu sehen ist hier immer noch mancherlei; inmitten der langen Dorfstrasse steht noch der alte Kirchof etwas erhöht mit seinen alten Mauern, die förmliche Bastionen bilden, und in denen ein aufmerksamer Hinblick noch die Stelle der Bresche zu gewahren vermag, welche die preussischen Geschützkugeln hineingeschossen; hinter der nördlichen Dorfseite erblickt man den Windmühlenberg, das Centrum der österreichischen Vertheidigung, und eine kleine halbe Meile nordwestlich von Leuthen gegen das Dorf Heidau zu trägt eine mit freundlichen Anlagen gezierte Höhe, der sogenannte Scheuberg, wo Friedrich zuerst rekognosciert und den Plan der Schlacht entworfen, das 1852 von Privaten, aber mit Unterstützung König Friedrich Wilhelms IV. errichtete Siegesdenkmal, bestehend in einer mit dem Unterbau 53 Fuss hohen römischen Säule aus schlesischem weissgrauen Granit, auf dem eine 11 Fuss hohe nach einem Modelle Rauchs gegossene vergoldete Siegesgöttin steht.

Einnahme von Breslau.

Während Zieten mit einem Theile der Armee die flüchtige kaiserliche Armee verfolgte, schloss König Friedrich Breslau ein, um es möglichst schnell zur Uebergabe zu

nöthigen; er selbst schlug bereits am zweiten Tage nach der Schlacht, am 7. Dezember, sein Hauptquartier zu Dürrgoy auf, „einem elenden Dörfchen dicht an der Ohlauer Vorstadt“, wie es der Kabinetsrath Eichel bezeichnet, der am 8. Dezember hier mit dem schlesischen Minister Grafen Schlabrendorf von Glogau, wohin Beide von Parchwitz aus hatten zurückgehen müssen, eingetroffen war. Unverzüglich begann man mit der Belagerung Breslaus, deren Verlauf hier nun geschildert werden soll mit dem Vorbehalte, das, was inzwischen während der kurzen Zeit der österreichischen Herrschaft in Breslau vorgefallen war, in dem nächsten Abschnitte nachzutragen.

Nach der Schlacht vom 5. Dezember hatten in grosser Anzahl Verwundete und Versprengte von dem österreichischen Heere hinter den Mauern Breslaus Zuflucht gesucht. Man hat es nachmals dem Kommandanten General Sprecher von Bernegg zum Vorwurfe gemacht, dass er sich nicht bemüht, die Versprengten zu sammeln, vielmehr verschuldet habe, dass deren Viele selbst in den Vorstädten Breslaus gefangen wurden. Gewiss ist, dass er, jedenfalls aus Besorgniss vor einem kecken Handstreich der Preussen am Abend des 5. Dezember das westliche Thor Breslaus, das Nikolaithor, fest verschlossen gehalten hat und selbst verwundete österreichische Offiziere nicht eingelassen, sondern zu dem Umwege über das Schweidnitzer Thor gezwungen hat.

Prinz Karl hat nach Wien berichtet, dass er in Breslau eine Besatzung von 8000 Mann zurückgelassen habe, doch stieg diese Zahl auf über 12000, als am 6. Dezember die Heeresabtheilung des General von Beck, welche, wie wir wissen, auf dem rechten Oderufer der preussischen Armee in der Richtung nach Glogau hin gefolgt war, gleichfalls in Breslau einrückte.

Mit Rücksicht auf die Stärke der Besatzung und die Nähe des österreichischen Heeres hoffte man in Wien, dass die Stadt sich würde halten können, um so mehr, da, wie man meinte, eine förmliche Belagerung bei der ungünstigen Jahreszeit und dem Mangel an schwerer Artillerie

kaum sich würde durchführen lassen. Doch nahm man auch den Fall als möglich an, dass der König „bei seiner Keckheit und im Vertrauen auf sein Glück zu einer ausserordentlichen Entschliessung schreiten könnte“. Die Kaiserin wies ihren Schwager an, mit Feldmarschall Daun zu erwägen, ob nicht die Armee eine Bewegung zum Entsatz von Breslau machen könne. Schlimmsten Falles solle man wenigstens die Garnison retten.

Aber als dieser Brief geschrieben ward, war die Gelegenheit, für die Breslauer Besatzung noch eine Kapitulation mit freiem Abzug zu erlangen, bereits versäumt. Schon am 7. Dezember hatte der König seinen Adjutanten v. Krusemarck mit einem Trompeter in die Festung gesandt, um die Uebergabe derselben unter Gewährung freien Abzugs der Besatzung anzubieten, wofür 6 Stunden Bedenkzeit bewilligt wurden. General Sprecher aber auf Entsatz von Prinz Karl hoffend antwortete mit der Bitte, einen Offizier an diesen Letzteren senden zu dürfen, um dessen Entscheidung einzuholen, worauf dann Krusemarck Abends 6 Uhr die Erklärung hineinbrachte, der Kommandant solle noch bis zum nächsten Morgen Bedenkzeit haben; nach Ablauf dieser Frist aber dürfe die Besatzung nicht mehr auf freien Abzug hoffen. Ein Offizier aus der Festung, der weitere Vorschläge machen wollte, ward vom König nicht mehr vorgelassen.

Der Kommandant hat bei dem Beginne der Einschliessung es möglich gemacht, noch eine Botschaft an den Prinzen Karl abzusenden, die auch glücklich ihren Weg in die Festung zurückgefunden hat, jedoch ohne eine recht bestimmte Weisung für General Sprecher zurückzubringen. Prinz Karl v. Lothringen hat nachmals erklärt, die Person des Abgesandten, eines Kurländers, der lange in preussischen Diensten gestanden, und der über die Verhältnisse der Garnison sich wenig unterrichtet gezeigt hätte, sei ihm zu wenig vertrauenswürdig erschienen, um sich ihm gegenüber offen über die Lage der Dinge auszusprechen. Die Hauptsache war wohl, dass der Herzog weder eine bestimmte Zusage des Entsatzes

geben, noch auch den Kommandanten zur Ergebung bevollmächtigen wollte.

So musste es denn zur förmlichen Belagerung kommen. Dieselbe ward mit um so grösserer Energie angefasst, als der König selbst sie leitete, welcher schon am 10. Dezember schreibt, er hoffe in 3—4 Tagen mit Breslau fertig zu sein. Derselbe hatte keinen Augenblick gezögert, aus Neisse und Brieg schweres Geschütz kommen zu lassen. Wenn man in Wien sehr wohl wusste, dass Breslau zwar gegen Westen hin durch das dortige Kronwerk und auch von der Oderseite leidlich geschützt war, aber weniger auf der Strecke vom Schweidnitzer bis zum Ziegelthore, so waren diese Schwächen natürlich auf preussischer Seite nicht minder bekannt, und grade von Osten her bereiteten die Preussen den Hauptangriff vor. Derselbe ward wesentlich dadurch erleichtert, dass man in den Vorstädten nach dieser Seite hin massive Baulichkeiten fand, in denen man sich festsetzen konnte. So ward bereits am 8. Dezember um den Besitz der Ohlauer Vorstadt gekämpft, und am 9. hatten sich die Preussen in dem Kloster der barmherzigen Brüder und in dem alten Gemäuer des gegenüber liegenden Kirchleins des ehemaligen Aussätzigenspitals *ad St. Lazarum* festgesetzt und schritten bald zur Mauritiuskirche vor, wo sie in gedeckter Stellung hinter der Kirchhofmauer alle Angriffe der Kroaten abwehrten. Mochte jetzt auch der Kommandant, was noch von Gebäuden auf dieser Seite stand, in Brand schiessen, die Preussen waren aus ihren Stellungen nicht mehr zu vertreiben, und bei den barmherzigen Brüdern sowie bei St. Mauritius erstanden in den Nächten preussische Batterien, welche vom 11. Dezember an ihr Feuer auf die Stadt begannen. Auf der Westseite gelang es Prinz Ferdinand, den Nikolaikirchhof zu besetzen, und auch aus dem Kirchhofe von Elftausend Jungfrauen auf dem rechten Oderufer wurden am 14. Dezember die Kroaten vertrieben. Bald gesellten sich zu jenen Batterien vor dem Ohlauer Thore eine weitere auf dem Nikolaikirchhof und eine auf dem Schweidnitzer Anger.

In der Stadt sah es bänglich aus, aller Verkehr mit der Aussenwelt war unterbrochen, die Glocken durften nicht mehr geläutet werden, die Thurmuhren nicht mehr schlagen, alle Einwohner, welche nicht Vorräthe zum Lebensunterhalte aufweisen konnten, sollten die Stadt verlassen, alle Civilisten gehörigen Pferde hinausgeschafft werden, jeder Hauswirth hatte Wasser zum Löschen bereit zu halten, Pferdemit vor der Thür zu häufen und beständig einen Mann zur Schanzarbeit zu stellen. Alles Stehenbleiben auf der Strasse war untersagt, und mehrere auf verschiedenen Plätzen der Stadt errichtete Galgen drohten den Tod Jedem, der sich ungehorsam zeigen oder verrätherische Reden führen würde. Denn wie es in Zeiten der Noth zu geschehen pflegt, die abenteuerlichsten Gerüchte durchliefen die Stadt und fanden Gläubige. Es sollten sich Preussen in die Stadt geschlichen haben, um dann nächstlicher Weile aus ihren Verstecken hervorkommend denen draussen die Thore zu öffnen; und das Gerücht von einem unterirdischen Gange, der von dem Schweidnitzer Keller aus bis vor die Stadt führe, und durch den die Preussen hereindringen würden, veranlasste wirklich den Kommandanten zu resultatlosen Nachsuchungen.

Das Bombardement hatte, seitdem auch aus Neisse schweres Geschütz angekommen war, an Heftigkeit nur noch zugenommen, selbst die Kirchen litten schweren Schaden, wie denn am 14. Dezember eine Bombe das Dach der Bernhardikirche durchschlug und andere am selbigen Tage die Sakristei der Magdalenenkirche und die werthvolle Kirchenbibliothek schädigten, auch in dem ehemaligen Schlegenbergischen, jetzt Finolischen Haus (Ecke der Altbüsserstrasse und Albrechtsstrasse), des Königs von Preussen erstem Absteigequartier, Verwüstungen anrichteten (am 15. Dezember). Dazu kam dann noch, dass an jenem 14. Dezember in dem grossen Laboratorium am Sandthore durch eigene Unvorsichtigkeit der dort beschäftigten Mannschaft Feuer auskam und eine gewaltige Explosion verursachte, die das halbe Sandthor, einen Theil der nahegelegenen

Bastion in Trümmer legte, viele naheliegende Häuser beschädigte und an 250 Menschen das Leben kostete, darunter auch gerade den geschicktesten Artilleristen.

Der Kommandant sah mit steigender Besorgniss das Fortschreiten der Belagerer, deren Parallelen am 16. Dezember bereits bis 250 Schritt vom bedeckten Wege vorgeschoben waren, während für ihn die Hoffnung auf Entsatz mehr und mehr dahinschwand. Schon am 11. Dezember hatte er in sein Journal geschrieben, ausgesendete Kundschafter hätten keine Nachricht von dem österreichischen Heer zu bringen vermocht. Das am 15. und 16. heftig fortgesetzte Bombardement hatte an letzterem Tage zu Mittag im Marstalle auf der Schweidnitzer Strasse ein verheerendes Feuer entzündet und Nachmittag um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr das Pulvermagazin der Taschenbastion, welches 300 Fässer mit Pulver enthielt, zur Explosion gebracht. In Folge davon waren nicht nur eine grosse Anzahl von Menschen umgekommen und viele Häuser der Taschen- und Weidenstrasse ruiniert worden, sondern es war auch in der Umwallung eine Bresche von 108 Fuss, wie der Kommandant in seinem Journale angiebt, entstanden.

Als noch an selbigem Abend eine Deputation von Breslauer Bürgern, den Stadtdirektor Conradi an der Spitze, es unternahm, den König um Schonung der Stadt anzuflehen, zeigte sich der Kommandant damit vollkommen einverstanden.

In der That wurden die städtischen Deputirten vorgelassen, erhielten aber auf ihre Bitte vom König die Antwort, sie möchten nur dem Kommandanten vorstellen, wie nutzlos sein Widerstand sei, und als sie nun in des Letzteren Namen die Bitte vortrugen, doch einen Offizier an Prinz Karl zur Einholung von dessen Entscheidung absenden zu dürfen, erwiderte der König, gedachter Prinz habe in Breslau Nichts mehr zu befehlen, er werde in zwei Tagen dem General Sprecher selbst seine Ordres zusenden, was er zu thun habe. Dem bei der Deputation anwesenden Kastellan des königlichen Palais in Breslau, der geklagt hatte, wie auch

dieses Schaden gelitten, und namentlich viele zersprungene Fensterscheiben aufweise, befahl Friedrich schleunigst diese Schäden repariren und schon die Zimmer heizen zu lassen, da er übermorgen in ihnen zu logiren gedenke. Der Stadtdirektor soll damals von dem König die allerdings nur bedingte Zusage empfangen haben, es werde die Stadt nach Möglichkeit geschont werden, was damals mit grosser Freude aufgenommen und allgemein verbreitet wurde, doch schien es den Bürgern, als ob in den nächsten Tagen darauf die Schrecken des Bombardements nicht wesentlich gemindert seien. Wohl aber erwachten bei den Bürgern Hoffnungen auf Erlösung, als sie erfuhren, es werde wirklich über der Wiederherstellung des königlichen Palais eifrig gearbeitet, und zum Ersatze der gesprungenen Fensterscheiben habe sogar das österreichische Gouvernement Glas hergegeben.

Dagegen war am 17. Dezember ein Brief des Prinzen Karl von Lothringen in die Festung gelangt, datirt Freiburg den 16. Dezember, in welchem dieser anzeigte, dass er wegen der üblen Witterung sich genöthigt sähe, sein Heer in die Winterquartiere zu führen, und damit also jede Hoffnung auf Entsatz abschnitt. Und da der Kommandant dabei noch erwog, dass bei einer nach seiner Angabe nicht mehr als etwa 8100 Kombattanten zählenden Besatzung, die ohnehin zur Besetzung der ausgedehnten Werke nicht zureiche, man nicht mehr die Kräfte habe, in einer Jahreszeit, wo bereits die Oder zuzufrieren beginne, den Stadtgraben eisfrei zu halten, dass daher eine Erstürmung der grösstentheils nicht gemauerten Wälle zu befürchten sei, um so mehr da Breschen bereits vorhanden, so beschloss am 17. Dezember ein Kriegsrath, bei dem Könige eine Kapitulation unter freiem Abzug der Garnison zu beantragen.

Aber der damit beauftragte General Beck gelangte nicht bis vor des Königs Antlitz. Sein Adjutant, der in den preussischen Laufgräben auf dem Schweidnitzer Anger nachfragen sollte, welchen Weg der General zu dem König zu nehmen habe, ward zu Prinz Moritz von Dessau geführt, in dessen Quartier ihm der Prinz selbst nach einer halben

Stunde die Antwort seines Kriegsherrn ausrichtete, wofern der General nicht die Erklärung mitbrächte, dass die Garnison sich als kriegsgefangen ergeben wolle, möge er sich weiter keine Mühe geben. Wenn der Kommandant nicht binnen 24 Stunden sich dazu bereit erklärte, werde der König überhaupt nur noch eine Ergebung auf Diskretion zugestehen.

Nachdem so dieser Versuch fruchtlos verlaufen, liess sich der Kommandant dazu drängen, noch am selbigen Abend durch einen mit grösseren Streitkräften unternommenen Ausfall die Kriegstüchtigkeit und den Kampfesmuth der Besatzung und damit zugleich zu zeigen, dass derselbe nicht nöthig habe, sich jeglichen Bedingungen zu unterwerfen, aber der Ausfall hatte keinen rechten Erfolg, und die Wahrnehmung, dass, sowie man die Thore im Rücken hatte, eine massenhafte Desertion einriss, konnte von der Wiederholung derartiger Versuche abmahnen.

Inzwischen hatte die Kaiserin unter dem 10. Dezember den Prinzen von Lothringen angewiesen, dem Breslauer Kommandanten es einzuschärfen, dass er nur unter der Bedingung freien Abzugs der Garnison die Festung übergeben dürfe, sonst es aber auf das Aeusserste ankommen lassen müsse. Als aber am 20. Dezember Major Graf Taafe das Wagstück unternahm, diese Ordre aus dem österreichischen Hauptquartier in die belagerte Stadt zu bringen, kehrte er unverrichteter Sache zurück und erklärte den Auftrag für unausführbar, namentlich deswegen, weil das schlesische Landvolk aller Orten sich den Oesterreichern noch feindlicher gesinnt zeige, als selbst die preussischen Truppen. Das winzige Zettelchen, welches mit kleinster Schrift jene Ordre geschrieben enthielt, um leichter versteckt werden zu können, wird noch heute auf dem Wiener Kriegsarchiv aufbewahrt.

Der Befehl hätte übrigens auf keine Weise rechtzeitig nach Breslau gelangen können, um die Uebergabe zu verhüten. Bereits am Abende jenes 18. Dezembers hatte

der Kommandant sämtliche Stabsoffiziere zu einem Kriegsrathe zusammengerufen. In diesem ward nun besonders über einen Plan verhandelt, für den General Beck schon seit mehreren Tagen den Kommandanten zu gewinnen sich bemüht hatte, nämlich unter Zurücklassung der Kranken und Verwundeten sich nach der polnischen Grenze hin durchzuschlagen, wobei man dann mit den vorhandenen 120 Proviantwagenpferden noch ebensoviel Mann beritten machen könne. Dadurch, dass man jedem Manne seine Löhnung bis Ende Januar vorausgäbe und sie auch mit Brot und Fleisch auf mehrere Tage sowie mit Branntwein versähe, sollten die Mannschaften willig gemacht werden, die Gefahren und Anstrengungen des Unternehmens auf sich zu nehmen. Aber obwohl noch mehrere Stabsoffiziere mit Beck darin übereinstimmten, dass es dem Ruhm der österreichischen Waffen Eintrag thun müsse, wenn sich solch eine ansehnliche Besatzung kriegsgefangen ergäbe und auch der Kommandant im Prinzipie sich dafür aussprach, so ging doch die Meinung der weitaus grösseren Anzahl dahin, der Plan sei unausführbar. Die Mannschaften seien unzufrieden und was Kleidung und Schuhwerk betreffe, nicht ausgerüstet zu forcirten Märschen in Schnee und Morast, eine massenhafte Desertion werde die nächste Folge sein, und bei den verschiedenen Flussläufen, die man auf dem Wege nach der polnischen Grenze zu passiren habe, werde das ganze Unternehmen ein schnelles und nicht rühmliches Ende finden. Dass aber die Festung nicht mehr lange zu halten sei, gaben auch die beiden französischen Ingenieuroffiziere zu. Wohl war der Gedanke an Kriegsgefangenschaft Allen furchtbar, furchtbarer aber noch die Aussicht, sich sonst auf Diskretion dem Könige von Preussen ergeben zu sollen, von dem man ja darauf gefasst sein müsse, dass er sie alle zwänge, unter preussischen Fahnen Dienste zu nehmen, so gut wie er es mit den Sachsen gethan habe. Bei der entsetzlichen Schwere der Entscheidung war Allen der Antrag höchst willkommen, noch einen Versuch bei dem Könige zu machen, ob man nicht freien Abzug etwa unter

der Verpflichtung erlangen könne, eine bestimmte Zeit nicht mehr gegen ihn zu dienen.

Aber der dazu ausersehene Oberst Fürst Lobkowitz gelangte am 19. Dezember zwar vor den König, erhielt aber von diesem zur Antwort, es sei zu spät, die Depensen für die Belagerung seien gemacht, die Tranchéen eröffnet, die Breschbatterien fertig, die schwere Artillerie vorhanden, nun sei an nichts weiter zu denken als an Kriegsgefangenschaft der Garnison. Entschliesse man sich hierzu nicht binnen 12 Stunden, so bliebe nur noch Ergebung auf Discretion, wo dann kein Offizier mehr darauf rechnen dürfe, seine Bagage zu retten. Nach der Rückkehr von Lobkowitz fand nun ein neuer Kriegs Rath statt. Wiederum sprach General Beck eifrig für seinen Plan und bat, wenn man dies nicht wolle, dann wenigstens ihm selbst zu gestatten, mit den Kroaten, die er hereingeführt, und 200 Husaren für sich sein Heil zu versuchen. Ob er im Eifer der Rede wirklich mit dem Finger auf den einen von den Fenstern aus sichtbaren der vom Kommandanten für die Verräther errichteten Galgen gewiesen habe, ist nicht zu erweisen, gewiss aber ist, dass dem tapferen General auch jener zweite Wunsch nicht erfüllt wurde, weil man sonst glaubte, befürchten zu müssen, dass der König das den Zurückbleibenden würde entgelten lassen, und so ergab denn eine Abstimmung 42 Stimmen für die Annahme der vom König gestellten Bedingungen und nur 10 dagegen.

Auf die Anzeige davon erschien der Gardeoberst von Saldern in Breslau, um die Kapitulationspunkte zu entwerfen. Der König wog das Mass der von ihm gemachten Zugeständnisse genau nach denjenigen ab, welche die Oesterreicher vormals und in letzter Zeit in Schweidnitz gewährt hatten. Noch am 20. Dezember besetzten preussische Truppen das Ohlauer-, Schweidnitzer- und Nikolaithor, am 21. Dezember marschierte die Garnison zum Schweidnitzer Thore hinaus, um draussen das Gewehr zu strecken. 17635 Mann, darunter 13 Generäle, zählt die von dem General Sprecher unterschriebene Liste der Kriegsgefangenen, allerdings ein-

schliesslich der zahlreichen Verwundeten. Auch die Artillerie des Platzes fand der König vermehrt um 81 Geschütze, von denen 37 den Preussen in der Schlacht am 22. November abgenommen waren. Der grosse Waffenplatz mit allem, was er enthielt, bildete in der That eine ansehnliche Errungenschaft, und jener österreichische Offizier hatte nicht Unrecht mit der Aeusserung, der König von Preussen habe sich ein stattliches Weihnachtsgeschenk verschafft.

Die Freude der Einwohner, welchen in den letzten Tagen schwerere Gefahren gedroht hatten, als je so lange Breslau stand, war übergross: „Niemand,“ so schreibt ein Augenzeuge, „ist fähig, sich von unsern damaligen Empfindungen einen Begriff zu machen, als der mit uns in gleichen Umständen gewesen. Wie ein zum Tode Verdammter, wenn ihm unvermuthet Gnade widerfährt, die überfliessende Freude schwerlich aushält, — — so waren wir in der That recht wie die Träumenden.“

Aber was alle Herzen so tief bewegte, war doch nicht allein die Erlösung aus schwerster Bedrängniss, es war auch der gewaltige Umschwung, den die letzten Wochen gebracht, und den Niemand erwartet oder für möglich gehalten hätte. „Die, welche vor nicht einmal vier Wochen als Sieger mit freudigem Getöse in unsre Mauern triumphirend einzogen, von denselben und uns Besitz nahmen und den grössten Theil des Landes unter ihre Gewalt brachten, die ziehen nun von uns als Besiegte, als Gefangene mit Zurücklassung ihrer Waffen, nicht wieder in ihr Land, sondern in ein Land, das ihnen von dem Sieger gezeigt wird“, wodurch wie ein anderer Zeitgenosse schreibt „die Freude der glücklichen Vertauschung bei denen redlich preussisch Gesinnten anfang in volle Flammen auszubrechen, bei denen widrig Gesinnten aber mit höchster Bestürzung zu verlöschen, indessen hiess es bei den Letzteren: *oportet*“.

Und er, der all das Grosse vollendet, dem alle Schicksalsschläge nicht den tapfern Sinn zu beugen vermocht, der zur Befreiung Schlesiens einem dreifach überlegenen Feinde kühn entgegengezogen war, um denselben in offener Feld-

schlacht glorreich aufs Haupt zu schlagen, und der eben jetzt eine ganze Heeresabtheilung genöthigt hatte, vor ihm die Waffen zu strecken, der hielt nun im Schmucke dieser reichen Lorbeeren am 21. Dezember 1757 früh um 10¹/₂ Uhr seinen feierlichen Einzug in die wiedergewonnene schlesische Hauptstadt. Alles drängte sich herzu, um den gefeierten Helden zu sehen, in dem man aber mit Stolz den Landesherrn erblickte. Damals haben es die Breslauer gelernt, dem Genius, dem Stern ihres grossen Königs zu vertrauen, und wie schwer auch noch die langen Jahre des Krieges auf ihnen gelastet, welche Opfer sie auch von den Einzelnen geheischt haben, so blieb doch immer die Zuversicht, ihr grosser Friedrich werde am Ende doch seiner Feinde Herr werden.

Inzwischen war am Tage nach der Schlacht die Verfolgung des österreichischen Heeres von Friedrich so angeordnet worden, dass General Zieten mit neun Bataillonen, einigen leichten Truppen und 25 Schwadronen Reiterei dazu aufbrach. Prinz Karl von Lothringen, der mit Daun am Morgen des 6. Dezember in Gräbschen südlich unweit von Breslau verweilte, klagte, dass er gar nicht wisse, wo seine Armee sich befinde, erst im Laufe des Morgens fanden sich einige Regimenter wieder zusammen. Obwohl der Prinz entschlossen war, sich nach Schweidnitz zurückzuziehen, so wagte er doch nicht, die grosse Strasse dorthin einzuschlagen, sondern zog es vor, die Lohe zwischen sich und die Feinde zu legen und so seinen Marsch nach Rothsürben und Bohrau mehr nach Strehlen hin zu richten. Aber Zieten war ihm, nachdem er früh morgens am 6. Dezember den General Buckow, welcher ihm den Uebergang über die Lohe streitig zu machen versuchte, zurückgedrängt hatte, auf deren rechtes Ufer gefolgt, und da das österreichische Heer bei den durch eingetretenes Thauwetter grundlos gewordenen Wegen nur mühsam vorwärts kam, so holten die preussischen Husaren am 7. Dezember einen österreichischen Transport bei Oltaschin ein und erbeuteten über 2000 Kassen-, Fourage- und andere Wagen, und am

8. Dezember ward die österreichische Nachhut bei Bohrau über den Haufen geworfen. Der König sandte Brief auf Brief, Zieten zur Eile anzuspornen, am 9. schreibt er ihm eigenhändig: „ein Tag Fatigue, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge 100 Ruhetage. Nur immer dem Feind in die Hessen gesessen.“ Aber eben an diesem Tage sah sich Zieten genöthigt, seinen Truppen einen Ruhetag zu gewähren, und wenn er gleich fortwährend noch Gefangene einbrachte, so konnte er doch nicht hindern, dass Prinz Karl, dessen Heer übrigens immer noch um vieles stärker war als Zietens Abtheilung, Schweidnitz erreichte, von wo er sich dann weiter nach Freiburg vorschob, um von hier aus in gewisser Weise auch Liegnitz, das die Oesterreicher ebenso wie Jauer und Hirschberg noch besetzt hielten, zu decken. Zieten traf am 14. Dezember in Reichenbach ein, wo er zunächst für die Verpflegung seiner Leute Sorge zu tragen hatte. Hier stiess am 16. General Fouqué aus Glatz, nachdem die Blokade dieser Festung aufgegeben und Oberst Jahnus über die Grenze zurückgegangen war, mit zwei Bataillonen und etwas Reiterei zu ihm, und übernahm als älterer General das Kommando. Der König hätte am Liebsten gesehen, dass Fouqué jetzt Landeshut besetzt und so den Feind ganz abgeschnitten hätte, aber inzwischen zog sich Prinz Karl, nachdem er die Besatzung von Schweidnitz unter General Thierheim auf 7000 Mann verstärkt und Buckow mit einigen tausend Mann bei Freiburg und Striegau zurückgelassen hatte, am 16. über Landeshut nach Böhmen zurück. Als aber inzwischen der König den General Driesen gegen Jauer, welches dieser am 17. Dezember besetzte, vordrängte, wurden Striegau und Freiburg von den Oesterreichern geräumt, und selbst Landeshut vermochte Fouqué am 22. Dezember nach einem Kampfe, welcher den Oesterreichern wiederum zahlreiche Gefangene kostete und sie bis Schatzlar zurückscheuchte, ohne Schwierigkeit zu besetzen. Am gleichen Tage räumten die österreichischen Husaren Goldberg, und auch zu Hirschberg wurden die preussischen Adler wieder aufgerichtet, am 24. in Greifenberg. Aus Oberschlesien

hatte der Reitergeneral v. Werner am 26. Dezember den Obersten von Simbschen aus Neustadt vertrieben und dabei 4000 Thaler Kassengelder, die dieser, wie der König schreibt, zusammengeraubt hatte, erbeutet und bald darauf auch Jägerndorf und Troppau besetzt. Auf dem rechten Oderufer hatte Oberstlieutenant v. Skrbensky mit den Seidlitzhusaren die Feinde über Tarnowitz bis ins Teschensche zurückgetrieben. Nach dem Falle von Breslau ward dann am 23. Dezember Prinz Moritz von Dessau mit 19 Bataillonen, 30 Schwadronen und dem erforderlichen schweren Geschütze zur Belagerung von Liegnitz ausgesendet und umschloss vom ersten Weihnachtsfeiertage an die Stadt; der Kommandant von Liegnitz, Oberst von Bülow, erklärte sich am 26. zur Kapitulation bereit unter Bedingung freien Abzugs der Garnison (3425 Mann), was der König, um die Stadt zu schonen und nicht seine Infanterie den Strapazen einer winterlichen Belagerung auszusetzen, genehmigte, auch noch im letzten Augenblicke die Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen den König oder seine Verbündeten zu dienen, fallen liess. Die Stadt Liegnitz hat bei dieser Gelegenheit zum letzten Male die Rolle einer Festung gespielt. Der König gab bereits unter dem 30. Dezember den Befehl, den Stadtwall an die bestgesinnten Bürger unter der Bedingung des Planirens zu vertheilen. Ansehnliche Vorräthe an Waffen, Munition und Lebensmitteln blieben den Preussen.

So war am Schlusse dieses wechselvollen Jahres Schlesien wiederum gänzlich vom Feinde gesäubert mit alleiniger Ausnahme von Schweidnitz, das dem Könige zu fest erschien, um es noch in diesem Jahre bezwingen zu können, das er jedoch mit dem Ende des Jahres durch Fouqué einschliessen liess.

Vorgänge in der Zeit der österreichischen Besetzung.

Mit der Haltung der Schlesier und speziell der Breslauer in der Zeit, wo 1757 die Oesterreicher hier frei ge-

schaltet hatten, war der König sehr unzufrieden; und nach dem, was das Gerücht ihm zugetragen, meinte er, dass sie nicht nur eine wenig patriotische Schwäche bewiesen, sondern dass Viele unter ihnen geradezu verrätherisch gehandelt hätten. Die angestellten Untersuchungen haben allerdings von den erhobenen Anklagen nur verhältnissmässig wenig zu erweisen vermocht, und wir wollen nun noch einmal zurückgreifend in dem Folgenden die Vorkommnisse während der österreichischen Herrschaft den Untersuchungsakten entsprechend der Hauptsache nach darzustellen versuchen. Zuvor aber möchten wir aussprechen, dass, wenngleich für den König und seine Sache der furchtbare Krieg in seinem weiteren Verlaufe noch schlimmere und gefährlichere Lagen, als die im Herbst 1757 war, hervorgerufen hat, doch für die Schlesier und deren Schätzung die preussischen Angelegenheiten niemals wieder so hoffnungslos gestanden haben, als damals, wo der grösste Theil des Landes von den Feinden besetzt war, wo im Herzen des Landes das feste Schweidnitz fiel, dann unter den Mauern der schlesischen Hauptstadt das preussische Hauptheer geschlagen wurde und Breslau eiligst kapitulirte. Die Zahl derer, welche damals hier in Schlesien es für wahrscheinlich gehalten haben, dass der von so vielen übermächtigen Feinden gleichzeitig angefallene König von Preussen die bereits verlorene Provinz zurückgewinnen werde, war sehr klein, und ein gut preussisch gesinnter Breslauer hat es der Mühe wert gehalten, in sein Tagebuch einzuzeichnen, er habe selbst gehört, dass nach der Schlacht bei Breslau beim Rückmarsch durch die Stadt ein Kürassier seine weinende Liebste mit den Worten getröstet habe: „lass es gut sein, liebes Mädchen, in vierzehn Tagen sind wir wieder hier.“ Er fügt dem hinzu: „welches auch also geschehen, ohnerachtet solches sich damals Niemand vermuthet.“

Unter diesen Umständen und weil die Oesterreicher bei ihrer Invasion von Anfang an nicht bloss auf eine militärische Besetzung, sondern auf eine endgültige Besitzergreifung ihr Absehen richteten und ihre Massregeln trafen,

wurden für die Einwohner diese Monate zur allerschwersten Prüfung.

In Breslau war nach der unglücklichen Schlacht die Niedergeschlagenheit und Entmuthigung unbeschreiblich und konnte bei dem schlechten Stande der preussischen Angelegenheiten, um mit den Worten eines Augenzeugen zu reden, „unüberlegte Unterthanen ihres Bestens, ihrer Pflicht so weit vergessend machen, dass sie Veränderungen im Regimente wünschten, hofften, ja zu befördern suchten“; wenn nun österreichisch Gesinnte die friedlichen Zeiten der ehemaligen österreichischen Herrschaft gegenüber den jetzigen Drangsalen priesen, fanden sie wenig Widerspruch. Die Rückkehr dieser Herrschaft schien unvermeidlich, und man machte sich auf dieselbe gefasst, allerdings nicht ohne Bedenken wegen Erhaltung der Religionsfreiheit. Nach dieser Seite hin zu beruhigen, liessen sich dann wenigstens die militärischen Machthaber entschieden angelegen sein, insofern sie einen Offizier reformirten Bekenntnisses, den General-Feldmarschall Lieutenant Sprecher von Bernegg, der sich in der Schlacht am 22. besonders ausgezeichnet hatte, zum Gouverneur und zum Kommandanten General-Major von Wolffersdorf, einen Lutheraner, ernannten. Die Verwaltung der gesammten Provinz Schlesien ward durch Befehl der Kaiserin dem Grafen Kolowrat unter dem Titel eines Oberst-Landeskriegskommissars übertragen. Unsere Tagebücher berichten, dass zwar das Massenhafte der Einquartierung (oft 18 Mann und mehr auf ein Haus) die Bürgerschaft schwer bedrückte, dass aber die Truppen gute Mannszucht hielten und zwar die gefürchteten Rothmäntel (Kroaten) sich anspruchsloser und bequemer zeigten als die Grenadiere, während von anderer Seite berichtet wird, dass die Panduren, welche man zuerst nicht hatte in die Stadt lassen wollen, die Vorstädte rein ausgeplündert, und als sie dann doch in die Stadt aufgenommen worden, Jeden, dem sie begegneten, mit den Worten „gieb Geld“ angepackt hätten. Erst nachdem der Kommandant verschiedene Exekutionen hatte vollstrecken lassen, wäre eine gewisse Mannszucht hergestellt worden.

Seitens der österreichischen Behörden ward sogleich für den 26. November ein in allen Kirchen zu feierndes Sieges- und Dankfest angeordnet, welches sich dann am 27. November, einem Sonntage, wiederholte. Bei dieser Gelegenheit ist es dann gewesen, wo in der Kirche zu St. Elisabeth der erste protestantische Geistliche Breslaus, Kircheninspektor Burg, den Ausdruck der Dankbarkeit für die der Stadt Breslau seitens der Sieger bewiesene Schonung an eine Stelle des Buches Esther (V. 2) anknüpfte, wie Esther vor dem König Gnade findet: „Und der König reckte den goldenen Scepter seiner Hand gegen Esther, da trat Esther herzu und rührte die Spitze des Scepters an.“ In Verfolg dessen nahm er dann als Thema seiner Predigt: „Die erste Andacht einer Stadt, den Scepter demüthig zu verehren, der zuvor ihre Väter beglückt hat.“ Der ungemein weltkluge geistliche Herr führte, wie uns ein Ohrenzeuge versichert, seine Betrachtung so durch, dass keine Partei etwas Gegründetes dagegen einwenden konnte.

Dagegen hat, während man sich sonst in den andern evangelischen Kirchen mit allgemeinen Redewendungen und Bibelworten durch die schwierige Lage durchhalf, in derselben Elisabethkirche der Ecclesiast Weinisch Aergerniss erregt dadurch, dass er in seiner Sonntagspredigt am 27. November Breslau mit einer verlaufenen Magd verglich, zu der Gott wie einst zu Hagar gesagt habe: kehre wieder um zu deiner Frau und demüthige dich unter ihre Hand, worauf er dann das Wort des Evangeliums: „gelobt sei, der da kommt im Namen des Herrn“ auf die eingerückten Oesterreicher anzuwenden kein Bedenken trug. Wenn das in einer protestantischen Kirche Breslaus möglich war, so kann es nicht befremden, wenn wir lesen, dass der Prediger der Jesuitenkirche sich den charakteristischen Text gewählt hatte (1. Buch der Makkabäer XV. 33): „Das Land, das wir wieder erobert haben, ist unser väterlich Erbe und gehört sonst Niemand. Unsere Feinde aber haben's eine Zeitlang mit Gewalt und Unrecht innegehabt.“ Der König hat von diesen Ausflüssen der Kanzelberedsamkeit nachmals keine

Notiz genommen und auch die gegen Weinisch eingeleitete Untersuchung niederschlagen befohlen.

Die kaiserliche Regierung sah mit der Eroberung der schlesischen Hauptstadt die Wiedergewinnung der Provinz als gelungen an. Als Verwalter derselben nahm nun der genannte Graf Kolowrat seinen Sitz in Breslau. Den Schlesiern, welche sich unter den zahlreichen preussischen Kriegsgefangenen befanden, wurde bedeutet, dass für sie von keiner Auswechslung die Rede sein könne; als Unterthanen der Kaiserin dürften sie, nachdem ihre Heimathprovinz in kaiserlichen Besitz zurückgekommen sei, nicht länger in fremden Kriegsdiensten bleiben, wofern sie nicht als Verräther behandelt werden und z. B. jedes etwaigen Erbrechts in Schlesien verlustig gehen wollten.

Bald begann man nun auch mit administrativen Massregeln, ersetzte den preussischen Adler durch den doppelten österreichischen und verfügte die Suspendirung der bisherigen preussischen Behörden, des Oberamts wie der Kriegs- und Domänenkammer sowie die Ungültigkeit aller in der Zeit der preussischen Herrschaft erfolgten Rangerhöhungen jeder Art bis auf deren Prüfung durch die neue Landesherrin, ging aber gleichzeitig an eine Wiederherstellung der Provinzialbehörden, nachdem der schlesische Minister v. Schlabrendorf mit einem Theile der Beamten im Gefolge des abziehenden preussischen Heeres nach Glogau geflüchtet war, wo er auch die Kassen geborgen hatte. Auch andere höhere Beamte, wie der Kammer-Präsident v. Münchhausen und der Direktor v. Carmer, haben Breslau bald verlassen. Nachmals soll die österreichische Militärbehörde das Weggehen von Beamten verhindert haben, wahrscheinlich um zu verhüten, dass dem anrückenden Könige Nachrichten über den Stand der Dinge in Breslau zugetragen würden. Dagegen ist von Wien aus ein vom 4. Dezember datirter Befehl der Kaiserin ergangen, dass alle aus einer der alten preussischen Provinzen stammenden Einwohner, die in Breslau oder sonst in Schlesien sich aufhielten, durch die österreichischen Behörden zum Ver-

lassen des Landes genöthigt werden sollten, ein Befehl der dann, von den Ereignissen überholt, gar nicht zur Veröffentlichung gekommen ist.

Von den Schlesiern, welche nun durch das Loos der Waffen aufs Neue Unterthanen der Kaiserin geworden seien, verlangte diese Huldigung und Treuerverpflichtung, ebenso wie auch von den Nichtschlesiern, welche Grundeigenthum in Schlesien erworben oder Frauen geheirathet hätten, die solches hier besaßen. Zu diesem Zwecke wurden nun am 28. November die Beamten der Oberamtsregierung sowie der Kammer nach dem Landhause am Blücherplatz vor den Landeskommissar Grafen Kolowrat gefordert, um dort, wie man ihnen angedeutet hatte, nachdem sie von ihren Pflichten gegen den König von Preussen entbunden wären, der neuen Landesherrin „zu stipuliren“, wie man sich damals ausdrückte, d. h. Treue zu geloben.

Als nun am gedachten Tage die Beamten des Oberamtes zunächst im Vorzimmer warteten, ward natürlich die Frage, wie man sich zu verhalten hätte, lebhaft besprochen. Hier war es dann ein Nichtschlesier, der Oberamtsrath und Generalfiskal Gloxin, der in einer Weise, die allerdings vom preussischen Standpunkte aus für nichts weniger als patriotisch gelten konnte, sich vernehmen liess. Grade er war in verschiedenen, uns noch erhaltenen Gutachten sehr scharf für die Rechte des Königs der katholischen Geistlichkeit gegenüber eingetreten und hatte sich natürlich dadurch viele Feinde auf dieser Seite gemacht; es waren ihm Aeusserungen zu Ohren gekommen, unter der neuen Regierung werde er für jene Schriftstücke zu schwerer Verantwortung gezogen werden. Er hat später zum Zwecke seiner Vertheidigung ausgesagt, er habe von den Oesterreichern das Schlimmste zu fürchten gehabt, dieselben hätten ja um ähnlicher Dinge willen den bischöfl. Hoffiskal Janicke durch List aus Neisse gelockt, dann in Ottmachau gefangen genommen, seitdem mit sich herumgeschleppt und übel gehalten. Noch dazu sei der sehr einflussreiche Grossprior des Malteserordens, Graf Kolowrat, der Bruder des neuen Statthalters,

gegen den er in einem fiskalischen Prozesse habe scharf auftreten müssen, jetzt mit den Oesterreichern in Breslau eingerückt, dessen Rache er zu fürchten gehabt. In Folge derartiger Besorgnisse habe er dann durch Gefügigkeit die kaiserlichen Machthaber sich günstiger stimmen wollen. In diesem Sinne sprach er sich nun eben damals im Vorzimmer aus. Die Sache des Königs, meinte er, sei verloren, und warf die Frage auf, wieviel man meine, dass von der Armee des Herzogs von Bevern nach Glogau gekommen sei? Als dann Einer 10000, ein Anderer 15000 Mann vermuthete, erklärte er — thatsächlich seien nur 1800 dem Könige zugeführt worden, welcher Letztere auch deshalb jeden Versuch den Oesterreichern entgegenzutreten aufgegeben und sich vielmehr nach Glogau zurückgezogen habe. In allen königlichen Edikten sei dem Lande Schutz versprochen worden — wo sei jetzt der Schutz? Die Kaiserin sei ins Land gekommen, nicht blos um Krieg zu führen, sondern mit dem Vorsatze, die Provinz für sich wiederzugewinnen. Wie könne man sich ihr widersetzen? Die Kaiserin sei durch das Recht der Waffen einmal Beherrscherin des Landes, sie hingegen wären vom Könige preisgegeben. Der Minister Schlabrendorf sei mit den Kassen geflüchtet, ohne Ordre für die Beamten zu hinterlassen. Man werde es keinem Bedienten verdenken, wenn er in andere Dienste ginge, wenn sein bisheriger Herr ihm keinen Lohn mehr zahle u. s. w.

Wie die Zeugen versichern, hat grade Gloxin, der am Allerfrühesten erschienen war, jeden Einzelnen, der ins Zimmer trat, angegangen, und als einer der Rätthe, von Tschiersky, den Antrag stellte, um Bedenkzeit zu bitten, und der älteste Rath Baron Kittlitz diesen Antrag unterstützte, da widersprach wiederum Gloxin und besorgte für das ganze Land üble Suiten, wenn man so den Unwillen des österreichischen Statthalters errege.

Als die Geladenen dann vor den Grafen Kolowrat gerufen wurden, eröffnete dieser die Verhandlung mit der Bemerkung, er setze voraus, dass sie sämmtlich Schlesier seien,

worauf Baron Kittlitz den Generalfiskal Gloxin als Nicht-schlesier bezeichnete, dieser aber sich als in Schlesien possessionirt mit eingerechnet zu sehen wünschte. Dann begann der Graf mit dem ältesten Rathe Baron Kittlitz, demselben den Handschlag als Treugelöbniß für die Kaiserin abzunehmen, und nachdem dieser auf die einleitende Bemerkung, da Sie ein Schlesier sind, werden Sie nicht gefragt, ob Sie wollen, kein Wort der Erwiderung gefunden, sondern nur eine stumme Verbeugung gemacht und dem Grafen die Hand gereicht hatte, so folgten seinem Beispiel auch die Uebrigen, nämlich die Rätthe v. Langenau, Legner, v. Tschiersky, Baron Seidlitz, Graf Matuschka, Gloxin, Oberkonsistorialrath Schäfer, der Pupillarrath Vogel, die Kriminalrätthe Reusner, Tepler, Böhm, Schultes, Jäckel, Kupfer, Sack und Jenke, die Sekretäre Förster und Ebersbach sowie mehrere Kanzleibeamte. Den Rätthen von Kittlitz und Langenau wurde dann die Vertretung des Präsidenten und Direktors übertragen. Von den Genannten fühlte Baron Seidlitz unmittelbar nach dem Akte schwere Gewissensbedenken, welche ein darüber mit dem Kircheninspektor Burg gepflogenes Gespräch nur noch verstärkte, so dass er noch an demselben Tage den Präsidenten Münchhausen aufsuchte und diesem seinen Entschluss erklärte, am folgenden Morgen dem Grafen Kolowrat gegenüber seine „Stipulation“ zu revociren. Der Präsident aber machte ihn darauf aufmerksam, dass, wenn es ihm nicht gelänge, aus Breslau herauszukommen, er sicherlich zu schwerer Verantwortung gezogen werden würde. Zu seinem Glück gelang ihm die Flucht. Auch Oberkonsistorialrath Schäfer hat noch an demselben Tage sich gegen Baron Kittlitz dahin erklärt, kaiserliche Dienste nicht annehmen zu können.

Auch die Mitglieder der Kriegs- und Domänenkammer, soweit dieselben nicht bereits Breslau verlassen hatten, wurden am 28. November vor Graf Kolowrat beschieden, doch gestaltete sich hier die Sache ungleich einfacher, insofern bei dieser Behörde nach des Königs Anordnungen Schlesier als noch nicht mit der preussischen Steuerein-

richtung vertraut nicht angestellt waren. Es wurden hier nur die beiden Rätthe Hänel und Witte als in Schlesien possessionirt festgehalten und durch Drohungen zur Leistung des Handschlags genöthigt. Doch wurden ihre Dienste nachmals um so weniger in Anspruch genommen, als auf Befehl der Kaiserin die Kammer mit allen Akten und Schriften unter Siegel gelegt ward. Witte hat dann nur bezüglich der Lieferungen eine Zusammenstellung zu fertigen gehabt, welche nach seiner Meinung die Forderungen an die einzelnen Landräthe erst auf ein erträgliches Mass reduzirt hat.

Alle die preussischen Beamten, welche den Handschlag geleistet haben, sind nachmals vor Gericht gestellt worden vor einer aus Berliner Richtern zusammengerufenen Kommission, deren uns noch erhaltenes Gutachten durch die klare, scharfsinnige, alle Umstände unparteiisch abwägende Fassung unsre Bewunderung erregen kann. Dasselbe hält daran fest, dass sie Alle ein Verbrechen begangen haben, insofern sie ohne Verletzung ihres Diensteides nicht eine Verpflichtung einem andern Landesherrn gegenüber auf sich nehmen durften, glaubt auch nicht annehmen zu können, dass ihnen bei Verweigerung des Handschlags schwere Gefahren gedroht haben würden und beantragt daher für sämtliche Oberamtsräthe mit Ausnahme der beiden noch rechtzeitig zurückgetretenen sowie für den General-Fiskal Gloxin und die genannten beiden Kammerrätthe Amtsentsetzung und für den Baron Kittlitz als den, der mit bösem Beispiel vorangegangen, und Gloxin noch halb- resp. 3jährige Festungsstrafe, während die Subalternbeamten und auch die Fiskale, weil sie nur dem Beispiele ihrer Vorgesetzten gefolgt, mit Geldstrafen davon kommen, Urtheile, welche dann der König einfach bestätigt, doch unter Begnadigung des Rathes v. Tschiersky, der nur widerstrebend sich den Andern angeschlossen.

Die Berliner Gerichtskommission hatte sich dann auch mit dem Verhalten des Breslauer Magistrats zu beschäftigen, welcher bereits am 26. vom Grafen Kolowrat zum Gehorsam

gegen die österreichische Regierung verpflichtet worden war. Die Berliner Richter urtheilen, dass der Breslauer Rath durch Gewährung dieses Gelöbnisses eine strafbare Handlung nicht begangen hätte, da die zuständige Obrigkeit, der Kommandant, durch die abgeschlossene Kapitulation die Stadt in die Gewalt der Feinde übergeben hätte, denen sie Gehorsam zu leisten dann sich nicht hätten entbrechen können. Auch habe der König seiner Zeit bei dem Einrücken in Schlesien das Gleiche von dem Breslauer Magistrate verlangt. Gegenstand der Untersuchung war da nur eine aus dem Schosse des Magistrats an die Kaiserin erlassene Ergebenheitsadresse. Es war nämlich auf die Aeusserung eines österreichischen Kavaliere hin, die Stadt würde gut thun, schon jetzt die Bestätigung ihrer Privilegien von der Kaiserin zu erbitten, die Abfassung einer Adresse angeregt und auch im Magistrate, allerdings befremdlicherweise in Abwesenheit des Magistratsdirektors Conradi, beschlossen worden, worauf nun jener alte Syndikus Löwe, welcher, wie wir uns erinnern mögen, bereits 1741 in Gesellschaft mit dem damaligen ersten Syndikus v. Gutzmar unter der Anschuldigung preussenfeindlicher Machinationen eine Zeit lang gefangen gesessen hatte, nachmals aber begnadigt und in seinem Amte belassen worden war, der Abfassung sich unterzog, bei dem Entwurfe aber dann einer solchen Sprache sich bediente, dass die Mehrzahl der Rathsherren grossen Anstoss daran nahm und die Unterschrift verweigerte. Der Adressentwurf drückt die Freude der Breslauer aus darüber, dass die siegreichen Waffen der Kaiserin sie aus der Gewalt der Feinde befreit hätten, so dass sie das huldreichste österreichische Scepter wiederum zu küssen gewürdigt wären, und bittet Maria Theresia, überzeugt zu sein, dass, was unter einer andern Regierung Ungnade und Missfallen hervorgerufen, nicht sowohl eine Folge der Schwachheit der Breslauer gewesen als der Zwang einer höheren und unwiderstehbaren Gewalt, dass aber „das alte schlesische Geblüt, welches jedesmal den österreichischen Scepter mit aller Treue verehret, annoch in unsern Adern waltet und niemals auch

unter allerhand Bedrängniss gänzlich unterdrücktet worden.“ Die Breslauer würden Gott anrufen, dass derselbe ihre kaiserliche Majestät mit beständigem Glück und Sieg zum Schrecken der Feinde überschütten wolle.

Als diese Fassung bei den übrigen Rathsherrn, Gloxin nicht ausgeschlossen, schwere Bedenken fand, rief Löwe unwillig aus: „wenn wir alle Schlesier wären, würden wir bald einstimmig sein“, eine Aeusserung, die um so berechtigteren Widerspruch hervorrief, da einmal ausser Conradi und Gloxin der Breslauer Rath nur aus Schlesiern bestand, andererseits die Schlesier weit entfernt waren, sich zu Löwes Gesinnungen zu bekennen. Der Rathsdirektor hat den Entwurf, wie er zu seiner Kenntniss gekommen, einfach in die Tasche gesteckt und ad acta gelegt, die ganze Adresse ist unterblieben. Dem alten Syndikus aber hat die in dem Schriftstücke ausgesprochene Gesinnung eine Kriminaluntersuchung eingetragen, die mit seiner Verurtheilung zur Kassation und zu Festungsarrest endete, der ihm auch trotz seiner 75 Jahre nicht erlassen wurde, und in welchem er dann zu Spandau am 29. September 1758 gestorben ist. Der übrige Magistrat wurde freigesprochen. Schliesslich ward von Breslauer Bürgern noch ein italienischer Kaufmann, namens Finoli, wegen unvorsichtiger Aeusserungen, dahin gehend, dass das Grossthum der Preussen und die Sklaverei der Katholiken nun ein Ende hätten, und weil er seinen Hausmiether, den Präsidenten v. Münchhausen, unpassenderweise zur Räumung seiner Wohnung gedrängt, mit 6 Wochen Gefängniss gestraft.

Bezüglich einer Ergebenheitsadresse an die Kaiserin war übrigens Schweidnitz vorangegangen; es liegt uns hier eine Bittschrift vor, datirt vom 20. November 1757, deren Hauptzweck allerdings war, im Hinblick auf den durch die Belagerung angerichteten Schaden von der Kaiserin „eine allergnädigst zu determinirende Beihilfe zur Wiederaufbauung der fast gänzlich abgebrannten und ruinirten Stadt“ zu erlangen. Natürlich war auch hierbei die Voraussetzung, dass es mit der preussischen Herrschaft für immer

vorbei sei, und man konnte das Mitleid der Kaiserin nicht wohl anrufen, ohne selbst Ergebenheit und Anhänglichkeit, Freude über die eingetretene Wendung, Hoffnungen für die Zukunft auszusprechen. Aber schlimmer noch als dies. Alles war für ein preussisch gesinntes Herz die in der Adresse enthaltene Leidensgeschichte von Schweidnitz seit 1740, gleichsam eine zweite *Ilias malorum Swidnicensium*, unter welchem Namen einst ein Bürger die Leiden der Stadt im dreissigjährigen Kriege besungen hatte. Es waren dies ja im Grunde die Klagen aller schlesischen Städte unter preussischer Herrschaft, über Vermehrung des Steuerdrucks, drückende Militärlasten mit Einquartierung und Servis, Beschränkung der Selbstständigkeit, Wegnahme der Kammereiüberschüsse, Zurückgehen des Handels infolge der österreichischen Prohibitivzölle, und hier Alles noch potenziert durch die übeln Folgen der Einschnürung von Schweidnitz in Festungswerke. Obwohl durchgängig grau in grau gemalt und ohne dass von dem vielen Segensreichen, was die preussische Verwaltung herbeigeführt, irgend Etwas in die andre Wagschale gelegt worden wäre, konnte es betrübend genug erscheinen, dass die überwiegend protestantischen Einwohner der Stadt, welche 1741 ganz besonders freudig die preussische Herrschaft willkommen geheissen hatten, nun diese so hart verurtheilten; indessen bleibt es doch sehr zweifelhaft, ob jene Adresse wirklich ein Ausdruck der allgemeinen Stimmung war, und ob dieselbe nur von einzelnen Unzufriedenen ausgegangen nicht der anders gesinnten Mehrheit, die unter der österreichischen Militärherrschaft keinen Muth zu entschiedenem Widerspruche fand, über den Kopf genommen worden ist. Wir vermögen wenigstens das Eine festzustellen, dass der österreichische Kommandant fort und fort die Bürgerschaft als übelgesinnt angesehen hat, es zeigt dies sehr deutlich ein im Wiener Kriegsarchive erhaltener Brief desselben vom 24. November und nicht minder das uns erhaltene Schweidnitzer Tagebuch aus den Tagen der Belagerung durch die Preussen.

Was wir sonst aus der Zeit der österreichischen

Occupation über Vorkommnisse, welche Anlass zu strafrechtlicher Verfolgung gegeben haben, erfahren, ist recht wenig. Wir hören, dass der Landrath des Breslauer Kreises von Raczinsky und der *Commissarius loci* zu Löwenberg, Justizrath Graf Frankenberg, als kompromittirt entsetzt werden, dass die Rathmänner Heintze und Gärtner aus Jauer zum Verlust ihrer Stellen verurtheilt worden sind „wegen verdächtiger Conduite“ beim Einrücken der Oesterreicher, dass ein Rathmann Sommer aus Neurode einige Monate Festung erhält, weil er angeblich aus Noth bei den österreichischen Behörden um Ertheilung eines Amtes eingekommen war und ebenso ein Accise-Kontrolleur aus Lewin, der mit $3\frac{2}{3}$ Thaler monatlichen Gehalt seine Familie nicht zu ernähren vermochte und sich den Oesterreichern zur Verfügung stellte mit dem Hinzufügen, er sei sogar bereit, nebst seiner Frau katholisch zu werden, endlich dass drei Edelleuten, darunter einem Marschkommissar, schwere Strafen zuerkannt worden sind, weil sie sich bereit erklärt haben, in das österreichische Heer einzutreten.

Konfessionelles, die Flucht des Fürstbischofs, Repressivmassregeln.

Im Grunde ist das Alles, wenn wir es auch mit dem, was in Breslau sich ereignete, zusammenhalten, von geringem Belange und zeigt nicht im Entferntesten, dass sich die schlesische Bevölkerung von der preussischen Regierung ab und den siegreichen Eroberern zugewendet hätte. Einem solchen Abfalle hätten doch immer schon konfessionelle Erwägungen entgegenstehen müssen; denn für die protestantischen Schlesier konnte alle Unzufriedenheit, die man etwa über die Militärlasten und die Kargheit der preussischen Regierung hegen mochte, nur leicht in die Wagschale fallen gegenüber der Besorgniss vor neuem Glaubensdrucke bei einer Rückkehr der österreichischen Herrschaft.

„Es ist nicht zu beschreiben“ meldet aus Schlesien ein bei der kaiserlichen Armee befindlicher Offizier, „wie niedergeschlagen die protestantischen Einwohner dieses Landes sind. Das ihnen vorgemachte Schreckbild der Religionsgefahr hat bei ihnen so tiefen Eindruck hinterlassen, dass sie bei Anrückung unserer Völker schon zittern und nichts anderes glauben, als dass sie nunmehr gewalthätig zur Aenderung der Religion angetrieben würden.“ Der Mangel an Duldsamkeit, welchen Maria Theresia in ihren eignen Landen den Protestanten zeigte, machte solche Befürchtungen erklärlich, und die preussische Regierung hatte auch in ihrem Patente vom 29. Oktober auf diese Thatsachen hingewiesen; dieselben könnten zeigen, „was die Protestanten in Schlesien von dem angeborenen Verfolgungsgeiste des Hauses Oesterreich zu gewarten haben.“ Und das kaiserliche Patent an die Schlesier vom 21. September 1757 hatte in der That nicht zur Beruhigung der Gemüther dienen können, denn darin hiess es nur, die Kaiserin verspreche ihren Schutz und ihre Gnade Jedem ohne Ansehen der Religion angedeihen zu lassen, was dann doch Massregeln zur Beschränkung des protestantischen Gottesdienstes nicht ausschloss. Allerdings bemühte sich die österreichische Generalität nach dieser Seite hin zu beruhigen, aber auch sie wagte doch nicht den Entschliessungen ihrer Herrin vorzugreifen, und so hatte bei der Kapitulation von Schweidnitz Nadasdy eine Zusicherung die Religionsfreiheit der Bürgerschaft betreffend mit der Bemerkung von der Hand gewiesen: „dieses dependiret nur von Kaiserl. Königl. Gnaden“; bei der Breslauer Kapitulation hatte Nadasdy die gleiche Forderung in folgender Form bewilligt: „wird accordirt vermöge bereits herausgegebenen k. k. allerhöchsten Patentes“, und als diese in den Nachtragsartikeln noch einmal formulirt worden war und zwar diesmal unter Namhaftmachung auch der „reformirten Religionsverwandten“, hatte der General dazu nur bemerkt: „ist schon im Vorhergehenden accordiret worden“, wo dann die Breslauer zwar der unter der früheren österreichischen

Herrschaft nicht gestatteten Duldung des reformirten Bekenntnisses sich freuen konnten, doch im Grossen und Ganzen wiederum sich nur auf jenes nichtssagende österreichische Patent verwiesen sahen.

Im Uebrigen musste es bedeutsam scheinen, dass die einrückenden Oesterreicher überall die katholischen Schlesier mit besonderem Vertrauen bedachten, sie mit Vorliebe zu städtischen und sonstigen Aemtern wählten und in ihren Proklamationen sich besonders an diese wandten als die von der preussischen Regierung vorzugsweise Geknechteten und unter ihnen wiederum vorzugsweise die katholische Geistlichkeit als der Befreiung von arger Tyrannei am Meisten bedürftig bezeichneten. Natürlich hatte das unvermeidlich eine stärkere Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze zur Folge. Den protestantischen Schlesiern erschienen ihre katholischen Landsleute als Vertrauensmänner der einrückenden Feinde wie natürliche Bundesgenossen derselben; eine tiefe Kluft schied jetzt überall die Genossen der beiden Bekenntnisse, in einem offiziellen Berichte an den schlesischen Minister gebraucht ein Landrath den Ausdruck „unsre Stiefbrüder“, als ganz selbstverständlich auf die katholischen Schlesier zu beziehen. Ein protestantischer Richter trägt Bedenken, das belastende Zeugniß einer Protestantin gegen einen Katholiken gelten zu lassen, „weil zumahlen bei jetzigen Zeitläuften der Religionshass besonders unter dem Pöbel seine Einflüsse in das Verhältniss der verschiedenen Religionsverwandten äussert.“ Auf der andern Seite war es erklärlich, dass bei den schlesischen Katholiken, wo also die Besorgniß vor erneutem Glaubensdrucke kein Gegengewicht bildete, die Härten der preussischen Regierung vornehmlich bezüglich des Militärdienstzwanges und der grossen Kargheit der Regierung stark genug wirkten, um sie die österreichische Herrschaft willkommen heissen zu lassen, und dass vor Allen die katholischen Geistlichen ganz damit einverstanden waren, wieder unter ein katholisches Scepter zu kommen. Solche Stimmungen traten dann auch zu Tage.

Der Adel Oberschlesiens stand bei den preussischen Beamten in üblem Ansehn als widerspenstig und ungehorsam gegen die preussische Regierung, dagegen fügsam und entgegenkommend den Oesterreichern; die Gefängnisse von Kosel wurden kaum leer von solchen Renitenten. Besonders klagt der schlesische Minister über den Grafen Henckel, den Sohn des 1745 verurtheilten Standesherrn. Derselbe wäre längst verhaftet, wenn er sich nicht immer unter dem Schutze der österreichischen Waffen hielte. Bezüglich der katholischen Städte Oberschlesiens ward den Einwohnern vielfach nachgesagt, dass sie sich der Unfälle der preussischen Waffen gefreut und die Oesterreicher als Freunde begrüsst hätten; hier und da sind die von den Letzteren heruntergerissenen preussischen Adler vom Pöbel in den Schmutz getreten worden, und es konnte anderseits geschehen, dass die preussischen Beamten, welche die betr. Stadt räumen mussten, nicht nur gehöhnt und geschmäht wurden, sondern dass auch Niemand ihnen einen Wagen zur Abreise vermiethen wollte. Unvermeidlich war es unter solchen Umständen, dass für die preussischen Beamten, mochte es sich nun um Schwierigkeiten bei der Steuererhebung oder der Rekrutenaushebung oder Lieferungen irgend welcher Art handeln, die Umtriebe der Uebelgesinnten oder der Katholiken schlechtthin eine bequeme Deckung boten, von der man dann auch sehr unbedenklichen Gebrauch machte. Und ebenso unvermeidlich ward es, dass der schlesische Minister, an den alle die Berichte kamen, davon beeinflusst wurde. Und wenn schon in dem ersten schlesischen Kriege katholische Geistliche mehrfach in den Verdacht gekommen waren, Desertionen katholischer Soldaten durch die im Beichtstuhle an sie gerichteten Worte herbeigeführt oder wenigstens gefördert zu haben, so erwachten jetzt, wo schon in Folge der erlittenen Unfälle die Desertion bei dem preussischen Heere erschrecklich überhand nahm, derartige Anschuldigungen mit verdoppelter Stärke, und selbst der schlesische Minister von Schlabrendorf war überzeugt, dass derartige Verbrechen wiederholt

begangen worden seien, und da ein bestimmter Fall vorlag, wo ein Dominikaner zu Neisse durch die Aussage eines wiederergriffenen Deserteurs nach dieser Seite hin direkt belastet wurde, so bestimmte der König auf Schlabrendorfs Vorschlag unter dem 30. August 1757, dass fortan für jede Garnison nur ein vom Fürstbischefe einzusetzender vertrauenswürdiger Geistlicher die Beichte der katholischen Soldaten zu hören befugt sein solle.

In der That hatte gerade der Minister von Schlabrendorf eine besonders ungünstige Meinung von den schlesischen Katholiken sich gebildet. Bereits unter dem 16. Juni 1756, also ehe noch vom Kriege die Rede war, bemerkt er in einem Berichte an den König: — „ich gestehe gar gerne, dass, soviel ich erfahren, denen katholischen Geistlichen und Weltlichen, sie mögen sich so derart stellen, als sie wollen, nicht viel zu trauen, sondern die mehresten sehr doubles (doppelzünftig) seien“. Dass diese Gesinnung dann, als die österreichische Invasion die Gegensätze so ungemein zuspitzte, als von allen Seiten ungünstige Berichte mit mancherlei gegen die Katholiken gerichteten Insinuationen ihm zukamen und die in Zeiten des Unglücks allerorten stark ins Kraut schiessenden Gerüchte von Verräthereien täglich ihm zugetragen wurden, sich noch verschärft hat, ist erklärlich genug. In der That war er jetzt soweit gekommen, in jedem schlesischen Katholiken einen Landesverräter zu erblicken.

Er schreibt unter dem 24. August 1757 an den König, derselbe möge sich versichert halten, unter tausend Geistlichen vom ersten bis zum letzten sei nicht einer zu finden, welcher einen treuen Blutstropfen gegen den König in sich führe, — auch dem Bischefe sei trotz aller seiner Versicherungen sowenig wie allen übrigen Katholiken zu trauen und wiederholt dann diese Aeusserungen in einem zweiten Berichte vom 3. September dahin, dass alle hiesigen Katholiken, sonderlich aber alle Geistlichen vom Bischefe bis zu dem geringsten Kaplan herab keinen sehnlicheren Wunsch hegten, als dass der Krieg zu des Königs Nachtheil ausschläge

und das Haus Oesterreich das Land wieder gewinne. Er drängt seinen königlichen Herrn geradezu, die äusserste Strenge anzuwenden, Exempel zu statuiren, verrätherische Geistliche ohne weiteres hängen zu lassen.

Dieser Ueberzeugung beizupflichten und in jedem katholischen Geistlichen dieses Landes einen Fanatiker seines Glaubens zu erblicken, kann uns schwer werden, wenn wir uns daran erinnern, dass sonst in jener Zeit der Aufklärung auch die katholische Kirche unter ihren Priestern über eine nicht geringe Lauheit in kirchlichen Dingen und eine weit verbreitete Freidenkereii zu klagen hatte. Bei solcher herrschenden Zeitströmung würde man sonst von vornherein anzunehmen geneigt sein, dass für die Mehrzahl der damaligen schlesischen katholischen Geistlichkeit, wofern man sie nur nicht selbst belästigte und drückte, das Glaubensbekenntniss ihres Landesherrn nicht allzuschwer hätte ins Gewicht fallen können. Wenn man ja nun auch gleich Bedenken tragen kann, derartige allgemein gehaltene Voraussetzungen den auf bestimmte Thatsachen gegründeten Beobachtungen eines mitten in den Ereignissen stehenden hohen Beamten entgegenzustellen, so werden wir doch auf der andern Seite auch das im Gedächtniss behalten müssen, dass in solchen Zeiten aussergewöhnlicher Aufregung und Spannung die unermüdlich thätige Fama Manches zur erwiesenen Thatsache zu stempeln vermocht hat, was einer genauen und unparteiischen Untersuchung dann doch nicht standhielt, und dass daher weder der Minister noch selbst der König immer vor Täuschungen gesichert waren. Wenigstens dürfen wir nicht verschweigen, dass gerade in besonders belastenden Fällen nach dieser Richtung hin die angestellten Untersuchungen fast ausnahmslos ein negatives Resultat gehabt haben.

So hat denn z. B. jener bereits erwähnte Dominikanerpater Jordan zu Neisse, der einem dortigen Soldaten in der Beichte gesagt haben sollte, er könne der Königin von Ungarn ebensogut dienen als dem Brandenburger, welcher ohnedem ein Ketzer sei, obwohl der König wie sein Minister

sich von seiner Schuld vollkommen überzeugt zeigen und der Erstere bereits das Todesurtheil auszusprechen entschlossen ist, schliesslich doch müssen freigesprochen resp. begnadigt werden.

Ganz resultatlos ist dann auch die grosse Untersuchung verlaufen, welche der König wegen der Vorgänge nach der Kapitulation Breslaus gegen die dortige Geistlichkeit hat einleiten lassen. Derselbe war aufs Höchste erzürnt über jene beispiellose Fahnenflucht, welche, wie bereits erzählt ward, am 24. November die abziehende Breslauer Besatzung thatsächlich mehr als dezimirte, und hatte, weil die öffentliche Stimme behauptete, von den Deserteuren habe ein grosser Theil in den Stiftern Aufnahme und Förderung ihres Fortkommens gefunden, sofort nach Wiedereinnahme der Stadt die Oberen sämmtlicher Breslauer Klöster, unter der Anklage, Ausreisser der königlichen Armee in den Klostergebäuden und ebenso auch Gewehre, Montirungsstücke und auch Magazingetreide versteckt und verhehlt zu haben, gefangen setzen lassen. Der König trägt unter dem 23. Dezember 1757 seinem Grosskanzler v. Jariges auf, da er gegen die, welche hier in Breslau „so treulos als verrätherisch gehandelt, ganz summarische Prozesse zu machen und Exempel zu statuiren“ beabsichtige, ihm ein Paar zur Führung der Untersuchung geeignete Persönlichkeiten, welche hier keine Konnexionen hätten und durchzugreifen wüssten, von Berlin per Extrapost herzusenden; diese hatten dann neben jenen bereits in ihrem Verlaufe geschilderten Untersuchungen gegen verschiedene Beamte auch die gegen die Stiftsoberen zu führen. Von diesen sassen im Obergschen Hause auf der Albrechtstrasse gefangen der Prälat vom Vinzenzstift nebst seinem Prior, der Prälat von St. Matthias nebst seinem Prior, der Prior und Subprior vom Sandstifte, der Rektor der Jesuitenuniversität nebst dem Pater Minister, der Generalvikar der Dominikaner nebst dem Prior, die Guardiane der Minoriten, Franziskaner und der Kapuziner, Jeder mit seinem Vikar resp. Kustos, der Prior und Subprior der barmherzigen

Brüder (welche letzteren Beiden jedoch gleich wieder zwar nicht aus der Untersuchung, wohl aber aus dem Arrest entlassen wurden) und endlich vier anscheinend auf der Reise in Dürrgoy gefangen genommene Jesuitenpatres. Den Gefangenen, die in zwei Zimmern ungebührlich eng zusammensassen, antwortete der Minister von Schlabrendorf unter Gewährung ihrer Bitte um weitere Räumlichkeiten mit dem Bemerkten, er zweifle nicht, dass bei der Untersuchung sie „wo nicht sämmtlich, doch gewiss die mehrsten unschuldig befunden werden würden“. Das Endresultat der Untersuchung war jedoch, dass der Grosskanzler v. Jariges unter dem 28. Januar 1758 dem Könige berichtete, „dass Niemand vom Militär- und Civilstande den *Commissariis* eigentlich spezielle Umstände suppeditiren könne, und daher von dem Kammer-Fiskal und den Commissarien gar nichts Zuverlässiges von strafbaren Vergehungen wider die Geistlichkeit herausgebracht worden“. Auf dessen Rath hin liess der König unter dem 9. Februar 1758 den Angeklagten als Urtheil publiciren, dass er aus besonderer Gnade die Untersuchung völlig niederschlagen wolle in der Hoffnung, dass die Angeklagten „fürs Künftige von ihrer beständigen Treue und Devotion bessere Merkmale an den Tag legen würden“. Nur die Jesuiten, welche der König gleich nach der Wiederbesetzung Breslaus bis auf zwei für die Kirche und die Apotheke bestimmten Patres aus der Stadt verbannt hatte, sollten „vor der Hand“ noch nicht zurückkehren dürfen. Sonst erfahren wir zwar aus Schlabrendorfs Berichten, dass er einige oberschlesische Pfarrer wegen gezeigter österreichischer Sympathien und den Propst zu Birkenbrück bei Naumburg am Queiss wegen verdächtiger Mittheilungen an österreichische Offiziere habe gefangen setzen lassen, doch die wirklich damals gegen katholische Geistliche eingeleiteten Untersuchungen, von denen unsere Akten melden, verlaufen immer gleich resultatlos wie die Breslauer Prozesse. Der Erzpriester Thiemst zu Jauer, der Rektor des Liegnitzer Jesuitenkollegiums P. Weihnacht und der Regens des dortigen Seminars

B. v. Frankenberg, sowie drei Jesuitenpatres aus Brieg mussten entlassen werden, weil ihnen nichts Strafbares nachgewiesen werden konnte. Wenn diese Freisprechungen im Hinblick auf die aufgeregte öffentliche Meinung die Unparteilichkeit der Richter in hellem Lichte zeigen, so müssen solche Thatsachen und ganz besonders der Ausgang jenes unter so gewinnenden Umständen begonnenen Prozesses gegen die Breslauer Klostergeistlichkeit doch auch andererseits neue Zweifel aufsteigen lassen, ob nicht Schlabrendorf in jener aufgeregten Zeit umlaufenden Gerüchten zu willig geglaubt und das, was Einzelne verschuldet haben mochten, der Allgemeinheit zur Last gelegt hat. Wenigstens fällt es doch schwer, solche Freisprechungen, wie Schlabrendorf es that, bloss daraus zu erklären, dass die katholischen Geistlichen durch die Gewalt, welche sie im Beichtstuhle und sonst ausübten, ihre Glaubensgenossen hinreichend zu „vinkuliren“ verständen, um vor belastenden Aussagen derselben unter allen Umständen sicher zu sein.

Allerdings ist in einem Falle die Verurtheilung eines katholischen Geistlichen erfolgt; der Kaplan Andr. Faulhaber zu Glatz ward der Beförderung einer Desertion schuldig gefunden und am 30. Dezember 1757 vor dem Feldthore der Festung gehängt. Aber auch bezüglich dieses Falles darf nicht verschwiegen werden, dass seine Glaubensgenossen ihm als Märtyrer angesehen, und dass doch auch aus protestantischen Kreisen Stimmen sich für seine Unschuld erhoben haben. Was wir aus dem unzulänglichen uns vorliegenden Quellenmaterial zu entnehmen vermögen, kann uns zwar zweifelhaft machen, ob nicht Faulhaber im Beichtstuhle es an sich habe fehlen lassen, einem beichtenden Soldaten die unbedingte Verbindlichkeit des geleisteten Fahneneides einzuschärfen, aber wenn wir andererseits hören, dass der verordnende Untersuchungsrichter, der Glatzer Bürgermeister Josephi, (ein Protestant), schon mit Rücksicht auf die Aussagen des einzigen Belastungszeugen, des Deserteurs Nentwig, der wiederholt das, was er in einem Verhör bekundet, in dem nächsten wieder zurücknahm, für

Faulhaber nur Amtsentsetzung und Einschliessung für die Dauer des Krieges beantragen zu können glaubte, und dass erst ein zweiter Untersuchungsrichter, dem daraufhin die Untersuchung übertragen ward, zu einem härteren Spruche zu gelangen vermocht hat, dass dagegen auch der gut preussisch gesinnte Landrath von Glatz, v. Pfeil, die ganze Sache als zweifelhaft ansehen zu müssen glaubt, so kann uns die ungemeine Härte dieser Exekution, welche naturgemäss sehr viel böses Blut machte, immerhin befremdlich erscheinen. Für den eigentlichen Urheber gilt gewöhnlich der General Fouqué, der als Kommandant von Glatz über die ganze Landschaft eine geradezu tyrannische Herrschaft ausübte und die Unbilden, welche einst seine Altvorderen in Frankreich von jesuitischen Verfolgungen erlitten, heimzuzahlen suchte, wie er denn auch wiederholt seine Gesinnung dahin ausgesprochen haben soll: „ich bin allen katholischen Geistlichen feind und den Jesuiten spinnefeind.“ Er war am 29. Dezember zu dem Könige nach Reichenbach gereist, und am 30. traf die Staffette ein, welche die Exekution Faulhabers befahl. Wenn Fouqué diese empfohlen hat, so traf er jedenfalls damals eben einen Moment, wo der König zu grosser Strenge nach dieser Seite hin sich besonders geneigt fühlte, nämlich, wo er nach der Wiedereinnahme Breslaus lebhaft wünschte, die schmählichen Vorgänge bei der Kapitulation dieser Festung an den Uebelgesinnten, denen er die Hauptschuld beimass, zu ahnden. In solchen Fällen, wo er ein Exempel statuiren zu müssen glaubte, konnte der König seiner sonstigen Denkart entgegen hart bis zur Ungerechtigkeit werden.

Erbittert gegen die katholische Geistlichkeit fühlte er sich auch durch die Erfahrungen, die er in diesen Prüfungstagen mit dem Breslauer Fürstbischefe von Schaffgotsch hatte machen müssen. Dieser Kirchenfürst, den, wie oben dargestellt wurde, allein des Königs ungewöhnliche Gunst auf den bischöflichen Stuhl gebracht, durfte, wenn er gleich als Fürstbischof die Interessen seiner Kirche auch dem Könige gegenüber zu wahren hatte, doch für einen treuen

Anhänger des Königs gelten, und wir erfahren, dass er, wie der Minister von Schlabrendorf schreibt, diesem gegenüber „mehr denn einmal die Denkungsart des katholischen Cleri mit dunklen Farben geschildert“ habe. Er hatte, wie bereits erwähnt, in seinen nach Ausbruch des Krieges erlassenen Hirtenbriefen sehr entschieden die preussische Partei ergriffen, die in Staatsschriften von österreichischer Seite erhobenen Vorwürfe wegen Verletzung des *status quo* der katholischen Kirche eingehend widerlegt, auch bei dem Beginn der österreichischen Invasion in Schlesien seinen Klerus angewiesen, auf den Kanzeln wie in den Beichtstühlen zur strengen Bewahrung der eidlich gelobten Treue gegen den Landesherrn fleissig zu ermahnen und dem Könige noch unter dem 10. November 1756 versichert, dass er die österreichische Sklaverei bis zum letzten Augenblicke seines Lebens verabscheuen würde. Doch der mit der Schlacht bei Kolin beginnende Niedergang der preussischen Angelegenheit machte ihn nachdenklich, und da weder Charakterfestigkeit noch besonnene Vorsicht je zu seinen Charaktervorzügen gehört hatten und es ihm andererseits nicht an Feinden und Neidern fehlte, welche seine Aeusserungen weitertrugen, so kam der damalige schlesische Minister Graf Schlabrendorf in die Lage, seinem königlichen Herrn recht Bedenkliches über den Breslauer Fürstbischof mitzutheilen. Derselbe sollte nicht nur den Stand der preussischen Angelegenheiten wiederholt und vor aller Welt als hoffnungslos geschildert, sondern sich auch selbst seiner wiederangeknüpften Beziehungen mit Oesterreich gerühmt haben, wie ihm der Minister Graf Haugwitz geschrieben habe, er werde jetzt erst kennen lernen, wie die Oesterreicher einen Bischof respektirten. Dort müsste vor einem Solchen die Wache das Gewehr präsentiren, und Steuern habe er gar nicht zu zahlen. Die Oesterreicher, sollte er geäußert haben, würden ihn um so mehr cajoliren, da es ihnen nicht unbekannt sei, dass er als ein Günstling des preussischen Königs manches Geheime von Diesem wisse. Es ward sogar von ihm berichtet, dass er als Preis seiner

Aussöhnung mit Oesterreich übernommen habe, jederzeit getreue Nachrichten über die preussischen Unternehmungen einzusenden.

Der König hatte auf diese Anklagen, die etwa mit dem August 1757 beginnen, anfänglich nicht allzuviel gegeben und Schlabrendorf geantwortet, er glaube gern, dass der Bischof unter den gegenwärtigen Umständen den Mantel auf zwei Seiten trage, aber dass er seinen Frieden mit den Oesterreichern mache, halte er für unmöglich, da Diese zuviel *Dégouts* und *Aigreurs* gegen ihn hätten. Ihn, wie Schlabrendorf empfohlen, während des Krieges in Berlin, Magdeburg oder sonst an einem sicheren Orte zu interniren trage er Bedenken, doch möge der Minister ihn beobachten, auch gelegentlich seine Boten anhalten lassen und mit den Beweisen in der Hand ihm einmal die reine Wahrheit sagen, was ihn schon behutsamer machen werde, „da es bei ihm nicht sowohl Malice als Inconsideration und Leichtsinigkeit ist.“

Als dann Anfang September die uns bereits bekannte Angelegenheit der Einsetzung offizieller Beichtväter für die katholischen Soldaten zur Verhandlung kam, zeigte sich der Bischof aufs Höchste entgegenkommend; er ist nicht nur sogleich bereit zur Ernennung der Beichtväter, sondern legt auch den Entwurf einer Instruktion für dieselben dem Minister zur Begutachtung vor, und als dieser daran Anstoss nimmt, dass der Bischof im Eingange den Vorfall der angeblichen Verleitung zur Desertion seitens eines Geistlichen in Neisse nur als einen der Kirche höchst nachtheiligen Casus bezeichnet hatte, ohne denselben zu tadeln oder zu verurtheilen und auch sonst den Befehl des Königs bei der ganzen Sache zu sehr in den Vordergrund gestellt hatte, so zeigt sich Schaffgotsch sogleich bereit, den Entwurf in einer Weise umzuarbeiten, welche den Minister durchaus zufriedenstellen konnte. Wenn der Bischof aber in einem bei dieser Gelegenheit geschriebenen Briefe vom 11. September von dem zwischen ihm und dem Minister obwaltenden guten Vernehmen und seinem guten Gewissen spricht, das ihm gestatte, für seine Ver-

leumder nur eben die grösste Verachtung zu haben, so erzielte er dadurch zwar von Schlabrendorf die Versicherung, dass auch er Verleumdungen und Hetzereien verachte, aber von dem Letzteren war damals bereits jener besonders ungünstige Bericht vom 7. September abgegangen, der dann den König doch bewegt, direkt gegen den Bischof vorzugehen. Wohl hält er daran fest, für jetzt allen „Eclat“ vermeiden zu wollen, behält sich aber vor, nach wiederhergestelltem Frieden den Bischof sein Verhalten bedauern zu lassen, und entschliesst sich dann doch in einem Briefe, Schaffgotsch alle die bedenklichen Sachen, die ihm nachgesagt würden, vorzuhalten. Besonders charakteristisch erscheint hierin die Stelle, welche des Bischofs Aeusserung, er vermöge Heimlichkeiten des Königs zu offenbaren betrifft. Sie lautet: „Ich weiss auch, dass E. Lbd. sich niemals die Mühe gegeben haben, in die secrete Umstände Meiner Affairen zu entriren, noch die Gelegenheit dazu zu suchen und bin mithin über das Secret ausser Verlegenheit“. Eigenhändig fügt dann der König dem Kabinettsbriefe noch folgende Worte hinzu: *„Vous avez la tête légère, vos coïons de domestiques et de prêtres autrichiens en abusent. Gardez vous bien de faire une sottise, ou vous pourrez la regretter toute votre vie.“*

Das Schreiben war in einem Tone gehalten, dass es, wenn es zur Kenntniss des Papstes gekommen wäre, diesem wohl hätte Anlass zu dem Vorwurf geben können, der Bischof habe es nicht verstanden, seinem Landesherrn gegenüber die Würde eines Kirchenfürsten zu wahren. In der That hat auch Schaffgotsch den Brief unbeantwortet gelassen. Wohl aber berichtet Schlabrendorf, dass der Bischof seit Empfang jenes Schreibens ihm ausweiche und geäussert habe, würde das Land österreichisch, so könnte jener Verweis des Königs ihm sehr nützlich werden, bliebe es aber preussisch, so würde er schon Mittel finden, sich an Schlabrendorf zu rächen; wenn er den König nur erst gesprochen haben würde, werde dessen Ungnade sich bald legen. König Friedrich befiehlt unter dem 6. Oktober dem Breslauer

Kommandanten auf das Strengste, sich jedes Verkehrs mit dem Fürstbischof auch in ganz indifferenten Dingen zu enthalten. Dagegen scheint der Bischof seitdem vorsichtiger geworden zu sein; wir erfahren nichts von ferneren Klagen Schlabrendorfs, und auch bei der Besetzung Breslaus durch die Oesterreicher wird uns über den Bischof nichts weiter berichtet, als dass er das feierliche Hochamt in der Domkirche bei Gelegenheit des, wie wir wissen, von den österreichischen Behörden besonders angeordneten Siegesfestes, persönlich abgehalten hat, woraus ihm natürlich von preussischer Seite keinerlei Vorwurf erwachsen ist. Dem Könige hat er dann zu dem Siege von Rossbach noch seinen Glückwunsch dargebracht.

Augenscheinlich hatte Maria Theresia ihm nicht so ganz verziehen und hatte auf die Nachricht von der Einnahme Breslaus den Befehl erlassen, der Fürstbischof habe sich nach seinem Schlosse Johannesberg zu begeben und dort für die Dauer des Krieges seinen Wohnsitz zu nehmen. Diesen Befehl brachte ihm am 4. Dezember Graf Kolowrat, und wie es scheint, ward bei dieser Gelegenheit bereits verabredet, dass der Fürstbischof seine Reise, für die ihm österreichischerseits ein bewaffnetes Geleit mitgegeben wurde, gleich am nächsten Tage antreten sollte.

Die Reise am 5. Dezember, am Tage der Schlacht von Leuthen, ward des Bischofs Verhängniss, vielleicht allerdings nicht so sehr diese erste Reise, für welche sich ja eine äussere Nöthigung anführen liess, als vielmehr das, was sich daran knüpfte. Denn sei es, dass der Bischof an ein dauerndes Obsiegen der preussischen Waffen nicht glaubte, oder dass er den Zorn des Königs allzusehr fürchtete, genug er begab sich von Johannesberg nach einem kurzen Aufenthalte in ein mährisches Kloster, und diese Schritte erschienen dem Könige als eine Art Desertion, als ein Uebergehen in das Lager seiner Feinde, was er dem Bischof nie zu verzeihen vermocht hat.

Die Wahrnehmung, dass der Mann, den er mit Gunstbezeugungen überhäuft wie kaum einen Zweiten, nun doch

nach seiner Meinung zum Verräther an ihm geworden war, traf König Friedrich schwer und machte ihn, für den ja sonst ein konfessioneller Standpunkt kaum existirte, nur um so leichter der Meinung seines Ministers zugänglich, dass Keinem der schlesischen Katholiken zu trauen sei. Dass ähnliche Meinungen überhaupt in des Königs Umgebung geherrscht haben, mögen wir schon aus einem Briefe des sonst ruhig und besonnen urtheilenden Kabinettsraths Eichel urtheilen, welcher die schnelle Kapitulation Breslaus doch zu nicht geringem Theile den Intriguen des dortigen katholischen Klerus zuschrieb. Der Kammergerichtspräsident Fürst spricht es in einer Denkschrift aus dem Januar 1758 direkt aus, dass die katholischen Schlesier durch ihre Haltung während des Krieges jeden Anspruch auf Schonung verwirkt hätten.

Nicht anders zeigt sich der König gesinnt. Er glaubt z. B. fest an die Schuld der wegen der Vorgänge am 24. November zu Breslau angeklagten Klostergeistlichkeit, und als sein Grosskanzler ihm die Resultatlosigkeit der Untersuchung anzeigt, bemerkte er, er sähe daraus nur soviel, „dass es in diesen Sachen nicht sowohl an der That und üblen Willen als vielmehr an dem dazu erforderlichen Beweise gefehlt hat.“ Des Königs Vorleser de Catt war doch sehr überrascht, als er bei der ersten Reise, die er mitzumachen Gelegenheit hatte, am 22. April 1758 der Stiftsgeistlichkeit zu Heinrichau auf deren ehrerbietige Glückwünsche für den beginnenden Feldzug den König antworten hörte: „wenn eure Wünsche aufrichtig sind, werdet ihr Ursache haben mit mir zufrieden zu sein, wenn ihr aber die Gesinnung heuchelt und dem Feinde Nachrichten gebt, wie dies schändlicherweise Einige eurer Konfratres gethan haben, werde ich euch Alle ohne Gnade aufhängen lassen,“ und als das Gleiche sich dann am 25. April der Geistlichkeit von Neisse gegenüber wiederholte und zwar hier in noch schrofferer Form, insofern der König hier nicht Einige, sondern die Mehrzahl von ihnen einer treulosen Gesinnung beschuldigte.

Was der König dann nachträglich als sein Gesamturtheil nach dieser Seite hin de Catt gegenüber aussprach, ist eine vollständige Verurtheilung. Als Catt die Bemerkung wagt, es möchte wohl unter Jenen Schlechte geben, aber doch auch Viele, die einer Untreue unfähig seien, will der König nicht gelten lassen, dass die Ausnahmen zahlreich seien und führt in heftiger Erregung wiederum das Beispiel des Bischofs Schaffgotsch an, der obwohl von seinem Landesherrn mit Gunstbezeugungen überhäuft, doch wenn er gekonnt hätte, ihn den König, Breslau und seine ganze Armee den Oesterreichern überliefert haben würde, die ihn den Bischof verachtet hätten.

Noch 1764 schreibt er an das Breslauer Domkapitel, besonders in den Zeiten des letzten Krieges hätten „die Mehrsten von denen katholischen Curés und Parochis sich bekanntlich leider so frech und untreu gegen ihn den König betragen, als ob sie von aller Treue und Gehorsam gegen ihn ganz independent wären und gegen dieselbe sich *impunément* verfreveln könnten.“ Bei dieser Gesinnung des Königs war es erklärlich, wenn er, unter Wiederholung einer bereits 1756 vor dem Kriege erlassenen ähnlichen Ordre, die katholischen Zoll- und Steuerbeamten im Wege der Versetzung aus den Grenzorten wegzubringen, jetzt (Anfang Januar 1758) seinem schlesischen Minister befiehlt, ernstlich dafür zu sorgen, dass namentlich in den Grenzorten die katholischen Beamten mit guter Manier abgeschafft würden, ein Befehl, der allerdings nicht an vielen Orten hat zur Ausführung gebracht werden können, weil man ohne rechtlichen Grund die Leute nicht absetzen mochte, und Versetzungen sich sehr schwer ausführen liessen, da man nicht wohl gute und pflichttreue Beamte von anderswoher an jene wenig erwünschten oberschlesischen Orte an der polnischen Grenze, wo noch dazu häufig die Kenntniss der polnischen Sprache obligat war, versetzen konnte, wenigstens nicht ohne Gehaltserhöhungen, wofür dann wieder nicht Mittel vorhanden waren.

Das Wichtigste und Eingreifendste aber, was nach

dieser interkonfessionellen Seite hin in jenen Tagen geschah, war Folgendes. Unter dem 31. Dezember 1757 erging ein Kabinettsbefehl an die drei schlesischen Justizkollegien und Konsistorien des Inhalts, dass, nachdem dem Könige von seinen „getreuen schlesischen Landes-Ständen“ vorgestellt worden sei, dass sich in Schlesien viele Orte befänden, worin sämtliche Unterthanen „der evangelisch-lutherischen Religion“ angehörten, dass aber, wenn in solchen Orten vormals den Gemeinden „römisch-katholische Geistliche, Schulmeister oder Küsters“ aufgedrängt worden seien, diesen bei den *actus ministeriales* die Stoltaxen erlegt werden müssten, er nun auf die Bitten „ermeldeter getreuen Landes-Stände“ ein für alle Mal die vollständige Dispensirung der evangelischen Unterthanen in Schlesien von den an die katholische Geistlichkeit zu entrichtenden Stolgebühren festsetze, sowie auch, dass in denjenigen Dörfern, wo sämtliche Einwohner evangelisch seien, katholische Pfarrer, Schulmeister und dergl. nicht weiter geduldet, sondern weggeschafft werden sollten.“

Der König war augenscheinlich von den thatsächlichen Verhältnissen in Schlesien mangelhaft unterrichtet, als er diese Verordnung erliess, welche an eine wichtige Prinzipienfrage mit nicht glücklicher Hand rührte. In der That beilegte sich die Breslauer Oberamtsregierung dem Könige vorzustellen, jene Zahlung von Stolgebühren seitens Evangelischer an die katholischen Pfarrer sei einfach die Folge der entsprechend dem Altranstädter Vertrage auch bei dem Uebergange Schlesiens in preussische Herrschaft festgehaltenen Definition des Pfarrrechtes, welche dem Ortspfarrer die Stolgebühren von allen Einwohnern gleichviel welchen Bekenntnisses zuschriebe.

Ungnädig ward von dem Könige die Vorstellung des Oberamtes zurückgewiesen, und ohne dass der in letzterer wenigstens angedeutete Hauptmangel der Verordnung eine Berücksichtigung gefunden hätte. Denn da jene Auffassung des Parochialrechtes thatsächlich doch auch Katholiken zur Zahlung der Stolgebühren an evangelische Ortspfarrer (wenn-

gleich dies viel seltener als das Umgekehrte der Fall war) verpflichtete, so widersprach jene Verordnung, indem sie nun bloss die Protestanten von den Stolgebühren an katholische Pfarrer befreite, der bisher so streng im Prinzip festgehaltenen gleichmässigen Behandlung beider Bekenntnisse. Wir haben, als wir die Gestaltung der evangelischen Kirche nach der preussischen Besitzergreifung schilderten, und wie man damals die zahlreichen neuen protestantischen Gotteshäuser nur unter der Bedingung, dass die Stolgebühren nach wie vor an die katholischen Ortspfarrer entrichtet würden, gestattete, die Bemerkung nicht unterdrückt, dass es nothwendig den Schlesiern unbillig und ungerecht scheinen musste, die Stolgebühren an einen Pfarrer zu zahlen, der nicht ihres Bekenntnisses war, und dass auch die Rücksicht auf den *status quo* den König nicht hätte abhalten dürfen, hier Wandel zu schaffen, bei dem von ihm gemachten Vorbehalte vollständiger Gewissensfreiheit für die Protestanten, worunter sich auch wohl die Zahlung der Stolgebühren ausschliesslich an Priester ihres Glaubens, welche doch allein die Gegenleistung dafür zu gewähren vermochten, hätte subsummiren lassen. Von diesem Gesichtspunkte aus konnte es allerdings wohl auch Billigung finden, wenn man das früher Versäumte jetzt nachzuholen unternahm, nachdem der Krieg die Friedensbestimmungen über den *Status quo* über den Haufen geworfen hatte. Wenn man nun die Entrichtung der Stolgebühren ausschliesslich an den Geistlichen der eignen Konfession als das allein der Billigkeit entsprechende Prinzip aufstellte, so war auch hiergegen nicht wohl Etwas einzuwenden, nur eben in der Form, wie die Verordnung vom 31. Dezember 1757 auftrat, als Abschaffung einer unbilligen Beschwerde der Protestanten durch die Katholiken, mit dem Hintergedanken, dass die Letzteren ohnehin um ihrer schlechten Haltung im Kriege willen solche besondere Berücksichtigung nicht länger verdienten, musste die Sache Anstoss erregen.

Welche Schwierigkeiten die endliche Austragung dieser ganzen Angelegenheiten mit allen ihren Konsequenzen und

den Erwägungen bezüglich eines künftigen Friedensschlusses verursacht haben, dies auszuführen müssen wir ebenso wie die Regelung der Verhältnisse des Bisthums nach Schaffgotsch's Flucht dem die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse behandelnden Abschnitte vorbehalten; an dieser Stelle kam es nur darauf an, der Wahrheit gemäss die Initiative dieser Sache in den Zusammenhang jener erregten Zeit zu rücken, in welcher der König unzufrieden mit der Haltung der Schlesier während der preussischen Occupation und insbesondere der schlesischen Katholiken zu Repressivmassregeln nach dieser Seite hin sehr geneigt ist. Dazu sieht sich der unparteiisch abwägende Geschichtsschreiber gezwungen, auf die Gefahr hin, damit einen gewissen Schatten in das Bild des grossen Königs zu bringen, welches sonst gerade die Tage von Leuthen in so strahlendem Glanze zeigen.

Wenn wir am Schlusse dieses die Haltung der Schlesier in der Prüfungszeit von 1757 besprechenden Abschnittes Alles zusammenfassend nur wiederholen können, dass die Schlesier im Allgemeinen auf den Ruhm patriotischer Standhaftigkeit wenig Anspruch haben, und dass den schlesischen Katholiken, namentlich aber der katholischen Geistlichkeit von den massgebenden Kreisen eine preussenfeindliche Haltung nachgesagt wurde, allerdings ohne dass die nach dieser Seite hin angestregten Untersuchungen rechte Resultate erzielt hätten, so dürfen wir doch auf der anderen Seite nicht verschweigen, dass Zeugnisse, wie sie ja 1740/41 aus Schlesien uns vorliegen, nämlich dafür, dass die eindringenden Truppen von der Einwohnerschaft als Befreier aufgenommen worden wären, 1757 selbst aus den katholischen Theilen des Landes nicht bekannt geworden sind, und dass überhaupt von österreichischer Seite eigentlich nie behauptet worden ist, dass man grossen Sympathien der Einwohner begegnet sei. Wir mögen noch einmal an die bereits angeführte Thatsache erinnern, dass am 20. Dezember 1757 ein österreichischer Offizier erklärte, das Landvolk in den Dörfern südlich von Breslau sei gegen die Oesterreicher feindlicher gesinnt als die Preussen, und noch ungleich bedeutungsvoller

ist es wahrzunehmen, welche Meinung Feldmarschall Daun über die Gesinnung der Schlesier von dem Feldzuge des Jahres 1757 mit heimgenommen hat. Als es sich 1758 für ihn darum handelt, ob er nach dem siegreichen Ueberfalle von Hochkirch aus der Lausitz nach Schlesien ziehen solle, hält ihn u. A. die Erwägung ab, dass, während der König auf dem Marsche dorthin von der ihm anhänglichen Bevölkerung jegliche Unterstützung, die kaiserliche Armee von derselben nur Hemmniss und Schädigung zu gewärtigen habe, und dass die Kranken und Maroden, deren es bei den anstrengenden Märschen und der vorgerückten und deshalb ungünstigen Jahreszeit viele geben würde, jedenfalls für verloren zu achten sein würden. Insofern es sich hier um eine weite Wegstrecke von der Lausitz bis in die Gegend von Neisse, durch Gegenden handelt, die doch keineswegs ausschliesslich protestantisch waren, scheint bei Feldmarschall Daun nicht die Meinung vorgewaltet zu haben, dass die den Schlesiern von ihm nachgesagte Anhänglichkeit an den König von Preussen einzig und allein von den Protestanten gelten könne.

Dritter Abschnitt.

Die Kriegsjahre 1758 und 1759.

Der grosse König hatte, als er nach dem Siege bei Leuthen am 21. Dezember 1757 in seine zurückeroberte schlesische Residenz seinen Einzug gehalten, sich entschlossen, hier den ganzen Winter zuzubringen, eine gewisse Ruhe nach den furchtbaren Anstrengungen und Aufregungen des wechselvollen Feldzuges lebhaft ersahnend. „Ich gleiche,“ schreibt er seiner Schwester von Bayreuth, „einem Manne, der lange auf See war und nun herzlich froh ist, eine Weile auf dem Lande und in einem Hafen verweilen zu kön-

nen.“ Es befanden sich damals hier in seiner Umgebung der ihm treu ergebene englische Gesandte Mitchell und Ritter Keith, englischer Minister am russischen Hofe, ferner der holländische Botschafter sowie des Königs philosophischer Freund Marquis d'Argens. Aber Friedrich empfing damals in Breslau auch Damenbesuch. Die beiden Töchter seiner Schwester, der Markgräfin von Schwedt, kamen am 12. Januar 1758 hier an. Beider Gemahle, der Prinz Friedrich Eugen von Württemberg und des Königs jüngerer Bruder, Prinz Ferdinand, waren nach der Schlacht bei Leuthen zu Generallieutenants avancirt, und der letztere erholte sich hier eben erst von einem heftigen Fieberanfälle. Am 22. Januar langte auch des Königs Schwester Amalie an, deren Ankunft er, wie er schreibt, mit besonderer Freude entgensah. Sie kam, des Bruders Geburtstag am 24. Januar mit zu feiern. Der Tag ward natürlich festlich begangen; die Generalität, die königlichen und die städtischen Behörden brachten ihrem Herrscher Glückwünsche dar. Die Schlesische Zeitung veröffentlichte zu Ehren der Feier ein Gedicht, welches die an dem Tage stattfindende Mondfinsterniss heranzog, um die Sonne Friedrich das erborgte Licht seiner Feinde in Schatten stellen zu lassen. Der Titel eines zweiten, dem König überreichten Carmens lautete:

Da Preussens grosser Held hier sein Geburtsfest feyert,
 Durch höchste Gegenwart der Bürger Glück erneuert,
 Preist ihres Königs Ruhm und weltbekannte Milde
 Voll Ehrfurcht, voller Treu Budorgens*) Schützengilde.

Am 25. Januar veranstaltete der König für seine Gäste und die Spitzen der Breslauer Gesellschaft ein Maskenfest im Locatelli'schen Redoutensaale (dem heutigen „Könige von Ungarn“ auf der Bischofstrasse) und bewirthete auch in seinem Palais an drei Tafeln am 3. Februar eine grosse Zahl von Gästen. Am 7. Februar kehrte Prinzessin Amalie wieder nach Berlin zurück, und wir wissen nicht, ob die

*) Budorgis, eine damals auf Breslau bezogene Ortsbezeichnung bei Ptolemäus.

Abreise beschleunigt wurde durch eine Epidemie (damals als bösartiges Fluss- und Fleckfieber bezeichnet), die in Breslau und in Schlesien, auch sonst an vielen Orten herrschte, nirgends aber schlimmer als in Neumarkt, welches angeblich durch die Anhäufung der Opfer der Schlacht bei Leuthen bis in den April durch die Seuche so verwüstet wurde, dass die Stadt nur noch 33 Ehepaare zählte.

Hier in Breslau trat nun auch das Kriegsgericht zusammen, welches über die wegen der Kapitulation Breslaus verhafteten und in Anklagezustand versetzten Generale von Katte, von Kyau und von Lestwitz zu entscheiden hatte. Eine Ordre vom 9. Februar 1758 konstituirte dieses Gericht, in welchem unter dem Vorsitze des Prinzen Moritz von Dessau der alten Sitte entsprechend vier Rangklassen vertreten waren, in dem also drei Generallieutenants, drei Generalmajore, drei Obersten und drei Oberstlieutenants sassen, welche vier Stimmen darstellten, insofern jede Rangklasse eine Kollektivstimme abzugeben hatte, und zu denen dann der Vorsitzende eine fünfte Stimme fügte. In jener Ordre stellte der König zugleich die Punkte zusammen, über welche die Angeschuldigten besonders befragt werden sollten: so bei Katte, weshalb er im Widerspruch mit den erhaltenen Befehlen kapitulirt, und weshalb er „noch vor der Kapitulation allerhand österreichische Proviandbediente und dergleichen in die Stadt gelassen, die nur allerhand Uebles angerichtet haben“; bei Lestwitz, weshalb er kapitulirt und „die Garnison nicht ordentlich zusammengezogen, sondern in solcher Bredouille, wie geschehen, ausmarschirt“ sei; bei Kyau, „weshalb er nicht Ordre gegeben, dass Breslau sich halten solle und nicht besser auf die Konservation davon gedacht“ habe. Wir empfangen über den Verlauf dieser Untersuchung den Eindruck, als ob der Vorsitzende, Prinz Moritz, die drei Generale, deren jeder in früherer Zeit Proben von Muth und tapferer Entschlossenheit abgelegt hatte, gern pardonnirt gesehen hätte, und er hat wohl deshalb mehrere denselben günstige Schreiben, die ihm bei der Untersuchung vor die

Augen kamen, an den König eingesendet in der Hoffnung, dadurch eine mildere Aeusserung des letzteren herbeizuführen, die dann auf den Spruch des Kriegsgerichts schwerlich ohne Einfluss geblieben wäre, während umgekehrt die schroffe Abweisung, welche diese Versuche fanden, und die Ueberzeugung von der schweren Schuld der Angeklagten, welche sich in des Königs Antwortschreiben aussprach, unvermeidlich die Richter nach der strengeren Seite hin drängten. Der unter dem 11. März 1758 ergangene und von dem König unter dem 14. März bestätigte Spruch des Kriegsgerichtes traf Lestwitz am härtesten, weil man diesem die eigentliche Verantwortlichkeit für die Kapitulation und auch für die bei dem Ausmarsche der Garnison erfolgten schmähhlichen Auftritte zuschrieb. Er ward zu Kassation und zu zweijährigem Festungsarrest verurtheilt, Katte zu einjährigem Festungsarrest, und auch Kyau erhielt sechs Monate Festung, weil er, nachdem er als Höchstkommandirender an die Stelle des gefangenen Herzogs von Bevern getreten, nicht „die äusserste Defension von Breslau anbefohlen, sondern im Gegentheil durch Uebersendung eventueller Kapitulationspunkte den ersten Anlass zu dem Entschlusse von Lestwitz gegeben habe“.

Im übrigen musste der König die Friedenshoffnungen, welche er an den siegreichen Umschwung der Dinge gegen Ende des Jahres 1757 geknüpft hatte, bald wieder aufgeben. Er benutzte die Winterruhe dazu, bei den Oesterreichern durch Prinz Moritz darüber Beschwerde führen zu lassen, dass so vielfach Civilpersonen von ihnen fortgeschleppt und übel behandelt worden wären, und dass noch beim Ablaufe des Jahres 1757 die schlesischen Landräthe der Kreise Löwenberg, Pless und Ratibor, von Zimmermann, von Skrbensky und von Schirowsky, sowie der Steuerrath Wedemayer sich in österreichischer Gefangenschaft befänden. Sehr ernstlich beschäftigte den König die Sorge um Herbeischaffung der Geldmittel für den bevorstehenden Feldzug, und gleich im Anfange des Jahres heischte er von der Breslauer Kaufmannschaft einen Vorschuss

von 300 000 Thalern, durch welchen die Münzentrepreneure unterstützt werden sollten. Als die Kaufmannsältesten davon befreit zu sein wünschten, da sie in diesen schweren Zeiten alles Kapital nothwendig brauchten, wenn der Handel nicht ganz darniederliegen sollte und der schlesische Minister dafür befürwortend eintrat, auch speciell darauf hinwies, dass die „Münzjuden“ bei der Breslauer Kaufmannschaft geringen Kredit hätten, entschied der König sehr ungnädig (Ende Januar), der Minister habe ohne weiteres Räsonniren das Geld von den Kaufleuten zu schaffen. Auch die schlesischen Stifter und Klöster wurden bald in Mitleidenschaft gezogen und von ihnen im Februar 1758 eine Zwangsanleihe begehrt, welche sich auf über 500 000 Thaler bezifferte, und bei welcher sich die drei Domstifter zu Breslau, Glogau und Neisse zusammen mit 150 000 Thalern, die sämtlichen Jesuitenniederlassungen in Schlesien mit 100 000, Leubus mit 80 000 Thalern, die übrigen mit erheblich geringeren Beträgen in zwei Raten zu theiligen hatten. Noch einmal ward dann die gesammte schlesische katholische Geistlichkeit in Anspruch genommen, als der Wiener Hof im Herbste 1758 von dem neugewählten Papste Clemens XIII. die Ermächtigung erlangte, von der Geistlichkeit des Deutschen Reiches den zehnten Theil ihres Jahreseinkommens gleichsam als ausserordentliche Kriegssteuer nach Art derer, welche damals, wie wir noch sehen werden, in den österreichischen Landen ausgeschrieben wurde, zu verlangen. Da Friedrich fürchten zu müssen glaubte, dass die päpstliche Autorität die Zahlung dieses Zehnten auch in den preussischen Landen durchzusetzen vermögen werde, so beschloss er, hier zuvorzukommen und einen gleichen Zehnten von der katholischen Geistlichkeit seiner Lande durch einen Kabinettsbefehl vom 21. November 1758 einzufordern. Derselbe ist auch wirklich mit etwa 131 000 Thalern, wovon rund 120 000 Thaler auf Schlesien fielen (1210 auf die Grafschaft Glatz) während der folgenden Kriegsjahre erhoben worden, und wir erfahren, dass nur an einer einzigen Stelle, nämlich bei dem

Kreuzstifte zu Neisse, militärische Exekution zur Eintreibung nothwendig geworden ist.

Sonst hielt der König trotz aller finanziellen Sorgen und Nöthe daran fest, eine Erhöhung der Steuern nicht eintreten zu lassen; dagegen begannen bereits damals jene bekannten Münzoperationen, die Prägung von Silbermünzen, welche kaum den dritten Theil des ihnen beigemessenen Werthes besaßen, und deren Einführung sogleich eine arge Steigerung aller Preise im Gefolge hatte, bei welcher, wie ein Zeitgenosse klagt, im Herbst 1758 ein Scheffel Korn 5 Thaler galt, ein Viertel Kalbfleisch 2 Thaler 18 gute Groschen, zwei Mohrrüben 1 Sgr., eine Gröschelsmehl 6 Pf. kostete. Dem entspricht es ganz und gar, wenn eine uns erhaltene Gegenüberstellung der Preise kaufmännischer Waaren aus den Jahren 1740 und 1759 eine ansehnliche Steigerung zeigt, welche bei manchen Waaren (z. B. Zucker, Reis, Indigo, Ingwer) 100 pCt. und darüber beträgt. Immerhin war es aber von grosser Bedeutung, dass fort und fort alle Bedürfnisse des Heeres baar bezahlt wurden, und die preussische Regierung konnte in einem Patente vom 24. Oktober 1758 gegenüber den von den Gegnern erlassenen Proklamationen aussprechen: „. . . was aber die Vorstellungen von der süßen österreichischen Herrschaft anlangt, so kennen die schlesischen Einwohner solche schon genugsam aus ihrer eigenen sowohl als der benachbarten Länder Erfahrung. Ohne einmal die evangel. Religions-Verwandten an den Gewissens- und Religionszwang zu erinnern, welchem sie zu Zeiten der österreichischen Regierung beständig dergestalt ausgesetzt gewesen, als sie es in denen übrigen österreichischen Staaten noch sind, ist denselben zur Genüge bekannt, dass man ihnen nicht, so wie bekanntermassen in denen österreichischen Landen geschehen, vieljährige *Contributiones* zum voraus abgefordert, und dass man noch zu keinen ausserordentlichen Abgaben von Kopf-Geld, Vermögen-Steuer und wie solche mehr Namen haben mögen, seine Zuflucht genommen noch zu nehmen nöthig gehabt. Sie haben die unvermeidlichen Lieferungen zur Subsistenz

der Armee prompt und nach einem Preise, welchen sie nie höher wünschen werden, bezahlt erhalten, dahingegen in denen österreichischen Landen niemand sich wird rühmen können, die geringste Bezahlung erhalten zu haben.“ Zur Illustration dieser Oesterreich betreffenden Angaben kann man dann noch eine Verordnung der Kaiserin vom 10. Oktober 1758 anführen, die neben einer Abgabe von 10 pCt. von allen Kapitalzinsen noch eine direkte extraordinäre Kriegssteuer ausschreibt, deren Höhe man daraus ermessen kann, dass z. B. bei den Magistratsbeamten die erste Klasse 400 Gulden betrug, und welche auch die gesammte Geistlichkeit sehr stark in Mitleidenschaft zog, wie denn z. B. bei den Bischöfen die erste Klasse 4000 Gulden, bei den Kanonikern 1500 betrug, und in den verschiedenen Klöstern von jedem darin verweilenden Individuum, also auch z. B. von Novizen und Laien-Brüdern oder -Schwestern, Beträge von 3 bis 8 Gulden begehrt wurden.

Wenden wir uns nun zu den Kriegsereignissen in Schlesien während des Jahres 1758. Dieselben begannen mit einem Erfolge der Oesterreicher in Oberschlesien, wo General Deville mit einer starken Heeresabtheilung am 18. Februar 1758 die preussische Besatzung in Troppau unter Generalmajor von Saldern heftig angriff und am 19. zur Räumung der Stadt nöthigte. Schlimmer war noch, dass das in der Nähe einquartierte Dragoner-Regiment, welches in Abwesenheit des Oberstlieutenants von Leckow Major von Stechow befehligte, da es von jenem Rückzuge nicht rechtzeitig Kunde empfangen, nur mit einem Verluste von 30 Todten und 235 Gefangenen sich durchzuschlagen vermochte. Troppau wiederzugewinnen, was der König auch ohne Verstärkung seiner Truppen für möglich gehalten hätte, wagte Saldern umsoweniger, als er die ihm gegenüberstehende Macht mit arger Ueberschätzung auf 14 360 Kombattanten anschlug. Der König war am 15. März von Breslau ins Feld aufgebrochen. Sein nächstes Ziel war jetzt, Schweidnitz, welches sich noch in den Händen der Oesterreicher befand, zu erobern und dabei einen Entsatz

seitens des in Böhmen überwinternden österreichischen Hauptheeres zu verhüten. In Landeshut, welches General Zieten besetzt hielt, wurden Verschanzungen aufgeworfen, um diesem wichtigen Passorte grössere Festigkeit zu geben. Auch nach dieser Richtung hin begannen die Oesterreicher bereits im Februar die Kriegsoperationen mit einem Handstreich auf Liebau am 27. Februar, den jedoch das dort liegende Freibataillon durch tapfere Gegenwehr vereitelte. In diesen Tagen war auch der König in Landeshut gewesen und von da nach Reichenbach gefahren, von welcher Stadt aus schon seit Ende Dezember 1757 General Fouqué die Festung Schweidnitz blockirt hielt, abwartend, dass die Jahreszeit die zu einer eigentlichen Belagerung erforderlichen Erdarbeiten gestatte. Bei diesem Besuche erhielt Fouqué von dem Könige persönlich den Auftrag, eine Heeresabtheilung von 8000 Mann zusammenzuziehen, mit dieser die Grafschaft Glatz von den Feinden zu säubern und dann auch das in Schlesien gewissermassen einspringende Braunauer Ländchen zu besetzen, um so das Belagerungskorps vor Schweidnitz vor einem etwaigen Entsatzversuche der Oesterreicher wirksam zu schützen. Am 18. März hatte Fouqué seine kleine Abtheilung zu Wartha beisammen und ging nun, so schnell es der tiefe Schnee, der die Wege deckte, gestatten wollte, auf dem rechten Neisseufer den Feinden entgegen, die General von Jahnus ein wenig nördlich von Habelschwerdt mit dem linken Flügel an der Neisse hinter dem bei dem Dorfe Krottenpfehl mündenden Alt-Waltersdorfer Wasser aufgestellt hatte. Hier kam es am 20. März zu einem zweistündigen Gefechte, bei welchem, nachdem die Zwölfpfünder, welche Fouqué mit sich führte, die feindliche Stellung erschüttert hatten, eine drohende Umgehung der rechten Flanke der Oesterreicher diese zu einem Rückzuge nach Mittelwalde nöthigte, den der Schnee sehr erschwerte, allerdings kaum mehr als die Verfolgung. Doch machten die Preussen 4 Offiziere und 200 Gemeine zu Gefangenen, erbeuteten auch das Gepäck des feindlichen Generals und 150 Proviantwagen,

worauf dann gleichfalls die Besetzung des Braunauer Gebietes erfolgen konnte, während der südliche Theil der Grafschaft Glatz bald wieder in die Hände der Oesterreicher fiel.

In Schweidnitz hatte Prinz Karl von Lothringen, ehe er gegen Ende des Jahres 1757 Schlesien verliess, eine Besatzung von 8000 Mann Fussvolk und 2000 Reitern zurückgelassen, welche jedoch im Laufe des Winters durch Krankheiten etwas zusammengeschmolzen war. Der Kommandant, Baron Thürheim, hatte sich bemüht, die Stärke der Festung zu erhöhen, und da hier der Hauptmangel in der unzulänglichen Verbindung der Forts untereinander zu bestehen schien, so kam er darauf, hinter den Forts einen neuen Hauptwall zu schaffen. Jenen Mangel hatte bei der Anlegung der Schweidnitzer Festungswerke der humane Wunsch des Königs verschuldet, möglichst wenig Privateigenthum in Anspruch zu nehmen. Umsomehr musste jetzt dies Zurückgreifen der Fortifikation nach innen die Bürgerschaft schädigen. Die einst hochberühmte stattliche Papierfabrik fiel der Fortifikation zum Opfer, und die evangelische Gemeinde verlor vier Häuser auf der Nordseite des Kirchhofes. Von irgendwelcher Entschädigung war keine Rede, und selbst das Holz der niedergedrungenen Gebäude nahmen die Militärbehörden an sich. Auch die Pfarrwohnung an der Ostseite und eventuell selbst die Kirche sollten demolirt werden, Befehle, deren Ausführung dann der Beginn der Belagerung gehindert hat. Zur Herstellung des Hauptwalles waren aus der Umgegend durch militärischen Zwang 400 Bauern zur Schanzarbeit herbeigetrieben worden, welche für ein halbes Kommisbrot als Tagelohn vier Tage lang graben mussten, bis weitere 400 sie ablösten. Seit aber die Preussen ihre Blockade begannen, blieb die Ablösung aus, und wenn man nun auch die letzten festhielt, so entwichen doch auch diese, wo sie irgend konnten, und das Kommando schmolz bald auf 50 zusammen. Die kleine Zahl konnte man dann allerdings besser bewachen, doch nicht verhindern, dass der Tod die so schlecht genährten, in winterlicher Kälte zu harter Arbeit gezwungenen nach

und nach erlöste. Ehe die Belagerung begann, sollen nur noch fünf übrig gewesen sein, und der grosse Wall blieb unvollendet. Dafür mussten Verhaue aushelfen, für die man das Material gewann, indem man in den nächsten Dörfern um die Stadt, was dort an Bäumen vorhanden war, gleichviel, ob Obstbäume oder nicht, sowie alle Zäune niederschlug, das minder nutzbare zur Feuerung für die Garnison vorbehaltend. Das Dorf Säbischdorf, etwa eine halbe Meile direkt nördlich von Schweidnitz (zwischen Eisenbahn und Weistritz), wurde der Mittelpunkt der artilleristischen Zurüstung, welche General Treskow, der mit nur 5000 Mann Fussvolk und etwas über 3000 Reitern die Belagerung leitete, aus den schlesischen Festungen zusammengebracht hatte. Erst Ende März gestattete das Aufhören des Frostwetters den Beginn der Erdarbeiten, welche allerdings auch sonst schwierig genug waren, da fast überall unter dünner Ackerkrume Steinboden sich fand. Im Vertrauen darauf, dass unmittelbar hinter Säbischdorf sanfte Anhöhen eine gewisse Annäherung gestatteten, hatte man die Laufgräben am 1. April in solcher Nähe an der Festung eröffnet, wie sie sonst erst die zweite Parallele zu erreichen pflegt, und sich auch wirklich einzugraben vermocht. Aber sowie der österreichische Kommandant dies inne wurde, überschüttete er diese Stellen mit einem solchen Hagel von Geschossen, dass die Preussen manche Verluste erlitten, bis ihre Batterien standen und das Feuer zu erwidern, ja zumtheil zum Schweigen zu bringen vermochten. Als das letztere am 11. April gelungen war, schlug der leitende Ingenieuroberst Balby unter dem 12. April dem Könige schon mit Rücksicht darauf, dass die Strapazen der Belagerung das kleine Häuflein der Belagerer mehr schädigten, als ein kühnes Wagniss vermögen würde, einen Sturm auf das nach Norden gelegene Galgenfort vor, welches von dem Bombardement am meisten gelitten hatte. Der König stimmte zu und übersandte eiligst die zwei Grenadierbataillone Düringshofen und Benckendorf. Mit diesen ward dann am 16. April noch vor Tagesgrauen der Sturm

auf das Galgenfort ausgeführt, während gleichzeitig ein Scheinangriff auf das mehr südwestlich gelegene Jauerniker Fort zur Täuschung des Feindes ins Werk gesetzt wurde und ausserdem aus allen preussischen Batterien ein heftiges Feuer die Belagerten in Athem hielt. In der That zögerten die an der evangelischen Kirche aufgestellten österreichischen Reserven, ungewiss, wohin sie sich zuerst wenden sollten, so lange, bis die Stürmenden mit Leitern die Wälle des Galgenforts erstiegen und sich zwischen dieses und die Stadt geschoben hatten; nun musste die Besatzung des Forts von 3 Offizieren und 153 Mann sich kriegsgefangen ergeben. Infolge davon erklärte der Kommandant sich bei Tagesanbruch zur Ergebung bereit, und eine Kapitulation, welche der König ganz der nachzubilden befahl, die im Vorjahre Nadasdy der preussischen Besatzung von Schweidnitz auferlegt hatte, lieferte an 5000 Mann (worunter 1150 Kranke) in die Hände des Siegers. Die Schweidnitzer waren hoch erfreut, dass damit die Militärherrschaft des Baron Thürheim zu Ende ging, der allerdings eine brutale Tyrannei ausgeübt zu haben scheint, wenn er wiederholt angesehene Bürger wegen geringfügiger Uebertretungen auf öffentlichem Markte mit Stockschlägen hat traktiren lassen, sodass einer derselben infolge davon starb, alle Einwohner zur Schanzarbeit gezwungen, ihnen auf jede Weise Geld abgepresst und durch die ihnen auferlegten Entbehungen eine ungewöhnliche Sterblichkeit unter denselben veranlasst hat, wie das ein Tagebuch kläglich schildert. Nur das will man bei ihm gelten lassen, dass er die Katholiken und die katholische Geistlichkeit in keiner Weise bevorzugt habe.

Der König, der von Mitte März bis Mitte April sein Hauptquartier in der Abtei Grüssau aufschlug, hatte das Hauptheer, über welches er verfügte, hier längs der böhmischen Grenze auf einer Linie von Glatz bis über Landeshut hinaus in Quartieren liegen und bemühte sich, durch verschiedene Bewegungen den Schein zu erwecken, als beabsichtige er in Böhmen einzudringen, was dann Daun, der

seinen durch den unglücklichen Winterfeldzug etwas demoralisirten und dabei durch Krankheiten decimirten Truppen nicht recht traute, bewog, sein Lager zu Königgrätz durch ausgedehnte Verhaue, denen ganze Wälder zum Opfer fielen, und durch Zerstörung aller Wege über das Gebirge möglichst zu schützen. Dann sah sich in seinen Vermuthungen über die Absichten des Gegners nur noch mehr bestärkt, als dann am 2. April der König selbst in Glatz erschien und jenseit dieser Stadt ein grosses Lager ausstecken liess. Der König aber eilte nach Neisse weiter und von da nach Troppau, wo der Prinz von Württemberg, der bisher Oberschlesien gedeckt hatte, mit seinen Truppen zu ihm stiess, während Fouqué und Zieten die ihrigen jetzt auch nach Mähren führten. Nur kleinere Abtheilungen unter Kurssel und Diericke, 7 beziehungsweise 5 Bataillone mit einigen Schwadronen umfassend, blieben bei Landeshut und Glatz stehen. Mit der Hauptmacht rückte Friedrich, froh durch die gelungene Täuschung einen Vorsprung von sechs Märschen dem Gegner abgewonnen zu haben, vor die mährische Festung Olmütz, die er in kurzer Zeit zu bezwingen hoffte. Aber Olmütz, von dem österreichischen General Marschall tapfer vertheidigt, vermochte sich zu halten, und der König war, als der Juni zu Ende ging, auf das Eintreffen eines ansehnlichen Transportes von 4000 Wagen angewiesen, der ihm Munition, Lebensmittel und auch Verstärkungen an Truppen zuführen sollte. Aber auch von österreichischer Seite hatte man von diesem Transport Kunde erhalten und dem umsichtigen General Laudon zu einem Angriffe ansehnliche Streitkräfte zur Verfügung gestellt. Am 26. Juni in der Nacht war Oberst von Mosel mit dem ungeheuren Transporte, der eine volle Meile lang war, von Troppau aufgebrochen und hatte bereits am 28. Juni bis Bautsch einen heftigen Angriff Laudon's nur mit äusserster Anstrengung abzuschlagen vermocht, worauf dann Mosel's Vereinigung mit dem von dem Könige entgegengeschickten Zieten erfolgen konnte. Aber beide Abtheilungen erlagen am 30. Juni einem neuen mit überlegenen

Streitkräften ausgeführten Angriffe Laudon's bei Domstadt trotz tapferster Gegenwehr. Von den 4000 Wagen gelangten nur etwa 200 in das Lager des Königs. Einen grossen Theil hatten die Preussen selbst vernichtet. Zieten musste sich nach Troppau zurückziehen.

Auf die Nachricht dieses Unfalles entschloss sich Friedrich zu unverzüglicher Aufhebung der Belagerung, zugleich aber auch, seinen Rückweg nicht auf der von den Feinden bereits besetzt gehaltenen grossen Strasse nach Schlesien, sondern nach Böhmen hin auszuführen. Es wird erzählt, dass er einen Feldjäger an den Kommandanten von Neisse mit dem Befehle, Brot und Fourage für seine Armee, die über Troppau zurückkehren würde, bereit zu halten, abgesandt habe in der Erwartung, dass dieser aufgefangen und dass Daun durch die angekündigte falsche Richtung werde getäuscht werden, was auch ganz nach Wunsch gelungen sei. Jedenfalls führte er diesen Zug nach Böhmen mit vollendeter Meisterschaft durch. Am 12. Juli konnte er Königgrätz besetzen, während Daun auf den in unseren Tagen so berühmt gewordenen Höhen von Chlum eine feste Stellung hatte und keine Neigung zeigte, dem Könige gegenüber eine Schlacht zu wagen. Fouqué musste nach siegreichem Kampfe mit Laudon den Pass von Nachod besetzen, den Belagerungstrain nach der Grafschaft Glatz entsenden und Proviant sowie Fourage dem Könige zuführen, der dann allmählich sich auch den schlesischen Grenzen näherte. Am 27. Juli schreibt er an Schlabrendorf: „Ich habe gar keine Ursache aus Böhmen zu gehen wegen des Feindes, obschon denselben bei Königgrätz zu attaquiren wegen seines festen Postens nicht möglich gewesen; aber da sie Mir so viel wegen der Russen in die Ohren schreien, so zwinget Mich Solches zurückzugehen. Indess ist aller Tage Ende noch nicht gekommen. Ich hätte sonst hier wohl stehen bleiben können bis Ende August und hätte wenigstens ihre Ernte *tranquillement* abwarten können; so aber muss Ich machen, wegen der Russen mehr *à portée* zu sein.“ Langsam ging er nach

Schlesien zurück, immer noch ausspähend, ob der Gegner ihm nicht eine Blöße geben werde, die er zu einem Angriffe benützen könnte. Am 8. August traf er über Politz im Kloster Grüssau ein, nachdem Retzow den österreichischen General Jahnus am 7. von hier vertrieben hatte. In Landeshut stiess dann auch Fouqué, über Braunau kommend, zu ihm. Schon Ende Juli hatte er den Generalmajor Kurssell, der bisher bei Landeshut gestanden hatte, mit 10 Bataillonen nach Glogau gesendet zum Widerstande gegen die Russen. Gegen diese brach er jetzt selbst mit 16 Bataillonen und 28 Schwadronen (in Summa 14 000 Mann) am 11. August von Landeshut auf, seine Hauptmacht, etwa 40 000 Mann unter dem Markgrafen Karl von Schwedt, zur Deckung Schlesiens zurücklassend, marschirte über Liegnitz nach Benthen, wo er die Oder überschritt, und so den Russen entgegen.

Inzwischen hatte eigentlich schon seit dem Abzuge des Königs aus Mähren Deville mit seinem Korps von neuem Oberschlesien überfluthet und ebenso einen Theil der Gebirgsgegend. Für den Minister Schlabrendorf, der Geld schaffen und die Magazine gefüllt erhalten sollte, begann damit neue Noth, und er wandte sich, wie er dies ja schon im Vorjahre wiederholt gethan, an die Festungskommandeure mit dem Ersuchen, da und dort durch Entsendung kleiner Detachements die meist wenig zahlreichen feindlichen Eindringlinge zu verscheuchen und an den betreffenden Orten die Fortdauer preussischer Herrschaft zu sichern. Doch mit einem Donnerworte fuhr der König dazwischen (19. Juli), den Minister tadelnd, der „sozusagen von der Betise seiner Generäle profitieren“ wolle. „Ihr müsset Euch bescheiden, dass Ihr nicht kommandirender General seid und es Euch gar nicht gebühret, von denen Truppen zu disponiren und vor Euren Kopf dergl. zu unternehmen, so Mich sehr derangiren und hier in Verlegenheit setzen kan.“ Unter dem 21. Juli klagt Schlabrendorf dann dem Könige, über Oberschlesien habe er gar keine Gewalt mehr. Die Landräthe von Ratibor, Falkenberg, Oppeln

seien nach Troppau geschleppt. Aus Neustadt habe man die Königlichen Beamten unter Drohung sofortiger Arretirung vertrieben (2. August). Schon eine Woche früher wären Oesterreicher in Wartha, Reichenstein, Kamenz erschienen, aber auch bis auf das rechte Oderufer streiften ihre leichten Truppen; am 17. Juli seien solche in Herrnsstadt gewesen und wenig später auch in Sagan.

Auch russische Streifkorps erreichten bereits die schlesische Grenze. In den letzten Tagen des Juni hatten sich russische Soldaten in Guhrau gezeigt, und am 30. erschien ein von dem General Stoffel zu Rawitsch abgesandtes Kommando in Trachenberg und besetzte die Stadt wie das fürstlich Hatzfeldt'sche Schloss. Aus der Stadt schleppte dasselbe den Polizeibürgermeister Kanold und den Notar Haubner mit fort, nöthigte aber auch den Fürsten Adrian, mit nach Rawitsch zu kommen, von wo General Stoffel den Fürsten selbst nach Posen zu dem kommandirenden General Fermor brachte, der ihm dann erklärte, nachdem ein russisches Kommando ihn als preussischen Vasallen und Ritter des Schwarzen Adlerordens aufgehoben, stehe es nicht in seiner Gewalt, ihn ohne Befehl seiner Kaiserin freizugeben; er stelle ihm frei, sich Königsberg oder Thorn zum Aufenthalt zu wählen. Der Fürst wählte letzteren Ort als den näheren, ward aber bereits am 6. August freigelassen und traf am 12. August wieder in Trachenberg ein, von wo er sich dann auch um die Freilassung der beiden mit ihm fortgeführten Trachenberger, welche noch in Pillau gefangen sassen, verwendete, ohne dass wir aus dem Briefe einen Anhalt dafür, dass dieselben etwa als Geiseln für eine auferlegte Brandschatzung festgehalten würden, zu entnehmen vermöchten. Jener Streifzug scheint dann Veranlassung gegeben zu haben, einige Abtheilungen preussischer Truppen nach dieser Grenzgegend zu schicken; wenigstens hören wir von einem Berichte des Majors Karabanow vom 12. Juli, dahin lautend, dass er mit 250 Donischen Kosaken einen Einfall in Schlesien unternommen, aber vor einer überlegenen Abtheilung preussischer Infanterie

und Husaren habe zurückweichen müssen nach einem Gefechte, welches ihm 13 Todte und einen Verwundeten gekostet habe.

An den Kommandanten von Kosel, Generalmajor von Lattorf, hatte der König unter dem 28. Juli noch von Böhmen aus geschrieben, ihm Kanoniere und Mineure versprochen und ihn zur Wachsamkeit ermahnt, wenn der Feind, wie es den Anschein habe, ihn angreife. Er möge nur geduldig ausharren, zu regelrechter Belagerung habe der Feind zunächst noch kein Geschütz, und im Falle es Ernst werde, solle er Succurs erhalten. Als dieser Brief geschrieben ward, war Kosel bereits mehrere Tage (seit dem 25. Juli) eingeschlossen durch eine von General Deville abgesandte Heeresabtheilung, die anfänglich nur aus einigen tausend Kroaten und Husaren bestand, bald aber Verstärkung erhielt. Das hat dann fast vier Monate lang gedauert, ohne dass der Kommandant, der durch häufige Ausfälle die Belagerer fort und fort in Athem erhielt, an eine Kapitulation gedacht hätte. Auch vor Neisse erschienen die Oesterreicher unter Deville auf der Seite der Neustadt bereits am 4. August, doch kam es zu einer vollständigen Einschliessung erst am 3. Oktober, als Generalfeldzeugmeister Harsch ein grösseres Truppenkorps aus Mähren herangeführt hatte und selbst den Befehl übernahm. Auch sonst fanden die Oesterreicher vielfache Gelegenheit zu Streifzügen in Schlesien, wengleich ihr Hauptaugenmerk sich diesmal auf Sachsen richtete. Nach dem Abzuge des Königs war Daun über Zittau nach der Lausitz aufgebrochen, wo er vom 20. bis 26. August bei Görlitz lagerte und von hier aus Laudon mit 7000 Mann nach der Mark entsandte. Ihm nach zog jetzt auch Markgraf Karl mit der schlesischen Hauptarmee und nahm eine feste Stellung bei Plagwitz unfern von Löwenberg auf dem rechten Ufer des Bober, detachirte aber von hier aus um den 24. August auf des Königs Befehl Zieten mit einer kleinen Heeresabtheilung Laudon nach. Am 27. August rückte er von Sagan nach Naumburg a. B. weiter, am 28. August er-

schiene schon wieder Oesterreicher hier, den Bürgermeister mit sich fortschleppend. Zieten konnte dann auch wirklich Laudon an der beabsichtigten Vereinigung mit den Russen hindern.

Wohl vermochte die Nachricht von dem Siege des Königs über die Russen bei Zorndorf am 25. August, welche in Breslau wie in den grösseren Orten Schlesiens am Sonntage, dem 3. September, durch ein feierliches Dankfest begangen wurde, auch in Schlesien den Muth der preussisch Gesinnten wieder zu heben, doch musste andererseits die für den König sich mehr und mehr herausstellende Nothwendigkeit, das, was er von Truppen gegen so viele Feinde aufzubringen vermochte, an den wirklich entscheidenden Stellen zu concentriren, unvermeidlich dahin führen, dass, wenn der Hauptschauplatz des Krieges, wie es nun im Spätsommer 1758 geschah, ausserhalb der schlesischen Grenze lag, das Land mit Ausnahme der Festungen den Einfällen der Feinde im wesentlichen offen war. So standen die Sachen, als am 28. August Markgraf Karl aus der Gegend von Löwenberg aufbrach, um das schlesische Hauptheer über Bunzlau, Priebus und Spremberg dem Könige zuzuführen, der, nachdem er die Russen durch den Sieg bei Zorndorf zurückgetrieben, eilig nach Sachsen sich wendete, wo Daun's grosses Heer Dresden bedrohte. Bei Landeshut blieb Fouqué zurück mit 10 Bataillonen Fussvolk und 10 Schwadronen Reiter, lange nicht genug, um die grösseren Heeresabtheilungen von Deville, Harsch und Jahnus von Einfällen in Schlesien abzuhalten, wiewohl Fouqué im Gebirge sich tapfer mit ihnen herumschlug, wobei dann z. B. Hirschberg in den Monaten August und September immer abwechselnd preussische und österreichische Besatzung hatte, darunter zuweilen recht unangenehme Gäste, wie die Kroaten des Rittmeisters Apondi, welche am 16. September ihre Forderung von 40 000 Gulden Brandschatzung wirksam durch eine grosse Anzahl brennender Pechfackeln unterstützten und schliesslich, da in Schmiedeberg Preussen gesehen worden sein sollten, mit 7000 Thalern abzogen, aber

dafür vier angesehene Bürger als Geiseln mit fortschleppten bis nach Löbau in Sachsen, von wo sie erst drei Wochen später, nachdem sie viele Misshandlungen erfahren, wie uns das Tagebuch des Dieners eines derselben berichtet, wieder heimkehrten. Ueberhaupt war das Fortschleppen von Civilbeamten damals an der Tagesordnung. Ein Zeugniss dafür und gleichzeitig für die weite Ausdehnung der österreichischen Streifereien bietet Schlabrendorfs Bericht vom 24. September. Die Oesterreicher hätten bereits fortgeschleppt aus Hirschberg den Landrath Baron Zedlitz und den Stadtdirektor Mirus, aus Schmiedeberg den Syndikus Schmidt und den Kämmerer Friederici, aus Löwenberg (wo die Oesterreicher bereits am 2. September sich festgesetzt hatten), den Landrath von Zimmermann, aus Münsterberg den Steuereinnehmer Burcky, aus Grottkau den Landrath von Sulkowsky (die ganze Linie der unteren Neisse bis Schurgast war von den Oesterreichern seit dem 11. und 12. September besetzt), aus Namslau den Bürgermeister Schramm, wozu etwas später auch der Landrath von Kosel, von Trach, gekommen ist. Sonst wurden die königlichen Beamten vertrieben, wofern sie nicht in österreichische Dienste treten mochten; von allgemein geforderten Treuschwüren für die Kaiserin wie im Vorjahre hören wir nichts, auch nur in ganz vereinzelt Fällen von Veränderungen der städtischen Obrigkeiten, wohl aber davon, dass manche Magistrate, wie z. B. die von Münsterberg und Grottkau, sich ganz österreichisch gesinnt zeigten. Auch in Liegnitz und Goldberg haben die Oesterreicher im Herbst Kontributionen erhoben; ebenso streiften ihre leichten Truppen seit der Eröffnung der Belagerung von Neisse im Strehleiner Kreise, wo sie z. B. aus Arnsdorf den dortigen Pastor Bahil unter der Drohung, ihn hängen zu lassen, nach Olmütz fortschleppten, weil er, aus Ungarn hierher geflüchtet, Nachrichten über die Bedrückungen der dortigen Protestanten sollte verbreitet haben. Die Oesterreicher in Namslau, Grottkau, Münsterberg, Löwenberg, das bedeutete bereits den Verlust eines grossen Stückes von Schlesien. Aber

freilich ward für König Friedrich die Lage erst wirklich drohend, wenn eine der schlesischen Festungen in Gefahr kam. Doch auch dazu kam es bald. Während man bei Kosel sich mit einer Blockade begnügte, rückte General Harsch mit einer Heeresabtheilung, die man auf 20 000 schätzte, über Silberberg vor Neisse und schloss die Festung seit dem 3. Oktober von allen Seiten ein, verschrieb auch eiligst Belagerungsgeschütze aus Olmütz, und nachdem in das österreichische Lager am 17. Oktober 12 blasende Postillone die Siegesnachricht von dem gelungenen Ueberfalle des preussischen Lagers bei Hochkirch (Okt. 14) gebracht hatten, ging General Harsch mit verdoppeltem Eifer an die Belagerung des Platzes, überzeugt, dass nun Daun sicherlich den König in Sachsen festzuhalten und an einer Entsetzung von Neisse zu hindern vermögen würde. Am 25. war ein Belagerungspark von 100 Geschützen und 40 Mörsern vor Neisse beisammen. Am 26. Oktober begann die Beschiessung, welche sich besonders gegen das von Friedrich erst erbaute Fort Preussen im Nordwesten und andererseits gegen die Hauptschleuse richtete, welche die Gewässer der Biele zum Schutze der Festung staute. Dem Minister von Schlabrendorf wurde berichtet, dass die hier zum grossen Theile österreichisch gesinnten Landbewohner der Umgegend besonders eifrig sich zeigten, das österreichische Lager mit allem Nothwendigen an Lebensmitteln und Fourage zu versehen, während dieselben sonst sich immer erst durch militärische Exekution zu Lieferungen in die preussischen Magazine hätten zwingen lassen.

Aus der Zeit der Belagerung von Neisse wird uns dann noch folgende interessante Episode mitgetheilt. Der Generallieutenant von Treskow, bei Kolin in österreichische Gefangenschaft gerathen und erst im Frühling 1758 durch Auswechselung frei geworden, war, nachdem er, wie wir wissen, die Belagerung von Schweidnitz geleitet, zum Kommandanten von Neisse ernannt worden. Man wusste, dass er voll Dankbarkeit für die ehrenvolle Behandlung während seiner Gefangenschaft war, und darauf bauend, begab sich

ein höherer österreichischer Offizier, Baron Eichberg, zu seiner Gemahlin, welche auf dem dem General gehörigen Gute Deutsch-Jägel im Kreise Strehlen, also nur wenige Meilen von Neisse, verweilte, um derselben einen Sauvegardeschein zu überbringen. Als diese nun voll Dankbarkeit für diese neue Gunst die Grossmuth der Kaiserin, von der ihr Gemahl bereits verschiedene Proben erfahren, pries, rückte der Offizier mit seinem für General Treskow bestimmten Antrage heraus: grosse Summen, hohe Würden, ein verstellter Angriff zur Ehrenrettung, Uebergabe, unverbrüchliches Geheimniss. Doch mit Thränen und Händeringen vernahm die Dame den Antrag, den sie als die grösste ihr angethane Schmach ansah, und entschloss sich nun auch, sogleich auf jede Gunst für ihr Gut, ihren einzigen Besitz, zu verzichten, nur das Eine verlangend, das Loos ihres Gemahls in dem belagerten Neisse theilen zu dürfen, was sie auch durchgesetzt hat. Schliesslich müssen wir doch auch eines etwas abenteuerlichen Anschlages gedenken, welcher Breslau im Herbst d. J. bedroht hat. Nach der Auswechselung der Gefangenen mit Oesterreich, welche für Schlesien im Frühling 1758 zu Jägerndorf vorgenommen worden, war immer noch eine grössere Anzahl österreichischer Gefangenen namentlich in Breslau zurückgeblieben, von denen ab und zu einzelne entwichen, nachdem sie sich bürgerliche Kleidung zu verschaffen gewusst hatten, weshalb auch bereits im Mai d. J. ein Edikt jeden Verkauf bürgerlicher Kleidung an Gefangene mit dem Galgen bedrohte. Trotzdem war im August d. J. wiederum ein österreichischer Tambour auf diesem Wege entwichen und hatte dem österreichischen General Jahnus, der im Waldenburger Gebirge an der Grenze stand und Friedland besetzt hielt, zu einem verwegenen Handstreich auf Breslau Lust gemacht. Der Tambour war durch Geldversprechen bewogen, sich noch einmal nach Breslau zu wagen, um hier zu veranstalten, dass, wenn Jahnus mit einigen tausend Mann Breslau berenne, die Gefangenen einen Aufstandsversuch machten und dem Angreifer die Thore öffneten. Doch die Verschwörung

ward entdeckt, und ehe noch der Kommandant von Breslau, von Tauentzien, darüber berichtet, war die Sache vor des Königs Ohren gekommen, der ihm befahl, den Vorfall vor einem Kriegsgericht untersuchen und auf das strengste bestrafen zu lassen. Er solle die Gefangenen kurz halten, sie in die Stockhäuser sperren und ihnen nöthigenfalls, wie es die Oesterreicher den preussischen Gefangenen gegenüber gethan haben sollten, täglich nur 2 Kreuzer zukommen lassen. Als er dann Tauentzien's Bericht vom 28. Oktober empfangen, mahnt er unter dem 5. November noch einmal zu grösster Strenge und verlangt, dass der General den Spruch des Kriegsgerichts, ohne weiter dessen Bestätigung abzuwarten, vollziehen lasse. Daraufhin hat Tauentzien hier am 9. November 1758 den Tambour und seinen Mitschuldigen, einen österreichischen Fourier, aufhängen lassen; einen Lieutenant Pusch vom Regiment Harsch, der gleichfalls der Theilnahme an der Verschwörung beschuldigt war, sah das Kriegsgericht als nicht überführt an. Man begnügte sich, ihn in der Hauptwache gefangen zu halten und der Fürsorge für die Verpflegung der Gefangenen zu entheben. General von Treskow vertheidigte inzwischen Neisse tapfer, und die neuen Befestigungen bewährten sich gut. Das Feuer der Belagerten rang mit dem Feinde um jeden Fuss Boden, trotzdem machte dieser, wengleich langsam, Fortschritte; am 28. Oktober konnte die erste Parallele eröffnet werden. Es drohte hier doch der Festung Gefahr.

Der König hatte nach dem Unfalle von Hochkirch unter dem 16. Oktober 1758 an General Fouqué geschrieben, er habe sich infolge jenes Ueberfalls eine halbe Meile nach Bautzen zurückziehen müssen, und was er am meisten dabei bedauere, sei, dass er nun nicht sobald, wie er es gewünscht, nach Schlesien ein Korps werde senden können. Schlabrendorf, den der König ermahnte, nur etwas Geduld zu haben, da er bald „den Sachen in Schlesien eine andere Gestalt“ zu verschaffen im stande sein werde, und seinen Anhängern Muth einzusprechen, „damit sie die Contenance ja nicht verlieren“, sandte zuverlässige Leute mit kleinen Zetteln

an die Kommandanten von Neisse und Kosel, welche den wahren Verlauf der Hochkircher Affaire und die bevorstehende Ankunft des Königs meldeten. In der That verliess der König, nachdem er seinen Bruder Heinrich mit 8 Bataillonen und 5 Schwadronen an sich gezogen und so die Lücken, welche der furchtbare Morgen von Hochkirch gerissen, ausgefüllt hatte, sein Lager am 24. Oktober 1758 und erreichte, Daun's Stellung umgehend, zwei Tage später Görlitz. Daun hatte aus der Lausitz den General Grafen Wied mit fünf Infanterie- und vier Reiter-Regimentern in Eilmärschen abgesendet, um Harsch zu verstärken und noch besser gegen ein preussisches Entsatzheer zu schützen; als er jedoch inne ward, dass der König selbst nach Neisse rücken wolle, fand er sich darein, dass Harsch die Belagerung aufgäbe. Dem Könige nach Schlesien nachzuziehen, war er nicht gewillt. In einem Kriegsrathe am 29. Oktober machte er geltend, die Preussen vermöchten nun einmal schneller zu marschiren; auf dem weiten und beschwerlichen Wege würden die dem Könige anhänglichen Schlesier den österreichischen Truppen nur Hemmnisse und Schwierigkeiten bereiten, und wenn es endlich um Neisse zu einer Schlacht kommen sollte, würde der König, selbst wenn er unterliege, sich in eine der schlesischen Festungen werfen können, wenn er aber siege, ihm (Daun) eine zweite Auflage der Schlacht bei Leuthen bereiten, wovor ihn Gott schützen wolle. Der König erschien am 31. Oktober in Lauban, von wo er Prinz Heinrich über Greifenberg nach Hirschberg entsendete, um auch diese Strasse dem Feinde zu sperren, während er selbst über Löwenberg und Jauer nach Schweidnitz rückte, das er am 5. November erreichte. Bereits am 1. November hatte General Harsch auf die Nachricht von dem nahenden Entsätze sein Belagerungsgeschütz über Zuckmantel nach Freudenthal abfahren lassen, was mehrere Tage in Anspruch nahm; als am 4. November ein Theil des Belagerungskorps mit abzog, ersah sich General von Treskow die Gelegenheit zu einem Ausfalle am 5. November, der ihm über 800 Gefangene einbrachte.

Nach dem Abzuge der Belagerer am 6. November fand man in dem verlassenen Lager noch 114 630 Bomben und über 50 000 24- und 12pfündige Vollkugeln nebst vielem Belagerungsgeräthe. Von Kosel war die österreichische Blockadeabtheilung am 9. November abgezogen, erschien jedoch auf die Nachricht, dass das Heer des Königs inzwischen umgekehrt sei, am 11. wieder, ward aber von General Fouqué, den der König in der Gegend von Neisse zurückgelassen hatte, am 15. vor Kosel in Reinschdorf angegriffen und zur eiligen Flucht mit Zurücklassung aller Bagage genöthigt. Eine andere Abtheilung des Deville'schen Korps wurde am 16. nach Leobschütz zurückgeworfen. Lattorf erhielt für die umsichtige Vertheidigung von Kosel den Rang eines Generallieutnants und den Schwarzen Adlerorden. Der König war inzwischen nach kurzem Besuche in Neisse wieder nach Sachsen zurückgekehrt und am 20. November in Dresden angelangt, aber nachdem Daun die Winterquartiere in Böhmen aufgesucht hatte, am 14. Dezember nach Breslau zurückgekehrt, und auch Markgraf Karl führte im Dezember sein Heer zur Winterruhe nach Schlesien. Das Land war wiederum vom Feinde befreit; nur in einigen wenigen Grenzorten, wie Friedland und Leobschütz, hielten sich österreichische Besatzungen.

Der Schwere des Schlages, welcher den König am 14. Oktober durch den Ueberfall bei Hochkirch betroffen hatte, sind die Schlesier sich um so weniger bewusst geworden, als es gleich nachher seiner bewunderungswürdigen Energie gelungen war, an dem siegreichen Gegner vorbei nach Schlesien durchzudringen und Neisse zu entsetzen. Ein Dankfest zur Feier dieses Ereignisses, das ja zugleich die Befreiung des Landes von den feindlichen Truppen bedeutete, ward für den 9. November in allen Kirchen Schlesiens begangen, und der König zeigte sich sehr erzürnt, als ihm hinterbracht wurde, dass diese Feier in den katholischen Klosterkirchen speziell Breslaus unterblieben sei. Doch vermochten ihn die gelieferten Nachweise, dass jene Anschuldigung falsch, und dass das Fest wirklich über-

all vorschriftsmässig, wenn auch nicht überall zu gleicher Stunde, gefeiert worden sei, zu entwaffnen, und er begnügte sich mit dem Befehle für die Zukunft, dass künftig bei jedem derartigen Feste die verschiedenen Stifter und Klöster unaufgefordert über die wirkliche Abhaltung der vorgeschriebenen Feierlichkeiten Bericht zu erstatten hätten.

1759.

Wiederum wie im Vorjahre brachte der König den Winter in Breslau zu, doch sehr anders als 1758; ohne Gäste, ohne Festlichkeiten. An seinem Geburtstage, den 24. Januar, nur die offiziellen Glückwünsche und die obligaten Carmina der Zeitung und der Schützengilde. Aus dem Letzteren möge eine Strophe mitzutheilen gestattet sein:

Was Schweidnitz, Neiss und Kosel zeugt
 Und Sachsens schnell erlöste Grenzen,
 Wo unter falschen Lorbeerkränzen
 Der Stolz den flüchtgen Rücken beugt,
 Sind feste Stützen zu der Dauer
 Des Glückes, das aus Wundern spriesst,
 So wirksam, dass jetzt Breslaus Mauer
 Den Ursprung ihrer Lust umschliesst.

Wie man sieht, verstand man hier noch den Ton der zweiten schlesischen Dichterschule anzuschlagen, noch auf dem Kothurn einherzuschreiten. In den Provinzialstädten versammelten wohl die Befehlshaber die Spitzen der Stadt zu festlichen Mahlen. Das bei dieser Gelegenheit in Hirschberg gegebene Fest des Generals v. Puttkamer verherrlichte, wie uns berichtet wird, nicht nur ein grosses Konzert, sondern auch ein Festzug der Feldbäcker, deren Fahmenträger grosse Geschicklichkeit im zierlichem Schwingen und Werfen von Fahnen entwickelte.

Der König schreibt damals an d'Argens: „wenn man traurig ist, kostet es auf die Länge zu grosse Anstrengung, fortwährend seinen Gram zu verheimlichen, und es ist besser sich allein zu härmen als das eigne Missvergnügen in die

Gesellschaft zu tragen.“ Maupertuis hätte sehr Recht zu sagen, dass es in diesem Hundeleben ungleich mehr Uebles als Gutes gäbe. Des Königs Vorleser de Catt berichtet, während dieses Vierteljahres in Breslau sei Friedrich mit Geschäften überhäuft und sehr traurig gewesen; er, der sonst eine durch Witz und Geist gewürzte Unterhaltung begünstigt hatte, erging sich jetzt in schwermüthigen Betrachtungen, las französische Predigten und philosophirte über die Unsterblichkeit der Seele. Er trauerte um seine Lieblingsschwester, die Markgräfin von Bayreuth, die an dem Unglückstage von Hochkirch heimgegangen, und es ist damals in Breslau kaum ein Tag vergangen, an dem er nicht von ihrem Tode zu seinem Vorleser sprach. Aber kaum minder bedrückte ihn die Sorge um Weiterführung des Krieges, nachdem alle Friedenshoffnungen wieder verschwunden und ungeheure Heere von seinen Feinden wiederum gegen ihn aufgeboten waren. „Hunderttausende von Soldaten,“ schreibt er an d’Argens, „nehmen auf dem Papiere wenig Raum ein, aber wenn man sie zu bekämpfen hat, wenn sie von allen Seiten auf uns eindringen, wenn man zehn Projekte, eins so gefährlich wie das andere, vor sich hat, um Widerstand zu leisten, ohne doch die Mittel dazu zu haben, wenn man mit Armeen von einem Ende der Welt an das andre eilen und zu allen denkbaren Listen und Anschlägen seine Zuflucht nehmen muss, um sich aufrecht zu erhalten, dann, sage ich, fühlt man ganz die Bürde, die man zu tragen hat, und muss eingestehn, dass nur ein glücklicher Zufall uns in die Lage setzen kann, glücklich davon zu kommen.“

Unermüdlich war er geschäftig, die Mittel zum Widerstande, Soldaten und Geld zu schaffen. Eifrig ward rekrutirt und geworben auch in Schlesien, und das Loos des Waffendienstes erschien den Betroffenen um so weniger lockend, je drohender die Gefahren waren, welche den Kriegern in Aussicht standen, und je härter schon die Lehrzeit in dieser Kriegszeit war, wo die Lehrmeister, um die Rekruten möglichst schnell vorwärts zu bringen, zu Misshandlungen noch häufiger griffen als sonst.

Auch das Herbeischaffen der ungeheuren Summen, welche der Krieg verschlang, hatte seine Schwierigkeiten, wengleich der König selbst sein Silbergeschirr in die Münze wandern liess. Nicht in allen Provinzen ging es nach dieser Richtung so gut wie in Schlesien, wo trotz aller Drangsale durch die Feinde dank der unermüdlichen Thätigkeit Schlabrendorfs die Steuern im Grunde regelmässig eingingen. Die Noth zwang dazu, auf der abschüssigen Bahn der Entwerthung des Geldes durch Prägung unterwerthiger Münzen immer weiter zu gehen. Wenn man, wie schon erwähnt, 1758 begonnen hatte, in den sächsischen Münzstätten aus einer Mark feinen Silbers anstatt 14 Thaler deren 20 zu prägen, so wurden jetzt auf verschiedenen Münzstätten, unter denen sich auch die Breslauer befand, bereits $33\frac{1}{2}$ Thaler aus der Mark geschlagen, und zuletzt ist man bis 45 gelangt. Wie in den Zeiten der Kipper und Wipper folgte unvermeidlich eine allgemeine Preissteigerung, und die Klagen in den gleichzeitigen Tagebüchern erscheinen uns sehr erklärlich, man kann eher sich darüber wundern, dass dieselben nicht noch lauter und beweglicher ausgesprochen werden.

Nur zweimal in diesem Vierteljahre hat der König von Breslau aus kurze Ausflüge gemacht, das eine Mal nach Sagan zum Zwecke einer Zusammenkunft mit seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der Sachsen zu schützen hatte, am 3. Februar. Der Kriegsplan, den er hier dem Bruder entwickelte, war im Wesentlichen defensiver Natur. Er wolle den Oesterreichern diesmal zeigen, dass er mehr Sitzfleisch habe als weiland der grosse Fabius, das sei in zwei Worten sein ganzer Kriegsplan, sagte er seinem Vorleser. Allerdings hinderte diese Passivität, die er sich auferlegte, nicht, dass er sich auf den Feind stürzte, sowie er eine Blösse desselben zu erspähen glaubte oder das Wohl des Ganzen es zu erheischen schien. Ich lauere wie die Katze auf die Maus, schrieb er am 6. April an Seidlitz.

In der That war dieses späte Beginnen der grossen Kriegsoperationen eigentlich nur die Stille vor dem Sturme,

und der König zeigt sich von schlimmer Ahnung erfüllt. Am 2. Mai schreibt er an d'Argens, wenn seine Feinde sich wirklich gegen ihn vereinigten, so dass es ihm unmöglich werde, sie einzeln zu schlagen, dann möge man für ihn das Epitaph rüsten. Und dazu waren die Oesterreicher diesmal wirklich um so mehr entschlossen, als sie jetzt dem Drängen der französischen Verbündeten auf eine Wiedereroberung Sachsens den Wunsch der Russen, es möchte ihnen die österreichische Armee die Hand reichen, wirksam entgegenhalten konnten. Eroberung Schlesiens mit Hülfe der Russen ward die Parole dieses Feldzugs, und erst das Erscheinen dieser Letzteren auf dem Kampfplatze sollte das Signal zu den grösseren Operationen geben. Allerdings verzögerte sich dies längere Zeit z. Th. auch deswegen, weil König Friedrich Streifpartien ausgesendet hatte, um die Magazine der Russen in dem heutigen Posener Lande zu zerstören. Inzwischen standen schon vom März an auf beiden Seiten des Riesengebirges Daun und Friedrich mit ihren Heeren einander gegenüber. Der König war bereits am 24. März von Breslau aufgebrochen und nach kurzem Besuche in Schweidnitz nach Rohnstock gefahren, in dem von ihm gern besuchten Schlosse des Grafen Hochberg auch jetzt wieder einige Tage zuzubringen, hatte am 4. April in Bolkenhain genächtigt und am 5. Hirschberg besucht, wo er, wie uns gemeldet wird, langsam durch die Stadt reitend, mit sichtlicher Freude beobachtete, wie das Volk sich jubelnd um ihn drängte.

Der König hatte längst Breslau verlassen, als hier ein Unglücksfall sich ereignete, dessen wir schon desshalb kurz gedenken wollen, weil er die Physiognomie der Stadt, die ja doch nicht zum kleinsten Theile durch die Gestalt ihrer Thürme bedingt wird, wesentlich und auf die Dauer verändert hat. Am Abend des 9. Juni entstand aus nicht aufgeklärter Ursache im Grosskretscham auf dem Dome ein Feuer, welches bei herrschendem grossen Winde gewaltig um sich griff, 18 Häuser mit vielen Hintergebäuden, darunter den bischöflichen Palast in Asche legte und endlich

an einem Glockenseile aufklimmend auch den südlichen Domthurm erreichte, die Glocken schmelzen liess, den damals auf die Gallerie aufgesetzten achtseitigen hölzernen Unterbau mit der Renaissance-Haube darüber verzehrte und dann auch den nördlichen Thurm, sowie das Kirchdach schwer schädigte, so dass, wie das Domkapitel klagt, noch am 12. Juni Tag und Nacht gearbeitet werden musste, um zu verhüten, dass das unter dem kupfernen Dache befindliche noch an vielen Stellen glimmende Holzwerk nicht wieder in Brand gerathe. Die beiden Spitzen sind den Thürmen bei dem Wiederaufbau nicht wiedergegeben, sondern statt dessen die stumpfen Kupferdächer auf die Gallerien gelegt worden, die wir noch heut vor Augen haben. Der König, der in seinem Lager bei Landeshut die Nachricht von dem Unglücksfalle erhielt, versicherte das Domkapitel seiner Theilnahme und auch seiner Bereitwilligkeit, zur Ersetzung des Schadens beizusteuern, sowie der Friede wiederhergestellt sein würde.

Bei Landeshut war der König am 12. April eingetroffen und hat hier oder in dem dicht dabei gelegenen Reich-Hennersdorf Monate lang sein Hauptquartier gehabt. Von diesem Lager datirt die Kriegsgeschichte die Einführung der reitenden Artillerie, einer Waffe, der der König überhaupt in immer steigendem Masse seine Aufmerksamkeit zuwandte. Es liegt nahe, daran zu denken, dass Napoleon die Zahl seiner Geschütze in demselben Grade vermehrte, als er das Vertrauen auf seine Infanterie verlor. Aehnlich war ja des Königs Fall, nachdem die blutigen Schlachten dieses furchtbaren Krieges den Kern seiner bewährten Infanterie hingerafft hatten und die Ergänzung der Streitkräfte von Jahr zu Jahr schwieriger ward.

Die Feindseligkeiten wurden in dieser Gegend durch einen Ueberfall eröffnet, welchen am 26. März General Beck auf Greifenberg ausführte. Das hier lagernde Grenadierbataillon v. Dieringshofen ward auf dem Rückzuge etwa eine Meile nördlich von der Stadt bei Welkersdorf eingeholt und nach tapferem Kampf und nachdem der Oberst ver-

wundet worden, zum grössten Theile zu Gefangenen gemacht, ebenso wie eine Anzahl von Zieten-Husaren, welche dasselbe begleitet hatten. Das in der Stadt befindliche preussische Magazin erlaubte Beck der Stadt ihm für 2000 fl. abzukaufen, welche Summe dann der König gewissenhaft zurückerstattet hat. So wenig aber ein weiteres Vordringen, zu dessen Abwehr man sich z. B. in Löwenberg ernstlich gerüstet hatte, stattfand, so wenig behaupteten sich in Greifenberg selbst die Feinde, der Ort ward bald wieder von den Preussen besetzt und nur die Vorräthe des Magazins nach Hirschberg und Löwenberg abgeführt.

Der König, der in diesem Frühling nach verschiedenen Seiten hin Streifkorps ausgesendet hatte, um die Magazine seiner Feinde zu zerstören, fasste im April d. J. den Entschluss, einen derartigen Handstreich auf die österreichischen Magazine zu Hof und Troppau durch den damals Oberschlesien mit etwa 14 000 Mann deckenden General Fouqué ausführen zu lassen. Fouqué, der kurz vorher, weil der ihm mit fast 30 000 Mann in Mähren gegenüberstehende General Deville seine Verbindungen mit Neisse zu bedrohen begann, am 28. März sein Hauptquartier zu Leobschütz verlassen und eine Stellung hinter der Hotzenplotz zwischen Neustadt und Ober-Glogau bezogen hatte, widerrieth den Zug, da das Magazin zu Troppau ganz unbedeutend sei und das österreichische Hauptmagazin zu Hof in Mähren nicht zu erreichen sein würde. Denn wenn es ihm auch gelänge, die Oppa glücklich zu überschreiten, so würde Deville ihm doch sicher hinter Troppau den Uebergang über die Mora bei der Beschaffenheit des Terrains auf deren rechtem Ufer mit Erfolg streitig zu machen vermögen. Doch Friedrich blieb dabei die Sache zu versuchen und verstärkte Fouqués Korps bis auf 22 000 Mann. Fouqué brach am 16. April aus der Gegend von Neustadt auf, nahm am 17. und 18. Jägerndorf und Troppau ein, wo er die österreichischen Verschanzungen zu zerstören sich bemühte, und dem Feinde auch sonst einigen Verlust zuzufügen vermochte, drang auch bis zur Mora vor, musste aber

hier am 22. Halt machen, da ganz wie er es vorausgesagt, Deville auf deren rechtem Ufer bis Heidenpiltsch eine so feste Stellung eingenommen hatte, dass an keine Ueberwältigung derselben zu denken war. Er musste zurück und erlitt auf dem Rückzuge noch einige Verluste durch die nachdrängende feindliche Kavallerie. Fouqué rückte jetzt näher an Neisse heran, aber auch Deville erschien an den Gebirgspässen, als wolle er jene Festung bedrohen. Der König gedachte sich schnell mit grösserer Macht auf ihn zu stürzen; am 26. April sagte er zu de Catt „wenn Deville nicht von meinem Zuge erfährt, werde ich ihn tüchtig auf die Finger klopfen.“ Aber Deville hatte rechtzeitig Kunde erhalten und war in die Berge zurückgewichen, als der König am 3. Mai bei Zuckmantel erschien, und einige Gefangene waren das ganze Resultat des misslungenen Zuges.

Allmählich schob sich der ganze Kriegsschauplatz westwärts, und als der König am 5. Juli über Hirschberg und Lähn in die Gegend von Löwenberg gerückt war, wo er am 10. Juli für längere Zeit bei Schmottseifen sein Hauptquartier aufschlug, nahm Fouqué, der bei Frankenstein gelagert hatte, seine Stellung bei Landeshut ein, während ihm jenseits General Harsch mit überlegener Macht, seit er das Deville'sche Korps an sich gezogen, gegenüberstand. Das letztere bestimmte Harsch Mitte Juli zu einem Einfall in Schlesien, um sich zwischen Landeshut und Schweidnitz zu schieben und so diese Festung ausser aller Verbindung mit den Preussen zu setzen. Am 22. Juli nahm derselbe eine Stellung zwischen Fürstenstein und Kunzendorf, und eine Abtheilung der Schweidnitzer Garnison, 150 Mann Infanterie und 40 Reiter, welche bei Freiburg die Verbindung mit Landeshut aufrecht erhalten sollte, ward hier abgeschnitten und am Nonnenbusch bei Freiburg nach mehrstündiger tapferer Gegenwehr gefangen genommen. Nur das persönliche Eingreifen des Generals Deville vermochte die Ueberlebenden, deren tapferer Widerstand die Oesterreicher gereizt hatte, davor zu schützen, Mann für Mann niedergehauen zu werden.

Jenen Vorstoss der Oesterreicher parirte Fouqué auf des Königs Befehl dadurch, dass er mit seiner etwas verstärkten Heeresabtheilung im Rücken der Ersteren erschien und diese dadurch von ihren Verbindungen und Verpflegungspunkten abschnitt. Bald machte sich arger Mangel in ihrem Lager fühlbar. Vergebens griff Deville am 27. Juli bei Konradswaldau und bei Salzbrunn Fouqué an, der ihn nachdrücklich zurückschlug, vergebens tags darauf Goltz bei Friedland, er musste mit nicht geringen Verlusten auf Umwegen durch das Braunauer Land nach Böhmen sich einen Weg suchen, und die Ueberläufer zu den Preussen zählten in diesen Tagen nach Tausenden.

Daun hatte, als er diesen Vorstoss nach Schlesien anbefahl, wohl auch daran gedacht, durch die Diversion im Rücken des Königs dessen Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken, nämlich dem Heranrücken der russischen Armee, deren Führer Soltikow nun entsprechend dem vereinbarten Kriegsplane dringend eine Mitwirkung der Oesterreicher verlangte. In der That waren die Russen im Juni bereits in Grosspolen, der heutigen Provinz Posen, erschienen, wo ihnen General Dohna mit einem Heere von kaum 30000 Mann gegenüberstand. Leichte Truppen der Russen hatten schon Anfang Juni und ziemlich den ganzen Monat hindurch plündernde Einfälle in Schlesien gemacht auf der ganzen Grenzlinie von Gross-Tschirna an (einem Marktflecken nördlich von Guhrau) bis in das Pitschensche Gebiet, nur hier und da einmal durch Zietensche Husaren gehindert.

Der König war unzufrieden mit Dohna, von dem er gehofft hatte, er werde bei Posen die Russen, ehe sich noch deren einzelne Abtheilungen zusammengefunden hatten, einzeln zu schlagen vermögen, und da er selbst noch immer darauf rechnete, Daun werde ihm gegenüber Gelegenheit zu einer Schlacht bieten und desshalb nicht selbst kommen zu können glaubte, so entsandte er Wedell, denselben General, der einst die Schlacht von Leuthen so glücklich eröffnet hatte, an Stelle des ohnehin kränklichen Dohna

mit dem bestimmten Befehle, sowie sich eine Gelegenheit biete, die Russen anzugreifen. Wohl ward ihm dieser strikte Befehl bald selbst bedenklich, und unter dem 24. Juli wies er Wedell an, falls die Russen nicht mit Vortheil attackirt werden könnten, sie stehen zu lassen. Aber bereits am Tage vorher hatte Wedell die Russen auf dem Marsche nach Krossen unweit Züllichau bei Kay angegriffen und war mit schwerem Verluste zurückgeworfen worden.

Ueber den Empfang des Unglücksboten im Lager von Schmottseifen berichtet des Königs Vorleser Catt als Augenzeuge, wie den König am 24. Juli Nachmittags 4 Uhr die Bemerkung Catts aufschreckte, er sähe den Adjutanten von Bonin mit grossen Schritten auf das Haus gekommen, sein Hut habe eine Kugel erhalten, es habe sicher eine Schlacht gegeben. Der König ganz roth im Gesicht geworden läuft selbst die Thür zu öffnen —: „herein, nun was giebt es, was hat Wedell gemacht?“ „Sire, er hat den Russen eine Schlacht geliefert und sie verloren, Ew. Majestät Adjutant Wobersnow ist gefallen.“ „Verloren,“ sagte der König, „und wie zum Teufel hat er das gemacht? berichten Sie die Wahrheit, aber die volle Wahrheit, verstehen Sie?“ Nach abgestattetem Berichte wird Bonin schleunigst wieder zurückgesandt, im tiefsten Geheimniss soll er Wedell melden, dass er, der König, baldigst zu ihm kommen werde.

Nun fliegen die Boten, Prinz Heinrich muss den grössten Theil seines Heeres aus Sachsen nach Sagan führen; er soll im Lager von Schmottseifen weiter zum Schutze Schlesiens kommandiren, während der König am 29. Juli aus seinem bisherigen Quartiere aufbricht zum Entscheidungskampfe gegen die Russen und dazu auch 6000 Mann unter Eugen von Württemberg, die schon bis in die Gegend von Sagan vorausgesandt waren, mitnimmt. Vorher macht er in Vorwerk Düringshof bei Schmottseifen, wo er gewohnt, sein Testament, das für den Fall seines Todes seinen Bruder Heinrich zum Regenten als Vormund seines Neffen bestimmt, unter der Beschwörung, keinen schimpflichen Frieden zu schliessen.

Aber in dem Eifer, sein Heer schleunigst am Bober zu konzentriren, lässt er ausser Acht, was er bisher immer im Auge behalten, nämlich eine Entsendung der Oesterreicher an die Russen abzuwehren, und auf der jetzt freigewordenen Neisselinie führt Laudon den ihm anvertrauten Heerestheil über Rothenburg und Muskau der Vereinigung mit den Russen entgegen. Der Vorsprung von mehr als einem Marsche kann nicht mehr eingeholt werden, und indem Friedrich es geschehen lassen muss, dass der beste österreichische Feldherr ein auserlesenes Heer von fast 30 000 Mann seinen Feinden zuführt, trifft ihn ein neuer Schlag kaum minder schwer als das Treffen von Züllichau. Zu Friedrichs Unglück gelingt es Laudon nicht, die Russen auf das linke Oderufer herüberzuziehn, der König muss ihre feste und verschanzte Stellung bei Frankfurt stürmen, und der Tag von Kunersdorf am 12. August endigt nach einem glücklichen Anfange, wo er den linken Flügel der Russen besiegt und 90 Geschütze erobert, bei der weiteren Verfolgung einer Schlacht, welche abzurechnen vielleicht kaum in seiner Macht gestanden hätte, mit einer Niederlage ohnegleichen.

Im Hauptquartiere zu Schmottseifen hatte man Nachrichten über den Marsch des Königs. Man hatte mit Freuden vernommen, dass er den hinter Laudon heranrückenden General Hadik am 4. August bei Guben geschlagen, am 5. sich mit Wedell vereinigt, auch Finks Heeresabtheilung aus Sachsen an sich gezogen und dann nördlich von Frankfurt die Oder überschritten. Dann aber verstummten die Nachrichten, und die Ahnung eines grossen Unglücks lag schwer über dem schlesischen Lager. „Man verbirgt uns alles,“ sagte einer der Generale zu Catt, „Sie werden sehen, wir sind Alle verloren, und es schadet auch Nichts, es ist Zeit, dass dieses verdammte Leben und unser Elend ein Ende habe.“ Das klang sehr kleinmüthig, aber anderseits verzeichnet unser Schweizer auch nicht ohne Ueberraschung, wie begeistert doch mit wenigen Ausnahmen Alles für den König war und allzeit bereit, das Leben für ihn in die Schanze zu schlagen.

Die Nachricht von dem Unglückstage von Kunersdorf hatte sich doch unter der Einwohnerschaft verbreitet und bedrückte die Gemüther. Der Bürgermeister von Neumarkt bittet unter dem 23. August die Breslauer Kammer um Erlass einer Verfügung, dazu bestimmt, die Uebelgesinnten, welche durch Ausstreuung falscher Nachrichten die Getreuen einschüchterten, zur Strafe ziehen zu können, und die Kammer entspricht dem Gesuch, verspricht dem Denunzianten Geheimhaltung des Namens und Belohnung.

Unter dem 15. September schreibt der schlesische Minister von Schlabrendorf an des Königs Kabinetsrath Eichel: „es giebt schon wieder viel Kleinmüthige; ich hoffe mit Gottes Hülfe, dass unser grosser König Alles wieder herstellen wird und lasse den Muth nicht sinken.“ Was die schlesische Zeitung ihren Lesern in ihrer Nummer vom 10. September über Kunersdorf bringen durfte, war sehr wenig, und Niemand hätte aus ihrer kurzen Korrespondenz, datirt: Magdeburg vom 18. August, welche einen unglücklichen Ausgang der Aktion vom 12., einige Verluste und die Nothwendigkeit des Rückzugs eingesteht, sich eine Vorstellung machen können von der Schwere dieser Niederlage, welche ja bekanntlich den König, der am Abend jenes 12. August kaum noch 3000 Mann beisammen hatte, so daniederwarf, dass er an Allem verzweifelnd nicht mehr weiter seine Heere führen zu können glaubte. Allerdings genügten zwei Tage, um ihm die alte Spannkraft wiederzugeben, und als es den Oesterreichern gelang, den russischen Oberfeldherrn, der seinen Sieg jenseits der Oder zu verfolgen ablehnte, wenigstens noch zu einem Zuge gegen Glogau zu veranlassen, und der nach der Gegend von Sagan gerückte Prinz Heinrich die Entsendung von 10000 Mann Oesterreichern zum russischen Heere nicht verhindern konnte, schreibt Friedrich noch von der Niederlausitz aus an den bei Landeshut mit einer kleinen Heeresabtheilung zurückgebliebenen Fouqué unter dem 20. September 1759: „mein Bruder hat 12000 Oesterreicher durchgelassen, die sich bei Christianstadt mit den Russen vereinigt haben.

Sie wollen Glogau belagern, und ich eile gleichsam in vollem Fluge dahin, um es zu verhindern, aber ich bin schwach, habe nur 24000 Mann, Leute, die zweimal geschlagen sind. Sie verstehn mich. Ich weiss weder, wo Sie sind, noch in was für einer Lage Sie sich befinden. Wenn es angeht, so schicken Sie mir Hülfe, der Trupp kann auf Friedemost marschiren. Ich werde es nicht leiden, dass man Glogau belagere: ich will mich lieber schlagen, es koste, was es wolle. Das ist die Denkart der alten Ritter und auch die meinige. Morgen bin ich jenseits Sagan und übermorgen bei Glogau.“ Am 23. September stand er bei Neustädtel Laudon und den Russen, die bis Freistadt gelangt waren, den Weg nach Glogau sperrend, und damit der Feind nicht von Beuthen aus längs der Oder herab vordränge, ging er am 24. September gegen dieses vor, und die Russen rekognoscirten, kanonirten auch ein wenig, zogen sich aber schliesslich bis gegen Neusalz zurück, um dort in der Nähe während der Nacht zum 1. Oktober die Oder zu überschreiten, nachdem sie dieses aufblühende Städtchen mit seiner Herrnhuter-Kolonie am 24. und 25. September ganz niedergebrannt hatten. Die barbarischen Verwüstungen der Russen erbitterten Friedrich aufs Aeusserste. „Gestern,“ schreibt er am 25. an Fouqué, „haben diese Kanailen zwei Dörfer vor unsern Augen verbrannt, ohne dass man es hindern konnte.“ Doch konnte er über den Erfolg im Ganzen melden: „Ihr geschlagener und gemisshandelter Diener hat mit 21 000 Mann eine Armee von 50 000 abgehalten ihn anzugreifen und hat sie genöthigt, sich auf Neusalz zurückzuziehen.“

Auch der König überschritt jetzt die Oder oberhalb Glogau bei dem Städtchen Köben, um die Festung auch von dieser Seite zu decken; er hielt die Linie der Bartsch den Russen gegenüber besetzt, während er selbst in Sophienthal (jetzt Kreis Guhrau) Anfang Oktober durch einen heftigen von Fieber begleiteten Gichtanfall, der seine linke Hand und das linke Knie ebenso wie den rechten Fuss erfasst hatte, lange an das Bett gefesselt war. Ob-

wohl ihm, wie er klagt, der Kopf noch von dem Fieber so verwirrt sei, dass er kaum ernsthaft zu denken vermöge, war er doch mit ganzer Seele bei den Kriegsoperationen und drängte unablässig seinen bedächtigeren Bruder Heinrich zu kühnerem Vorgehen in Sachsen. Hier wollte er um jeden Preis Dresden wiedergewinnen, das General Schmettau, von dem König selbst in der Zeit der grössten Entmuthigung nach Kunersdorf dazu ermächtigt, unter einer günstigen Kapitulation, welche die grosse Kriegskasse und die Besatzung rettete, am 5. September den Reichstruppen übergeben hatte, ohne zu ahnen, dass der Entsatz ganz nahe war. Am 27. Oktober schreibt Friedrich, er werde aussprengen lassen, dass er selbst mit einem Korps nach Sachsen aufbräche, und Anfang November liess er sich auch wirklich in einer Sänfte nach Köben tragen und von da nach Glogau und brach von hier am 10. westwärts auf.

Die russische Armee, welche Laudon vergebens zu einem Zuge nach Breslau zu bewegen suchte, hatte inzwischen auch in Schlesien ihren Weg durch entsetzliche Verwüstungen bezeichnet. Die Städte und Dörfer, die nur ausgeplündert worden waren, wie Grünberg, wo allerdings auch die schönsten Weinberge schwere Verletzungen erlitten, Gross-Tschirna, Trachenberg, Militsch durften sich noch glücklich schätzen gegenüber anderen Ortschaften, welche ganz und gar in Asche gelegt wurden. Dieses Schicksal traf z. B. die unglückliche Stadt Guhrau anscheinend aus dem Grunde, damit sich nicht eine preussische Besatzung dort festsetze, welche den russischen Magazinen in Polen gefährlich werden könne; sie ward am 10. Oktober 1759 ganz systematisch niedergebrannt. Eine vorher an den Pastor Menzel erlassene Aufforderung, die Einwohner möchten ihr werthvollstes Eigenthum ausserhalb der Stadt zu bergen suchen, war Alles, was der Bürgerschaft gewährt ward. Am 22. Oktober traf das gleiche Schicksal Herrstadt an der Bartsch. General Laudon verlangte die Uebergabe der Stadt durch die preussische Besatzung und erzwang

die Räumung dadurch, dass er den Ort in Brand schoss. Da die Russen doch die Bartsch nicht überschritten, so erschien das Ganze als eine ebenso nutzlose Grausamkeit wie die Niederbrennung von 12 Dörfern in der Nähe angeblich zur Sicherung des weiteren Zuges.

In Oberschlesien hatten in diesem Jahre die Oesterreicher verschiedene Streifzüge bis nach Oppeln hin, aber nicht Grösseres unternommen. Als man seit Mitte Juni die Festung Kosel auf der Seite von Klodnitz und Pogorzelletz zu blockiren versuchte, genügte am 15. Juli das Erscheinen einer Husarenabtheilung von 1100 Mann unter dem tapferen Generale Paul Werner, um die Feindé zurückzuscheuchen, zum Leidwesen gewisser Bewohner der dortigen Gegend, über welche der Kommandant von Kosel sehr zu klagen hatte, wie denn derselbe Steckbriefe veranlasst hinter dem dortigen früheren Kreisdeputirten v. Lippa auf Radoschau und dem ehemaligen Landrathe v. Blumencron. Der Letztere versuchte die Bauern gegen die preussischen Truppen aufzuwiegeln, die er als zusammenrottirte, verkleidete, zum Plündern bestimmte, die Kreise durchstreifende Haufen in einer zu Jägerndorf erschienenen „Charteke“ bezeichnet. Länger besetzt hielt der Feind den Posten von Neustadt, gestützt auf seine Garnisonen in Freiwaldau, Zuckmantel, Jauernik.

Als jetzt gegen Ausgang November der Abzug der Russen erfolgte, fürchtete Friedrich, Laudon könne seine bisher mit jenen zusammenwirkende Heeresabtheilung nach Oberschlesien führen und, nachdem er österreichische Verstärkungen an sich gezogen, noch Kosel oder auch Neisse angreifen. Um dies zu verhindern, sollte Fouqué in Landeshut den General Goltz mit 12 Bataillonen und einiger Reiterei zurücklassen (ausserdem 4 Bataillone in Hirschberg unter General Schenckendorf), selbst aber über Neisse nach Breslau marschiren und von dort vereinigt mit dem Theile der preussischen Armee, den Friedrich auf dem rechten Oderufer zurückgelassen, Laudon von einem Einbruche in Oberschlesien abhalten. Fouqué erfüllte seinen Auftrag mit dem besten Erfolge. Am 9. November brach er von

Oels nach Kosel auf, zwischen Oels und Militsch eine Abtheilung unter General Schmettau zurücklassend und besetzte die Gegend von Beuthen und Tarnowitz, während er selbst sein Hauptquartier in Kosel hatte. Von hier entsandte er General Werner mit seinen Husaren und 2000 Mann Infanterie gegen Troppau, der am 18. November die dortige Garnison überfiel und sie mit einem Verluste von 180 Todten und Verwundeten und etwa 400 Gefangenen heraustrrieb. Versuche Laudons am 27. und 30. November bei Goczalkowitz und Pless durchzubrechen, wurden zurückgewiesen und auch gegen das Korps des Generals Draskowich die Grenzorte Hultschin und Beneschau an der Oppa erstürmt. Laudon erreichte nach äusserst beschwerlichen Märschen durch das unwirthliche Polen, wo Mangel und Krankheiten sein Heer dezimirten und die Deserteure nach Tausenden zählten, das Teschensche Gebiet und schloss im Dezember einen Vertrag mit Fouqué, die Feindseligkeiten während der Winterquartiere bis auf besondere Kündigung ruhen zu lassen.

So ging das schwere Kriegsjahr 1759 zu Ende, und wenn dasselbe gleich noch im Herbst in Sachsen der preussischen Sache einen furchtbaren Verlust brachte, indem die an zu exponirter Stelle angestellte Heeresabtheilung des Generals Fink am 21. November bei Maxen von erdrückender Uebermacht umstellt genöthigt ward, die Waffen zu strecken, so war doch soviel gelungen, Schlesien am Schluss des Jahres wiederum vollständig zu behaupten.

Dass dieses Jahr 1759 den grossen König hart an den Rand des Abgrundes gebracht hatte, davon hat man hier im Lande schwerlich eine Vorstellung gehabt; für Schlesien war es im Grossen und Ganzen nicht so gar schwer gewesen, es gab ja da auch ausser den Festungen noch manche Orte, welche das ganze Jahr hindurch keinen Feind gesehen hatten, wie das z. B. von Hirschberg trotz der nahen Grenze und von Jauer ausdrücklich bezeugt wird. Im Grunde ging Alles seinen gewöhnlichen Gang. In den sechs Städten, welchen einst der Altranstädter Vertrag 1709 die Wohlthat

evangelischer Gotteshäuser verschafft hatte, ward das 50-jährige Jubiläum dieser Gnadenkirchen feierlich und festlich begangen, und was speziell die Landeshauptstadt anbetrifft, so versichert das „Breslausche Wochenblatt vor das Jahr 1760 verlegt bei Joh. Jak. Korn“, dass in diesem Winter das Schauspielhaus, die Kaffeehäuser, Schenken und Tanzböden täglich gedrängt voll gewesen seien, namentlich in der Karnevalzeit, wo es dem Berichterstatter oft kaum erträglich war, an einer Ecke stehend zuweilen aus allen vier Eckhäusern Tanzmusik anhören zu müssen. Derselbe spottet auch über die ausschweifenden Modetrachten der Damen und namentlich über die sogenannten Sultane, Kopfputze in Gestalt von Bouquets aus Glas, Schmelzwerk und Porzellanfiguren zusammengesetzt, „die sich über unsrer Frauenzimmer Stirnen gethürmt erheben und sie bald mit zusammengesetzten Figuren von etwa einer arkadischen Schäferei, Jagd oder gar den jetzigen Kriegszeiten gemässen Schlacht oder Belagerung beschweren, lauter Auszierungen, die man sonst nur an den Rennschlitten und dazu gehörigen Geschirren zu erblicken bekam.“

Welch ein Gegensatz zwischen diesem ausschweifenden Karnevalsjubiläum der Breslauer und dem entsetzlichen Elend in den nicht weit abgelegenen Grenzorten, wo die Barbarei der Russen Alles niedergebrannt oder wenigstens verwüstet und ausgeraubt hatte! Doch dürfen wir hier nicht verschweigen, dass es an offenen Händen zur Linderung des Elends nicht gefehlt hat. Bereits im Januar hatte in Schlesien eine allgemeine Kollekte für die durch das russische Bombardement so schwer geschädigte Stadt Küstrin stattgefunden, und allein in Breslau hatte die Kirchenkollekte 314, die Hauskollekte 271 Thaler ergeben. Im November 1759 ward dann für die Bewohner der niedergebrannten drei Städte Neusalz, Guhrau und Herrnsstadt von allen schlesischen Kanzeln zu milden Beiträgen aufgefordert, und reiche Gaben an Geld und Kleidern sind von allen Seiten herzugeströmt, in den grösseren Städten hat sich die Kaufmannschaft noch besonders zur Aufbringung ansehnlicher

Beträge vereinigt, und es verdient wohl hervorgehoben zu werden, dass trotz der bedrängten Zeit der schlesische Minister von Schlabrendorf bereits Anfang November 40 000 Thaler aus den königlichen Kassen für die von den Russen geschädigten Unterthanen in den Kreisen Schwiebus, Grünberg, Glogau, Guhrau, Freistadt und Wohlau überweist. Mehr könne er für jetzt nicht thun, die Gutsherren und die Stifter müssten sich jetzt selbst zu helfen suchen. Mag nun vielleicht auch die Summe im Verhältnisse zu der Zahl der Geschädigten unzulänglich erscheinen, so wird es doch ausgesprochen werden dürfen, dass diese so prompt in schwerster Kriegsnoth und nicht von einem zum Mitleid bewegten Landesherrn sondern von dem zuständigen Beamten aus Staatsmitteln gewährten Unterstützungen eine Ausbildung der Vorstellungen von den Pflichten des Staates bekunden, wie sie sonst dem XVIII. Jahrhundert noch keineswegs geläufig war.

Vierter Abschnitt.

1760, Fouqués Kampf bei Landeshut, Fall von Glatz,
Belagerung von Breslau, Schlacht bei Liegnitz,
Belagerung und Entsatz von Kosel.

Der Feldzug von 1760 hat im Gegensatze zu den beiden vorbergehenden Jahren Schlesien die Schrecken des Krieges in ganz besonders empfindlicher Weise fühlen lassen; der Schutz des Landes durch die preussischen Heere hat sich in diesem Jahre nicht ausreichend erwiesen, um schwere Schädigungen und bleibende Verluste zu verhüten. Und wenn der König in diesem Jahre unter dem 25. Juli an Schlabrendorf schreibt, sein längeres Verweilen vor Dresden im Gegensatze zu seinem ursprünglich schon

im März geäußerten Plane, bald nach Schlesien zu kommen habe Schlesien vor schlimmeren Uebeln bewahrt, so fällt es uns schwer, ihm beizupflichten. Vielmehr könnte man auf die Gefahr hin, allzusehr nach dem Erfolge zu urtheilen, zu der Meinung kommen, der König, ganz erfüllt von dem erklärlichen ungeduldigen Streben Dresden wieder zu gewinnen, habe durch die hartnäckige Verfolgung dieses Gedankens Unglück über Unglück auf sein Haupt heraufbeschworen, und nachdem er bereits im Spätherbst 1759 den schweren Schlag von Maxen dadurch verschuldet, nun 1760 auch in Schlesien das Unheil von Landeshut und den Verlust von Glatz herbeigeführt. Ausserdem hat noch ein anderer Grund dazu mitgewirkt, den König von einer rechtzeitigen und wirksamen Beschützung Schlesiens abzuhalten, nämlich die in zahlreichen Briefen von ihm ausgesprochene Hoffnung, es werde eine Schilderhebung der Türken die Oesterreicher zwingen, einen ansehnlichen Theil ihrer in Schlesien operirenden Streitkräfte gen Osten zu entsenden.

Der Kriegsplan der verbündeten Gegner Friedrichs war, Schlesien durch die russische Armee verstärkt durch ein österreichisches Korps zu erobern und zu diesem Zwecke Breslau zu nehmen, während Daun mit der österreichischen Hauptarmee Sachsen schützen und den König von Schlesien fernhalten sollte. Preussischerseits hatte man den Winter dazu benutzt, um durch umfängliche Ausschreibungen namentlich in Oberschlesien die Magazine wieder zu füllen und durch Rekrutenaushebungen das Heer wieder zu vervollständigen. Mit der Deckung von Schlesien sah es übel aus. Dieselbe blieb im Wesentlichen doch der kleinen Heeresabtheilung Fouqués, die kaum 14000 Mann stark war, überlassen, allerdings stand im Frühling ein grösseres Heer unter Prinz Heinrich bei Sagan, welches bis auf 35000 Mann verstärkt wurde, doch war dasselbe dazu bestimmt, bei Annäherung der Russen in die Gegend von Landsberg an der Warthe zu marschiren, um diesen Feinden, je nachdem in Pommern, in der Mark oder in Schlesien entgegenzutreten. Dagegen war zu dem Angriffe auf

Schlesien der unternehmendste der österreichischen Feldherrn, Laudon, bestimmt, der etwa 40 000 Mann unter seinem Befehl hatte. Von ihm besorgte der König schon sehr früh einen Angriff, sowie der für die Winterquartiere bestehende Waffenstillstand am 15. März abgelaufen sein würde. Bereits Ende Januar hatte sich Fouqué mit dem grössten Theile seiner Heeresabtheilung aus Oberschlesien nach der Gegend von Löwenberg ziehen müssen. In Oberschlesien waren nur kleinere Posten unter General Goltz zurückgeblieben, der mit zwei Bataillonen und einer Schwadron Bayreuth-Dragonern in Neustadt stand, während ein Bataillon noch Leobschütz und eins Ober-Glogau besetzt hielt und ein fünftes Bataillon und sechs Schwadronen Reiterei in der Umgegend Quartiere hatten. Inzwischen hatte General Laudon in aller Stille ein kleines Korps hinter der Mora zusammengezogen, um am 15. März die Feindseligkeiten mit einem allgemeinen Ueberfall dieser Garnisonen zu beginnen, nachdem er den Ablauf des Waffenstillstands am 14. in Neustadt gemeldet, worauf eiligst der Rückmarsch der ganzen Abtheilung angeordnet wurde. Zum Glück für die Preussen wurden die Befehle Laudons nicht pünktlich genug ausgeführt, und gerade das am meisten gefährdete Bataillon in Leobschütz erhielt ebenso wie das in Ober-Glogau Gelegenheit, ungefährdet zurückzugelangen. Dagegen fand Goltz am 15. den Weg nach Neisse bereits von den Oesterreichern unter Laudons eigener Führung gesperrt und sich so eingeschlossen, dass Laudon zweimal Trompeter an Goltz sandte mit der Aufforderung sich zu ergeben, der aber mit dem Regimente Manteuffel in Quarrés geschlossen die immer erneuten Angriffe der österreichischen Kavallerie tapfer abwehrte und Steinau glücklich erreichte, ehe die Hauptmasse der feindlichen Kavallerie durch die grundlosen Wege gehindert heranzukommen vermochte, freilich mit einem Verluste von 140 Mann an Todten und Verwundeten gegen 300 auf österreichischer Seite und unter Preisgebung einer Anzahl von Wagen. Laudon bezeichnet selbst in seinem Berichte das Unternehmen als ein fehlgeschlagenes.

Laudon hatte mit diesem frühen Beginne der Feindseligkeiten eine Unternehmung gegen Kosel verbinden wollen, doch ward das in Wien nicht gutgeheissen, um nicht den Russen Anlass zu dem Vorwurfe einer eigenmächtigen Abänderung des Kriegsplanes zu geben. Vielmehr erhielt er den Befehl, den beabsichtigten Einbruch in Schlesien durch die Grafschaft Glatz auszuführen. Als er dies Ende Mai begann, fasste er zugleich den Plan, sich der Festung Glatz zu bemächtigen. Dieser Anschlag gründete sich auf die Schwäche der Besatzung (1500 Mann Infanterie und 50 bis 60 Husaren, wie er schreibt), daneben aber auch auf den Umstand, dass der Kommandant d'O, ein Piemontese, dem beiläufig gesagt das Vertrauen Fouqués seinen wichtigen Posten verschafft hatte, wie Laudon vernommen habe, einer Bestechung zugänglich sein würde, eine Voraussetzung, die dann allerdings sich nicht bewahrheitet hat, obwohl Versuche dazu auf dem Umwege durch die Gemahlin d'Os gemacht worden sind.

Bereits am 31. Mai stand Laudon in Frankenstein, hinter sich die Pässe aus Schlesien nach dem Glatzer Lande besetzt und die Festung Glatz cernirt lassend. Dass diese Stellung und sein weiteres Vorrücken in der Richtung nach Nimpsch hin den Zweck hatte, Fouqué zum Verlassen seiner Aufstellung im schlesischen Gebirge zu bewegen, wird kaum bezweifelt werden können, selbst wenn man daran festhält, dass das Hauptaugenmerk Laudons auf Glatz gerichtet war, denn ein Entsatz von Glatz war von Landeshut immer noch eher denkbar als von der Ebene her.

Fouqués Kampf bei Landeshut.

Fouqué, der die Weisung hatte, wenn Laudon Breslau oder Schweidnitz bedrohe, beide Plätze zu decken, glaubte diesen Fall durch das Vorrücken der Oesterreicher eingetreten zu sehen und zog sich Anfang Juni aus seinen Stellungen bei Greifenberg, Löwenberg, Landeshut bis nach der Schweid-

nitzer Gegend zurück. Der König, der diesen Marsch anfänglich gebilligt hatte, ward, als Prinz Heinrich Fouqué seines übereilten Rückzugs wegen verklagte und die Berichte Schlabrendorfs den Verlust des grossen Magazins in Landeshut und die furchtbaren Kontributionen in den Städten des nunmehr preisgegebenen Landstrichs, in Liebau, Landeshut, Hirschberg, den Ruin der Fabriken, die Stockung des Handels in den wohlhabenden Gebirgsdistrikten vorstellten, von Tag zu Tag unzufriedener, und obwohl, nachdem Laudon mit dem grösseren Theil seines Heeres ins Glatzische zurückgegangen, Fouqué wieder in die Schweidnitzer Gegend vorgeückt war, erhielt er doch bereits unter dem 11. Juni die bestimmte Weisung, „sonder Anstand“ wieder nach Landeshut zu marschiren, den Feind hinauszujagen und „das Lager daselbst zu nehmen“, was dann ein zweiter Befehl vom 14. Juni noch strenger wiederholt: „dass, da Ihr durch Euern zu sehr präcipirten Marsch und Retraite gegen Breslau hin Mir das Gebirge verloren habt, Ihr Mir nunmehr auch solches absolutement wiederschaffen müsset.“ Eine eigenhändige Nachschrift sprach dann noch aus, des Königs Generäle thäten ihm mehr Schaden als der Feind, weil sie immer verkehrt manövrirten.

Es war ein verhängnissvoller Befehl, der, noch dazu in einer Zeit, wo Prinz Heinrich bereits seit dem 11. Juni nordwärts marschirt war, das einzige Heer, das zum Schutze Schlesiens noch vorhanden war, auf einen exponirten Posten wies, wo es leicht durch Laudon von dreifacher Ueberzahl eingeschlossen werden konnte. Aber dies fürchtete der König nicht, er meinte, Laudon habe es vor Allem auf Neisse abgesehen und werde die Ankunft der Russen abwarten; ausserdem hoffte er auf eine Diversion der Türken, wie denn jener Brief vom 11. Juni an Fouqué die merkwürdige Stelle enthielt: „wenn Laudon ganz weggeheth, alsdann wird Eure Traite wohl nach Mähren gehen; dieses aber wird nicht eher geschehen, als bis man gewiss hören und sicher sein wird, dass Laudon schon durch Mähren weg und weiter zurückmarschirt ist.“

Fouqué empfing jenen Brief vom 11. am 16. Juni und brach sofort gegen Landeshut auf, vertrieb auch bereits am 17. Juni den österreichischen General Gaisruck aus den Schanzen von Landeshut, welche er zum Theil demolirt fand, aber eiligst wiederherstellte. Ihn, der dem Könige seit alter Zeit so nahe stand wie kaum ein Anderer seiner Feldherrn, trafen dessen unwillige Aeusserungen auf das Schwerste, und als er dann bereits in Landeshut jenes zweite Schreiben vom 14. Juni empfing, aus welchem ein feinfühlerndes Ehrgefühl einen Zweifel an seinem Muth herauslesen konnte, gerieth er ganz ausser sich und beschloss seinem Kriegsherrn zu zeigen, dass es ihm an Muth nicht fehle; er kündigt unter dem 19. Juni demselben an, dass er sich auf seinem Posten bis auf das Aeusserste halten würde, wie etwa ein Kommandant in einer bedrohten Festung, Etwas, was streng genommen, der König nie von ihm verlangt hatte. Des Letzteren Antwort hat Fouqué nicht mehr erreicht, doch zeigt dieselbe, wie wenig Friedrich die Gefahr, die seinen Heerführer bedrohte, und die furchtbare Tragweite seines Entschlusses geahnt hat.

Auf jenen Bergen, die über der alten Stadt Landeshut auf dem rechten Ufer des Bobers sich erheben, hatten sich jetzt mehrere Feldzüge hindurch preussische Heeresabtheilungen behauptet, und eine Reihe von Schanzen krönten dieselben zu beiden Seiten des von Süden, von Kloster Grüssau her, dem Bober zuflussenden Ziederbaches. Diese Schanzen waren aber zu ausgedehnt (nahezu 8000 Schritt), um von einem Korps, welches sich wenig über 10000 Mann belief, wirksam vertheidigt zu werden. Sie zu bezwingen eilte Laudon herbei und sammelte allmählich fast 40000 Mann zu ihrer Einschliessung. Fouqué hätte im Anfange vielleicht mit Aussicht auf Erfolg eins der einschliessenden Korps zurückzuschlagen vermocht, aber, wie er fürchtete, unter der Gefahr inzwischen der Landeshuter Stellung verlustig zu gehen; er hätte auch, als der eiserne Ring sich enger und enger um ihn schloss, noch nach Hirschberg oder Bolkenhain den Rückzug finden

können, doch er glaubte sich an dem Platze „wie festgenagelt“. Er erklärte seinen versammelten Offizieren, sie hätten in dieser Stellung ihren Untergang zu erwarten und müssten ihm mannhaft entgegengehen. Er selbst, wenn er das Unglück haben sollte, den verhängnissvollen Tag zu überleben, werde nie wieder den Degen vor der Truppe ziehen.

Am 23. Juni noch vor Tagesgrauen erfolgte in vier Kolonnen der allgemeine Angriff, dessen schwerste Wucht die Schanzen östlich vom Ziederbache traf, welche dann auch trotz tapferster Gegenwehr eine nach der andern verloren gingen, während gleichzeitig von den Mühlbergen im Westen her die Uebermacht des Feindes, der immer frische Truppen ins Gefecht zu führen vermochte, unaufhaltsam vordrang. Es war kaum sechs Uhr des Morgens vorbei, als von allen Seiten umstürmt, das tapfere Häuflein der Vertheidiger auf dem Galgenberge nördlich dicht an der Stadt sich zusammengedrängt fand. Bereits hatte Fouqué seine Reiterei jenseits des Bobers entsendet, wo noch etwa 1000 davon sich durchzuschlagen vermochten.

Auch das übrige arg zusammengeschmolzene Korps Fouqués sollte jetzt zwischen 6 und 7 Uhr des Morgens den Versuch machen, sich unter Ueberschreitung des Bobers nordwärts in der Richtung auf Kupferberg durchzuschlagen, wo der Reussendorfer Wald einen gewissen Schutz gewähren konnte. Doch nur der Vortrab des Korps, 6 Bataillone unter Oberst Below, hatte damit einen gewissen Erfolg insoweit, dass ein Theil desselben trotz der wüthenden Angriffe der österreichischen Reiterei unter Kämpfen, bei denen die gegenseitige Erbitterung an ein Pardongeben nicht mehr denken liess, sich selbst und ihre Fahnen fast vollzählig in den Schutz des Waldes zu bringen vermochte; für die folgende schwächere Abtheilung, welche Fouqué selbst befehligte, ward der Zeitverlust beim Transporte des Geschützes über den Bober und dem Warten auf die den Rückzug deckende dritte Abtheilung unter General Schenkendorf verhängnissvoll. Ihre Vierecke hatten es schon nicht mehr allein mit

der österreichischen Reiterei, die sie tapfer abwehrten, sondern mit Gewehrfeuer eilig herbeigeholter Infanterie, ja schliesslich selbst mit einem in ihren enggeschlossenen Reihen fürchterlich wüthenden Geschützfeuer zu thun. Jetzt wurden die Quarrés gesprengt, und ein wildes Gemetzel begann; den Oberfeldherrn, der hülflos mit den Beinen unter seinem erschossenen Pferde lag, rettete, nachdem er bereits drei wuchtige Hiebe empfangen, nur die Aufopferung seines Dieners Trauschke, der mit dem eignen Leibe den Herrn deckend schwere Wunden empfing, bis das Dazwischentreten eines höheren Offiziers Erlösung brachte. Fouqués Korps war vernichtet, über 1200 todt oder verwundet, etwa 8300 gefangen, von 60 Fahnen nur 26 gerettet. Aber auch die Oesterreicher bezifferten ihren Verlust auf etwa 2770 Mann. Ein österreichischer Offizier, der die Schlacht mitgemacht, bezeichnet das Verhalten der preussischen Krieger als „die tapferste Gegenwehr, die alle Beschreibung übertrifft“.

Schrecklich war das Schicksal der armen Stadt Landeshut, die zu plündern gleich einer mit stürmender Hand genommenen Festung die Soldaten ein Recht zu haben meinten und thatsächlich viele Stunden lang ausraubten und verwüsteten, ohne dass selbst menschenfreundlich gesinnte österreichische Offiziere wie der General v. Jahnus hier Einhalt zu thun vermocht hätten. Wir mögen die Schandthaten, die als hier vorgefallen ein Hirschberger Tagebuch berichtet, als übertrieben bei Seite lassen, um so mehr, als sich die Feder gegen ihre Wiedergabe sträubt, aber wir dürfen der von den Vertretern der Stadt an den König gerichteten Vorstellung die Thatsache entnehmen, dass von der Bürgerschaft 12 Personen getödtet, 43 verwundet und über 300 übel zerschlagen und aufs Aeusserste gemisshandelt worden sind. Hier heisst es dann auch: „Die meisten Einwohner müssen nach diesem schrecklichen Tage ihr Lager auf Stroh nehmen, weil man die Betten zerhauen, die Federn auf die Strasse und aus den Fenstern geschüttet und die Ziechen und Ueberzüge dazu genommen hatte, damit das geraubte Gut desto bequemer fortgebracht werden konnte“. Die

Bewohner der Nachbarstädte Hirschberg, Schmiedeberg und Schömberg rüsteten eiligst Wagen mit Kleidern und Lebensmitteln für die Unglücklichen aus, und deren Führer brachten nach Hirschberg die Kunde mit, es hielten sich noch viele Einwohner „im Felde, unter den Sträuchern und im Getreide auf, weil sie sich ihrer blossen Leiber halber schämten in die Stadt zu gehen“. König Friedrich ist ganz ausser sich gerathen, als er Näheres von der Plünderung vernommen, über „diesen Excess von Barbarei, der um Rache schreit.“

Was den Vorfall selbst anbetrifft, so wirft ein neuerer Militärschriftsteller bei aller Anerkennung für Fouqués Heldenmuth doch die ernste Frage auf: „darf ein General die Truppen, die ihm anvertraut sind, wissentlich in das Verderben führen und feierlich dem Untergange weihen — eigentlich nur, weil er sich in seiner Kavalierehre verletzt fühlt?“ Und er fügt hinzu, es waren 11000 Mann, ein Neuntheil aller Streitkräfte, die Preussen noch besass. Der König aber hat, wenn er gleich im Anfang es gar nicht glauben wollte, dass sich Fouqué habe können so ganz einschliessen lassen, da er doch Ordre gehabt, sich nach Breslau zurückzuziehen, doch nachmals, wohl im Bewusstsein der eignen Mitschuld, nur der Anerkennung für Fouqués Tapferkeit Raum gegeben. Als er bei der Parole den versammelten Offizieren das geschehene Unglück kundgab, schloss er mit den Worten: „ich wünsche, meine Herren, dass wir alle bei ähnlicher Gelegenheit uns ähnlich benehmen mögen wie Fouqué“, und in seinem Werke über den siebenjährigen Krieg vergleicht er dessen todesmuthige Gegenwehr mit dem Kampfe des Leonidas bei den Thermopylen. Unter dem 29. Juni 1760 schreibt er an Schlabrendorf, er wolle, wenn irgend möglich, Daun zu einer Schlacht bringen und ginge es übel, so werde er „nicht vom Flecke weichen, sondern ungefähr ein gleiches Sort haben wie Fouqué.“

Dass der oberste Kriegsherr ein hervorragendes Beispiel opferwilligen Heldenmuthes in Ehren hielt, auch wo ihm selbst schwere Verluste daraus erwachsen, würde uns unter allen Umständen erklärlich scheinen, doch müssen

wir in diesem Falle berichten, dass der König Fouqué bis an sein Lebensende mit wahrhaft zärtlicher Freundschaft zugethan geblieben ist, wemgleich der Letztere seinem Worte getreu nie wieder den Degen gezogen hat nach dem 23. Juni 1760.

Fall von Glatz.

Schlesien war jetzt in einem Grade wehrlos wie noch niemals in diesem schweren Kriege. Ein österreichisches Heer von nahezu 40000 Mann stand innerhalb seiner Grenzen, ein zweites russisches rückte heran. Das kleine Korps, welches es hatte schützen sollen, existirte nicht mehr, Prinz Heinrich stand bei Landsberg an der Warthe, im Lande waren nicht einmal die Festungen hinlänglich besetzt, Fouqué hatte aus Glogau fast die ganze Garnison an sich gezogen, so dass nur ein schwaches Bataillon geblieben war, nicht hinreichend um die Wachen zu thun. Der König selbst, der sonst, wenn Alles um ihn verzagte, den festen Muth und das Selbstvertrauen nicht leicht verlor, schrieb damals (den 26. Juni) seinem Bruder — wenn die Türken sich nicht in Bewegung setzten, sei er verloren. Er entschloss sich jetzt mit dem grössten Theile seines Heeres Schlesien zu Hülfe zu eilen. Am 2. Juli brach er dahin auf. Doch Daun hatte einen Vorsprung vor ihm, und indem er Laudons Truppen an sich zog, machte er sich bereit, die kleine preussische Armee mit furchtbarer Uebermacht an den Grenzen der Lausitz und Schlesiens zu empfangen. Aber sowie Friedrich Dauns Hauptheer ostwärts eilen sah, erwachte von Neuem in ihm die Hoffnung, hier nun doch noch einen Erfolg erringen, das zurückgelassene Korps Lacys schlagen, Dresden wiedererobern zu können. Am 8. Juli zog er von Bautzen wieder westwärts nach Dresden.

Mehr als je schien Schlesien dem Feinde preisgegeben, und Laudon konnte jetzt vor jeder Störung sicher seinen früheren Anschlag auf Glatz wieder zur Hand nehmen.

Das Belagerungskorps unter Draskowich wurde allmählich bis auf 17000 Mann verstärkt, denen gegenüber die Besatzung nur etwa 2400 Mann hatte, auf die, da der König in seinen Festungen nicht eben die besten Leute liess, wenig Verlass war. Die Feste hatte ihre Stärke in den die Stadt beherrschenden zwei Bergkastellen auf beiden Seiten der Neisse. Nachdem das Belagerungsgeschütz aus Olmütz herbeigeschafft war, wurden in der Nacht zum 21. Juli die Laufgräben eröffnet, und unter des inzwischen selbst herbeigeeilten Laudons Leitung ward am 26. Juli früh um 5 Uhr aus 14 Batterien ein furchtbares Bombardement auf die Festung begonnen. Von diesem hatte besonders auch eine westwärts neu angelegte Flèche, der Kranich, welche mit der Stadt durch einen bedeckten Weg verbunden war, schwer zu leiden, und die Belagerten hatten dieselbe bereits aufgegeben, ehe noch 300 Freiwillige, deren Jedem Laudon und Draskowich 15 Dukaten versprochen, zu ihrer Erstürmung aufbrachen. Im Besitze derselben forderte Feldmarschall Harsch die Uebergabe der Festung und unternahm, als dies zurückgewiesen ward, einen Sturm, den der bedeckte Weg von der Flèche aus erleichterte. Als jetzt der Feind von verschiedenen Seiten einzudringen vermochte, schlug der Kommandant zwar Chamade, doch ward er selbst sogleich gefangen genommen, und nun ergab sich nicht nur die Stadt sondern auch das Bergkastell, der Donjon, und eine Stunde später auch der Schäferberg auf dem rechten Neisseufer. Ueber 2500 Mann und sehr ansehnliche Kriegsvorräthe fielen in die Hände der Oesterreicher, welche nur etwas über 200 Mann an Todten und Verwundeten verloren. Augenscheinlich hatten weder der Kommandant noch die Vertheidiger ihre Schuldigkeit gethan. Ersterer wurde nachmals vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt, erhielt aber kurz vor der Exekution das Leben geschenkt.

Der König hatte lange nicht glauben wollen, dass Glatz ernstlich gefährdet sei. Er rechnete auf die natürliche Festigkeit des Platzes, und ehe man das Belagerungs-

geschütz zur Stelle haben werde, hoffte er selbst Entsatz bringen zu können. Noch am 16. Juli schreibt er an den Minister von Schlabrendorf, nachdem er vergebens sich bemüht habe, Daun oder Lacy zu einer Schlacht zu bewegen, habe er angefangen Dresden zu belagern, und sowie er damit fertig sei, werde er entweder durch die Lausitz gerade nach Böhmen marschiren, die feindlichen Magazine in Trautenau und der dortigen Gegend ruiniren, dann die Feinde von Glatz wegzagen und über Wartha wieder nach Schlesien herein kommen oder vielleicht auch über Friedland, „nachdem es mir die Umstände erlauben wollen“.

Aber bald verflogen diese Hoffnungen, und wenn ihm auch noch einige Tage hindurch Nachrichten aus Schlesien damit trösteten, dass, wie man sage, das Belagerungsgeschütz vor Glatz noch nicht eingetroffen sei, so überzeugte er sich doch mehr und mehr, dass er Glatz zu entsetzen nicht vermögen würde, da selbst, wenn es ihm gelänge, Laudon zu besiegen, dieser immer noch im Stande sein würde, ihm den Zugang zu der Grafschaft Glatz zu sperren, er glaubt deshalb, wie er am 16. Juli, dem Tage des Falles von Glatz, seinem Bruder schreibt, die Festung als verloren ansehen zu müssen. Den Schutz Breslaus erwartet er von Prinz Heinrich.

Belagerung von Breslau.

In der That war Laudon entschlossen nach dem glücklichen Erfolge vor Glatz nun grades Weges gegen die Landeshauptstadt vorzugehen, und wenn er anfänglich diese Belagerung Hand in Hand mit den Russen zu beginnen gedachte und deshalb auf Beschleunigung des Anmarsches derselben drängte, so kam er schliesslich zu dem Entschlusse, lieber auf eigne Hand das Aeusserste daranzusetzen, um Breslau noch vor Ankunft der Russen einzunehmen. Hierzu drängte ganz besonders ein hoher Gönner Laudons, nämlich Kaiser Franz I., der so wenig er sich sonst in die

kriegerischen Verhältnisse einmischte, hier doch einmal selbst eingriff. Man war nämlich in Wien wenig erbaut von der so ganz besonders länderverwüstenden Kriegführung der Russen, und speziell Laudon hatte es ganz offen in Wien ausgesprochen, dass, wenn jetzt die Russen nach Schlesien kämen und das Land ihrer Gewohnheit nach zur Wüste machten, die Bevölkerung immer mehr Oesterreich entfremdet werden und die Regierung, selbst wenn die Eroberung gelänge, doch auf Jahre hinaus hier keinen Ertrag haben würde. Daraus zog dann Kaiser Franz den Schluss, dass, da man nun in Schlesien so allgemein eine „nicht unbillige Furcht“ vor den Russen habe, es Laudon leichter werden würde, Breslau, noch bevor die Russen herankämen, zur Kapitulation zu bringen.

So hatte denn Laudon sogleich nach dem Falle von Glatz den General Draskowich mit der Hälfte des Belagerungskorps gegen Breslau entsendet und, selbst in sein Lager von Liegnitz zurückgekehrt, von dort General Nauendorf mit einer Heeresabtheilung ausgeschiedt, welche am 30. Juli die preussischen Vorposten in die Stadt zurückwarf, und auch auf einer bei Osswitz geschlagenen Brücke ein Detachement zur Einschliessung der Festung von der rechten Oderseite übersetzte. Am 31. Juli ward Breslau von allen Seiten umgeben; bei Gabitz schloss sich an das Nauendorfsche westliche Korps das von Draskowich an, das dann südlich und östlich der Stadt seine Postierungen über die Ohlau bis zur Oder ausdehnte. Laudon selbst fand sich vor Breslau ein und nahm sein Quartier in Höfchen. Noch an demselben Tage, dem 31. Juli erschien der österreichische Oberst Rouvroy in der Festung, um die Kapitulation zu verlangen unter Hinweis auf die Stärke des Belagerungskorps, das er auf 56 Bataillons und 85 Schwadronen angab, und die Aussichtslosigkeit jedes Entsatzes, erfuhr aber nur eine kurze und unumwundene Ablehnung jeder Kapitulation.

Zum Glück für die preussische Sache kommandirte hier nicht ein d'O, sondern jener heldenmüthige General Tauentzien,

dessen Name in dem Gedächtnisse jedes Breslauer lebt. Der grosse Dichter Lessing, der ja noch in diesem Jahre 1760 als Sekretär in den Dienst Tauentziens trat und in dieser Stellung bis 1765 hier in Breslau gelebt, hat zur Kennzeichnung der unerschütterlichen Treue des Generals gegen seinen König das bekannte Wort ausgesprochen: „wäre der König von Preussen so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauentzien hätte gewiss unter diesem Baume gestanden.“ Friedrich Bogislaw von Tauentzien, geboren 1710 auf dem gleichnamigen Stammschlosse seines Geschlechtes in Hinterpommern, hatte sich bereits in den beiden schlesischen Kriegen ausgezeichnet und dann an dem Unglückstage von Kolin an der Spitze des ersten Gardebataillons einem übermächtigen Feinde den tapfersten Widerstand geleistet, bis das Bataillon zwei Drittheile seiner Mannschaft verloren und er selbst durch einen Schuss in den Leib lebensgefährlich verwundet zusammensank. Der König hatte nachmals das so schwer mitgenommene Gardebataillon zur Erholung und Ergänzung nach Breslau einquartiert, und diese allmählich wieder auf 1000 Mann angewachsene Truppe war der sichere Kern, auf den sich der General unbedingt verlassen konnte. Dazu kamen dann noch etwa 3000 Mann zum Theil von geringerer Tüchtigkeit, wie zwei Freibataillone u. s. w. Etwas über 1000 Reiter hatte er bereits am 30. Juli auf einem Umwege über den Hinterdom und das rechte Oderufer zu Prinz Heinrich entsendet, um diesen zum Entsätze zu bewegen.

Tauentziens Aufgabe war um so schwieriger, als die Festungswerke zu ausgedehnt waren, um von der kleinen Garnison ausreichend besetzt zu werden und dabei doch auch wieder, weil fast durchgehends nach dem veralteten Vaubanschen Systeme eingerichtet, nicht für fest gelten durften, so dass die Oder und der ziemlich breite Stadtgraben noch den Hauptschutz darbieten mussten. Eine besondere Schwierigkeit bildeten auch die etwa 2000 österreichischen Kriegsgefangenen, zum grössten Theile in dem damaligen

Jesuitenkolleg, der heutigen Universität, untergebracht, die einer sehr sorgfältigen und starken Bewachung bedurften. Hatten sie, wie wir wissen, bereits gegen Ende des Jahres 1758 eine gewaltsame Befreiung geplant, so war es natürlich, dass es jetzt, wo ihre Landsleute vor den Mauern standen, unter ihnen gewaltig gährte, und es musste darauf gerechnet werden, dass im Falle eines Sturms sie das Aeusserste für ihre Befreiung wagen würden. Tautentzien hielt sie durch eiserne Strenge im Zaum. Als er einmal am Jesuitenkolleg mit Truppen vorbeizog und die Gefangenen höhrende Worte herabriefen, liess er ohne Weiteres nach den Fenstern schiessen. Der grösste Theil der Vorstädte ward jetzt von den Wällen aus in Asche gelegt, und die strengste Wachsamkeit sollte jeden Versuch einer Annäherung abwehren.

Am 1. August errichteten die Oesterreicher drei grosse Batterien, eine vor dem Nikolaithore, eine zweite auf dem Schweidnitzer Anger, eine dritte zwischen der Mauritiuskirche und der Ohlau. An diesem Tage sandte Laudon zugleich ein sogenanntes Promemoria in die Festung, welches es für eine reine Caprice erklärte, eine blossе Kauf- und Handelsstadt, die noch dazu mit unzulänglicher Besatzung versehen und als Festung unhaltbar sei, der Gefahr aussetzen zu wollen, verbrannt und in einen Steinhaufen verwandelt zu werden. In keinem Falle werde Laudon, namentlich nachdem der König von Preussen Dresden verbrannt habe, Bedenken tragen, „Breslau zu bombardiren, sodann zu bestürmen und mit dem Herrn Kommandanten und seiner ganzen Garnison so zu verfahren, als mit Leuten, welche wider alle Kriegsraison und Rechte handeln, und die deswegen nicht anders als auf Diskretion anzunehmen sind. Denn darauf gebe ich dem Herrn General von Tautentzien mein Wort, dass, wenn einmal die russische kaiserliche Armee angelangt sein wird, alsdann an gar keine Kapitulation zu denken sey.“ Gleichzeitig liess der Ingenieurmajor von Elmpt dem ihm aus der Zeit der österreichischen Besetzung Breslaus 1757 bekannt gewordenen Stadtdirektor Conradi schreiben, dass an selbigem Abend

Breslau an fünf Orten durch 45 Feuermörser in Brand gesteckt werden würde; dieser Grausamkeit vorzubeugen, gäbe es kein andres Mittel als den Kommandanten zu bitten, sich noch vor Abend eine favorable Kapitulation zu sichern und die Stadt doch lieber in österreichische Hände als in die der Russen fallen zu lassen. Dass diese Letzteren unfehlbar am 4. August bis Hundsfeld stehen würden, davon sich durch einen nach Trachenberg zu schickenden Boten selbst zu überzeugen, stehe dem Kommandanten frei.

Als Tauentzien von diesem mit dem Völkerrecht nicht wohl in Einklang zu bringenden Schritte hörte, sandte er seinen Adjutanten, um Conradi zu verhaften, sah sich aber entwaffnet, als dieser ihm bereits den empfangenen Brief entgegenbrachte. Auf den Brief Laudons antwortete Tauentzien, da die Oesterreicher selbst nach der Schlacht bei Leuthen Breslau als Festung vertheidigt hätten, würde es wohl für eine Festung gelten müssen. Eine Einäscherung der Stadt würde Laudon zu verantworten haben, aber zur Uebergabe würde sie Nichts beitragen. Dass es auf die Menge der Streiter nicht allein ankomme, habe sich in diesem Kriege oft genug gezeigt, und die hiesige Garnison sei stark genug, um sich zu wehren, wie es recht-schaffenen Leuten zukommt, „die ihrem Herrn bis auf den letzten Blutstropfen treu zu dienen versprochen haben“.

Um $\frac{1}{2}$ 10 des Abends begann nun aus den Süd- und Ostbatterien ein gewaltiges Bombardement mit Bomben, Granaten, Feuerkugeln und Pechkränzen. Gleich anfangs gerieth davon das königliche Palais in Brand sowie das daneben liegende goldne Hirschel. Durch die Geschosse anderer Batterien entstand Feuer an der Südseite des Neumarktes, die hier anstossenden kleinen Fleischbänke brannten zum grossen Theile nieder, und da bei dem Hagel von Geschossen Niemand recht an das Löschen denken konnte, wurden zwei ganze Häuserviertel zwischen der Langenholz-gasse, der Katharinenstrasse, dem Neumarkt und der Albrechtsstrasse in Asche gelegt. Dabei sank auch eine

Zierde der Stadt, das in den Jahren 1722—25 erbaute Hatzfeldische Palais auf der Albrechtsstrasse (an der Stelle des heutigen Oberpräsidialgebäudes) in Trümmer mit seiner werthvollen Bibliothek und Rüstkammer sowie auch der auf 80000 Thaler geschätzten Gemäldesammlung. Ein starker Gewitterregen kam endlich zu Hilfe, und Nachts um 12 Uhr schwieg das Bombardement. Trotz seiner kurzen Dauer hatte es schweren Schaden angerichtet, und im Volksmunde hiess es, es seien ihm zum Opfer gefallen neben dem schönsten Hause der Stadt auch das schönste Mädchen, eine Demoiselle Müller, die Tochter eines Advokaten, der in ihrer väterlichen Wohnung auf der Schuhbrücke eine Kanonenkugel den Kopf wegriss, und der schönste Mann, ein Musketier von der Garde.

Während des Bombardements „prelleten“, wie es in einem Breslauer Tagebuche heisst, „die Kroaten zu verschiedenen Malen an den gedeckten Weg vor der Hiobsbastion (ostwärts), dem Ziegel-, Oder- und Nikolaithor, wurden aber überall zurückgeworfen; es unterblieb also der vorgenommene Sturm, indem der Feind fand, dass die Werke wohl besetzt und die Garnison überall alerte war, welche auch durch die Wachsamkeit des Kommandanten, der sich stets gegenwärtig und überall zugegen befand, noch mehr aufgemuntert wurde.“ An der Spitze eines Freibataillons gerieth Tauentzien selbst bei einem Ausfalle auf dem Glacis vor dem Schweidnitzer Thore mit den Kroaten hart zusammen und bestimmte dann die Stelle, wo er sich selbst hier in Lebensgefahr befunden, zu seinem Begräbnissplatz. Hier über seinem Grabe hat sich dann 1791 der steinerne Sarkophag erhoben, den die Breslauer noch heut vor Augen haben.

Tauentzien hat damals die Möglichkeit, dass ein allgemeiner Sturm des Feindes doch, bevor Entsatz herbeikäme, gelingen könne, vor seinen Offizieren erörtert, für diesen Fall aber auch einen Abschnitt des Walles bezeichnet, den er mit seiner Abtheilung Garde bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen werde, damit die Welt nicht das

sonderbare Schauspiel erlebe, die Leibwache König Friedrichs gefangen zu sehen.

Laudon hatte bei dem heftigen Bombardement seinen ganzen Vorrath von Munition aufgebraucht, der nicht so leicht wieder zu erneuern war. Er sandte jetzt Botschaft über Botschaft an Soltikow, um dessen Heranrücken zu beschleunigen, da er sonst durch die Annäherung des Prinzen Heinrich genöthigt sein werde, die Belagerung aufzuheben; aber der war am 2. August erst bei Zduny in Grosspolen, elf Meilen von Breslau und glaubte nicht mehr thun zu können, als ein Korps von 12000 Mann unter Tschernitschew am 3. August bis Trachenberg vorrücken zu lassen, auf dessen Ankunft Laudon dann auch nicht vor dem 5. rechnen konnte.

Noch einmal hat Rouvroy bei Tautenzien alle Künste der Ueberredung in Bewegung gesetzt und diesem angeboten, er solle selbst die denkbar günstigste Kapitulation aufsetzen. Laudon würde sie gutheissen. Umsonst — Tautenzien wies Alles zurück und ersparte seinem Gegner den Vorwurf nicht, dass er sich bisher der Sitte entgegen nur mit den Einwohnern und den Häusern zu thun gemacht habe. Es muss dahingestellt bleiben, ob bei dieser oder schon einer früheren Gelegenheit jene bekannte Aeusserung des tapfern Kommandanten gefallen ist, der als Antwort auf die ihm übermittelte Drohung, Laudon werde, wenn Jener es auf einen Sturm ankommen lassen wolle, dann keine Rücksicht mehr nehmen und nicht das Kind im Mutterleibe schonen, gesagt haben soll, er sei nicht schwanger und seine Soldaten auch nicht.

Wie unser Tagebuch berichtet, brach der Feind am 4. August früh die Zelte ab. Die Abtheilung vom rechten Oderufer setzte bei Osswitz über und liess die Schiffbrücke abtragen. Um 10 Uhr zog das ganze Belagerungskorps in drei Kolonnen nach der Gegend von Kanth ab, um 11 Uhr folgte der Nachtrab.

Dieses von den Breslauern mit jubelnder Freude begrüßte Ende der Belagerung hatte die Annäherung des

Prinzen Heinrich herbeigeführt. Derselbe war in Eilmärschen zur Rettung Breslaus aus der Niederlausitz herbeigeeilt und über Glogau am 2. August vor Parchwitz erschienen, wo er noch das Abbrennen der Brücke über die Katzbach durch die Oesterreicher verhindern konnte. Als er dann am 4. gegen Neumarkt vorrückte, wichen die von Laudon aus dem früheren Lager bei Liegnitz jetzt an sich gezogenen Truppen des Generals Wolfersdorf gegen Kanth zurück, doch gelang es den preussischen Husaren des Generals Werner, am 5. August 400 Mann vom Dragonerregimente Erzherzog Joseph bei Romolkwitz in ein Gefecht zu verwickeln, bei welchem 200 Gefangene gemacht und der Rest getödtet oder verwundet wurde. Am 5. konnte der Prinz sein Hauptquartier im Schlosse zu Lissa aufschlagen, während er eine Abtheilung von 8 Bataillonen und 15 Schwadronen unter General Platen gegen die Russen auf das rechte Oderufer voraussandte. Als inzwischen Soltikow über Militsch und Trebnitz heranrückte, war er sehr unangenehm überrascht, statt die Oesterreicher vor Breslau zu finden, hier eine preussische Heeresabtheilung in vortheilhafter Stellung hinter der alten Oder sich gegenüber aufgestellt zu sehen. Platen wagte es sogar jenseits der alten Oder, aber hinter der Weide, eine kleine Anhöhe bei Friedewalde zu besetzen und hier eiligst eine Redoute anlegen zu lassen, und obwohl diese nur von einem Bataillon besetzt war, vermochte sie doch die russische Armee bei Hundsfeld zu hindern, hier etwa die Weide zu überschreiten und Breslau von dieser Seite zu beschiessen. Vielmehr zogen die Russen nach einer fruchtlosen Beschiessung jener Redoute am 7. August nordwärts zurück, um ihren Magazinen näher zu sein.

Schlacht bei Liegnitz.

Inzwischen sah trotz dieser günstigen Wendung König Friedrich, der in Sachsen Nichts ausgerichtet und nach fruchtloser verheerender Beschiessung von Dresden dessen

Belagerung bei dem Herannahen der Daunschen Hauptmacht hatte aufgeben müssen, die Lage der Dinge in Schlesien als sehr bedrohlich an, da bei einem energischen Vorgehen der Russen zwischen diesen und Laudon das kleine Heer des Prinzen Heinrich in eine gefährliche Lage kommen konnte, und so entschloss er sich denn selbst hierher zu eilen, und brach, Hülsen mit etwa 12000 Mann den Reichstruppen gegenüber in Sachsen zurücklassend, mit ungefähr 30000 Mann ostwärts auf. Sofort entschloss sich Daun ihm zuvorkommen, und nachdem er auf der dem König allein freistehenden nördlichen Strasse durch seine leichten Truppen die Brücken abbrennen, die Wälder verhaun und die Strassen nach Möglichkeit hatte unwegsam machen lassen, zog er selbst auf der grossen Heerstrasse über Bischofswerda und Bautzen voraus, beorderte aber zugleich Lacy mit seinem Korps in angemessener Entfernung dem Könige nachzuziehen.

Diesen Marsch nach Schlesien schildert der König selbst mit folgenden Worten: „Ein Fremder, welcher die Bewegungen dieser Armeen gesehen hätte, würde sicherlich die Meinung gefasst haben, dass sie alle demselben Heere angehörten. Die Armee des Marschalls Daun musste ihm als die Avantgarde, die preussische als das *Corps de Bataille* und Lacy Truppen als die Nachhut erscheinen.“

Am 7. August traf König Friedrich in Bunzlau ein, nachdem er alle Hindernisse glücklich überwunden, aber er hatte seinen Truppen Schweres zumuthen müssen. In fünf Tagen hatten dieselben über 20 Meilen bei starker Hitze zurückgelegt: Hunderte blieben vor Ermattung zurück oder verliefen sich fahnenflüchtig in den Wäldern. Die ganze Wucht des Krieges traf damals in einem Masse wie nie vorher Schlesien, und zwar Nieder- und Mittelschlesien, auf dessen Boden jetzt drei österreichische Heere, zwei preussische und das grosse russische standen und in furchtbarer Weise das Land aussogen.

Der König, der seinen ermüdeten Truppen am 8. August zu Bunzlau einen Ruhetag hatte gönnen müssen, war ge-

nöthigt, die Nähe einer der schlesischen Festungen zu suchen, um aus deren Magazinen sein Heer verpflegen zu lassen. Nach Glogau stand ihm der Weg offen, aber ein Marsch dorthin hätte das Heer seines Bruders den jetzt vereinigten Armeen Dauns, Lacys und Laudons preisgegeben. Zwischen Breslau und Schweidnitz entschied er sich für das letztere, schon weil ein aufgefangener Brief Dauns an Lacy ihn unterrichtet hatte, dass man im österreichischen Lager einen Anschlag auf Schweidnitz vorhabe. Er tadelt sich selbst in seinem Werke über den siebenjährigen Krieg, weil er sich nicht von Bunzlau aus über Löwenberg nach Hirschberg gewendet, die dort von den Oesterreichern aufgehäuften Vorräthe weggenommen und von da über Landeshut auf Schweidnitz marschirt sei. In den nächsten Tagen sehen wir ihn dann bald an der rechten, bald an der linken Flanke der feindlichen Heere, die aneinandergereiht ihm den Weg nach dem Gebirge sperrten, vorbeizukommen suchen, immer vergebens und von Tage zu Tage in misslicherer Lage. Schon verlegte ihm Laudon an der unteren Katzbach bei Parchwitz den Weg nach Breslau und hinter diesem war auf Laudons Andrängen ein russisches Korps von 20000 Mann unter Tschernitschew bei Auras über die Oder gegangen, um Laudon gegen einen etwaigen Versuch des bei Breslau stehenden Prinzen Heinrich den Rücken zu decken. Dabei lief er die grösste Gefahr, von der fast dreifachen Ueberzahl der österreichischen Heere in einen unheilvollen Kampf verwickelt zu werden, ohne dass Prinz Heinrich ihm Beistand zu leisten vermochte. Aber trotz der steigenden Gefahr dachte er nicht daran, den ihm noch offenen Rückzug nach Glogau anzutreten, um eben nicht das Korps des Prinzen Heinrich der Uebermacht der Feinde preiszugeben, entschlossen Alles an die Vereinigung mit diesem zu setzen. „Wenn wir unsre Vereinigung ermöglichen“, schreibt der König am 13. seinem Bruder, „verzweifle ich noch nicht an unsrer Sache, aber das ist eine Voraussetzung, die mir in unsrer jetzigen Lage absolut nothwendig erscheint; freilich finde

ich, dass dieses Projekt für mich sehr viele Schwierigkeiten hat.“ Er bezahlte dem Ueberbringer eines Briefes von Prinz Heinrich 300 Thaler. Bis jetzt hatte er sich immer noch damit geholfen, dass er, wie er selbst schreibt, das Beispiel eines Parteigängers nachahmte, der jede Nacht seine Stellung wechselt und verändert, ein Verhalten, doppelt angebracht einem so bedächtigen Heerführer wie Daun gegenüber, der nun fortwährend sein Konzept verrückt sah, bevor er noch seinen Plan gefasst hatte. Unwillig schreibt hierüber der französische Militärbevollmächtigte am 13. August: „Da ist nun also der König diesen Abend bei Liegnitz, Gott weiss, wo er morgen sein wird; aber seine beständige Beweglichkeit wird meiner Meinung nach gar nicht zweckwidrig sein, wenn er uns den Rest des Feldzugs damit zubringen lässt, seine Projekte zu berechnen und hinter ihm herzulaufen, ohne ihn erreichen zu können.“

In der That sollte ihm auch ein solcher unerwarteter Wechsel des Lagers Rettung und Sieg bringen. Am 13. August des Abends war er aus seiner bereits sehr gefährdeten Stellung bei Seichau unweit von Jauer nach seinem alten Lager bei Liegnitz zurückgegangen, wo er hinter der Katzbach, den linken Flügel an die Stadt gelehnt, seine Zelte aufschlug. Seine Lage war schlimmer als je; er hatte nur noch für drei Tage Brot, und die Feinde standen ihm nahe gegenüber; selbst Daun schien im Vertrauen auf seine Uebermacht zum Schlagen bereit, und das herangezogene Korps Lacys bedrohte seinen schlecht angelehnten linken Flügel mit gefährlicher Umgehung. Es war hier seines Bleibens nicht, und doch konnte er bei der grossen Nähe des Feindes bei Tage nicht den Abmarsch wagen. Den 14. benutzte er dazu, sich des grossen Wagenparkes, der bisher seinen Marsch sehr gehemmt hatte, zu entledigen. Zwei Freibataillone und 100 Reiter geleiteten den ungeheuren Zug der leeren Brotwagen nordwärts gegen Glogau; natürlich nicht unbemerkt von den Feinden, die aus diesem Zeichen eines bevorstehenden Abzuges der Preussen nur die Lehre zogen, dass sie sich beeilen müssten, wenn sie

dem Könige hier, wie sie gedachten, ein zweites Hochkirch bereiten wollten.

In der That hatte Daun, von Wien unablässig zu einer Schlacht gedrängt, schneller als sonst seine Art war, ja so schnell, als er bei der veränderten Stellung nur irgend konnte, seine Anordnungen getroffen, um dem Gegner am 15. August eine wirkliche Vernichtungsschlacht zu liefern. Während sein Vortrab zum Schein Liegnitz angriff, sollte der Hauptangriff die am Meisten exponirte rechte Flanke des Königs treffen und hier dann auch schon halb im Rücken Friedrichs Lacy operiren, um ihm jeden Rückzug nach Westen zu verlegen, gleichzeitig sollte Laudon nördlich von Liegnitz die Katzbach überschreiten und von Norden her gegen diese Stadt vordringend auch den letzten Ausweg nach Glogau dem geschlagenen Preussenheere sperren. Wohl mochte man, als diese Anordnungen getroffen waren, im österreichischen Lager die Hoffnung hegen, das Heer des Königs wie in einem Sacke fangen zu können, dieser Letztere aber soll, nachdem er davon gehört, gesagt haben, er gedenke ein Loch in den Sack zu machen, das man schwer wieder würde zunähen können.

Wenngleich für ihn das Kritische seiner Lage noch in vollem Masse fortbestand, so hatte er doch zur Abwendung der unmittelbar drohenden Gefahr das Mittel eines neuen Lagerwechsels ausersuchen und sich entschlossen, noch in der nächsten Nacht sein Heer auf die Nordseite von Liegnitz zu führen, und da, wie er aus seinen Beobachtungen erkannt hatte, der 14. August ohne einen Angriff des Feindes vorübergehen zu sollen schien, war er zu Mittag nach jener Gegend hingeritten, wo er auf dem von Liegnitz nach Pfaffendorf und Panten aufsteigenden Gelände sein neues Lager aufzuschlagen gedachte. Als er von hier um 4 Uhr des Nachmittags zurückkehrte, ward die ihm ersehnte Ruhe durch die Vorführung eines österreichischen Offiziers namens Wise, eines Irländers von Geburt, unterbrochen, der sich als Ueberläufer meldete und im Besitze einer wichtigen Nachricht zu sein behauptete. Der Mann

war schwer betrunken, und man hatte erst mit kaltem Wasser und heissem Thee äusserlich und innerlich an ihm arbeiten müssen, ehe er vorgelassen werden konnte, worauf derselbe dann über einen von Daun geplanten und im Einzelnen bereits angeordneten Angriff des preussischen Heeres am nächsten Tage berichtete. Von einer Mitwirkung Laudons erklärte derselbe allerdings Nichts zu wissen, diesem möchten die betr. Befehle schriftlich zugestellt worden sein. Auf des Königs Entschlüsse konnte diese Nachricht um so weniger einen Einfluss üben, als er die Aussagen jenes Ueberläufers einfach als unglaubwürdig von der Hand wies, und es scheint wirklich, als sei dieser Zweifel ernst gemeint gewesen, als habe er Daun solchen schnellen Entschluss zum Angriffe nicht zugetraut, da er doch andernfalls eine Mitwirkung Laudons und ein baldiges Zusammenreffen mit diesem ziemlich sicher hätte voraussetzen müssen.

In grösster Stille vollzog sich in der Nacht der Wechsel des Lagers; das Geschütz und die Wagen fuhren auf zum grossen Theil mit Stroh gedeckten Strassen, um das Geräusch zu mindern, die Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten, der Retraiteschuss wie sonst abgefeuert, und die Rufe der Wachen konnten nach wie vor von den nur einen Kanonenschuss entfernten Oesterreichern vernommen werden. Wirklich gelangte so das Heer, ohne dass die Feinde den Abmarsch gewahrten, bis auf die Höhen nördlich von Pfaffendorf. Hier zwischen der Katzbach und dem westlicher zwischen sumpfigen Ufern fliessenden Schwarzwasser, das nach einer Ausbiegung gegen Süden dann bei Pfaffendorf in die Katzbach mündet, stellte der König auf einem höheren Gelände, von dem aus man die Wachtfeuer der Daunschen Armee jenseits Liegnitz deutlich erkennen konnte, sein Heer auf, und wenn dieses ursprünglich die Stirn gegen Südosten hatte, so änderte Friedrich das durch ein weiteres Zurücknehmen des rechten westlichen Flügels, so dass dann das Heer fast direkt gegen Süden auf Liegnitz zu sich richtete, ein sicherer Beweis dafür, dass er an die Möglichkeit nicht geglaubt hat, Laudon könne, etwa in Mitwirkung bei einem

allgemeinen Angriffsplane, wie ihn der österreichische Ueberläufer angezeigt, ihm hier von Nordosten her über den Hals kommen, und dass daher die von Laudon selbst ausgehende Vermuthung, der König sei infolge einer durch Verrätherei ihm zugekommenen Warnung vollständig darauf gerüstet gewesen seinen Angriff abzuschlagen, nicht zutrifft.

Vielmehr war es des Königs Absicht, bei Anbruch des nächsten Tages (am 15. August) nordöstlich abzumarschiren, um in der Richtung gegen Parchwitz hin einen Durchbruch durch die ihn umringt haltenden Feinde und in weiterer Folge die Vereinigung mit Prinz Heinrich durchzusetzen. Nur deshalb wurden nach Mitternacht die Zietenhusaren die Katzbach entlang zu einer Rekognoscirung ausgeschildt.

Sonst ruhte das Heer hier von Panten an der Katzbach westlich nach dem Schwarzwasser zu postirt in der frühen Morgenstunde in tiefem Schlummer, wengleich das Gewehr neben sich, auch die Reiter hatten absitzen dürfen, und der König selbst lag, in seinen Mantel gehüllt, an einem Feuer auf seinem äussersten linken Flügel bei Panten. Er war eingeschlummert — da etwa um 3 Uhr des Morgens schreckte ihn die eifrig laute Frage auf: „Wo ist der König?“ Major Hundt von den Zietenhusaren meldete in fliegender Eile, der Feind sei da; wenige hundert Schritte von Bienowitz weiter abwärts der Katzbach rücke er mächtig an.

Nie erscheint uns der königliche Feldherr grösser, als wenn er im Augenblicke furchtbarer Gefahr mit kaltblütiger Geistesgegenwart, aber auch mit grossartiger Energie seine schnellen Anordnungen trifft. Im Augenblick erkennt er jetzt, dass es sich hier nicht um eine Alarmirung von Vorposten handelt, dass der Irländer doch Recht gehabt hat, dass der Entschlossenste seiner Gegner, Laudon, mit seinem ganzen Heere, in gleicher Stärke mit dem seinen zur Stelle ist. Im Augenblick ist er zu Ross, und seine Boten fliegen. Linksum ist die allgemeine Losung, Front gegen Osten. Während er, was er von Reiterei zur Hand hat, dem Feind entgegenwirft, um ihn aufzuhalten, giebt er der neuen Schlachtordnung sicheren Halt durch Besetzung der höchsten

Erhebung der Gegend, des Rehbergs, nordwestlich von Panten mit Artillerie und Infanterie, das zweite Treffen muss sich gleichfalls links ziehn über den Rehberg hinaus zur Verhütung einer Ueberfügelung auf dieser Seite. Nur der rechte Flügel unter Zieten behält das Gesicht gegen Süden, um abzuwehren, was etwa von Liegnitz her der Feind unternehmen könne.

In der That war es Laudon, der mit seinem ganzen Heere dem Plane Dauns entsprechend am Tage des projektirten Ueberfalls von den Höhen nördlich Liegnitz niederzusteigen gedachte, um dem eingeschlossenen Gegner den letzten Ausweg zu sperren, ihm den Gnadenstoss zu geben. Sicher, dass der Feind noch südlich von Liegnitz stehe, kam er ohne Vorhut anmarschirt. Wie überrascht ihn jetzt auch der unerwartete Widerstand traf, er griff tapfer an und führte Regiment auf Regiment ins Feuer; und wenn er gleich inward, dass er es hier mit Friedrichs Armee zu thun habe, so glaubte er doch darauf rechnen zu dürfen, dass Daun und Lacy bald herankommen und ihm Luft machen würden. In keinem Falle stand ja die Partie für ihn hoffnungslos. Laudons Heer war auch für sich allein mit einigen 30 000 Mann dem des Königs gewachsen, und dieser musste doch mindestens ein Drittheil des seinigen zur Abwehr Dauns und Lacys zurückhalten.

Allerdings konnte bei dem unvermutheten nächtlichen Aufeinandertreffen der beiderseitigen Streitkräfte für Laudon etwa ein vorsichtiges Hinhalten des Kampfes bis zum Eingreifen seiner Landsleute kaum noch in Frage kommen. Die von beiden Seiten improvisirte Schlacht, die man nach dem unfernen Liegnitz benannt hat, war in Gang gekommen und musste durchgefochten werden. Als die Brigade Schenkendorf den Rehberg mit ihren zehnpfündigen Geschützen besetzt hatte, fand sie die Oesterreicher bereits so nahe vor sich, dass sie sogleich zum Kartätschenfeuer griff, das dann in den österreichischen Reihen um so furchtbarer wüthete, als auf dieser Seite die vom Marsche unmittelbar zum Angriff übergehenden Heersäulen in einer ihnen

fremden Gegend, in einem von Gebüsch vielfach durchsetzten Gelände und bei dem schwachen Tagesschimmer nicht so leicht zu breiter Entwicklung zu kommen vermochten, sondern dichter gedrängt von den preussischen Geschossen doppelt schwer litten; wohl vermochte Laudon frische Truppen heranzubringen, trotzdem aber den tapfern Vertheidigern des Rehbergs gegenüber nicht wesentlich Terrain zu gewinnen, und auch die österreichische Reiterei, welche abwärts von Bienowitz über die Katzbach gesetzt war, und jetzt in der linken Flanke und fast im Rücken der preussischen Stellung heranstürmte, vermochte zwar das ihr eilig entgegengesandte Krockowsche Dragonerregiment über den Haufen zu rennen, fand aber dann an den schnell geschlossenen Bataillonen Bülows vom zweiten preussischen Treffen herzhaften Widerstand und ward, als sie vor deren Gewehrfeuer zurückprallte, von den drei preussischen Kürassierregimentern Markgraf Friedrich, Leibregiment und Seidlitz lebhaft angefallen und bis in die Sümpfe bei Schönborn nordwärts zurückgeworfen. Damit durfte die Stellung der Preussen zu beiden Seiten des Rehbergs als behauptet angesehen werden.

Inzwischen traf nun ein zweiter Angriff der Oesterreicher von Panten aus die weiter südlich aufgestellten preussischen Truppen. Ein Glück für die Preussen, dass Laudon nicht hierher den eigentlichen Schwerpunkt seines Vorgehens verlegt hatte. Denn infolge des beim Eingange der Schlacht preussischerseits anbefohlenen Linksziehens entstanden hier zeitweise Lücken, und namentlich konnte die Verbindung mit den gegen Liegnitz zu umgebogenen Truppen Zietens nicht immer gewahrt werden. Aber Laudon konnte hiervon nicht wohl Etwas wissen, und als er zuerst auf die Preussen traf, schien er eher an eine Ueberflügelung von deren linker Flanke zu denken, als mehr nach der entgegengesetzten Seite hin zu drängen, von wo er doch früher Dauns Beistand hätte erwarten dürfen.

Jedenfalls ward hier um den Besitz des Dorfes Panten hart und blutig gestritten, und nach mehrfachem Hin- und

Herschwanken des Erfolgs drang endlich der Major von Möllendorf, der sich einst bereits bei der Erstürmung von Leuthen sehr ausgezeichnet hatte, an der Spitze eines Gardebataillons mit grosser Kühnheit vor und zwang die Oesterreicher mit Verlust von zahlreichen Gefangenen und Geschützen das in Brand gesteckte Dorf zu räumen. Am längsten tobte der Kampf um das etwas nördlicher unweit der Katzbach gelegene Dorf Bienowitz, wo Laudon seine letzten Rückhalte ins Feuer führte. Hier gelang es in der That seiner Reiterei die vorrückende preussische Infanterie in der linken Flanke zu fassen, wobei namentlich das Regiment Prinz Ferdinand Verluste erlitt und selbst einige Fahnen verlor, doch die herbeieilende preussische Reiterei warf endlich doch die österreichische Kavallerie, deren schliessliches Zurückweichen dann auch ihre Infanterie mit fortriss, welche nun unter der Deckung einiger Batterien über die Katzbach zurückwich. Um 6 Uhr des Morgens war die Schlacht entschieden, Laudon hatte reichlich ein Drittheil seiner gesammten Mannschaft, 10800 Mann, darunter etwa 6000 Gefangene, 82 Geschütze und 23 Fahnen eingebüsst. Die Preussen hatten an Todten und Verwundeten etwa 3500, an Gefangenen 250 Mann und 10 Fahnen verloren. An eine Verfolgung konnte Friedrich im Hinblick auf noch vorauszusetzende Angriffe seitens der Heere Lacys und Dauns nicht denken.

Von deren Seite erfolgte nun allerdings recht wenig. Lacy, der von Westen her dem Könige zusetzen sollte, vermochte nirgends einen Uebergang über das sumpfige Schwarzwasser zu entdecken, und es kamen hier nur einige Schwadronen Husaren durch eine Furth bei Rüstern hinüber, gegen welche dann Major v. Prittwitz mit einem Gardebataillon die unweit des Dorfes Hummel aufgefahrene Bagage des Königs erfolgreich vertheidigte.

Aber auch Daun hat nicht viel mehr geleistet. Er war, da ein starker Westwind den Donner der Schlacht nach einer andern Seite führte, dessen, was in den frühen Morgenstunden des 15. August nördlich von Liegnitz vor-

fiel, nicht gewahr geworden und hatte es auch nicht eigentlich geahnt, als er vor Tagesgrauen erfuhr, wie der Vogel, den zu umstellen er eben auszog, bereits ausgeflogen war. Und als bei Tagesanbruch die weissen Rauchwolken von einem nordwärts von Liegnitz sich abspielenden Gefechte Zeugniß ablegten, schien es schwer genug hier in geeigneter Weise einzugreifen. Wäre er noch in seinem Lager jenseits der Katzbach gewesen, so hätte ein eiliger Vormarsch gegen Norden hin Laudon vielleicht noch rechtzeitig Hülfe bringen können. So aber hemmte Dauns eigener Angriffsplan für den 15. August, wie derselbe Laudon den unvermutheten Kampf aufzwang, so auch jetzt die Hülfeleistung. Denn vermöge dieses Planes stand Dauns ganzes Heer bei Tagesgrauen auf dem linken Ufer der Katzbach, und als er nun durch das verlassene preussische Lager gegen Liegnitz anrückte, zeigte sich ein Vorgehen auf dieser Seite der Katzbach in der That recht schwierig. Beim ersten Tagesblicke sah man auf den die Gegend beherrschenden Höhen Zieten's Heeresabtheilung schlachtbereit stehen, gegen Westen und Süden durch das sumpfige Schwarzwasser geschützt, welches das österreichische Heer im Bereiche der preussischen Geschütze zu überschreiten gehabt haben würde. Es waren üble Umstände, doppelt schlimm für einen Feldherrn wie Daun, unter dessen Vorzügen schnelle und kühne Entschlossenheit kaum mitzählte. Was er dann that, erscheint auch wirklich wie eine Auskunft der Verlegenheit. Er liess über die stehende Brücke des Schwarzwassers nordwestlich von Liegnitz Reiterei vorgehen, als könne die dort vielleicht etwas Wesentliches erkunden. Zieten, der von seinen Höhen jeden Mann, der über das Gewässer kam, zu zählen vermochte, liess soviel Reiter über die Brücke, als er ohne Schwierigkeiten zu bewältigen und zum warnenden Beispiel für Andre über den Haufen werfen zu können sicher war. Dann begannen seine 20 Zwölfpfünder ihr verheerendes Feuer auf die österreichischen Reiter, für die an kein Aufmarschiren zu denken war, und als dasselbe schwieg, stürzten 20 preussische

Husaren- und Dragonerschwadronen über die Reiter her, die in kürzester Zeit mit Verlust von einigen hundert Gefangenen und vielen Verwundeten oder Todten in Unordnung über das Schwarzwasser zurückwichen resp. dasselbe zu durchreiten versuchten.

Das war kein ermuthigender Anfang, daneben meldete Lacy, dass auch er nicht über das Schwarzwasser zu kommen vermöge. In der Unschlüssigkeit verging kostbare Zeit, bis aus dem preussischen Lager eine dreimalige Salve aus grobem und kleinem Gewehr Kunde brachte, dass man dort einen errungenen Sieg feiere.

Wenn jetzt Daun weitere Schritte resignirt aufgab, so wird man dabei doch aussprechen dürfen, dass der von Laudon selbst und eigentlich auch von der öffentlichen Meinung in Oesterreich gehegte Verdacht, Daun habe den ihm unbequemen Nebenbuhler vorsätzlich in eine Falle gelockt oder wenigstens ohne Unterstützung gelassen, unbegründet war. Der schön ausgesonnene Angriffsplan Dauns war eben in allen Stücken zum Unheil ausgeschlagen, der Sack hatte wirklich ein übles Loch bekommen, und die Reparatur war in der That nicht leicht. Denn wenn unter andern Umständen, obschon auf Laudons Heer im Augenblicke nicht mehr zu rechnen war, Daun mit seinen überlegenen Streitkräften noch immer es in seiner Hand gehabt hätte, durch einen Vormarsch in der Richtung auf Neumarkt dem König den Weg nach Breslau zu verlegen, noch dazu da man unweit Auras das russische Korps von Tschernitschew wusste, so war jetzt, nachdem eben infolge jenes Daunschen Plans dessen ganzes Heer über die Katzbach gezogen war, die Sache ungleich schwieriger, und es war erklärlich, dass König Friedrich diese Gunst der Umstände auszunutzen keinen Augenblick zögerte.

Noch am selbigen 15. August setzte sich der König mit dem Theile des Heeres, welcher am Morgen geschlagen hatte, gegen Parchwitz in Bewegung. Zieten hatte, ehe er mit seinen Mannschaften folgte, vorher noch die Gefallenen begraben, die 6000 Gefangenen eskortiren und die

Verwundeten transportiren zu lassen. Namentlich das Letztere war bei deren grossen Anzahl (an 1100) eine schwere Aufgabe, um deren geschickte Lösung sich der alte General von Saldern ein besonderes Verdienst erwarb. Diejenigen Verwundeten, welche noch reiten konnten, mussten die Handpferde der Geschütze besteigen; die Uebrigen, gleichviel ob Preussen oder Oesterreicher, wurden auf den noch vorhandenen Transportwagen untergebracht; selbst die königlichen Wagen wurden mit in Anspruch genommen. Für die eroberten Geschütze wurde Bespannung geschafft, und selbst von den gefundenen Gewehren durfte keines zurückgelassen werden.

Da den König immer noch die Sorge quälte, ob man nicht doch noch österreichischerseits einen Versuch machen werde, der Heeresabtheilung Tschernitschews irgendwie die Hand zu bieten, so hatte er zu der Kriegslist gegriffen, einen Brief an seinen Bruder zu schreiben, der nach einer absichtlich übertriebenen Schilderung der Schlacht und ihrer Folgen es als seine Absicht aussprach, sich unverzüglich mit Prinz Heinrich zu einem Angriffe auf die Russen zu verbinden, und diesen Brief durch einen Bauern so abzusenden, dass er in die Hände einer russischen Patrouille und so vor das Angesicht Tschernitschews kommen musste. Und in der That hatte diese Kriegslist oder auch vielleicht schon die Kunde der Schlacht die Wirkung, dass Tschernitschew noch am 15. August auf das rechte Oderufer herüberging und die Brücke abbrach. Auf die Nachricht hiervon wich der österreichische General Beck, den Daun mit einer Heeresabtheilung gegen Neumarkt vorgesendet hatte, auch seinerseits zurück, während Laudon nach der Schlacht bis in die Gegend von Striegau seinen Rückzug genommen hatte. So musste sich denn Friedrich ungemein erleichtert fühlen, als ihm am 16. August eine Rekognoscirung nach Blumerode hin (1 Meile nordwestlich von Neumarkt) die dortige Gegend frei von Feinden zeigte. Sein Heer rastete hier, und indem er dann eiligst Verwundete, Gefangene, Trophäen der Schlacht, Geschütze und dergleichen auf der

nun freien Strasse nach Breslau entsandte, empfing er von hier aus auch das so sehnlichst erwartete Mehl zum Brot für seine der Ruhe bedürftigen Truppen.

Erst am 19. August führte Friedrich sein Heer über die Weistritz in die Gegend von Breslau, wo er in Hermannsdorf ($1\frac{1}{2}$ Meile westlich von Breslau) Quartier nahm. Wie schon nach dem Entsatze an die Truppen von Prinz Heinrich, so sandten auch jetzt an des Königs siegreiche Streiter die dankbaren Breslauer reiche Sendungen von Liebesgaben, die Kretschmer 600 Achtel Bier, Bäcker und Gräupner Semmeln, Erbsen und Gegräupe, die Reichkrämer und Spezereihändler Tabak. Aber auch der König beeilte sich, den durch das Bombardement Geschädigten 50 000 Thaler zu überweisen (Aug. 21.).

Der russische Oberfeldherr war, höchst missmuthig über die schlechten Erfolge der österreichischen Heeresleitung, nach der Schlacht bei Liegnitz immer weiter zurückgegangen und hatte endlich einige Meilen hinter Trebnitz bei Kainowe und Gross-Ujeschütz, wo Sumpf und Wald eine feste Stellung darboten, sein Lager aufgeschlagen, während Prinz Heinrich zu seiner Beobachtung sein Heer auf den Trebnitzer Höhen postirt hatte.

Die Russen hatten nach ihrer Gewohnheit ihren Weg wiederum durch schreckliche Verwüstungen bezeichnet. Als niedergebrannt werden uns die Dörfer Schweinern, Ransern, Rux, Mahlen, Simsdorf, Kapsdorf, Striese, als ganz ausgeplündert 22 weitere Dörfer des Breslauer und Trebnitzer Kreises bezeichnet; die Mühlen seien fast alle zerstört, es drohe Hungersnoth, die Kirchen zu Leipe, Heidewilxen, Hochkirch seien ruinirt, den Pastoren Nichts als das Leben gelassen. Ein uns erhaltener Brief vom 22. August aus Trebnitz, anscheinend von dem dortigen Stiftsamtmann, entwirft eine schreckliche Schilderung von den Barbareien „dieser Rotte Korah und Datham“ wie sie die Frauen geschändet, die Männer gemisshandelt und ausgeplündert hätten, wie ein Oberst (?), mit 60 Mann Husaren, der sich selbst als privilegirter Räuber bezeichnet habe, am 14. August

bei ihm eingebrochen sei und alle seine Habe und was sich irgend nur von Viktualien vorgefunden habe, auf Wagen habe laden und fortfahren lassen, nur einen alten Rock und das Hemd auf dem Leibe habe man ihm gelassen, zum Essen habe er und die Seinigen (die weiblichen Angehörigen waren zuvor in Sicherheit gebracht worden), nur noch Holzlöffel, auch ihn habe man geprügelt, aber doch lange nicht so sehr wie seinen Sohn und „dessen Gouverneur“, welche Beide so zugerichtet worden seien, dass man ihnen die aufgeschwollenen Wunden habe aufschneiden müssen.

Der König traute den Russen für diesen Feldzug nicht mehr viel zu und entschied, dass nur noch eine kleinere Heeresabtheilung von etwa 12000 Mann zur Beobachtung der Russen zurückbleiben, der grössere Theil aber zu des Königs Hauptheere stossen solle, ein Entschluss, der Prinz Heinrich so aufregte, dass er es vorzog für seine geschwächte Gesundheit Heilung in Breslau zu suchen, von wo er allerdings bald nach Glogau übergesiedelt ist und dem kleinen Orte die Auszeichnung einer fürstlichen Hofhaltung den Winter hindurch verschafft hat.

Der König aber wusste sehr wohl, was er that, wenn er daran festhielt, durch die Truppen vom Korps seines Bruders das eigne Heer bis auf etwa 48000 Mann gebracht zu sehen. Auch dann stand er noch einer fast doppelten Uebermacht der vereinten österreichischen Heere entgegen, aber gegen sie vorzugehen war er fest entschlossen, zumal er auch sehr wohl wusste, dass im österreichischen Kriegsrathe ein Anschlag auf Schweidnitz beschlossen sei. Bereits am 19. August hatte der dortige Kommandant, von Zastrow, gemeldet, er sei fast ganz eingeschlossen, doch hoffe er sich behaupten zu können, die Garnison halte sich im Ganzen gut, nur bei dem Regimente Münchow gebe es viel Deserteure. In der That hielt General Beck Schweidnitz blockirt, und inzwischen sperrten in langer Linie von Bögendorf bis Striegau die österreichischen Streitkräfte den Weg von Breslau nach Schweidnitz. Nur noch enger schlossen sie sich zusammen, als am 30. August des Königs Heer sich

wirklich gegen sie in Bewegung setzte; aber Friedrich täuschte ihre Erwartungen, wenig geneigt, sich einen Kampf aufzwingen zu lassen an einer Stelle, wo ihn aufzunehmen der Feind gerüstet war. Links abbrechend umging er das Zobtengebirge und erschien tags darauf südlich vom Költchenberge bei Langen-Seifersdorf, nun entschlossen, den Weg nach Schweidnitz selbst durch eine Schlacht sich zu erkämpfen. Aber hier fand Dauns Bedächtigkeit die Gelegenheit zu einer Schlacht wiederum nicht günstig, er fand es gerathen, die Einschliessung von Schweidnitz aufzugeben und sich in die Berge zu ziehen. Wochen vergingen dann im September unter künstlichen Manövern in dem schlesischen Gebirgslande. Wo der eine Theil zu schlagen wünschte, fand der andere den grösseren Vortheil darin, vorsichtig auszuweichen. Denn so sehr der König einen Sieg ersehnte, hielt ihn doch die Erwägung, dass eine ihm beigebrachte Schlappe die Russen zu erneuertem Vorgehen bewegen würde, von kühnerem Wagnisse ab.

Auf das Schwerste litten in diesem Sommer die sonst so wohlhabenden und industriereichen Gebirgskreise durch Lieferungen und Brandschatzungen, und zwar ganz besonders, wenn, wie dies gerade damals so vielfach geschah, bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand hatte, und Kämpfe, die im Grunde entscheidungslos waren, die Orte umtobten und verheerten; denn wenn in einem Orte z. B. die Oesterreicher einen Verlust erlitten, war es geradezu Regel, bei ihrer späteren Rückkehr die Einwohner dafür unter irgendwelchen Vorwänden verantwortlich zu machen und büssen zu lassen. Unzählige Male hat sich das wiederholt und so auch z. B. in Löwenberg, nachdem hier am 31. August 300 Wernersche Husaren und 50 Jäger (diese auf Wagen) unter Major Augustin die österreichische Besatzung überfallen, etwa 50 Gefangene gemacht und dem gefürchteten Kriegskommissar Baron Gerzabina einen grossen Theil der von ihm überall her eingetriebenen Steuern und Brandschatzungen wieder abgenommen hatten. Dabei pflegten auch die Preussen, namentlich die Husaren und die Freikorps

nicht immer säuberlich mit den Einwohnern umzugehen, „die Noth verursacht es,“ schreibt ein gut preussisch gesinnter Hirschberger in sein Tagebuch, „dass die Preussen dieses Jahr sehr schlechte Wirthschaft treiben, sie fouragiren und plündern so wohl als Andre. Es scheint, als ob alle kriegenden Parteien sich verbunden hätten, nur lediglich das Land zu ruiniren.“

In den Dörfern um Schmiedeberg siegelten die Oesterreicher den Bauern ihre Scheuern zu, damit der Bauer sich nichts daraus nehmen konnte. Wohl hätten die nothleidenden Einwohner aus dem jetzt vom Kriege verschont gebliebenen Böhmerlande Getreide genug kaufen mögen, aber das schlechte preussische Geld durften die Böhmen bei Strafe nicht annehmen. Doch wie übel es auch den damaligen Schlesiern erging, so priesen sie sich doch immer noch glücklich, wenn nur nicht die Russen über sie kamen, denen man aller Orten das Allerschlimmste zutraute. Es soll auch nicht verschwiegen werden, einmal dass mehrfache Fälle vorliegen, wo die obere Heeresleitung bei den Oesterreichern gegen Ungebührlichkeiten von Offizieren wirksam einschreitet, und dass einzelne Befehlshaber derselben, wie z. B. Jahnus und Nauendorf, direkt als mild und menschenfreundlich gesinnt gerühmt werden. Ueberhaupt gestaltete sich grade an den Orten, wo die Oesterreicher dauernd sich fest zu setzen im Stande waren, allmählich ein einigermaßen erträglicher Zustand, wie denn z. B. in Hirschberg Anfang November der sogenannte kalte Jahrmarkt ganz in aller Ordnung abgehalten werden konnte und auch von auswärts besichtigt ward, und am Ende des Jahres spricht schliesslich unser Berichtstatter es als gradezu überraschend aus, dass bei allen den Lieferungen und Plünderungen die Theuerung und das Elend nicht noch viel grösser geworden sei.

Zurückkehrend nun zu dem Manöverkriege im schlesischen Gebirge müssen wir berichten, dass im österreichischen Hauptquartier fortwährend grosse Verlegenheit herrschte über das, was geschehen sollte. Von Wien aus drängte man aufs Aeusserste, dass man zu einem grösseren Unternehmen sich

entschliessen und auch die Russen zu thätigem Eingreifen anspornen möge. Man dachte vor Allem an eine Belagerung von Glogau, welche Soltikow mit dem russischen Hauptheere beginnen sollte, während Tschernitschew mit 20000 Mann auf das linke Oderufer überzugehen und im Vereine mit Laudon, der ihm 40000 Mann Oesterreicher zuzuführen bestimmt war, jene Unternehmung zu decken haben würde. Aber obwohl Soltikow diesem Plane zustimmte, fanden Daun und schliesslich auch Laudon grosse Bedenken dabei; General Plunkett, der als österreichischer Kommissar im russischen Hauptquartier weilte, warnte gradezu davor, die Russen auf das linke Oderufer zu ziehen. Deren Verpflegung werde die grössten Schwierigkeiten haben, Klagen und Reibungen würden um so weniger aufhören, als die Russen sehr wenig Neigung dazu hätten, die Oder zu überschreiten. Bei dieser Armee, wo der Soldat für das ganze Jahr nur sechs Rubel Sold erhielt und auch die Gage des Offiziers kaum für seine Garderobe hinreichte, sei einmal Alles auf das Plündern angewiesen; von diesem Gesichtspunkte aus müssten hier auch die Kriegsoperationen eingerichtet werden. Ausserdem schien es fast unmöglich, das Belagerungsgeschütz von Olmütz her vor Glogau zu schaffen, und schliesslich glaubte auch Daun, die 40000 Mann, welche Laudon zu den Russen führen sollte, nicht entbehren zu können, ohne dem Könige gegenüber in grosse Gefahr zu kommen.

Am 19. September traf in Karolath a. O., wohin Soltikow über Herrstadt sich im September hingezogen hatte, während der preussische General Goltz mit seinem kleinen Korps Glogau deckte, Dauns Brief ein, der das Aufgeben des Anschlags auf Glogau anzeigte. Der russische Feldherr war damit um so mehr einverstanden, als inzwischen ein anderer Plan aufgetaucht war, der ungleich bequemer auszuführen schien, nämlich ein Streifzug gegen Berlin, an dem dann auch eine österreichische Heeresabtheilung theilnehmen sollte, und zu dem bereits am 26. September die russischen Heeresabtheilungen von Tottleben und Tschernitschew abmarschirten.

Inzwischen stand der König noch immer unweit von Schweidnitz Daun gegenüber, meist in gedrückter Stimmung und unzufrieden darüber, dass er keine Gelegenheit fand, weder seinen vorsichtigen Gegner mit Vortheil anzugreifen, noch denselben durch geschickte Märsche aus Schlesien hinauszumanoëvriren und dabei körperlich leidend, wie er denn am 10. September seinem Bruder Heinrich schreibt, er habe drei Tage hindurch Krampfanfälle gehabt, dass er ersticken zu müssen geglaubt habe, und es sei das kaum ein Wunder, denn die Aufregungen dieses Lebens, das er seit zwei Jahren führe, müssten schliesslich die robusteste Konstitution ruiniren. Mitunter fliegen allerdings seine Hoffnungen noch höher. Am 15. September schreibt er an Hülsen, der mit seinem kleinen Korps sich schwer in Sachsen behauptete, binnen sechs Tagen hoffe er mit den Oesterreichern hier fertig zu sein, dann wolle er mit seinem ganzen Heere nach Sachsen aufbrechen, die Feinde verjagen, Dresden nehmen und von da aus womöglich in Böhmen einbrechen und Prag belagern. Aber die Hoffnungen verfliegen; schon wenige Tage später, am 18. September, schreibt er sehr muthlos an den Marquis d'Argens: „ich werde an kleinem Feuer gebraten, ich gleiche einem Körper, den man verstümmelt, und der jeden Tag eins seiner Glieder verliert. Der Himmel stehe uns bei! Wir haben es sehr nöthig.“

Einmal fasste er den Plan, Daun um Mähren besorgt zu machen, und am 25. September musste General Wied mit einer Heeresabtheilung, welche als 15 000 Mann stark ausgegeben wurde, aber nicht die Hälfte davon zählte, über Nimptsch und Neisse gegen Oberschlesien vorgehen, wo der dort postirte österreichische General Bethlen zwar vor ihm in das mährische Gesenke zurückwich, aber schliesslich doch dem Krockowschen Dragonerregimente einen Verlust von 120 Mann unweit von Lindewiese (in Oesterreich-Schlesien) beibrachte. Der Zug musste um so mehr als verfehlt gelten, da Friedrichs Hoffnung, Daun werde sich auf die Nachricht von diesem Streifzuge durch ansehnliche Detachirungen schwächen, unerfüllt blieb, und wenn er

anfänglich gemeint, diese oberschlesische Expedition könne der märkischen, zu der jetzt die Russen sich hatten bewegen lassen, die Wage halten, so ward er bald anderer Ansicht, denn Lacy war am 28. September nicht, wie Daun hatte aussprengen lassen, nach dem Glätzischen, sondern mit 18000 Mann nach der Mark aufgebrochen den beiden vorausgezogenen russischen Heeresabtheilungen nach.

In der That musste jener Zug gegen Berlin, den die russischen Heerführer ursprünglich nur als Streifzug zum Zwecke von Brandschatzungen und Plünderungen unternommen hatten, allmählich doch auch in Friedrichs Augen ein anderes Ansehen erhalten. Schon lange bat Hülsen, der in Sachsen mit 22000 Mann sich kaum der überlegenen Reichsarmee gegenüber behaupten konnte, um Beistand, da jetzt neuerdings der Herzog von Württemberg 20000 Mann den Feinden zugeführt hatte. Wenn hier jetzt noch an 30000 Mann Austrorussen in das Herz der Mark eindringen, stand viel auf dem Spiele, die festen Plätze an der Elbe Wittenberg und Torgau waren verloren, Sachsen konnte nicht mehr gehalten werden, und ein Festsetzen der Oesterreicher in der Mark konnte dann leicht auch die Russen dazu bringen, diesmal in den preussischen Landen, in Pommern oder der Neumark zu überwintern.

Da entschliesst sich der König zu dem Aeussersten. „Siegen oder sterben ist mein Wahlspruch,“ kein andrer Entschluss kann in solcher Lage der Dinge etwas taugen,“ schreibt er am 7. Oktober seinem Bruder Heinrich. Mit einem Aufgebot aller seiner Kräfte wollte er gegen die Russen vorgehen und diese schlagen. Die entsendeten Heeresabtheilungen von Wied und Goltz an sich ziehend, brach er am 8. Oktober nordwärts auf; über Liegnitz, Haynau traf er am 11. Oktober in Sagan ein, während nun auch Daun sich anschickte, ihm zu folgen. Doch liess derselbe Laudon mit 30000 Mann in Schlesien zurück.

Belagerung und Entsatz von Kosel.

Laudon fand hier freie Bahn, wohl waren die Besatzungen einiger schlesischen Festungen verstärkt, doch im Felde stand kein Bataillon ihm entgegen. Die Kaiserin Maria Theresia hatte lebhaft gewünscht, dass man die günstige Gelegenheit zur Eroberung von Neisse benütze, aber der Gedanke musste aufgegeben werden, nachdem der berühmte Ingenieuroberst Gribeauval erklärt hatte, für eine solche Unternehmung 36 000 Mann, 100 Geschütze und sechs Wochen Zeit zu bedürfen. Eher hoffte Laudon die kleine oberschlesische Festung Kosel bezwingen zu können, und nachdem er das Belagerungsgeschütz aus Olmütz dorthin beordert, brach er unter Zurücklassung eines kleineren Truppentheils in der Gegend von Schweidnitz mit etwa 20 000 Mann über Striegau, Reichenbach, Frankenstein, Münsterberg, Zülz gegen Kosel auf, welches er am 21. Oktober vollständig einschloss. Doch stellten sich die Sachen für die Belagerer bald um so ungünstiger, da seit dem 7. Oktober anhaltendes Regenwetter die ohnehin schon morastige Umgebung von Kosel in einen grossen Sumpf verwandelt hatte. Laudon wagte unter solchen Umständen nicht, mit der Eröffnung der Laufgräben und der Aufstellung des schon auf dem Wege befindlichen Belagerungsgeschützes vorzugehen. Denn da 5—6 Tage dazu gehörten, um diese schweren Geschütze, wenn sie erst in die Trancheen eingeführt waren, wieder heraus- und über die Oder zu schaffen und ebensoviel Zeit, um sie dann bis Troppau oder Jägerndorf in Sicherheit zu bringen, so erschien ihm, namentlich da er aus Wien die Weisung erhalten, diesen Belagerungspark in keinem Falle aufs Spiel zu setzen, rathsamer, denselben zum Theil nach Olmütz zurückgehen zu lassen, während er einen Theil in Freudenthal zurückbehalten liess, in der Hoffnung, sich dessen vielleicht einmal bei günstiger Gelegenheit bedienen zu können. Für den Augenblick war er nun Kosel gegenüber auf seine Feldgeschütze angewiesen,

mit denen er allerdings keine grossen Erfolge erzielte. Und auch ein am 26. Oktober unternommener Versuch den Brückenkopf zu überrumpeln und dessen Wälle mit Sturmleitern zu ersteigen, schlug bei der Wachsamkeit des Kommandanten von Lattorf und der Tapferkeit der Vertheidiger fehl. Für eine Erneuerung dieses Versuches mit grösseren Streitkräften, mochten Laudon und der kühne Oberst Rouvroy, die Beide dazu Lust hatten, doch nicht allein die Verantwortung übernehmen, nachdem Generalfeldzeugmeister Harsch ebenso wie Gribeauval sich entschieden dagegen erklärt hatten. Alle diese Entschliessungen wurden allerdings wesentlich beeinflusst durch die Nachricht von einem heranrückenden Entsatzheere.

In der That hatte Friedrich, nachdem der Rückzug der Russen hinter die Oder für ihn die Lage der Dinge wesentlich geändert, am 19. Oktober den General v. d. Goltz mit etwa 12000 Mann wieder nach Schlesien zurückgesendet. Derselbe war am 25. Oktober in Glogau eingetroffen und hatte, als er am 30. Neumarkt erreichte, dort bereits die Kunde erhalten, dass Laudon im Begriffe stehe, die Belagerung von Kosel aufzuheben.

Dazu hatte Laudon am 28. bereits Anstalten getroffen und war dann am 29. Oktober wirklich nach Ober-Glogau abmarschirt, nicht ohne die Dörfer der Umgegend vollständig „auszufouragiren“. Und wenn der vorsichtige Kommandant, immer noch eine plötzliche Wiederkehr des listigen Feindes fürchtend, noch einige Tage hindurch auf das Strengste Wacht hielt, so blieb doch alles ruhig. Nur dass leichte feindliche Truppen auch noch fernerhin die Festung umschwärmten.

Die Besatzung hatte sich in der kritischen Zeit sehr gut gehalten, und wenn Laudon, der wohl wusste, dass sich unter ihr eine grosse Anzahl österreichischer Ueberläufer befand, diese dadurch zu locken versucht hatte, dass er durch die Vorposten Zettel ausstreuen liess, welche ihnen einen Generalpardon zusicherten, so hatte das keinen Erfolg gehabt. Berichtet möge noch werden, dass der Kommandant, um der durch die lange Einschliessung der Festung fühlbar

gewordenen Noth an baarem Gelde abzuhelpen, zu dem Mittel gegriffen, Nothmünzen von Kartenpapier mit seinem Siegel und seiner Unterschrift auszugeben, welchem Beispiele dann unter seiner Zustimmung im nächsten Jahre der Magistrat von Kosel gefolgt ist, der blecherne Nothmünzen im Werthe von 1 Sgr. mit dem Wahrzeichen der Stadt, einem Ziegenkopfe, hat prägen lassen.

Nachdem inzwischen Goltz aus der Breslauer Besatzung sein kleines Heer noch um einige tausend Mann hatte verstärken lassen, beschloss er gegen den Feind anzugehen und wandte sich Mitte November gegen die bei Liegnitz und Landeshut postirten Abtheilungen der Generale Nauendorf und Wolfersdorf. Diese vermochten sich Goltz gegenüber um so weniger zu behaupten, als Laudon jenes Vorrücken nur als ein Scheinmanöver ansah, um ihn aus Oberschlesien fortzubringen und deshalb mit Verstärkungen kargte. Sie räumten den preussischen Theil des Gebirges in solcher Eile, dass sie über 500 Gefangene und in den Gebirgsstädten ansehnliche Vorräthe in den Händen der Preussen liessen. Auch aus Oberschlesien zog sich Laudon, als Goltz hier erschien, entsprechend seinem Grundsätze, die Kräfte seiner Truppen möglichst für den künftigen Feldzug zu sparen, nach und nach zurück und hielt nur die Grafschaft Glatz besetzt. Mitte Dezember haben beide Parteien ein Abkommen getroffen, die Feindseligkeiten bis zum Frühling ruhen zu lassen, und dann erst nach erfolgter Kündigung dieses Winterwaffenstillstandes zu beginnen. Auch die Russen gingen nach der Weichsel zurück.

Als Goltz im November in die Gebirgskreise einrückte, liess er ein Patent ausgehen (dd. Freiburg, den 16. Nov. 1760), welches die Schlesier darüber aufklären sollte, dass die am 3. November bei Torgau vorgefallene Schlacht keineswegs wie österreichischerseits vielfach behauptet wurde, zu des Königs Ungunsten ausgefallen sei, sondern dass er vielmehr dort den herrlichsten Sieg erfochten, den Feind zum Rückzug über die Elbe genöthigt und ihm 12000 Gefangene abgenommen habe. Die Landeseinwohner werden gleich-

zeitig ermahnt, in ihrer Treue nicht zu wanken, und es wird mit Rücksicht auf die Erpressungen der Feinde ihnen künftige Entschädigung auf Kosten der mährischen und böhmischen Länder in Aussicht gestellt. Unterthanen aber, die sich zur Untreue gegen ihren Landesherrn verleiten liessen, werden schwere Strafen an Leib und Leben, Ehre und Gut angedroht, und ihnen sollen als Meineidigen die drei Schwurfinger der rechten Hand durch den Scharfrichter abgehauen werden.

Die Feier jenes blutigen Sieges von Torgau ward in allen schlesischen Kirchen am 16. November begangen, und gegen den bischöflichen Kommissar Riedel in Oppeln ward, weil er in seinem oberschlesischen Sprengel die nöthigen Anordnungen nicht rechtzeitig hatte ergehen lassen, eine Untersuchung verhängt, die dann allerdings mit einer geringfügigen Geldstrafe geendet hat.

Ueberblicken wir den Feldzug von 1760, so ist nicht zu leugnen, dass während desselben die preussische Sache in Schlesien nach mehr als einer Seite hin Schaden genommen hatte. Mit dem Falle der Festung Glatz war thatsächlich der Besitz des gesammten Glatzer Landes verloren gegangen; am Warthapasse hörte von jetzt an die preussische Herrschaft auf, und nur ein vollständiger Umschwung des Kriegsglücks, eine gänzliche Niederlage der Oesterreicher konnte für eine Wiedereroberung Aussicht eröffnen. Hier in diesem noch dazu ganz katholischen Lande vermochten sich die Oesterreicher vollkommen häuslich einzurichten; sie begannen sogar im Herbst dieses Jahres schon wieder, entsprechend ihren früheren unduldsamen Gepflogenheiten die Protestanten aus dem Glatzer Lande auszuweisen.

Aber auch in manchem andern Theile des Landes hatten die Oesterreicher zum Theil sogar längere Zeit die Herren zu spielen vermocht, die Steuern erhoben, Brandschatzungen auferlegt, Beamte ab- und eingesetzt und auch wohl Repressalien ergriffen gegen etwaige Bestrafungen österreichisch gesinnter Schlesier durch den König. Ein

Beispiel hiervon möge wenigstens angeführt werden. Ein Graf Sternberg, von dem wir jetzt bestimmt behaupten dürfen, dass derselbe bereits im Jahre 1741 von Breslau aus Berichte in das österreichische Hauptquartier gesandt hat, war damals mit seinem Sohne unter der Anschuldigung des Landesverrathes in Haft genommen und in Anklagezustand versetzt worden, und Laudon hatte nun auf besonderen Befehl aus Wien zwei schlesische Edelleute gefangen setzen lassen müssen mit der Eröffnung, dass sie ihre Freiheit nur wiedererlangen würden, wenn auch die beiden Grafen Sternberg losgelassen würden. Laudon hatte infolge dieses Befehls den preussischen Kammerherrn Grafen Sandretzky auf Langenbielau und den Grafen Reichenbach auf Pommerswitz durch Militärkommandos aufheben und nach der Festung Glatz bringen lassen. Ueber die weitere Entwicklung dieser Angelegenheit fehlen uns leider die Nachrichten.

Wie genau man übrigens in Wien über die Gesinnungen des hohen schlesischen Adels, vor allem des katholischen, Buch führte und danach die Behandlung der betreffenden Güter seitens der Einquartierungen abmass, dafür möge ein Beispiel Zeugniss ablegen. Maria Theresia selbst schreibt gegen Ende September an Laudon, er solle das bei der Armee in Umlauf gebrachte Gerücht, als sei Fürst Hatzfeld übel gegen sie gesinnt, auf eine geschickte dem Fürsten nicht nachtheilige Weise widerlegen und den Leuten ihren Wahn benehmen, auch des Fürsten Güter schonen, worauf dann Laudon antwortet, er habe nie Jemand sich dahin äussern hören, als ob der Fürst jemalen übel gegen das allerhöchste Kaiserhaus gesinnt sei. Es war ganz unvermeidlich, dass bei solcher Praxis die adligen Grundbesitzer, gleichviel wie sonst ihre Gesinnungen geartet sein mochten, bereit waren, so lange sie österreichische Einquartierung hatten, durch Aeusserungen ihrer Ergebenheit eine schonendere Behandlung ihrer Güter zu erlangen.

Von jenen österreichischen Occupationen konnte kaum Jemand schwerer getroffen werden als der schlesische Minister von Schlabrendorf, der Geld und Rekruten schaffen

und die Magazine füllen sollte, während nun an so vielen Orten des Feindes Gewalt die preussische Herrschaft aufhob. Es war schon so weit gekommen, dass er die Kantonfreiheit der sechs Gebirgskreise nicht mehr zu respektiren vermochte. 1759 hatten dieselben bereits 173 Mann zu stellen, für das laufende Jahr glaubte er 600 verlangen zu müssen. Sehnlichst wartete er darauf, dass die Waffen von Goltz wieder, namentlich in Oberschlesien, mehr Terrain gewönnen, und trotz des strengen Verbotes, sich nicht in die Militärangelegenheiten zu mischen, bestürmte er Goltz mit Bitten, die Feinde aus diesem Landestheile zu vertreiben. Aber erst Ende November konnte er in Oberschlesien an Ausschreibungen der Lieferungen denken, ein Geschäft, welches trotz der in Aussicht stehenden baaren Bezahlung gerade in dieser Gegend mehrfach übler Wille, an vielen Stellen aber auch wirklicher Mangel schwer genug machte, um so mehr, da das geringwerthige Geld doch auch vielfach hemmend einwirkte.

Fünfter Abschnitt.

1761. Das Lager von Bunzelwitz, die Erstürmung von Schweidnitz, der Verrath des Barons Warkotsch, steigende Kriegsdrangsale.

In den ersten Monaten des Jahres 1761 ging wie ein tröstlicher Frühlingshauch eine Friedenshoffnung durch die schwer heimgesuchten deutschen Lande und fand auch in Schlesien, wo man ja ganz besonders stark das Ende dieses furchtbaren Krieges herbeisehnte, viele Gläubige. Und ganz

unbegründet waren diese Hoffnungen nicht. In der That stellte damals Frankreich direkte Friedensanträge bei seinen Verbündeten, von denen allerdings die russische Kaiserin in ihrem blinden Hasse gegen Friedrich verharrend sich für die Fortsetzung des Krieges erklärte, dagegen die ausschlaggebende Macht Oesterreich im Prinzipie einer Friedensunterhandlung nicht widerstrebte, wenn gleich die Formen des französischen Vorschlages nicht annehmbar schienen. Es verdient in der That aufgezeichnet zu werden, dass der Mann, welcher mehr als irgend ein Anderer zur Entzündung dieses Krieges beigetragen hatte, der Kanzler Graf Kaunitz, damals doch bereits dahin gekommen war, nicht mehr unbedingt auf der Eroberung von ganz Schlesien zu bestehen, sondern sich mit einem Theile und schlimmsten Falls sogar mit der ja bereits eroberten Grafschaft Glatz zu begnügen. Bei Erörterung der Friedensvorschläge war es dann zwischen dem französischen Minister Choiseul und Kaunitz zu einem erregteren Meinungs Austausch in den Depeschen gekommen, und was davon natürlich sehr übertrieben ins Publikum gedrungen war, hatte hier ausschweifende Hoffnungen erregt. Man sah bereits die grosse Koalition gegen Preussen gesprengt; von Glogau aus, wo, wie wir wissen, Prinz Heinrich Hof hielt, schrieb dieser seinem königlichen Bruder unter dem 6. März, wenn jetzt die Franzosen Frieden machten, werde er den Vortheil haben, diesen lästigen Krieg zu einem Ende kommen zu sehen. Von Breslau aus wünschte Schlabrendorf seinem Könige zu der von Frankreich an den Tag gelegten Friedenssehnsucht Glück, und an Eichel, des Königs Kabinettsrath, schrieb der Minister, es verlaute, dass in Berlin Marquis d'Argens um 1000 Louisdors habe wetten wollen, man werde binnen sechs Monaten Frankreich gegen Oesterreich losschlagen sehen. Auch der König hat sich eine kurze Weile mit Friedenshoffnungen geschmeichelt und wenigstens das erwartet, dass die trotz ihres grossen Geldmangels so hartnäckige Kaiserin Maria Theresia ihm gegenüber allein auf dem Kampfplatze bleiben würde, doch bald verfliegen „diese

schmeichlerischen Hoffnungen eines baldigen Friedens.“ Man möge sie dem Volke lassen, ohne dasselbe zu enttäuschen. Es werde in diesem Jahre ungefähr so weitergehen wie im Vorigen, schreibt Friedrich an d'Argens. Er werde sich in den bevorstehenden Feldzug stürzen, wie ein Mensch, der kopfüber ins Wasser springt, immer dessen eingedenk, dass oft ein verhängnissvoller Augenblick ein ganzes mit unsäglicher Anstrengung aufgerichtetes Gebäude über den Haufen wirft, doch gleichzeitig auch, dass so wenig alle Befürchtungen wie alle Hoffnungen sich verwirklichen. Bei seiner Menge von Feinden könne er nur von einem Tage zum andern seine Pläne machen.

Den ganzen Winter über war von allen Mächten aufs Lebhafteste gerüstet worden, und wenn es den Oesterreichern leichter fiel, aus ihren ausgedehnten Ländern durch neue Mannschaft die Heereskörper zu vervollständigen, so ward das auf preussischer Seite, wo man über ungleich kleinere Landgebiete, die zum Theil keineswegs stark bevölkert waren, verfügte, um Vieles schwieriger, und die Rekrutenaushebungen liessen sich ohne Gewalt und Härte vielfach gar nicht ausführen; Entweichungen der jungen Mannschaft waren an der Tagesordnung, ja an manchen Orten riefen die Einwohner die Feinde geradezu herbei, um an ihnen Schutz vor den Rekrutirungen zu finden. Hier in Schlesien hatte man für das kommende Jahr z. B. aus den sonst befreiten industriellen Gebirgsbezirken 600 Mann auszuheben sich genöthigt gesehen. In Oberschlesien war die Rekrutenstellung fort und fort ein wunder Punkt. Was die Geldfrage anbetraf, so war ja allerdings in Schlesien, wie in den preussischen Landen überhaupt die unterwerthige Münze ein schwer empfundenes Uebel, und wenn es sich um Zahlungen an feindliche Truppen handelte, eine Quelle arger Chikanen, Uebervortheilungen und empfindlicher Verluste. Wo dann, wie es seit 1760 in der Grafschaft Glatz der Fall war, der Feind auf die Dauer über eine ganze Landschaft gebot und hier das preussische Geld ganz ausser Kurs setzte und verrief, musste das Elend gross werden

und schwere Hungersnoth über die Bevölkerung kommen, die noch dazu im Vorjahre eine sehr schlechte Ernte gehabt hatte. Andererseits war im Finanzpunkte Preussen infolge der gewohnten sparsamen und sorgfältigen Verwaltung immer noch besser daran als Oesterreich, wo es jetzt so weit gekommen war, dass, während die Staatseinkünfte nicht entfernt an die Höhe der Ausgaben heranreichten, doch neue Anleihen an dem Mangel des Kredits und neue Steuern an der Unmöglichkeit ihrer Eintreibung unübersteigliche Schranken fanden. Die Geldnoth hatte schon dazu geführt, die seit Ende 1759 eingestellte gegenseitige Auswechslung der Kriegsgefangenen wieder einzuführen, um die Verpflegung sovieler Tausende zu sparen, obwohl Daun dagegen einwendet, dass der Feind davon den grössten Vortheil haben würde, da, wie er charakteristisch hinzufügt, „seine Soldaten sowohl als Offiziere und besonders Generale mehr werth als die unsrigen sind.“ Jetzt am Anfange des Jahres 1761 griff man sogar zu einer Reduktion des Heeres und verminderte jedes Regiment um zwei Kompagnien, ohne es darauf ankommen zu lassen, dass, wie Lacy versicherte, jeder Offizier und jeder Soldat mit Freuden bereit gewesen sein würde, für die Hälfte seines Soldes weiter zu dienen. Mussten doch ohnehin die Offiziere von 1761 an ein Dritttheil ihres Soldes in gestempelten ledernen Münzen, deren Einlösung nach dem Frieden versprochen war, annehmen.

Unvermeidlich trieb die Geldnoth dann die Oesterreicher in noch höherem Masse als bisher zu Kontributionen und Brandschatzungen, und die auch schon früher geübte verderbliche Gewohnheit, für jede erlittene Schlappe, jeden Ueberfall die unschuldigen Umwohner büssen zu lassen, bürgerte sich immer mehr ein. Im August dieses Jahres wurden 13 Dörfer des Neissischen Gebietes fast ruinirt dadurch, dass General Bethlen von ihnen 11000 Gulden eintrieb als Strafgeld dafür, dass sie die Oesterreicher nicht rechtzeitig vor einem preussischen Angriffe gewarnt hätten. Derselbe General hat dann auch verschiedenen Gemeinde-

behörden durch Drohungen amtliche Bescheinigungen abgepresst, welche den Ueberbringer als auf der Suche nach abhanden gekommenen Vorspannpferden beglaubigten, womit dann Spione ausgestattet wurden.

In einem gewissen Gegensatze zu dieser Steigerung der Kriegsdrangsale steht es, wenn wir wahrnehmen, dass eben infolge der langen Dauer des Krieges sich unter den Führern eine gewisse Art von Höflichkeit und Courtoisie herausgebildet hatte. Unter dem 20. März 1761 schreibt der König seinem Bruder: „übrigens stehen wir mit den Oesterreichern auf einem Fusse der Höflichkeit und des guten Verkehrs, wie es ohne Beispiel während des ganzen Krieges ist“; von den Uebereinkünften über die Waffenruhe während des Winters ward bereits berichtet, die einige Jahre von den Oesterreichern verweigerten Auswechselungen der Kriegsgefangenen kamen wieder in Gang, ferner durften z. B. die Blessirten beider Parteien ebenso die Bäder in der Grafschaft Glatz wie die böhmischen besuchen, die Fahrposten fuhren ohne Gefahr durch die Armeen, und die Waarenzüge zur Leipziger Messe wurden nicht angegriffen; einen interessanten Zug nach dieser Richtung hin enthält ein Bericht des schlesischen Ministers vom 23. August 1763 dahin lautend, der Liegnitzer Stadtdirektor Nicolovius habe ihn im Auftrage des österreichischen Generals von Beck um einen kleinen Vorrath von englischem Bier für den russischen General Buturlin gebeten, und er, der Minister, habe in der Hoffnung, dass der König derartige Politessen nicht missbilligen werde, da ja auch seiner Zeit der selige General Winterfeld wiederholt den ihm gegenüberstehenden feindlichen Heerführern Delikatessen übersandt habe, seinen ganzen Vorrath von englischem Bier, 30 Flaschen, an Beck gesandt. Der Letztere habe bei dieser Gelegenheit ihm sagen lassen, er sei hier in der Liegnitzer Gegend hauptsächlich deshalb, um Schlesien vor den Russen zu schützen und habe über 1000 Mann von seinem Korps bis eine Meile vor Glogau hin als Sauvegarde zu diesem Zwecke postirt; der Minister möge es ihm nicht anrechnen, wenn trotzdem

Exzesse vorfielen, die Russen seien einmal nicht zu bändigen, obwohl man ihrer bereits mehrere erschossen hätte.

Was wir vorher über die steigenden Drangsale des Krieges bemerkten, das findet dann auf Schlesien in den letzten Kriegsjahren in hervorragendem Masse Anwendung, ja man wird sogar sagen müssen, dass das allgemeine Friedensbedürfniss und die selbst bei dem Wiener Hofe mehr und mehr zum Durchbruch kommende Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, sich über kurz oder lang zum Frieden bequemen zu müssen, für Schlesien nur unglückliche Folgen gehabt und dieses Land in den letzten Kriegsjahren zum Hauptkriegstheater gemacht hat, insofern die Oesterreicher ihre Forderung, bei den Friedensunterhandlungen wenigstens ein Stück von Schlesien zurückzugewinnen nicht besser unterstützen zu können glaubten, als durch die That- sache einer dauernden Occupation schlesischer Landestheile. Es hing hier immer Eines mit dem Andern eng zusammen. Weil man in Wien entschlossen war, bei dem Friedens- schlusse entschieden geltend zu machen, dass ohne den Besitz der Grafschaft Glatz Böhmen nicht wirksam ver- theidigt werden könne und mit Rücksicht darauf auf der Forderung dieses Landestheiles unter allen Umständen zu bestehen, so sollte ein jeder preussischer Versuch, die Festung Glatz zurückzuerobern von vornherein unmöglich gemacht und deshalb eine ansehnliche Truppenmacht für Schlesien gesichert werden, insofern, wie Kaunitz es ganz direkt aus- sprach, es zur Zeit wichtiger sei, Glatz zu behaupten als Sachsen.

So vereinigte sich Alles, die dringende Verwendung des Kanzlers Graf Kaunitz, wie die von Kunersdorf herstammende Vorliebe der russischen Generalität für Laudon dazu, diesem Feldherrn im Widerspruche mit Dauns Wünschen eine an- sehnliche Armee von über 50 000 Mann für Schlesien zu selbständiger Verfügung zu stellen.

König Friedrich hatte den Plan der Gegner, den Schwerpunkt des Krieges für dieses Jahr nach Schlesien zu verlegen und hier die Vereinigung eines russischen und

eines österreichischen Heeres herbeizuführen, früh (schon im Januar) mit so vollkommener Sicherheit durchschaut, dass die übrigens grundlose Annahme hat entstehen können, es sei ihm der Feldzugsplan von einem russischen Verräther mitgetheilt worden. Und aus diesem Grunde entschloss er sich noch im Frühling, selbst die Hälfte seines in Sachsen versammelten Hauptheeres nach Schlesien zu führen und kündigte diese seine Absicht allerdings im tiefsten Geheimnisse bereits Anfang März dem Minister von Schlabrendorf an und ebenso dem General von der Goltz, der inzwischen Schlesien mit etwa 26 000 Mann, worunter 6000 Reiter, zu schützen die Aufgabe hatte.

Noch herrschte damals im März hier in Schlesien jene seit dem Dezember vereinbarte Waffenruhe. Dieselbe ward nur einmal unterbrochen, als Anfang März der preussische Oberst Prinz von Anhalt-Bernburg im Glatzischen Rekruten auszuheben versuchte und in Folge davon mit den Oesterreichern bei Silberberg in Händel gerieth, welche Blutvergiessen veranlassten und den Letzteren acht Geschütze kosteten. Als der Prinz auf die österreichischen Reklamationen wenigstens die Herausgabe der fortgeführten Rekruten verweigerte, da er diese aus seines Königs Landen genommen habe, liess Laudon die Besatzung von Frankenstein überfallen, wodurch dann ein Bataillon Infanterie und eine Schwadron Husaren in Gefangenschaft gerieth. Doch ward der Streit wieder ausgeglichen, und die Waffenruhe dauerte fort, bis Laudon dieselbe am 19. April kündigte und am 23. in Schlesien einrückte. Ihm gegenüber zog Goltz, der nur über etwa 18 000 Mann gebot, seine Truppen zusammen, und nahm nahe der Festung Schweidnitz gegen Hohenfriedeberg hin eine Stellung ein, mit den beiden vorgeschobenen Posten bei Kunzendorf und am Zeiskenschlosse die Debouchéen aus dem Gebirge überwachend. Er hatte den Auftrag, aus seiner streng defensiven Haltung nur hervorzutreten, wenn bei dem Anmarsch des Königs ein feindlicher Heerestheil sich zwischen sie Beide zu schieben versuche. Laudon seinerseits hat trotz der mehr als

doppelten Ueberlegenheit seiner Streitkräfte doch Bedenken getragen, die Stellung des Gegners zu forciren, augenscheinlich bedenklich gemacht durch die Erwägung, dass seine zahlreichen und einflussreichen Neider jeden Misserfolg ihn schwer büßen lassen würden.

Während so hier die beiden Heere wochenlang unthätig einander gegenüber standen, fand der König Musse, den wieder in Dienst getretenen Prinzen Heinrich mit etwa 30000 Mann in Sachsen zurücklassend, selbst mit einem nur wenig schwächeren Heerestheile und zahlreicher Artillerie nach Schlesien zu eilen. Er führte dies in ganz besonders beschleunigten Märschen aus. Am 4. Mai hatte er bei Torgau die Elbe überschritten, am 8. rastete er bei Görnitz, am 13. vereinigte er sich bei Schweidnitz mit dem General Goltz, worauf dann Laudon, dem das preussische Heer jetzt um ein wenig der Zahl nach überlegen war, über das Gebirge zurückzugehen sich beeilte, nur die Pässe nach Böhmen und ins Glätzische besetzt haltend. Er fürchtete einen Einfall in Böhmen und noch mehr einen Angriff auf Glatz. Hier hatte man die Festungswerke ansehnlich verstärkt, neue Werke, auch das sogenannte Theresienthor gebaut, die Vorstädte vollständig demolirt, eine Verbindung von Pallisaden zwischen Donjon und Schäferberg geschaffen, und die Besatzung bis auf 7 Bataillone verstärkt ungerechnet Artillerie und Pioniere. Jetzt im Mai 1761 ging der Kommandant Gaisruck vor, als stände der Feind vor den Thoren. Die Soldatenweiber wurden aus der Stadt gejagt, die Einwohner angehalten, sich auf ein halbes Jahr mit Proviant zu versehen; Mist durfte nicht mehr aus der Stadt geschafft werden, damit man bei einem Bombardement sich seiner zur Bedeckung der Häuser bedienen könne. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir dann auch, dass die Oesterreicher schon längst alle Protestanten aus der Stadt vertrieben hatten; ihre Kirche ward als Magazin benutzt.

Aber wie werthvoll auch eine Wiedereroberung von Glatz für den König gewesen wäre, so konnte er doch nicht an solche schwierige und zeitraubende Unternehmung denken,

jetzt wo alle seine Gedanken davon erfüllt waren, wie er sich zwischen dem heranziehenden grossen russischen Heere und den Oesterreichern behaupten sollte. Sein Kriegsplan war vor Allem den Oesterreichern Stand zu halten und hier sogar eine Gelegenheit zum Kampfe zu suchen, dagegen die Russen, obwohl deren Armee die zahlreichere war, nur beobachten zu lassen. Denn er sagte sich mit vollem Rechte, dass ein Sieg über die Oesterreicher nach den bisherigen Erfahrungen einen Rückzug der Russen zur Folge haben werde, während das Umgekehrte nicht ohne Weiteres angenommen werden könne.

Er begnügte sich daher damit, unmittelbar nach seinem Eintreffen in der Schweidnitzer Gegend Goltz mit etwa 12800 Mann gegen die Russen zu entsenden, um von einer Stellung bei Glogau aus zur Hand zu sein, je nachdem die Russen gegen Pommern, gegen die Mark, gegen Glogau oder Breslau sich wenden würden.

Als dann Goltz erfuhr, dass die Russen Ende Mai über die Weichsel gegangen seien und in drei Abtheilungen vorwärts rückten, deren erste den andern beiden weit voraus sei, schlug er dem König vor, seine Heeresabtheilung soweit zu verstärken, dass er mit Aussicht auf Erfolg jenes vorgeschobene russische Korps angreifen und schlagen, vielleicht auch das grosse Magazin zerstören könne. Der König genehmigte es nach einigem Bedenken und verstärkte Goltz bis auf 20000 Mann. Aber der Unstern, der seit 1757 über allen Entsendungen gegen die Russen gewaltet hatte, verleugnete sich auch jetzt nicht. Als Goltz am 28. Juni gegen die Russen aufbrechen wollte, erkrankte er und starb. Ehe dann in der Person Zietens ein Nachfolger gefunden ward und an Ort und Stelle kam, war in einer Sache, wo Schnelligkeit die einzige Gewähr für das Gelingen bieten konnte, der günstige Moment versäumt, und ohne Etwas ausgerichtet zu haben, wohl aber nach einem Verluste von nahezu 1500 Mann durch Krankheiten, Desertionen und Scharmützel fand sich Zieten Anfang Juli wiederum auf schlesischem Boden, wo er ganz in die

Defensive zurückgeworfen, nach des Königs Weisung Breslau gegen die Russen zu decken hatte. Mit der grösseren Hälfte der Zieten'schen Heeresabtheilung verschanzte sich General Knobloch nördlich von Breslau hinter den Dämmen der alten Oder bei Friedewalde und Carlowitz, während Zieten selbst mit dem Reste seiner Truppen auf dem andern Ufer des Flusses bei Gabitz in einem Lager, an dessen Verschanzungen täglich 2000 Arbeiter thätig waren, des Feindes weitere Bewegungen abwartete.

Hinter ihm rückte Mitte Juli Feldmarschall Buturlin in Schlesien ein. Eine von ihm ausgehende Proklamation in lateinischer Sprache, datirt Moschin, den 30. Juni (n. St.), verspricht im Namen ihrer kaiserlichen Majestät, es würden die russischen Truppen in Schlesien keinem Sterblichen auch nicht die geringste Gewalt, auch nicht das kleinste Unrecht zufügen, sondern die Einwohner ganz ungefährdet den Acker bauen, dessen Früchte geniessen, Handel treiben, die Kunst üben lassen. Diese Versicherungen werden schön illustriert dadurch, dass das uns erhaltene Exemplar der Proklamation eingeschlagen ist in eine amtliche Nachweisung dessen, was die russische Armee auf den herzoglich Württemberg'schen Kammergütern an Lieferungen erpresst, was dieselbe ruiniert und mitgenommen, einschliesslich dessen, was sie in der Kirche zu Domatschine an baarem Gelde geraubt hat.

Das Heer, welches Buturlin anführte, ward auf 7000 Mann geschätzt; doch mit demselben entschlossen dem Gegner auf den Leib zu gehen, lag wenig in der Absicht des Oberfeldherrn, der es vielmehr als bestimmte Weisung seiner Kaiserin ausgesprochen hatte, sich möglichst in gedeckten Stellungen zu halten und nichts auf das Spiel zu setzen. Der unternehmende Laudon wusste dies recht wohl und baute seine ganze Hoffnung darauf, dass, wenn nur erst die Vereinigung seiner Truppen mit den russischen gelungen sein würde, schon im Hinblick auf die ungeheure Ueberlegenheit, die man dann den Preussen gegenüber besässe, Buturlin leichter zu einer energischen Kriegführung fortzureissen sein würde. Doch diese ersehnte Vereinigung

hatte auch wiederum ihre Schwierigkeiten; vor ihnen stand ein wachsamer Gegner, der, wie man voraussetzen durfte, Alles daransetzen würde, auf den Vortheil der inneren Linien gestützt, sich dazwischen zu werfen. Nun hatte ja allerdings Laudon, wie schon erwähnt, in Wien durchgesetzt, dass Daun ihm ein Hülfskorps unter General O'Kelly zusenden musste, welches ihn auch ohne die Russen seinem Gegner fast um das Doppelte überlegen erscheinen liess. Und im Vertrauen auf diese Ueberlegenheit hätte er nun wohl daran denken können, eine Schlacht zu wagen und den Weg zu den Russen sich nöthigenfalls zu erkämpfen. Aber er hat das nicht gethan, und wir dürfen nicht zweifeln, dass auch ihm, dem Unternehmendsten und Kühnsten der österreichischen Heerführer, ein Kampf mit einem Gegner wie Friedrich selbst bei grosser Ueberlegenheit als ein ernstes Wagniss erschienen ist, während er dabei doch wiederholt es als seine Ueberzeugung ausgesprochen hat, dass, im Falle er eine Schlappe erlitte, die Russen niemals die Oder überschreiten, sondern vielmehr „unter allerhand Ausflüchten den Rückmarsch gegen die Weichsel antreten würden“.

Unter solchen Umständen hat sich der Feldzug in Schlesien während des Sommers 1761 gestaltet. Seit Mitte Mai stand der König den Oesterreichern in Schlesien gegenüber, beide Heere trennten die schlesischen Gebirge, und nur unbedeutende Scharmützel unterbrachen den thatsächlichen Stillstand der Waffen. Während Laudon ungeduldig die Nachricht von dem Anrücken der Russen erwartete, ward im preussischen Lager bei Freiburg eifrig gedrillt, exercirt und manövrirt, um die im Winter neu eingestellten Rekruten durch den Schein des Krieges für den Ernst desselben vorzubereiten.

Als Anfang Juli das österreichische Lager in Bewegung zu kommen schien, nahm der König am 6. dieses Monats eine neue Stellung bei Pilzen südöstlich von Schweidnitz hinter dem Peileflüsschen. In der That hatte damals Laudon die langersehnte Nachricht von dem Anmarsche der

Russen erhalten, aber zugleich auch erfahren, dass Buturlin nicht direkt auf Breslau los, sondern an der gross-polnischen Grenze bis gegen Gross-Wartenberg zurückzugehen und über Namslau gegen Oppeln hin die Oder zu erreichen beabsichtigte. Während auf diese Nachricht Zieten und Knobloch sich gegen Brieg oderaufwärts schoben und die kleine österreichische Heeresabtheilung des Generals Bethlen aus Steinau in Oberschlesien herbeieilte, um Oppeln zu besetzen, wo dann jenseits der Oderbrücke Kosaken und Panduren sich zuerst begrüßen konnten, brach nun auch das grosse Heer Laudons am 19. Juli aus seinem Lager bei Braunau auf und wandte sich durch die Grafschaft Glatz und die Pässe von Wartha und Silberberg gegen Frankenstein. Doch auch König Friedrich marschierte, als er von diesen Bewegungen hörte, am 21. Juli ostwärts nach der Nimptschschen Gegend, entschlossen, sich nicht von Neisse abschneiden zu lassen. Die Marschlinien der beiden grossen Heere neigten in spitzem Winkel einander zu, wie einst vor der Schlacht bei Chotusitz, und wie damals schien ein Kampf entscheiden zu müssen, welche Partei der andern das Feld zu räumen hatte. Friedrich war zu einem solchen entschlossen, und die feindlichen Vortruppen energisch zur Seite schiebend, stürmte er in Gewaltmärschen vorwärts, so dass Laudon zu seiner grossen und unangenehmen Ueberraschung am 22. Juli den Feind auf den dominirenden Höhen von Gross-Nossen südlich von Münsterberg und sich vor die Alternative gestellt fand, diese Stellung zu forciren oder seinen Plan aufzugeben. Er wählte das Letztere und ging gegen Patschkau hin an die Neisse zurück.

Daun an Laudons Stelle hätte wahrscheinlich geraume Zeit gebraucht, sich von dieser strategischen Niederlage zu erholen. Der Letztere dagegen verlor keinen Augenblick, einen neuen Plan zu fassen und den Schauplatz der in Oberschlesien vereitelten Vereinigung nun nach Niederschlesien zu verlegen. General Caramelli, der als österreichischer Bevollmächtigter lange im russischen Haupt-

quartier verweilt hatte, ward jetzt aufs Neue dahin entsendet, um Buturlin für Laudons neuen Plan zu gewinnen, der die Russen nun bei Leubus über die Oder führen sollte. Der russische General ging auf den neuen Plan um so williger ein, da ihm eine Gelegenheit, noch eine Zeit lang auf dem rechten Oderufer vollkommen ungefährdet und unter bequemerem Verpflegungsverhältnissen zu verweilen nicht eben unerwünscht war. Laudon aber wandte alle Künste seines erfindungsreichen Geistes an, um seinen scharfsichtigen Gegner über seine wahre Absicht zu täuschen und denselben in dem Glauben zu erhalten, er bestehe darauf, die Vereinigung mit den Russen in Oberschlesien zu erstreben. Und diesmal nicht ohne Erfolg. — Als Laudon sein ober-schlesisches Korps, das jetzt Draskowich befehligte, bis auf 10000 Mann verstärkte, hielt Friedrich dies für den Vor-trab des grossen österreichischen Heeres und zog auch die Abtheilungen Zieten und Knoblochs an sich, um hier auf dem rechten Neisseufer mit voller Macht auftreten zu können. Aber Draskowich wich (Anfang August) mit geringem Verlust nach Jägerndorf und von Zieten verfolgt, bis nach Mähren zurück; anderseits rief die Nachricht, dass die Russen, nachdem sie bereits am 2. August eine Abtheilung unter Tschernitschew gegen Breslau vorgeschickt hatten, am 4. August von Namslau westwärts aufgebrochen seien, den König über die Neisse zurück, und Knobloch musste eiligst wiederum gegen die Oder aufbrechen. Jetzt erwartete der König bestimmt, dass die Russen zwischen Breslau und Ohlau die Oder überschreiten, und dass Laudon ihnen von Patschkau aus entgegen kommen würde. Am 4. August erreichte er in einem Gewaltmarsche, der seinen Truppen fast sechs Meilen an einem Tage zumuthete, die Höhen von Schönbrunn, östlich von Strehlen, und gab bereits seine Befehle zur Schlacht für den folgenden Tag, da er Nachrichten über Laudons Anrücken empfangen hatte. Aber seine Späher waren durch eine blossе Streifpatrouille leichter österreichischer Truppen getäuscht worden. Der König musste sich sagen, dass er mit Aufbietung aller

Kräfte wiederum nur einen Stoss in die Luft geführt, und ferner auch, dass er alle Fühlung mit dem Feinde verloren habe. Beide feindlichen Heere hatten Ueberfluss an leichten Truppen, die wie mit einem Schleier alle ihre Bewegungen deckten und verhüllten, und das Kundschafterwesen war nie eine besondere Stärke der preussischen Heere, weil, wie man sagte, der König zu karg mit Belohnungen der Leute war, die ihr Leben an derartige missliche Geschäfte wagten. Sehr unzufrieden verweilte er jetzt in seinem Strehlemer Lager. „Laudon schläft bei Wartha, und wir thun eben auch nicht viel,“ schrieb er von hier unter dem 8. August an Marquis d’Argens. Aber Laudon schlief keineswegs, sondern sah mit stiller Genugthuung seinen letzten Plan der Vollendung entgegenreifen, allerdings entschlossen, wie er unter dem 8. August seiner Kaiserin schreibt, vor der Vereinigung mit den Russen das Wagniss einer Schlacht nicht auf sich zu nehmen. Diesen Letzteren konnte das fünftägige Verweilen Friedrichs im Lager zu Strehlen wohl erwünscht kommen, es ermöglichte ihnen in aller Musse den Marsch bis zu der Uebergangsstelle bei Leubus auszuführen. Besondere Thaten hatte das grosse Heer Buturlins allerdings bisher nicht verrichtet; die Gegend von Namslau, Oels und Bernstadt hatte es zur Einöde gemacht, wobei grosse Banden von Marodeurs aus allerlei Volk, Russen, Polen, Oesterreicher, die hier auf dem rechten Oderufer ihr Wesen trieben, auch das Ihrige gethan hatten, sie hatten unter Anderem auch den Eisenhochofen an der Malapane, aus dem die preussische Artillerie einen grossen Theil ihrer Geschosse bezog, in die Luft gesprengt und am 6. August einen Vorstoss gegen Breslau unternommen, der auch keine Lorbeeren einbrachte. Es sieht wenig danach aus, als ob Buturlin wirklich, wie König Friedrich selbst erzählt, sich geschmeichelt habe, mit Hilfe eines Aufstandes von 4000 hier gefangen gehaltenen österreichischen Kriegsgefangenen sich Breslaus durch eine blosser Berennung des Platzes zu bemächtigen; es bleibt sogar der Zweifel erlaubt, ob nicht der königliche

Chronist Vorkommnisse, welche, wie bereits berichtet wurde, 1759 und 1760 gespielt haben, irrthümlich hier eingefügt habe. Gewiss ist, dass sich Tschernitschew am 6. August auf eine mehrstündige Kanonade gegen die Vorstadt auf dem rechten Oderufer beschränkt hat, dass Tauentzien dieselbe tapfer erwidert, und dass schliesslich der herbeigeeilte General Knobloch von seiner Postirung hinter der alten Oder aus die Russen zum Rückzug über die Weide genöthigt hat, nachdem sie die Dörfer Rosenthal und Klein-Raake niedergebrannt hatten.

Als der König dann erfuhr, dass die Russen von Hundsfeld nach Trebnitz und weiter nach Winzig gezogen wären, fasste er die Hoffnung, dass sie die Vereinigung mit den Oesterreichern in Schlesien ganz aufgebend sich anderswohin wenden würden und entsandte zwei kleine Heeresabtheilungen unter Platen und Knobloch, um ihren Marsch zu beobachten und ihnen nach Kräften Schaden zu thun. Doch beide mussten bald wieder zurückgerufen werden, denn während der Kommandant von Schweidnitz berichtete, dass Laudon auf dem Rande der Berge unweit von Freiburg bei Kunzendorf Stellung genommen habe, erfuhr er auch, dass die Russen Miene machten, wenig unterhalb Breslaus bei Auras die Oder zu überschreiten. Wiederum suchte der König sich jetzt dazwischen zu werfen; am 11. August stand sein Heer bei Kanth bereit, wenn Laudon zur Vereinigung mit den Russen gegen Neumarkt vorrücke, ihn anzugreifen. Doch abermals zeigten sich die Voraussetzungen von Friedrichs Plane nicht zutreffend. Laudon rührte sich nicht aus seinem Kunzendorfer Lager, und was von Russen bei Auras über die Oder gegangen, waren nur Kosakenschwärme, die vor den preussischen Patrouillen zurückwichen. Am Sonntag den 9. August hatte der Kreisdeputirte von Seidlitz die Ehre gehabt, in seinem Schlosse zu Karauschke etwa $1\frac{1}{2}$ Meile westlich von Trebnitz die ganze russische Generalität zu bewirthen, am Tage darauf hatten ihre Vortruppen den Bau einer Schiffbrücke über die Oder bei Leubus begonnen, und am

11. und 12. war auf dieser das ganze russische Heer übergegangen und über Parchwitz nach Liegnitz weitergezogen. Am 13. hatte sich Laudon bei Buturlin eingefunden, den Bundesgenossen begrüsst, ihm die Gunst der Verhältnisse dargelegt, Weiteres verabredet; aber er war allein gekommen ohne sein Heer, wohl hatte er, „um den Russen mehr Muth zu machen“, eine in der That ganz unbeschäftigt bei Zittau stehende Heeresabtheilung unter General Beck herbeordert, hatte auch auf Buturlins Wunsch einige Regimenter regulärer Reiterei diesem zu senden versprochen. Mit dem Hauptheere aber blieb er unbeweglich auf seinen Bergen bei Freiburg stehen und begnügte sich, General Brentano mit seinem Korps bis Striegau vorzuschieben. Die Russen verlangten, er sollte bis Jauer vorgehen, doch er erklärte, auf seinem Posten stehen bleiben zu müssen, um die Verbindung mit Böhmen und die Sicherheit der Verpflegung nicht zu gefährden.

Unzweifelhaft hat Laudon gerade durch diese Haltung dem König sein Konzept ganz und gar verrückt und ihn zu falschen Kombinationen verleitet. Es kommt allerdings darauf hinaus, dass Letzterer, wie ein älterer Militärschriftsteller gesagt hat, in diesem Feldzuge den Oesterreichern zu viel und den Russen zu wenig zugetraut hat; es blieb ihm fort und fort undenkbar, dass der unternehmendste der österreichischen Heerführer sich selbst so wenig und seinen Bundesgenossen so viel zumuthen, und dass er Heerführer, die bisher jedem kühneren Vorgehen sich versagt hatten, dazu bringen könne, die Hauptsumme von Gefahr und Anstrengung gutwillig allein auf sich zu nehmen. Und eben weil Friedrich nach dieser Ueberzeugung seine strategischen Züge einrichtete, hat er immer nur Stösse in die Luft geführt, erfolglos operirt und einer Gelegenheit zum Kampfe mit Laudon beharrlich, aber stets erfolglos nachjagend, jede Gelegenheit den Russen eine Schlappe beizubringen versäumt.

So ging es auch jetzt wieder, als er endlich sich von der wahren Lage der Dinge und von der Stellung der Russen bei Liegnitz überzeugt hatte. Wiederum drang er

jetzt mit gewohnter Kühnheit zwischen die beiden feindlichen Heere und stellte sich am 14. August in der Mitte zwischen Freiburg und Liegnitz in der Gegend von Jauer auf, entschlossen, Laudon, von dessen Anrücken er bereits erfahren, eine Schlacht anzubieten, und seine Anstalten waren so gut getroffen, dass selbst ein wenig günstig gesinnter Augenzeuge zugiebt, Laudon würde, wenn er herangekommen wäre, übel empfangen worden sein. Aber des Königs Nachrichten stellten sich wiederum als falsch heraus. Laudon kam nicht, und der König musste schliesslich zurück, denn er konnte nicht auf die Dauer sich mitten zwischen zwei Heeren behaupten, die, wenn sie hinreichend Musse hatten, einen kombinierten Angriff zu verabreden, mit ihren 140 000 Mann seine Heeresmacht von etwa 55 000 erdrücken konnten. Wohl stellte er sich noch einige Tage den Russen kühn entgegen auf den Höhen von Wahlstadt, die er eifrig hatte verschanzen lassen, aber sie selbst anzugreifen in dieser Stellung, wo ihnen Laudon nicht wohl hätte Beistand leisten können, unternahm er nicht. Er hielt vielmehr mit einem gewissen Eigensinn an seinem Grundsatz fest, seine Offensive allein für die Oesterreicher aufzusparen. „Ich denke nicht daran, sie (die Russen) anzugreifen,“ schreibt er am 16. August aus Wahlstadt seinem Bruder Heinrich, — — „Ich halte daran fest, nur mit Laudon mich einzulassen und das aus guten Gründen — wenn ich nicht die Geduld verliere, hoffe ich, dass diese Leute (die Russen) sich fortmachen werden, die Andern (die Oesterreicher), die zäher sind, wird man mehr im Auge behalten müssen.“ So kam es denn zu Nichts, der immer aufs Neue von Friedrich erwartete Angriff Laudons erfolgte nicht, ein Versuch des Königs, am 17. August einen ungeheuren Brottransport für die Russen wegzunehmen, scheiterte an Laudons Wachsamkeit, und als er dann etwas ostwärts zurückging und die Russen in der Nacht vom 18. zum 19. August einen ungewöhnlich kühnen Marsch gegen Süden um des Königs linke Flanke herum zur Vereinigung mit den Oesterreichern unternahmen, liess sich der König,

an seinem Grundsatz eisern festhaltend, wiederum die Gelegenheit entgehen, die Russen während des Marsches anzugreifen. Wohl regte sich jetzt endlich Laudon und schob sich etwas westwärts auf Jauer zu den Russen entgegen, doch als der König auf die Nachricht davon am 19. August eilig aufbrach, um jetzt sogleich das verlassene Lager auf den dominirenden Anhöhen oberhalb Freiburg zu besetzen, kehrte Jener schleunigst um, und als Friedrich herbeikam, bedrohten ihn wieder die Feuerschlünde der Oesterreicher von den Bergen.

Das Lager von Bunzelwitz.

So war dem Könige denn Alles fehlgeschlagen, die Vereinigung zwischen Russen und Oesterreichern war zur That geworden, und ihrer vereinten Macht gegenüber sah er sich in strenge Defensive zurückgeworfen. Er beschloss jetzt nordwestlich von Schweidnitz bei Bunzelwitz also in der Gegend des heut bekannteren Eisenbahnknotenpunktes Königszelt, der nach jenem Lager getauft ward, ein verschanztes Lager zu errichten, das die Verbündeten hindern sollte, trotz ihrer Uebermacht Schweidnitz zu belagern. An Schweidnitz angelehnt dehnte sich dasselbe zwischen dem Striegauer, Schweidnitzer und Freiburger Wasser die Dörfer Teichenau, Bunzelwitz, Tschechen, Zedlitz, Jauernik einschliessend gegen Striegau hin aus, in einem länglichen Vierecke, das eine grosse Anzahl befestigter Hügel enthielt, deren eigentliche Citadelle aber die Schwedenschanze bei Würben bildete. In grossem Stile war dieses Lager angelegt. Hinter Gräben, die 16 Fuss breit und ebenso tief waren, deckten 24 grosse Batterien mit 460 Stück Feuerschlünden, die man zum Theil aus Schweidnitz herbeigeholt hatte, und 182 Minen die Umwallung. Vor den Linien wurden Pallisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt oder spanische Reiter gestellt und vor diesen noch drei Reihen sechs Fuss tiefer Wolfsgrubengegraben. Dabei ward das Terrain des ganzen Lagers höher als die Umgegend. Diese unge-

heuren Befestigungen zu errichten, bedurfte der König nur weniger Tage, da seine halbe Armee immer die Schaufel führen musste, und die gewaltigen Werke waren emporgewachsen, ehe die staunenden Feinde nur zu den ersten Verabredungen bezüglich eines möglichen Angriffs gekommen waren. Einen solchen plante Laudon allerdings sogleich, aber er begegnete doch auf Seiten des russischen Oberbefehlshabers einer um so grösseren Zurückhaltung, je mehr er bisher thatsächlich den grössten Theil der Beschwerden und Gefahren bezüglich der Vereinigung beider Heere seinem Bundesgenossen überlassen hatte. Nach der Meinung Sachkundiger waren allerdings die furchtbaren Verschanzungen Friedrichs trotz ihrer mit jedem Tage zunehmenden Stärke doch zu ausgedehnt, um nicht einem entschlossenen allgemeinen Angriffe der übermächtigen Gegner Chancen darzubieten, und Laudons Scharfblick hatte auch die schwächste Stelle für einen Hauptangriff herausgerannt im Südosten bei Jauernik und Bunzelwitz, wo man sich zwischen Schweidnitz und das Lager hätte einschieben können. Aber der russische Oberfeldherr schreckte doch vor der Verantwortlichkeit zurück, er liess zwar seine Truppen mit den österreichischen näher heranrücken und schliesslich die preussische Stellung fast auf allen Seiten so eng einschliessen, dass die preussischen Krieger, die ohnehin fortwährend zu beschwerlicher Schanzarbeit verurtheilt und dabei auf Wasser und Brot gesetzt waren, die Beschwerde der beständigen Angriffsbereitschaft kaum mehr ertrugen, aber das Signal zum Losschlagen blieb aus. Buturlin zeigte sich in den gemeinsamen Berathungen voll Zuvorkommenheit gegen Laudon, widersprach auch dessen Ansichten nicht, fand aber im letzten Augenblick, wenn die Verabredungen ausgeführt werden sollten, immer neue Hindernisse; selbst die Erlaubniss für ein russisches Korps und 20 000 Mann unter Tschernitschew, am 27. August an einem Angriffe Laudons mitwirken zu dürfen, zog er im letzten Augenblicke wieder zurück. Dabei drängte nun die Zeit; die Beschaffung von Lebensmitteln für ein Heer von einer solchen Stärke, wie

ein solches noch niemals vereint auf schlesischem Boden gestanden hatte, musste binnen Kurzem unmöglich werden und dieser Umstand die Russen zur Rückkehr über die Oder nöthigen. Noch einmal raffte Laudon alle Kraft und Beredsamkeit zusammen und bestürmte Buturlin auf das Lebhafteste, rang ihm auch endlich die Zustimmung zu einem allgemeinen Angriffe ab, der am 2. September Abends 10 Uhr beginnen sollte. Doch in letzter Stunde versagte wiederum der russische Generalissimus, und Laudon ward vor Aerger krank.

Buturlin zog am 9. September über Jauer ab, um bei Steinau die Oder zu überschreiten, nachdem er ein ansehnliches Korps von über 20000 Mann unter Tschernitschew bei Laudon zurückgelassen hatte, und der König entsandte eine Heeresabtheilung von wenig über 5000 Mann unter dem kühnen General Platen in den Rücken der Russen ab. Derselbe überschritt am 12. bei Sandberg wenig unterhalb von Breslau die Oder, rückte am 13. bis gegen Trachenberg und drang nun in die heutige Provinz Posen ein, wo er den Russen schweren Schaden durch Zerstörung ihrer Magazine zugefügt und dann der erhaltenen Weisung entsprechend seinen Weg nach Hinterpommern gesucht hat.

Obwohl Laudon auch nach dem Abzuge Buturlins mit seiner russischen Verstärkung ziemlich doppelt soviel Truppen aufweisen konnte als Friedrich, der kaum mehr als 42000 Mann noch unter seinen Fahnen hatte, so war dieser doch vollkommen überzeugt, dass er nun in seinem Bunzelwitzer Lager nicht mehr angegriffen werden würde; er liess sogar bereits am 14. September das Pulver aus den Flatterminen herausnehmen und auf den Strecken, die dem Angriffe am wenigsten ausgesetzt schienen, die Schanzen selbst einebnen. In der That ging auch Laudon bald wieder nach seinem früheren Lager bei Kunzendorf auf dem Rande der Freiburger Berge zurück.

Aber auch Friedrich sehnte sich aus dieser gründlich ausgesogenen Gegend fort, und seine Soldaten verlangten nach etwas anderer Kost als der von Brot und Wasser, auf

welche sie jetzt lange fast allein beschränkt gewesen, so dass sie schon darauf gekommen waren, sich die frisch geernteten Weizenkörner zu zerhacken und daraus Suppen zu kochen. Zudem begannen doch auch die Magazine von Schweidnitz sich zu leeren. So brach denn der König am 26. September ostwärts auf, um sich den gefüllten Vorrathskammern von Neisse zu nähern und von dort aus verpflegen zu lassen. Am 28. stand er bei Siegroth (Kreis Nimptsch), am 29. in Gross-Nossen, eine Meile östlich von Münsterberg. Um die Festung Schweidnitz glaubte er wenig besorgt sein zu dürfen. Ein Versuch Laudons eine Belagerung derselben zu beginnen wäre ihm geradezu erwünscht gekommen. In wenigen Tagemärschen würde er herbeigeeilt sein, und Laudon hätte dann wohl ihm sich zum Kampfe stellen müssen.

Erstürmung von Schweidnitz.

Der österreichische Feldherr befand sich in übelster Lage. Das Vertrauen des Kaisers und des Reichskanzlers hatte ihm in diesem Jahre die führende Rolle auf dem Kriegstheater zugewendet, gewaltige Heeresmassen zu seiner Verfügung gestellt, Alles seinen zahlreichen Feinden und Neidern zum Trotz. Diese Widersacher, Dauns ganzer Anhang, vor Allen der vielvermögende Lacy und der französische Militärbevollmächtigte Montazet triumphirten jetzt, wie glänzend sei Daun gerechtfertigt — was habe Laudon mit den ungeheuren Mitteln, die man ihm mit Aufbietung aller Kräfte zur Verfügung gestellt, in Schlesien geleistet, welche Erfolge könne er aufweisen? Daun verlangte jetzt in Wien, Laudon solle ihm 45000 Mann, also mehr als die Hälfte seines Heeres, nach Sachsen senden — als wolle er sagen, der Andre wisse doch nichts Rechtes mit soviel Truppen anzufangen.

Niemand konnte das niederdrückende Gefühl der Ergebnisslosigkeit des ganzen Feldzuges stärker empfinden als Laudon selbst, und um nun doch noch vor dem Ende noch einen wirklichen Erfolg aufweisen zu können, fasste

er den im höchsten Masse verwegenen Plan eines Handstreiches auf Schweidnitz, welches er ohne Einschliessung und Beschiessung, ohne Bresche und Wallbruch, einfach durch nächtliche Ueberrumpelung zu ersteigen gedachte, ermutligt durch die von zahlreichen Deserteurs gebrachte Nachricht von der Schwäche und nicht gar grossen Zuverlässigkeit der Besatzung, sowie von der Mangelhaftigkeit der Festungswerke.

Die Nacht vom 30. September zum 1. Oktober ward zur Ausführung ausersehen und 15 000 Mann erprobte Truppen, darunter nur zwei russische Grenadierbataillone (800 Mann), zum Angriffe ausgewählt, die allerdings mit den etwa 3800 Mann, welche die Besatzung bildeten, fertig zu werden hoffen durften. In dem österreichischen Heere dienten viele Offiziere, welche von 1757/58 her den Zustand der Schweidnitzer Forts hinreichend kannten, um versichern zu können, dass mit Ausnahme vielleicht des Wasserforts auf der Ostseite nach dem Schweidnitzer Wasser hin, welches breitere und tiefere Gräben deckten, bei den andern vier Forts, welche auf der Nord-, West- und Südseite die Hauptwehr der Festung bildeten, die Gräben seicht und die Brustwehren nicht hoch genug seien, um eine Ersteigung mit Leitern zu verhindern, und dass ferner die einzelnen Forts gewissermassen isolirt seien und zweckmässiger Verbindung unter einander wie mit der Stadt entbehrten. Daraufhin ward der Plan entworfen. Von Osten her sollten Kroatenhaufen das Wasserfort mit einem nicht ernstlich gemeinten Angriffe berennen, um so die Aufmerksamkeit des Gegners zu zerstreuen. Indessen sollten sich Punkt 3 Uhr vier Angriffssäulen gegen die vier Forts oder Sternschanzen zu um so ernstlicher gemeinten Angriffen in Bewegung setzen, deren erste Mannschaften, wenn sie angerufen würden, sich für Deserteure ausgeben sollten. Sowie die Streitkräfte in Bewegung waren, durfte es kein Zurückweichen mehr geben, die dahinter stehenden Truppen hatten Befehl, nöthigenfalls mit äusserster Gewalt Solche, die umkehren wollten, zurückzuscheuchen.

Laudon hatte, um den Kommandanten sicherer und sorgloser zu machen, sich den Anschein gegeben, als gedanke er dem Könige nach gegen Osten abzuziehen, andrerseits waren, wie uns versichert wird, dem Kommandanten durch Bauern und Ueberläufer feindliche Zurüstungen und auch speziell die Ansammlung von Leitern gemeldet worden. Derselbe traf auch einige Vorbereitungen, allerdings ohne an ein so verwegenes Unternehmen, wie eine Ueberrumpelung war, mit rechtem Ernste zu glauben. Namentlich wurden die von ihm angeordneten Reiterpatrouillen während der Nacht doch nicht in hinreichender Zahl ausgesandt.

Vor Tagesgrauen erfolgte dann am 1. Oktober der Sturm, der erste Angriff traf das im Süden liegende Bögenfort, wo die Stürmenden bis an den bedeckten Weg zu kommen vermochten, ohne bemerkt zu werden. Der Widerstand war dann tapfer aber von kurzer Dauer. Das Häuflein der Vertheidiger war zu klein, und wenn die Zahl der Geschütze hätte ausreichen mögen, so fehlte es dagegen an ihrer Bedienung. Das Bögenfort fiel, dann bald auch das nächste auf der Westseite, das Gartenfort, und demnächst das Jauerniker im Nordwesten. Am längsten hielt sich das nördliche Galgenfort, wo Oberstlieutnant Plotho heldenmüthigen Widerstand leistete. Zweimal wurden die Oesterreicher zurückgeworfen und wollten entmuthigt nicht mehr vor; da rief Oberst Wallis, dann wolle er hier allein den Tod suchen, er führe das Regiment Laudon, dem Oberbefehlshaber habe er gelobt, das Werk durchzuführen. Das wirkte, die Offiziere selbst holten Leitern herbei, die Brustwehr ward erstiegen, das Fort genommen.

Selbst am Wasserfort verwandelte sich der Scheingriff in einen wirklichen, als 200 österreichische Gefangene, die hier verwahrt wurden, die Kasemattenthür zu sprengen und schliesslich die Zugbrücke niederzulassen vermochten. Nach Einnahme der Forts, deren Geschütze jetzt gegen die Stadt gekehrt wurden, gelang auch die Ueberwältigung der Stadtumwallung. Was von der Garnison noch

übrig war, etwa 3350 Mann, ward kriegsgefangen. Die Sieger verloren an Todten und Verwundeten über 1500 Mann.

Obwohl Laudon, um seine Soldaten für die Plünderung, die er ihnen streng untersagt, zu entschädigen, ihnen 100000 fl. versprochen hatte, so ward doch die unglückliche Einwohnerschaft mehrere Stunden lang geplündert, bis das ernste Einschreiten der Führer Wandel schaffte. Bessere Mannszucht sollen nur die russischen Grenadiere gezeigt haben. Laudon hielt trotzdem sein Wort, jeder Soldat erhielt 13 Gulden.

König Friedrich hat sich geneigt gezeigt, den Kommandanten von Zastrow und die Besatzung von einer Schuld an dem Unfall freizusprechen und dem Ersteren sogar geschrieben, er dürfe wie weiland König Franz I von sich sagen: Alles verloren, nur die Ehre nicht, aber nicht ohne Vorbehalt späterer näherer Untersuchung. Als der General aus der österreichischen Gefangenschaft loskam, ward er doch seines Dienstes entlassen.

Für den König war die überraschende Nachricht von dem Falle der schlesischen Festung ein überaus schwerer Schlag. Man habe (schreibt er), ihm eine Festung wegnehmen können binnen zwei Stunden, während er nur einen Tagemarsch weit von ihr gestanden — künftig werde er für jede Festung eine Armee brauchen. Sofort fielen jetzt alle Pläne eines weiteren Vordringens in Oberschlesien und nach Mähren oder Böhmen hinein, wofür bereits die zu erlassenden Manifeste ausgearbeitet waren. Am 5. Oktober bezieht er ein Lager bei Strehlen, um zu gleicher Zeit Breslau und Neisse zu decken. Es sei selbstverständlich, dass er noch in diesem Herbst Schweidnitz, koste es, was es wolle, wiederhaben müsse, schreibt er unter dem 3. Oktober an Platen. Doch dazu bedürfe er dessen Truppen, der inzwischen im Verein mit Eugen von Württemberg die Russen von Colberg wegzutreiben habe. Hierauf wartend hält er sich im Lager von Strehlen in strenger Defensive, wie er selbst schreibt, und noch am 19. Oktober erwartete er diesen Moment in naher Zukunft.

Der Verrath des Baron Warkotsch.

Während dieser Zeit fruchtlosen Wartens, während welcher auch Laudon seine Truppen beisammenhielt und von einer Entsendung nach Sachsen hin, wie sie Daun aufs Dringendste begehrte, Nichts hören mochte, spann tückischer Verrath seine Netze um Friedrich und drohte durch Gefangennehmung des königlichen Feldherrn dem Kriege ein Ende zu machen.

Diese Verrätherei ging aus von dem Barone Heinrich Gottlob von Warkotsch, welcher aus einem alten schlesischen Adelsgeschlechte stammte, das wir bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts hinauf verfolgen können und das seinen Namen von dem im Strehlemer Kreise gelegenen gleichnamigen Dorfe herleitete. Hier besass noch damals die Familie verschiedene Güter, doch Heinrich Gottlob als jüngerer Sohn war, obwohl Protestant, in österreichische Kriegsdienste getreten und bekleidete den Rang eines Hauptmanns in dem ungarischen Regimente Bathiany (nach andern im Regimente Botta) und war im Begriffe, 1756 mit seinem Regimente zum Kriege gegen Preussen auszurücken, als ihm die Nachricht von dem plötzlichen Tode seines Bruders, des preussischen Kammerherrn Karl Ferdinand, zukam, dessen ansehnliche Güter Schönbrunn, Ober- und Nieder-Rosen nebst dem Vorwerk Käscherei im Strehlemer Kreise, die selbst damals auf über 100 000 Thaler geschätzt wurden, ihm zufielen, da derselbe keine Nachkommen hinterliess.

Er beeilte sich jetzt, um seinen Abschied einzukommen, der ihm allerdings nie ausgefertigt worden ist, und bezog, indem er die Erbschaft des Bruders antrat, das Schloss von Schönbrunn, um fortan der Verwaltung seiner Güter zu leben. Der nachmals hinter ihm erlassene Steckbrief bezeichnete ihn als ungefähr 50 Jahre alt, „breitschultrig, langer und korpulenter Statur, braun von Angesicht, trägt

meistentheils eine Beutel-Perüque; seine deutsche Aussprache lautet etwas nach der österreichischen Mundart.“ Sonst wird er uns als ein herrischer, jähzorniger und harter Mann geschildert, der schon deshalb mit der preussischen Herrschaft unzufrieden war, weil diese ihm nicht gestattete, mit seinen Unterthanen wie mit Leibeigenen umzuspringen, während daneben doch auch die Erinnerung an fast 20jährige Kriegsdienste im österreichischen Heere ihn nach dieser Seite hin zog. An seiner Gesinnung hatte der Besuch, den König Friedrich am 4. August über Nacht dem Schlosse Schönbrunn abgestattet, nichts geändert. Wohl ist es irrthümlich, wenn uns berichtet wird, dass schon bei dieser Gelegenheit Warkotsch einen Plan zur Gefangennahme des Königs geschmiedet, den nur ein Zufall vereitelt habe; aber alle Liebenswürdigkeit des Königs gegen seinen Wirth in Schönbrunn hat dessen Gesinnungen um so weniger zu ändern vermocht, als demselben ebendamals nach des Königs Abreise anscheinend recht übel mitgespielt worden ist, wie wir aus einem vertraulichen Briefe des Ministers von Schlabrendorf an des Königs Kabinetsrath Eichel vom 24. August erfahren, in welchem derselbe über Exzesse der preussischen Gardereiter klagt, die u. a. dem Warkotsch 1800 Schafe und Hammel weggenommen hätten. Allerdings hat das den Baron nicht von Versuchen abgehalten, sich bei König Friedrich beliebt zu machen. Er soll demselben bis in sein Bunzelwitzer Lager seltene und schöne Gartenfrüchte zugesendet haben, eine Aufmerksamkeit, für welche der König bekanntlich ganz besonders dankbar war. Als dieser dann, sowie er die Nachricht von dem Falle der Festung Schweidnitz erhalten, am 5. Oktober aus seinem Lager von Gross-Nossen, unweit Münsterberg, gegen Strehlen aufbrach, nahm er seinen Weg wiederum über Schönbrunn, wo er am Abend des 5. mit der Avantgarde eintraf, und übernachtete hier, nachdem er von dem Baron sich einen zuverlässigen Mann ausgebeten, der ihn beim Morgengrauen bis Strehlen bringen könne, wozu dieser seinen Jäger Matthias Cappel ausersah. Als er diesen dann in Strehlen mit vier Achtgroschenstücken belohnt entliess,

konnte er nicht ahnen, dass dieser Mann einst sein Retter werden würde vor den schlimmen Anschlägen des Barons, dem er jetzt noch durch ihn gnädigsten Dank für das gewährte gute Quartier senden liess.

Der König schlug, während sein Heer in und um Strehlen das Lager bezog, sein Hauptquartier in Woisewitz auf, dessen Dorfstrasse gleichsam die östliche Vorstadt des dicht anstossenden Strehlen bildet. Das einstöckige, nette und massive Häuschen des Bauinspektors Bruckkampff hatte die Blicke des Königs auf sich gezogen. Dasselbe lag, mit einem wohlgepflegten, freundlichen Garten dahinter, an der Südseite der Dorfstrasse. Der Garten erstreckte sich bis an die hier für gewöhnlich sehr schmale und seichte, kaum zehn Fuss breite Ohlau, über die auch unweit eine Brücke führte; jenseit der Ohlau lag freies Feld, ein Gelände, aus dem sich zahlreiche, zum Theil bewaldete Hügel, die Ausläufer des Rummelsberges, erheben. Die Garde hielt Strehlen besetzt, eine Kompagnie derselben Woisewitz, 13 Grenadiere bewachten des Königs Quartier; dieselben hatten ihre Wache in dem weiter zurück im Garten gelegenen, zierlich gebauten Bruckkampffschen Backhause. Nach der Strasse zu stand vor dem Hause eine Schildwache und zwei Posten vor dem nach dem Garten zu gelegenen Schlafzimmer des Königs. Die Truppen kampirten auf den nächstgelegenen Dörfern; nach Süden zu scheint erst das auf der anderen Seite des Rummelsberges gelegene Pogarth besetzt gewesen zu sein. Wenn nun auch damals Feinde nicht in unmittelbarer Nähe vermuthet wurden und andererseits auch Reiterpatrouillen die ganze Gegend durchstreiften, so war doch die Situation des königlichen Hauptquartiers eine ganz ungewöhnlich exponirte, und da die Oesterreicher über besonders zahlreiche leichte Truppen verfügten, denen es zu kühnen Streifzügen weder an Uebung noch an Muth gebrach, konnten sie sich geradezu angelockt fühlen, das Wagstück einer Aufhebung des preussischen Oberfeldherrn zu unternehmen, so wie sie Kunde von jener exponirten Lage des königlichen Hauptquartiers er-

hielten. Es bedurfte dazu nur eines Winkes über die damalige Lage der Dinge, und der Mann dazu sollte sich bald finden.

Wir berichteten bereits, dass der Baron Warkotsch mit seinen Sympathien ganz auf österreichischer Seite stand, und derselbe hat nach den Aussagen seines Jägers diesem gegenüber wiederholt die Rückkehr der österreichischen Herrschaft herbeigewünscht, wo ihm dann Niemand mehr wehren würde, seine Bauern zu Paaren zu treiben. Diese Gesinnung hinderte ihn aber nicht, mit preussischen Offizieren gesellig zu verkehren, mit ihnen zu zechen und zu spielen; das waren doch eben auch Kavaliere. Gelegenheit dazu fand sich auch leicht. Es gab ja wiederholt preussische Einquartierung, und die Offiziere wussten die Gastfreundschaft des Barons und seinen guten Weinkeller zu schätzen. Aber auch höher hinauf gingen die Bekanntschaften, die der Baron dem mehrmaligen Aufenthalt des Königs in seinem Schlosse verdankte. Friedrichs Adjutant, General Krusemark, der für einen grossen Verehrer der Tafelfreuden galt, hatte beim Becher und den Karten den Baron kennen gelernt, und dieser hatte ihn dann wiederholt auch in Woiselwitz besucht, und schliesslich hat auch der König selbst zum Dank für die Gastfreundschaft, die er in Schönbrunn gefunden, Warkotsch an seine Tafel gezogen. Es drängt uns nun Nichts zu der Annahme, dass der Freiherr zu der Pflege dieser Bekanntschaften gleich von vornherein verrätherische Absichten mitgebracht habe. Es ist vielmehr durchaus wahrscheinlich, dass erst die Besuche in Woiselwitz und die eigne Beobachtung der exponirten Lage des königlichen Hauptquartiers in ihm verbrecherische Anschläge haben entstehen lassen; und es stimmt damit ganz überein, wenn sein vertrauter Diener die Veränderung seines Herrn, das unruhige und aufgeregte Wesen, wie solches das Eintreten in den verrätherischen Plan mit sich brachte, zuerst gegen Ende Oktober wahrgenommen hat.

Der Baron entschloss sich damals, den Oesterreichern eine Mittheilung zukommen zu lassen, dahin gehend, sie

möchten, die schutzlose Lage des königlichen Hauptquartiers benutzend, dasselbe überfallen und sich der Person des Königs bemächtigen. Damit würde, wie er hoffte, der Krieg zu Ende gebracht und Schlesien von neuem der österreichischen Herrschaft unterworfen werden. Das Verbrecherische einer solchen Handlungsweise, der schnöde Bruch seines dem König geleisteten Vasalleneides, die Undankbarkeit gegen einen Fürsten, der ihm Vertrauen und Gnade entgegengebracht, vermochten bei seiner grundsatzlosen Gemüthsart keine Bedenken zu erregen. Ein früherer Besitzer von Schönbrunn hatte, wie es scheint, einst üble Erfahrungen mit einem gekrönten Haupte gemacht, schlimmen Undank geerntet und zur Warnung für kommende Geschlechter über einen Marmorkamin des Schlosses die goldene Inschrift meisseln lassen: „*ut cum igne sic cum regibus*“. Die Warnung, man solle einem Könige so wenig zu nahe kommen wie dem Feuer, war bei dem Baron verloren, der vielmehr jetzt selbst durch verrätherische Undankbarkeit einem gekrönten Haupte gegenüber das Verderben auf sein eigenes Haupt beschwor. Ihm lag dabei nur am Herzen, selbst unentdeckt zu bleiben, den Anschlag als aus der Initiative der Oesterreicher hervorgegangen erscheinen zu lassen, und so bereitete er denn, als das Ganze bereits eingeleitet war, seinen vertrauten Diener, den Jäger Cappel, gesprächsweise gleichsam darauf vor, dass bei der schutzlosen Lage des königlichen Wohnhauses, wo man doch auch nirgends nach den Bergen zu Posten gewahre, man darauf gefasst sein müsse, dass die Oesterreicher einmal den König aufhoben. Doch suchte er einen Mitschuldigen, der das Risiko der ersten entscheidenden Botschaft in das österreichische Lager übernehme, und fand ihn anscheinend ohne Schwierigkeit in dem katholischen Geistlichen Franz Schmidt, der seit dem April dieses Jahres in dem nahen Dorfe Siebenhufen amtirte, auf einer jener sogenannten Josephinischen Kuratien, welche bei der Rückgabe der evangelischen Kirchen in den Fürstenthümern Liegnitz-Brieg-Wohlau in Folge des Altranstädter Vertrages die österreichische Regierung

in den vorwiegend protestantischen Landestheilen gegründet hatte. Wir wissen von diesem Kuratus Franz Schmidt nicht viel mehr, als dass seine Eltern, schlichte Handwerksleute zu Neisse, ihm das Zeugniß eines schlechten, undankbaren Sohnes ausgestellt haben. Als schlechten Unterthan erwies ihn jetzt die Willigkeit, mit der er auf des Barons schwarze Anschläge einging. Bezüglich des wohl schon früher angeknüpften, jetzt aber natürlich lebhafter werdenden Verkehrs beider eröffnete der Baron seinem Jäger Cappel, man könne ihm als einem protestantischen Edelmanne leicht den Umgang mit einem katholischen Geistlichen übel deuten, weshalb auch Schmidt mehrfach zu Zusammenkünften im Freien, z. B. an den Pfarrerlen oder an der Gartenmauer, von Cappel bestellt worden ist. Uebrigens scheint, obwohl ja naturgemäss hier in Schlesien während des Krieges die Anhänger der beiden Bekenntnisse einander schroffer gegenüberstanden als sonst, dennoch jene Befürchtung des Barons vornehmlich aus dem eigenen bösen Gewissen entsprungen zu sein, denn wir vermögen z. B. anzuführen, dass, als bei der späteren beabsichtigten Verhaftung des Schmidt auch nach dem katholischen Schullehrer gefragt wurde und dessen Abwesenheit zuerst auffiel, als ob vielleicht da gleichfalls eine Flucht vorläge, es sich nachträglich herausgestellt hat, dass der Lehrer eben um jene Zeit dem evangelischen Pastor zu Prieborn bei Gartenarbeiten geholfen habe.

Was nun die Verabredungen bezüglich der Ausführung des Anschlags anbetrifft, so ergibt sich aus dem in Janko's Leben von Laudon auszüglich mitgetheilten Berichte dieses Generals, dass doch weder der Baron noch der Kuratus Schmidt direkte Verbindungen mit einem österreichischen Offizier hatten, die sie zur Anknüpfung hätten benutzen können, sondern dass jener sich genöthigt fand, den ersten entscheidenden Brief, der die Thatsache des schlecht bewachten königlichen Hauptquartiers den Oesterreichern entdeckte und zu dessen Ueberfall anregte, einfach ohne genauere Adresse an den zu Wartha kommandirenden General zu senden. Der Baron schrieb den Brief, der

Kuratus übernahm seine Bestellung und zwar durch eine Weibsperson namens Kath. Schusser. Der Brief gelangte an General Draskowich, der ihn eröffnete und auch sogleich die Ueberbringerin weiter ins Verhör nahm. Dass er dies in Gegenwart seiner Offiziere gethan und dadurch eine Sache, welche sehr diskret anzufassen war, unpassenderweise an die Oeffentlichkeit gebracht, hat Laudon, als er von der Sache erfuhr, Draskowich sehr verübelt und noch bei späterer Gelegenheit als Beweis gegen dessen Befähigung geltend gemacht. Laudon selbst beauftragte den Hauptmann Wallis oder Wallisch, von dem Carlstadter Grenzinfanterie-Regimente, den er von einer Postierung bei Ziegenhals jetzt nach Krelkau bei Münsterberg herrief, mit Baron Warkotsch in nähere Verbindung zu treten. Dieser Wallis hat schwerlich etwas mit dem bekannten Adelsgeschlechte dieses Namens zu thun, wenngleich das „sch“ am Ende wohl nur auf Rechnung der ungarischen Aussprache des Namens Wallis kommt. Die Titulatur Baron, die ihm Warkotsch giebt, spricht nicht gegen unsre Annahme; um für alle Fälle den Brief unverdächtiger zu machen, vermied Warkotsch die Angabe einer militärischen Charge auf der Adresse und nannte den Empfänger das eine Mal kurzweg Mr. Wallis, das andre Mal Mr. le Baron de Wallis. Wallis, den Laudon vermuthlich ebensowohl wegen seiner Ortskenntniss, wie wegen seiner Kühnheit für die Sache ausgewählt haben mochte, hat dann von dem Baron, wiederum unter Adresse des Kuratus Schmidt, nähere Angaben über die Oertlichkeit in Woiselwitz begehrt, und infolge davon hat am 22. November der Jäger Cappel einen Brief des Barons, den derselbe „ungleich dicker“ nannte als den später aufgefangenen, und der also wahrscheinlich noch eingehendere lokale Angaben enthielt, dem Kuratus Schmidt zur Weiterbestellung übergeben, und da der letztere die Umhüllung in des Jägers Gegenwart eröffnete, vermochte derselbe zu erkennen, dass der in der ersten Hülle inneliegende Brief die Aufschrift trug: „à Mr. Mr. Wallis“. Dieses Schreiben gelangte wiederum richtig an seine Adresse,

doch zu des Königs Glück war Wallis, wir wissen nicht, ob infolge einer erklärlichen Abneigung gegen das ganze, wenig saubere Geschäft, nicht so eifrig bei der Ausführung, wie es ein solches Unternehmen erheischt hätte, in Erwägung, dass hier doch jeder Tag Aufschub die Umstände ändern konnte. Jedenfalls dürfen wir aus dem Inhalte des später aufgefangenen Briefes den Schluss ziehen, dass Wallis zunächst von den beiden Verschwörern Wegweiser verlangt und auch, nachdem er hierüber Zusicherungen erlangt, weitere Bedenken geäußert, die Angaben des Barons über die Oertlichkeit bemängelt und verschiedene Hindernisse auf dem Wege, den die zur Ueberraschung ausgeschickten österreichischen Husaren nehmen mussten, gefunden hatte, auch andererseits an die nahe Abreise des Königs nicht glaubte, da der Reisewagen nicht, wie der Baron berichtet, bereits vor der Thüre stehe. Bei der Antwort auf diesen Brief ist nun der Anschlag entdeckt worden.

Am Sonntag, dem 29. November, war der Baron in Cappel's Begleitung nach Strehlen geritten und hatte bei der Rückkehr zu dem Jäger geäußert, es sei doch alles so schlecht von den Preussen besetzt, dass der Feind hier sehr leicht durchkommen und den König aufheben könne. Inzwischen war während beider Abwesenheit von Schönbrunn der Kuratus Schmidt an jenem Sonntag Nachmittage dort erschienen und hatte der Frau des Cappel einen Brief ohne Adresse übergehen, mit der Weisung, denselben durch ihren Mann bei des Barons Rückkehr diesem, keinesfalls aber der Frau Baron einzuhändigen. Der Kuratus hatte hinzugefügt, der Brief sei dringend, und er erwarte Antwort bis Tags darauf, am Feste des h. Andreas, vor dem Hochamte. Die Frau des Cappel, des Schulzen Walter aus Nieder-Rosen Tochter, damals 27 Jahre alt, evangelisch, seit vier Jahren mit Cappel verheirathet, muss eine couragirte Frau gewesen sein. Es steht durch Zeugenaussagen fest, dass sie, die vermuthlich aus Andeutungen ihres Mannes Verdacht wegen jenes Briefwechsels mit Kuratus Schmidt gefasst hatte, unmittelbar nach Empfang

jenes Briefes denselben zu dem Verwalter Reipricht getragen und diesen aufgefordert hat, das Schreiben, das ihr wegen der mangelnden Adresse verdächtig vorkomme, zu öffnen, da sie gern wissen möchte, was darin stände, und selbst nicht lesen könne, eine Zumuthung, die der Verwalter einfach ablehnte und ebenso des Barons Koch Nitsche, an den die Frau Cappel das gleiche Ansinnen stellte. Aus des letzteren Zeugenaussage geht dann noch hervor, dass derselbe aus dem Verbote, den Brief der Baronin zu zeigen, nur den Schluss zog, dass es sich um eine Person des anderen Geschlechtes handele, also vielleicht um die Beschwerde einer von dem Baron Verführten, welche Meinung übrigens, wie Nitsche glaubte, auch die Frau Cappel gehegt habe. Unter allen Umständen bleibt das ganze schnelle Vorgehen der letzteren auffallend, namentlich gegenüber einem wegen seines Jähzorns so gefürchteten Herrn, da wir nichts davon erfahren, dass sie sich in der Lage geglaubt habe, den Brief wieder so zu verschliessen, dass niemand die Oeffnung hätte gewahren können. Als nun gegen Mitternacht der Baron und Cappel nach Schönbrunn zurückkehrten, erhielt der erstere den Brief des Hauptmanns Wallis, und in der Nacht noch ward das Cappel'sche Ehepaar in seiner Schlafstube durch den Baron mit dem Auftrage geweckt, Cappel solle am Morgen, wo derselbe ja doch wegen des Festes des h. Andreas zur Kirche nach Siebenhufen gehen werde, die Antwort des Barons auf den empfangenen Brief an den Kuratus überbringen. Unter den Gatten ward dann die ganze Korrespondenz-Angelegenheit aufs neue Gegenstand des Gespräches, und Cappel erklärte sich auf das Andrängen der Frau bereit, am Morgen die Antwort des Barons zu öffnen, er wolle dann den Brief mit des Barons Petschaft, zu dem er, wenn nur erst das Stubenmädchen aufgestanden sei, gelangen könne, wiederum verschliessen. Der Jäger Cappel, damals 31 Jahre alt, katholischen Bekenntnisses, aus Böhmen in der Nähe von Kolin gebürtig und seit etwa sechs Jahren in des Barons Diensten, war seinem Herrn so wenig zu-

gethan wie alle anderen Diener desselben, hatte auch vielfach unter dessen jähzornigem und gewalthätigem Wesen zu leiden gehabt, wengleich Warkotsch in den letzten Wochen ihm gegenüber viel milder und sanfter geworden war. Im übrigen war er doch schon durch die wiederholten Besuche in Strehlen, wo er ja auch den König selbst gesehen hatte, dahin gekommen, in diesem seinen Landesherren zu verehren, ohne dass ihn, der ja eine Evangelische geheirathet hatte und unter Evangelischen lebte, religiöser Fanatismus nach einer anderen Seite hin gedrängt hätte. Der aufsteigende Verdacht, dass sein Herr den König an die Oesterreicher ausliefern wolle, erfüllte ihn mit Entrüstung, und er entschloss sich, solchem Vorhaben entgegenzutreten.

Des Morgens um sechs Uhr eröffnet er in dem zu so früher Stunde ganz leeren Bedientenzimmer das Schreiben des Barons und findet unter dem Umschlage, der innen nur ganz kurz das Ersuchen an den Kuratus enthielt, das Schreiben auf das schleunigste zu bestellen, einen Brief unter der Adresse: „à Mr. Mr. le Baron de Wallis“. Aus dem Inhalte dieses letzteren, den er gleichfalls öffnet, gewinnt er nun die Gewissheit, die er auch sogleich seiner eiligst herzugerufenen Frau mittheilt, dass man die Aufhebung des Königs plane, und erklärt sich entschlossen, den Brief nach Strehlen zu tragen. Diesen Entschluss aber ändert er noch dahin ab, dass er vorher sich zu dem evangelischen Pastor des Ortes, Gerlach, mit dem der Baron keinerlei Beziehungen unterhielt, begiebt, diesen, nachdem derselbe und seine gleichfalls anwesende Gattin ihm Verschwiegenheit gelobt, in das Geheimniss einweiht und von ihm eine Abschrift des Briefes an Wallis fertigen lässt, die er dann im Schlosse, nachdem er sich des Barons Petschaft verschafft, mit diesem versiegelt und in das Original-Couvert von neuem verschlossen morgens acht Uhr seinem Lehrburschen zur Bestellung an den Kuratus übergiebt unter Einschärfung strengster Verschwiegenheit selbst dem Baron gegenüber. Ehe dieser letztere aufgestanden war, hatte Cappel mit dem Original des Warkotsch'schen Briefes

in der Tasche das Schloss zu Schönbrunn verlassen, das er nie mehr wiedersehen sollte. Ein unterwegs geliehenes Pferd beschleunigte seine Ankunft in Woiselwitz. Jener Brief des Barons an Wallis, vom 29. November datirt und mit v. W. unterschrieben, der uns noch vorliegt, soll nun den Adressaten wegen dessen Zweifel beruhigen. Es habe sich nichts in der Lage der Dinge verändert; der Reisewagen sei wohl nur zeitweise wegen des Regens anderswo untergebracht worden, stehe jetzt aber wieder vor der Thüre; „es ist nirgends ein Picket, auch keine Hauptwache, auch kein Marketender“, nirgends mehr als zwei Schildwachen. Adressat könne mit dem Unternehmen sein Glück machen und riskire nichts als höchstens gefangen zu werden. Es ständen zur Verhütung der Desertion in Pogarth 20 bis 30 Jäger, doch da die Oesterreicher jetzt Wegweiser hätten und sie ohnehin Pogarth links liessen, habe das nichts zu sagen. Der Brief schliesst: „Morgen geht die Kriegskasse weg, und soll heute die Artillerie weggehen. Also wäre es noch zum Besten Montags in der Nacht. Denn ich kann nicht gut dafür sein, dass nicht etwa der Vogel Dienstags in der Nacht ausfliegt. Adieu!“ Insofern sich der Brief darauf beruft, dass die Oesterreicher ja jetzt Wegweiser hätten, und da ferner der von ihnen einzuschlagende Weg, der Pogarth links liegen lassen soll, ungefähr in der Richtung über Siebenhufen gehen würde, so ist es sehr wahrscheinlich, dass der Kuratus Schmidt Führer zu stellen sich hat bereit finden lassen, und diese Vermuthung gewinnt eine erhöhte Wahrscheinlichkeit durch die damals amtlich von österreichischer Seite abgegebene Erklärung, es sei über die Schuld der beiden Angeklagten nichts weiter hier bekannt geworden, als dass dieselben „sich zur Anführung diesseitiger Truppen gebrauchen lassen.“

Der ganze Anschlag ward nun durch Cappel's Abgabe des Warkotsch'schen Briefes in Woiselwitz vereitelt, und bei der Erzählung dessen, was hier erfolgte, dürfen wir wohl dem eigenen Berichte des Jägers trauen, wenngleich dieser Bericht, erst 30 Jahre nach der Begebenheit abgestattet,

sonst manche Unrichtigkeiten enthält. Denn einmal erscheinen die hier beigegebenen Einzelheiten durchaus glaublich und wahrscheinlich, andererseits darf man annehmen, dass gerade bezüglich dieses grössten Momentes in Cappel's Leben die Erlebnisse sich besonders fest in sein Gedächtniss eingepägt haben werden. Cappel band, in Woiselwitz angekommen, sein Pferd an den vor der Thür des kgl. Quartiers stehenden Reisewagen und eilte in das Haus, dem Posten, der ihn anhielt, erklärend, er müsse in dringender Angelegenheit den König sprechen. Vor den wachthabenden Offizier gebracht, wiederholte er sein Verlangen und wies den Brief zu seiner Legitimation vor; doch der Offizier lehnte es ab, einen für den König bestimmten Brief selbst ohne besondere Autorisation zu lesen, wies Cappel vielmehr an den nahe wohnenden Adjutanten des Königs, General von Krusemark, und dieser ersah nun erst die Bedeutung der Sache. Derselbe verfügte sich mit dem Briefe zu dem König, nachdem er Cappel in seinem Zimmer eingeschlossen und auch ermahnt hatte, sich nicht am Fenster zu zeigen, da ihn hier doch viele kannten. Nach einer Viertelstunde erschien dann ein Offizier, der zunächst Cappel veranlasste, über seine Livrée einen mitgebrachten blauen Roquelor zu ziehen und auch seinen Hut zu vertauschen, und ihn dann hinten durch den Garten zum König führte. Die darauf folgende Unterhaltung ihrem ganzen Wortlaute nach wiedergeben zu wollen, erscheint gewagt, doch war es natürlich, dass der König nach dem Beweggrunde zu des Barons verbrecherischer That forschte und andererseits einer gewissen Verwunderung darüber Raum gab, dass ein protestantischer schlesischer Edelmann ihn verrathen und ein katholischer böhmischer Diener ihn gerettet habe.

Den Jäger behielt man als Zeugen für die Untersuchung zurück. Um die beiden Verbrecher zu verhaften, ward der Rittmeister Ferdinand von Rabenau noch im Laufe des Vormittages mit einem Kommando von 80 Dragonern ausgesendet, von denen ein Unteroffizier mit zwölf Mann nach Siebenhufen zur Verhaftung des Kuratus abge-

schiekt wurde. Doch erfuhr man in Siebenhufen, dass dieser von dem Besitzer des benachbarten, wenngleich bereits im Münsterberger Kreise gelegenen Gutes Allgersdorf, Leonhard von Nimptsch, zu Tische geladen sei. Dort fand man ihn auch, und sein Gastgeber, der von dem Zusammenhange der Dinge nichts ahnte, liess sich auch bereit finden, zum Transporte des Verhafteten nach Brieg ein Pferd zu leihen. Als dieses bereits gesattelt dastand, erhielt der Kuratus noch Erlaubniss zu einem Gange nach dem heimlichen Gemache, und Herr von Nimptsch beruhigte das Bedenken des Unteroffiziers mit der Versicherung, dass das im ersten Stockwerke gelegene Gemach keinen weiteren Ausgang habe, ein Entkommen somit unmöglich sei. Dennoch ist Schmidt durch das Fenster mittelst einer zufällig an der Wand lehrenden Stange herabgekommen und auch den nachgeschickten Dragonern glücklich entronnen. Der Unteroffizier lieferte statt des Kuratus den Herrn von Nimptsch als angeblichen Mitschuldigen in Brieg ab. Derselbe, soviel wir sehen können, Protestant und mit Schmidt nur ganz flüchtig bekannt, hat mehrere Wochen Untersuchungshaft in Breslau durchmachen müssen, bis sich seine Unschuld herausstellte. Keinen besseren Erfolg hatte Rabenau im Schlosse zu Schönbrunn, wo derselbe den Baron im Schlafrock bei Tische antraf; Warkotsch zeigte die grösste Fassung, behandelte die ganze Sache leichthin als ein aus Differenzen mit dem Minister von Schlabrendorf wegen Fouragelieferungen entstandenes Missverständniss, das sich bald aufklären würde, und täuschte dadurch wirklich den Offizier, der, ohne Kenntniss von der Schwere des Falles, Warkotsch als Kavalier behandeln zu müssen glaubte. Während der Baron das Anspannen des Wagens bestellte, der ihn nach Brieg führen sollte, fand er Gelegenheit, zugleich die Bereithaltung seines besten Reitpferdes heimlich anzuordnen, und stellte auch Rabenau vor, dass, da er ihn doch jetzt ganz sicher an seiner Seite habe, er ihm wohl gestatten könnte, während der Wagen angeschirrt würde, die Dragoner im Dorfwirthshause mit einem kurzen Imbiss

und Trunk zu bewirthen. Dem Rittmeister leuchtete das ein; er sah in der That seinen Auftrag als ausgeführt an und entsandte, dem erhaltenen Befehl entsprechend, einen seiner Leute zum Rapport darüber nach Strehlen. Indessen begab sich der Baron noch einen Augenblick ins Nebenzimmer, angeblich um Geld und Wäsche zusammenzupacken. Von hier ist er dann durch einen zweiten Ausgang ins Freie gelangt, hat sich auf sein bereitstehendes Pferd geschwungen und auf Seitenwegen die Richtung nach der Gegend eingeschlagen, von wo er die zur Ausführung des Anschlags bestimmten österreichischen Mannschaften erwartete. Er entkam wirklich seinen Verfolgern und fand auch die österreichischen Husaren.

Der Kuratus Schmidt hatte in der That das ihm vom 1. November, wie wir wissen, in Abschrift zugestellte Schreiben durch ein Mädchen aus Siebenhufen, Eva Paul, abgesendet, und dieselbe ist um 1 Uhr mittags fortgegangen, wie ihre Mutter, der sie berichtet hatte, sie solle Aepfel in Heinrichau einkaufen, ausgesagt hat; auf diesen Brief hin hat dann Hauptmann Wallis seine kleine Abtheilung von etwa 30 Mann Husaren nach der verabredeten Richtung hin in Bewegung gesetzt. Dieselben hatten, wie uns berichtet wird, für diesen Zweck eine besondere, der preussischen ähnliche Montur erhalten, um unerkannt näher heran kommen zu können. Die Schaar war nun bis in den Strehleiner Kreis gelangt, als bei ihr der Baron Warkotsch auf zusammenbrechendem Pferde anlangte mit der Nachricht, der Anschlag sei entdeckt, vereitelt, und zwar, wie er annehme, infolge einer Aufhebung des Jägers Cappel durch einen Streifposten. Dagegen bewog der Baron den Führer der Husaren ihm Geleit zu einem nochmaligen Besuche in Schönbrunn mitzugeben, um von dort noch mancherlei in Geld und Werthsachen mitzunehmen, ehe das alles der Konfiskation verfiel, welches kecke Unternehmen auch in der That gelang. Der Streich war missglückt, aber Laudon hat den Hauptmann Wallis nicht dafür verantwortlich gemacht, sondern denselben seiner Kaiserin zur

Beförderung empfohlen. Warkotsch erhielt von Maria Theresia als Entschädigung für den Verlust seiner Güter eine jährliche Pension von 4000 Gulden; auch für den Kuratus, dessen Anstellung in dem österreichischen Antheile von Schlesien der in Johannisberg weilende Fürstbischof Schaffgotsch abgelehnt hatte, ward gesorgt, ebenso wie für seine Botin. Doch erhielt Warkotsch den Rath, fern der Residenz und an Orten, wo er einer Begegnung mit preussischen Offizieren nicht ausgesetzt sei unter geändertem Namen zu leben. Er soll zu Raab in Ungarn seine Tage beschlosssen haben.

Gegen die beiden Verschworenen ward vor der Breslauer Oberamtsregierung in aller Form der Prozess wegen Hochverraths eingeleitet. Es wurden ihnen Vertheidiger bestellt, und die Baronin Warkotsch, welche anfänglich mit angeklagt, bald aber für unschuldig befunden ward, hat sich, wenngleich vergeblich, bemüht, ihre Ueberzeugung, dass ihrem Gemahl ein so schwarzes Verbrechen nicht zuzutrauen sei, den Richtern mitzutheilen. Auf Grund eines uns noch erhaltenen Berichtes dieses Gerichtshofes vom 22. März 1762, der ein glänzendes Zeugniß für die gründliche und scharfsinnige, streng objektiv alle Umstände abwägende Methode der preussischen Richter enthält, ward dann nach eingeholter Bestätigung des Königs das Urtheil dahin gesprochen, dass wegen einer gegen des Königs Person geschmiedeten Unternehmung Warkotsch und Schmidt für recht- und ehrlos erklärt und zum Tode verurtheilt würden. Der Erstere sollte lebendig geviertheilt, der Zweite zuvörderst enthauptet und demnächst gleichfalls geviertheilt, des ersteren Wappen durch den Scharfrichter zerschlagen, beider Hab und Gut konfiscirt werden. Da man der beiden Verbrecher nicht habhaft geworden, konnte die Exekution nur im Bilde vollzogen werden. Es ist dies am 11. Mai 1762 auf dem Salzringe (dem heutigen Blücherplatze) zu Breslau geschehen, wo vor dem Oberamtshause auf einem besonders dazu errichteten Gerüste der Scharfrichter die auf Bretter gemalten Konterfeis der beiden

Verbrecher sowie das Wappen des Barons zerschlagen hat. Die dem König zugeschriebene Aeusserung, es sei nicht schade um die Bilder, dieselben würden wahrscheinlich ebensowenig werth gewesen sein wie die Originale, dürfte wohl der Sache entsprochen haben. Der Jäger Cappel erhielt eine Hegemeisterstelle in Germendorf bei Oranienburg und sonst noch manche Gnadenbeweise von König Friedrich.

Das grosse Publikum ward über die Begebenheit durch eine augenscheinlich offizielle zwei Bogen starke Druckschrift: „zuverlässige Nachricht über den Hochverrath des Freiherrn v. Warkotsch und des Kuratus Franz Schmidt“ unterrichtet, und die Zeitungen haben dann auch die Sache erwähnt, ja wir erfahren sogar, dass z. B. in Magdeburg am 26. Januar 1762 in Gegenwart des Thronfolgers ein kirchliches Dankfest begangen worden ist, für welches die ihrer Zeit gefeierte Schlesierin Louise Karsch(in) eine Kantate gedichtet hatte. Bestimmte Zeugnisse dafür, dass man sich wenigstens hier in Schlesien so recht zum Bewusstsein gebracht hätte, wieviel hier auf dem Spiele gestanden, welche schwere Gefahr doch glücklich abgewendet worden war, vermögen wir nicht anzuführen, vielleicht schon deshalb, weil eben damals die unerwartete grosse Wendung, welche der Tod der Kaiserin Elisabeth für die Kriegsereignisse mit sich führte, die allgemeine Aufmerksamkeit allzu sehr in Anspruch nahm.

König Friedrich, der solche Erlebnisse, bei denen er selbst nicht ganz ohne eigne Schuld in Gefahr gekommen war, nicht eben gern erörtert wissen wollte, hat den Vorfall in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ganz unerwähnt gelassen, und als ihm sein Bruder Heinrich zu seiner Rettung Glück wünscht, schreibt er mit sichtlichem Bestreben die Bedeutung des Geschehenen abzuschwächen unter dem 23. Dezember: „Die Gefahr war thatsächlich nicht so gross, als es von Weitem schien. Der Plan, den der Feind gemacht, bezeugte mehr den Wunsch zu schaden als die militärische Einsicht des Verräthers, der ihnen das Projekt unterbreitet hatte. Er ist entkommen, und damit

ist das Abenteuer abgethan.“ Dem Marquis d'Argens, der gleichfalls auf das Ereigniss in einem Briefe anspielt, vermeidet er ganz darauf zu antworten.

Steigende Kriegsdrangsale.

Der König befand sich erklärlicher Weise in schwer bedrückter Stimmung. Der unglückliche Verlauf, den die Dinge vor Colberg nahmen, zwang ihm zu weiteren Entsendungen nach jener Gegend und schnitt ihm damit die Möglichkeit ab, Schweidnitz wiederzuerobern, was er so sehnlich gewünscht hätte. Doch gab er sich den Anschein, als habe er eine Angriffsbewegung gegen die Oesterreicher vor, deren Hauptheer unbeweglich auf den Höhen über Freiburg stand, während am Eingange der Grafschaft General Draskowich und weiter nach Oberschlesien hin Bethlen besondere Abtheilungen befehligten, und die ostensiblen Vorbereitungen, welche er treffen liess, und die, wie er erwartete, von Spionen in das österreichische Lager berichtet wurden, hatten wirklich den Erfolg, dass das österreichische Heer acht Nächte unter dem Gewehr in Beiwachten blieb, etwas was, wie der König selbst schreibt, der Nachwelt (mit Rücksicht auf die Ueberlegenheit der Gegner) unglaublich scheinen werde.

Um so weniger dachte man im österreichischen Lager daran, in die Ebene zum Entscheidungskampfe herabzusteigen, wie sehr auch der Führer des zurückgebliebenen russischen Hülfskorps Tschernitschew dazu drängte. Trotz aller Uebermacht schreckte selbst den kühnen Laudon die Erinnerung an Leuthen; derselbe hatte noch im Oktober in Wien erklären lassen, dass, wenn man ihm starke Entsendungen nach Sachsen zumuthe oder nicht besser als bisher für seine Verpflegung Sorge, er genöthigt sein würde, unter Preisgebung von Schweidnitz nach Böhmen zurückzugehen.

Dem König hatten die Entsendungen nach Pommern Nichts geholfen, am 16. Dezember war Colberg gefallen,

und wie schwer dieser Schlag den König traf, mögen wir daraus ersehen, dass er nach einer Seite hin, wo er sonst einem gewissen Kleinmuth gegenüber erhöhte Zuversicht zu zeigen pflegt, nämlich seinem Bruder Heinrich unter dem 23. Dezember 1761 schreibt: „Die Einnahme von Colberg würde mir die Schlinge um den Hals legen, wenn nicht ein andres Ereigniss dieses Unglück als vorübergehend und leicht zu repariren erscheinen liesse.“ Mit dem Ereigniss, auf das er anspielt, kann kaum etwas Anderes gemeint sein als die neu auftauchende Hoffnung einer türkischen Schilderhebung, die doch in Wahrheit für die augenblickliche Nothlage des Königs nicht mehr bedeutete, als die Hülfsstruppen, welche eine Gesandtschaft des Tartarenkhans der Krim im Lager zu Strehlen dem Könige gegen ansehnliche Subsidien anbot, und welche dieser nicht ablehnen mochte in der Erwartung, dass das Losschlagen der Vasallen dann doch auch vielleicht den noch immer zögernden Sultan mit fortreissen könne. Schwerer aber als dies konnte für Friedrichs Beurtheilung der Lage die ihm wohlbekannt, aufs Höchste gestiegene Geldklemme des Wiener Hofes, welche diesen zu einer neuen Verringerung seiner Streitkräfte zwang, ins Gewicht fallen.

Immerhin aber hatten sich für den König die Umstände wahrhaft furchtbar gestaltet. Zum ersten Male seit dem Beginne des schweren Krieges, wenn wir von dem früh aufgegebenen Ostpreussen absehen, war es seinen Feinden möglich geworden, in seinen Landen die Winterquartiere zu beziehen. Wie mit dem Falle von Colberg ein grosser Theil Pommerns an die Russen, so war mit dem Besitze von Schweidnitz ein breiter wohlhabender Streifen des Schlesierlandes an die Oesterreicher gefallen. Wie sollte der dem Könige noch bleibende Rest der Provinzen nach der langen Kriegsnoth und den furchtbaren Heimsuchungen durch die Feinde noch weiter die Mittel zum Kriege aufbringen und die Mannschaften zur Ergänzung der Heere?

In Schlesien hatten jetzt die Oesterreicher den Winter hindurch einen breiten Strich besetzt. General Bethlen von

Leobschütz und Ratibor an bis Ziegenhals bei Neisse, dann Draskowich zu Wartha, Frankenstein, Reichenbach, weiter Laudon selbst, der sein Hauptquartier in Waldenburg hatte, von Schweidnitz bis Hirschberg, endlich nach der Ober-Lausitz hin General Beck mit seiner Heeresabtheilung. Dem russischen Hülfskorps war die Grafschaft Glatz zugewiesen, und obwohl hier in Freundesland, insofern die Oesterreicher das Land als eine zurückeroberte Provinz ansahen, so vermochten doch die Russen ihre Gewohnheiten nicht ganz zu verleugnen. Herr Joseph von Bachstein auf Altwaltersdorf hat in sein Tagebuch geschrieben: „was für Drangsal und welche Kränkungen das Ländchen von den Russen ausstehen musste, ist weltkundig. Viele Leute wurden auf freier Strasse von ihnen angefallen und beraubt, zu schweigen von andern Gewaltthätigkeiten, namentlich am weiblichen Geschlechte. Auf Diebereien verstanden sie sich gar meisterlich.“ Der Landrath musste schliesslich unter dem 31. Dezember 1761 streng verbieten, irgend Etwas den russischen Soldaten abzukaufen.

Mit den Verträgen über Waffenruhe zwischen den Kriegführenden während der Winterquartiere unter bestimmter Kündigungsfrist, wie sie zur grössten Freude der Soldaten in den letzten Jahren wiederholt geschlossen worden, wollte es in diesem Jahre nicht recht vorwärts gehen; wohl hören wir von solchen auch in Oberschlesien, aber sie werden entweder höheren Orts verworfen oder treten sonstwie ausser Geltung; wir erfahren noch Mitte Dezember von einem Streifzuge Zietens in die Gegend von Weidenau und dann wieder von einem zweiten im Januar durch die Neisser Besatzung; allerdings soll doch dann im Februar 1762 noch einmal eine derartige Verabredung erfolgt sein, deren Kündigung erst im Mai ausgesprochen ward.

Soviel ist gewiss, dass nach dieser Seite am Allermeisten die in Schlesien infolge der dauernden Truppenanhäufungen herrschende Noth entgegenstand. Die Noth zwang eben zu Streifzügen, da man in der That für Mannschaften und Pferde nicht den nöthigen Unterhalt fand, ge-

schweige denn eine Möglichkeit die Magazine zu füllen. Wie konnte ausser mit Zwang der Militärfiskus bei den Landbewohnern Lieferanten finden, wenn er für den Scheffel Korn nur 2 Thlr., für den Scheffel Hafer 20 Sgr. zahlte, während dieselbe Quantität sonst 12 resp. 8 Thlr. galt? Die Einwohner würden selbst mit ihrem Vieh Hungers gestorben sein, hätten sie nicht allen Verboten zum Trotz jenseits der Grenze in Böhmen ihre Nahrung geholt.

So war denn auch bei jenen winterlichen Streifzügen die Hauptsache, dass eine Partei der andern Fourage und Lebensmittel missgönnte und abjagte und nicht minder auch die Rekruten. Wo eine Partei durch das Glück der Waffen sich hatte festsetzen können, da hob sie auch Rekruten aus und stellte Werbungen an, und die dabei thätigen Offiziere thaten Beides rücksichtsloser und gewaltsamer als je vorher. Die erforderliche Mannschaft musste geschafft werden, man griff zu, wo man irgend konnte. Die Oesterreicher haben in dem von ihnen besetzten Theile von Schlesien während des Winters 1761/62 zweimal grosse Rekrutirungen vorgenommen, im Dezember und im März, doch gestatteten sie den Betroffenen, sich mit Geld loszukaufen.

Auch auf preussischer Seite zwang die Noth damals zu den strengsten Massregeln, und wie man damals zur Erhaltung des Heeres rücksichtslos Pferde, Geld und Lebensmittel im eignen wie im fremden Lande nahm, wo man sie irgend fand, so ging man auch bezüglich der Aushebungen mit unerhörter Härte vor. Alle bisher zur Erhaltung von Ackerbau und Gewerbe zugelassenen Ausnahmen wurden jetzt ausser Kraft gesetzt ebenso wie die sonst festgehaltenen Bestimmungen der Altersgrenzen und des Körpermasses, und natürlich ging man noch schonungsloser in den besetzten fremden Ländern, z. B. in Sachsen und Mecklenburg, vor. Auch den fremden Kriegsgefangenen in den schlesischen Festungen hat man damals stark zugesetzt, um sie zu bewegen, preussische Kriegsdienste zu nehmen, und schliesslich hat man sogar ganz direkt zwangsweise viele derselben in preussische Regimenter eingestellt.

Ueberhaupt war das Loos der Kriegsgefangenen seit den letzten drei Jahren, wo von österreichischer wie von russischer Seite eine allgemeine regelmässige Auswechselung derselben abgelehnt worden war und solche Eintauschungen dann nur in beschränktem Umfange und gleichsam unter der Hand hatten erfolgen können, viel schlechter geworden, und da in Oesterreich die arge Geldnoth und die Unredlichkeit vieler Beamten hinzukam, so konnte es geschehen, dass die preussischen Kriegsgefangenen hier vielfach geradezu Noth litten. Als der gefangene General Fouqué hierüber Beschwerde erhob, ward das in Wien sehr übel aufgenommen und Fouqué nach Carlsstadt in Kroatien verbannt, was dann wieder Repressalien auf preussischer Seite zur Folge hatte.

Infolge dieser Beschwerden wurden zwischen Markgraf Karl und General Laudon verschiedene Briefe gewechselt, welche, obwohl in den verbindlichsten Formen gehalten, doch keine Abhülfe zu bringen vermochten. Der uns vorliegende Brief eines kriegsgefangenen Rittmeisters von Cronhelm aus Ofen, der nähere Beziehungen zu Schlesien gehabt haben muss, vom 29. September 1761, berichtet über die Bemühungen der Oesterreicher, die Gefangenen für österreichische Kriegsdienste zu gewinnen oder andernfalls zu Kolonisten zu werben, in welchem Falle man ihnen 40 fl. auf die Hand giebt und ihnen Häuser, Aecker und auch Geld zum Ankauf des Zugviehs verspricht. Falls sie katholisch oder zum Uebertritt bereit sind, dürfen sie sich einen Ort auf den kaiserlichen Kammergütern auswählen, andernfalls werden sie nach Siebenbürgen geschickt, „so dass, wenn nicht bald eine Ranzion vor sich gehet, der König keinen gesunden Mann aus der Gefangenschaft bekommt, denn Alles, was rührbar, nimmt Dienste oder macht sich sesshaft.“ Uebrigens gesteht der Briefsteller, dass ihm selbst sonst nicht unfreundlich begegnet werde, besonders deshalb, weil der Kommandant Graf Burghaus ein Schlesier und Geschwisterkind des Besitzers von Friedland (Oberschlesien) sei.

Natürlich hatte sich in dieser den preussischen Waffen wenig günstigen Zeit, wo die Oesterreicher auf die Dauer in verschiedenen Grenzkreisen namentlich Oberschlesiens, in denen die Einwohnerschaft schon immer einer gewissen Hinneigung zu Oesterreich verdächtig war, geboten, diese unpatriotische Haltung nur noch mehr verstärkt und verbreitet, so dass, wenn einmal wieder preussische Truppen hier einrückten, dieselben sich wie in einem feindlichen Lande zu befinden glaubten, wie damals ein preussischer General aus Oberschlesien schreibt: „Wahr ist es, dass übelgesinnte Unterthanen und meistens Hohe und Niedrige uns alle aufrichtige Kundschaft und Nachrichten gänzlich versagen, worauf doch sehr Vieles ankommt.“

Mit Rücksicht auf derartige Wahrnehmungen hielt es der König für angezeigt, noch vor Ablauf des Jahres den Bewohnern der von den Oesterreichern besetzten schlesischen Landestheile durch eine besondere Proklamation vom 26. Dezember 1761 ins Gedächtniss zurückzurufen, dass sie, wenn gleich, wie es darin heisst, „der Feind auf eine Zeit lang in einigen Gegenden des Landes den Meister spiele“, doch preussische Unterthanen blieben und einer Rückkehr der preussischen Herrschaft gewärtig sein müssten. Allerdings mochte es gegenüber der thatsächlichen Gewalt der Feinde hart erscheinen, wenn nun die Einwohner mit harten Strafen bedroht wurden, falls sie durch ihre Handlungen sich dem Feinde geneigt zeigen, dessen vermeintliche Ordres befolgen, an ihn Lieferungen an Getreide oder Fourage oder Geld abführen würden. Die Proklamation schliesst: „Da auch bei der feindlichen Armee sich verschiedene von denjenigen meineidigen schlesischen Vasallen und Unterthanen befinden, welche vorhin pflichtvergessner Weise zum Feinde übergelaufen, durch deren Plackereien und Exactiones vornehmlich aber den hiesigen Landeseinwohnern schwer gefallen wird, sie selbst aber sich alle Mühe geben, noch andre mehr auf ihre Seite zu ziehen und zu gleichmässigen schandbaren Demarches zu verleiten, so wird ein Jeder hierdurch wiederholentlich gewarnt, sich

vor diesen Bösewichtern und Blutigeln zu hüten und sich mit selbigen in keine Gemeinschaft einzulassen, sondern auch jedermänniglich erinnert, sich dergleichen Landläufer zu bemächtigen und solche zu ihrer wohlverdienten Bestrafung an die nächste Festung abzuliefern.“

Sechster Abschnitt.

1762. Umschwung infolge des russischen Thronwechsels. Kampf um Schweidnitz.

Als König Friedrich am 5. Dezember 1761 sich nach Breslau ins Winterquartier begab, um dort, wie er an Voltaire schreibt, die Vorbereitungen zu treffen „für die heroischen Schlächtereien“ des nächsten Jahres, war er tiefer Schwermuth verfallen, in welche ihn die Erkenntniss der Hoffnungslosigkeit seiner Lage gestürzt hatte. Und diese Stimmung hatte ihn schon fast während seines ganzen Aufenthalts im Lager von Strehlen beherrscht, auch ehe noch der Fall von Colberg ihn aufs Neue so schwer getroffen. Wohl dichtet er viel in diesen Tagen; „ich schläfre so meine Sorgen und meine Schmerzen ein. Ich gewinne einige Augenblicke, sind diese dann ach wie schnell entschunden, so nimmt der Teufel alle seine Rechte wieder.“ Aber auch alles, was er damals gedichtet, ist im Grunde tief traurig. Wohl verweilt er in seiner Epistel an Catt einen Augenblick dabei auszumalen, wie dieser Freund frohen Herzens das Glück des Lebens und der Liebe genießt, desto schmerzlicher wirkt dann die Gegenüberstellung des eignen freudlosen Alters, das durch hartnäckiges Unglück um jede Illusion gebracht die Nichtigkeit des Daseins erkannt hat. In diesen Tagen schrieb er jene Fabel von

der Geige, wie der grosse Virtuose Tartini einer Gesellschaft von Bewunderern zu zeigen veranlasst wird, dass man auch auf drei Saiten meisterhaft spielen könne, und selbst noch auf zweien, ja schliesslich vermag er einer ihm noch allein gelassenen Saite eine rührende Melodie zu entlocken; als man aber auch diese abnimmt, bleibt trotz aller Kunst des Meisters das Instrument stumm. Es sei dies die treffendste Allegorie, die man je gemacht, schreibt Friedrich einem Bewunderer, der von seinem Genie eine Abhülfe seiner Noth erwartet; bald werde er in der Lage Tartinis sein, als man ihm die letzte Saite genommen. „Die Kunst versagt, wenn ihr die Mittel fehlen“.

Immer aufs Neue schweben ihm Beispiele aus der Geschichte vor von Männern, die in höchster Noth selbst den Tod gesucht; er schildert die Empfindungen des Kaisers Otho, der nach dem Verluste der Schlacht bei Bedriacum sich selbst dem Frieden zum Opfer bringt, und in einem andern Gedichte die des Cato von Utica mit den Schlussworten: „den Untergang des Vaterlandes und seiner Freunde kann ein Feiger überleben, für einen Helden ziemt es dann zu sterben.“ Und jene bereits erwähnte Epistel an Catt schildert den Dichter selbst, wie er im Gegensatze zu dem Freunde, den Lust und Liebe bis an die Pforten der Unterwelt geleiten, trübsinnig den verhängnissvollen Kahn aufsucht, den Schnitt der Parze vielleicht beschleunigend. Nie in Friedrichs ganzem Leben ist wohl der Gedanke an das Fläschchen mit Gift, das er bei sich bewahrte, so lebendig geworden als in jenen Zeiten.

Bei solcher Stimmung war der Aufenthalt in Breslau für den König traurig genug. „Für Spiel und Lust,“ schreibt er von hier aus am 9. Januar 1762, „ist diesen Winter zu Breslau keine Stätte bereitet; abgesehen von der Jugend, welche sich nach Möglichkeit ergötzt, ohne um die Zukunft zu sorgen, führt jeder, der nachdenkt, das Leben eines Kartäusers. Leipzig (wo der König den letzten Winter zubrachte) bot das Bild eines glänzenden Karnevals im Vergleich mit diesem Jahre.“ Ganz auf sich angewiesen, befinde

er sich, wie sein Freund vielleicht sagen werde, in ziemlich schlechter Gesellschaft. Dennoch nimmt man wahr, dass allmählich die Stimmung ein wenig sich hebt. „Noch sind wir nicht aufgeessen, und man will selbst einen Schimmer von Hoffnung wahrnehmen, aber ich spreche Ihnen nicht davon.“ So werden denn auch die Selbstmordgedanken zwar nicht aufgegeben, aber vertagt. In zwei auf einander folgenden Briefen an d'Argens aus dem Januar 1762 deutet der König darauf hin, dass im Frühling oder vielleicht bereits im Februar es sich herausstellen würde, ob man sich an das Beispiel des Cato von Utica würde halten müssen.

Hervorgehoben zu werden verdient dabei, dass als letzter Rettungsanker fort und fort das Bündniss mit der Pforte, ein Losschlagen der Türken gegen Russland oder Oesterreich erscheint. Auch war ja vom Lager zu Strehlen aus mit des Tatar khans Gesandten der Lieutenant von der Goltz abgeschickt worden, um zu einem Einfalle in das von Truppen entblösste Russland anzureizen und andererseits 6000 Mann Tataren als preussische Hülfsvölker durch Polen nach Oberschlesien zu führen, Schritte, die dann voraussichtlich der zaudernden Pforte den Krieg über den Kopf nehmen würden. Im Uebrigen stand trotz alles Widerspruchs seines Bruders Heinrich Friedrichs Entschluss fest, im kommenden Jahre alle seine Streitkräfte zu vereinigen und sich mit diesem Heere dann gegen einen seiner Feinde zu wenden. Nur mit äusserster Anstrengung gelang es in jenem Winter dem Könige sein Heer wiederum zu ergänzen, und ganz besonders bemühte er sich die Artillerie in dem Masse zu verstärken, als die innere Tüchtigkeit seiner Infanterie unvermeidlich abnahm. Um 122 Geschütze, vornehmlich Zwölfpfünder, ward für das Jahr 1762 die preussische Artillerie vermehrt, 34 davon erhielten die schlesischen Regimenter. Die dazu nöthige Bespannung (4576 Pferde) und Bedienung (2319 Stückknechte) aufzutreiben, war die schwierigste Aufgabe unter den Kriegsvorbereitungen dieses Winters, und das erforder-

liche Geld (637582 Thaler) liess sich immer noch leichter beschaffen als Pferde und Mannschaften, wie wenig wählerisch man auch dabei zu verfahren durch die Noth gelernt hatte.

Während nun der König in fieberhafter Spannung ostwärts seinen Blick richtete, auf die heiss ersehnte Nachricht einer türkischen Schilderhebung oder wenigstens von dem Anrücken der tatarischen Hülfsstruppen harrend, kam ihm von anderer Seite eine erlösende Kunde. Und wie wenig er auch sonst seinen damaligen Breslauer Aufenthalt zu rühmen Ursache fand, so war es ihm doch bestimmt, in diesen Mauern die bedeutungsvollste Schicksalswendung zu erleben, die ihm überhaupt je beschieden gewesen ist. Am 19. Januar traf über Warschau in Breslau die schwerwiegende Nachricht ein, Kaiserin Elisabeth von Russland, des Königs unversöhnliche Feindin, habe am 5. dieses Monats das Zeitliche gesegnet. Sofort meldet er an seinen Bruder Heinrich das wichtige Ereigniss, von dem er eine günstige Wendung hofft. Und diese Hoffnung sollte sich erfüllen. Der Nachfolger Elisabeths, Kaiser Peter III., ein Verehrer und Bewunderer Friedrichs, beeilte sich, diesem seine Gesinnung zu zeigen. Sein Adjutant Oberst Gudowitsch, der die Thronbesteigung Peters dessen Schwager, dem Herzoge von Anhalt-Zerbst, zu melden hatte, gab am 27. Januar in Magdeburg ein Schreiben des Zaren an König Friedrich ab voller Freundschaftsversicherungen. Am 31. Januar langte dasselbe in Breslau an, mit neu aufathmender Freude von dem Könige begrüsst. „Siehe da der erste Lichtstrahl, dem Himmel sei Dank!“ schreibt der König noch am selbigen Tage seinem Minister Finkenstein und gleichzeitig an Prinz Heinrich: „Dank dem Himmel, wir haben den Rücken frei.“

Noch am gleichen Tage verfügt der König die Ablieferung aller russischen Kriegsgefangenen nach Stettin unter Einschärfung guter Verpflegung und Behandlung, und schon am 2. Februar die Einstellung aller Feindseligkeiten bei den Vorposten in Pommern. Und ehe noch der russische Oberst seinem Auftrage gemäss in Breslau bei dem

Könige eintrifft, reist von diesem gesendet sein Adjutant und Kammerherr Bernh. Wilh. v. der Goltz von hier nach Petersburg als Ueberbringer eines königlichen Handschreibens an Peter und dessen Gemahlin Katharina, dazu bestimmt, das gute Vernehmen zwischen den beiden Höfen wiederherzustellen. Am 20. Februar langt Gudowitsch in Breslau an, auf das Herzlichste von dem Könige empfangen, wie dieser sich ausdrückt, „als die Taube mit dem Oelzweige“. Von Petersburg folgte die Freilassung der preussischen Gefangenen, die Einstellung der Feindseligkeiten und zugleich mit der unter dem 23. Februar an die bisherigen Verbündeten erlassenen Ankündigung, dass der Kaiser von Russland, um den Frieden herzustellen, zur Herausgabe aller preussischen Eroberungen bereit sei und die anderen Mächte zu dem Gleichen auffordere, die Abberufung des Tschernitschew'schen Korps von dem österreichischen Heere.

Am 24. März marschirte das Letztere aus der Grafschaft Glatz ab, und mit aufrichtiger Freude sahen die Bewohner die nordischen Gäste scheiden, nur das Eine beklagend, dass Trupps derselben in den Wäldern dieses Berglandes zurückblieben, die dann bis tief in den Sommer hinein eine wahre Geißel für die armen Landleute waren, ohne dass die österreichischen Soldaten zu ihrer Ausrottung die Musse gefunden hätten.

Tschernitschew zog über Striegau nach Steinau, wo er am 30. März die Oder überschritt, um dann nach Westpreussen weiter zu ziehen.

Die weittragenden Folgen des Umschwungs, welchen der russische Thronwechsel hervorgebracht, traten immer mehr zu Tage, und bei der Gesinnung Peters III. konnte daran weder durch die Ablehnungen, welche seine einen allgemeinen Frieden auf der Grundlage des *status quo ante* bezweckenden Anträge bei Oesterreich und Frankreich fanden, noch durch die verrätherischen Ränke des neuen englischen Ministers Bute, der seinen preussischen Verbündeten direkt genöthigt sehen wollte, den Frieden durch Land-

abtretungen zu erkaufen, Etwas geändert werden. Für Friedrich war schon das ein ungeheurer Vorthail, dass seine Provinz Preussen mit ihren Hilfsquellen an Geld und Rekruten wieder zu seiner Verfügung stand. Nicht minder bedeutungsvoll musste es werden, dass nach dem bereits am 16. März abgeschlossenen Waffenstillstande mit den Russen in Pommern die hier stehenden Truppen nach Sachsen und Schlesien gezogen werden konnten, und da Niemand zweifelte, dass Schweden dem Beispiele Russlands folgen würde, so mussten bald noch weitere Truppen disponibel werden.

Am 21. Mai 1762 ward zu Breslau unter Pauken- und Trompetenschall und dem Donner der Geschütze das Tedeum gesungen wegen des zwischen den Kronen Preussen und Russland am 5. Mai geschlossenen Friedens, und im ganzen Lande fand der Jubel Wiederhall. Hauptmann von Schwerin, ein Neffe des Helden von Prag, der nach dem 5. Januar 1762 aus einem armen Kriegsgefangenen der Günstling des Zaren geworden war, hatte am Tage vorher, dem Feste von Christi Himmelfahrt, die grosse Nachricht nach Breslau gebracht und gleichzeitig melden können, dass er an Tschernitschew den Befehl mitgebracht habe, mit seinem Korps zu den Preussen zu stossen. Und wenn bisher König Friedrich den Wiederbeginn der Feindseligkeiten immer noch verschoben hatte in Hoffnung auf die türkisch-tatarischen Hülfsstruppen, sah er jetzt den russischen harrend entgegen. Endlich kamen sie heran, am 30. Juni konnten sie bei Auras die Oder überschreiten, allerdings wenig über 15000 Mann einschliesslich der Kosaken. Ihre Generalität, Tschernitschew an der Spitze, hielt einen feierlichen Einzug in Breslau, wo der König sie äusserst gnädig empfing. Allerdings war es bei einem so jähen Wechsel der Dinge erklärlich, wenn, wie uns ein Obrenzeuge versichert, österreichische höhere Offiziere bei dem Einzuge der Russen das Alles für Schwindel und Tschernitschew mit seinem Gefolge für verkleidete Preussen erklärten. Bei dem schlechten Stande seiner Angelegenheiten

müsse der König zu derartigen Täuschungen greifen, um den Muth der Seinen nicht ganz sinken zu lassen.

Kampf um Schweidnitz.

In Wien hatte die Nachricht von dem Umschwunge in Russland zuerst grossen Schrecken erregt, doch hatte man allmählich sich wieder beruhigt und damit getröstet, dass selbst, wenn der neue Zar auf die preussische Seite hinüber träte, König Friedrich von diesem Bündnisse um so weniger Vortheile haben würde, als Peter gleich auch an einen Krieg gegen Dänemark dächte, wo dann neue weitere Verwickelungen vorauszusehen wären. Unter solchen Umständen entschloss sich der Wiener Hof den Krieg noch weiter zu führen, hauptsächlich um die Eroberungen in Schlesien zu behaupten und diesen Besitz bei den künftigen Friedensunterhandlungen in die Wagschale werfen zu können, damit man doch nicht ganz ohne Landerwerb aus dem Kampfe hervorgehe.

So hatte man denn mit Aufbietung der letzten Kräfte aufs Neue gerüstet, die aus Sparsamkeitsrücksichten am Ende des Jahres 1761 vorgenommene Reduktion des Heeres wieder rückgängig gemacht und wiederum also das unglückliche Schlesierland zum Hauptkriegsschauplatz erkoren. Daun, der hier das Oberkommando führen sollte, erhielt etwa 80000 Mann unter seinen Befehl gestellt, eine Zahl, welche der König auch nach dem Eintreffen des russischen Hülfskorps kaum erreichte. Da Daun durch die aus Wien erhaltenen Befehle ebenso wie durch seine eigne Neigung zu strenger Defensive, an erster Stelle zur Vertheidigung von Schweidnitz bestimmt war, so lag die eigentliche Initiative in des Königs Hand.

Dessen Anordnungen entsprechend sehen wir dann vor und neben den Kämpfen um Schweidnitz, welche für dieses Kriegsjahr die Hauptsache bilden, Kriegshandlungen in Oberschlesien sich abspielen, welche allerdings im weiteren Verlaufe mit jenen zusammenfliessen.

Bereits am 20. April hatte der König den bekannten Reiterführer General Werner mit einer kleinen Heeresabtheilung von etwas über 6000 Mann nach Oberschlesien in die Gegend von Kosel gesendet mit der eigentlichen Bestimmung, falls die verheissenen türkisch-tatarischen Hilfsvölker in Ungarn einrückten, denselben mit den ihm schon zugesagten Verstärkungen entgegenzuziehen und die Hand zu bieten. Auch wenn dieses Ereigniss auf sich warten liess, lockte es wenigstens Einfälle nach Oesterreichisch-Schlesien und Mähren hinein zu unternehmen, um aus diesen noch weniger vom Kriege heimgesuchten Gegenden Fourage und Lebensmittel und vielleicht auch Rekruten heimzubringen. Schon das gefiel dem Könige sehr, dass Werner allerdings zu nicht geringem Schrecken der ober-schlesischen Bevölkerung nun in der Gegend von Ratibor, wo sich lange preussische Truppen nicht mehr gezeigt hatten, wieder eine grosse Rekrutirung vorzunehmen vermochte. Seine Abtheilung ward nun auch auf 7000 Mann verstärkt, während allerdings auch die ihm bei Jägerndorf gegenüberstehenden Truppen Bethlens, seitdem General Beck demselben ansehnliche Verstärkungen zugeführt und selbst das Kommando übernommen hatte, auf 9000 Mann gekommen waren.

Als dann Werner von Ratibor aus Anfang Juni das Herzogthum Teschen bis an den Jablunkapass hin heimzusuchen und auszufouragiren unternahm, erschien plötzlich Beck, bekanntlich einer der tüchtigsten Generäle des österreichischen Heeres, in seinem Rücken bei Oderberg, und Werner musste eiligst seine Heeresabtheilung zusammenziehen und auf weitem Umwege über Schwarzwasser, Sohrau, Gleiwitz, Ujest wiederum nach Kosel zurückgehen.

Um aber Daun durch einen wirklichen Einfall in Mähren zu erschrecken und zu weiteren Detachirungen zu bewegen, sandte der König noch mehr Truppen nach Oberschlesien. Jener Herzog von Braunschweig-Bevern, den Schlesiern durch die unglückliche Schlacht bei Breslau bekannt, der nach seiner Rückkehr aus der österreichischen Gefangen-

schaft als Kommandant von Stettin sich bewährt und des Königs Vertrauen von Neuem gewonnen hatte, war jetzt in Schlesien mit pommerschen Truppen eingetroffen und erschien am 21. Juni bei Kosel mit ansehnlichem Zuzuge, welcher das dortige Korps, dessen Befehl nun dem Herzoge zufiel, auf 14000 Mann brachte. Damit vermochte man wohl Troppau und Jägerndorf zu besetzen und General Beck in die Berge nach Freudenthal zurückzudrängen, aber weder gelang es, den Einfall nach Mähren auszuführen noch Daun zu verleiten, durch weitere Detachirungen sein Hauptheer zu schwächen.

Inzwischen hatte der Letztere, seit er im Mai bei dem Heere eingetroffen war, in Schweidnitz, dessen Befestigungen zu verstärken man seit vorigem Herbste eifrig thätig gewesen war, die Besatzung abgelöst und zugleich verstärkt, 9000 Mann auserlesener Truppen in die Festung gelegt und sein Heer dann zwischen dem Zobten und dem Pitschenberge (bei Ingramsdorf an der Freiburger Bahn) aufgestellt. Als jedoch der König am 1. Juli gegen diese Stellung voring und General Wied Miene machte, Dauns linken Flügel zu umgehen, führte dieser in der darauf folgenden Nacht sein Heer wiederum in die Stellung, welche Laudon im Vorjahre auf der Höhe der Berge oberhalb Freiburg und Schweidnitz so lange innegehabt hatte, während auch der König ihm gegenüber wiederum sein altes Lager von Bunzelwitz bezog.

Eine neue Umgehung der linken österreichischen Flanke, welche abermals der Wied'schen Heeresabtheilung übertragen ward, verzögerte sich infolge eines Unwohlseins des Königs und konnte erst in der Nacht zum 6. Juli begonnen werden. Um so leichter fand der wachsame österreichische Heerführer Zeit für Gegenmassregeln. Seine Weisungen beriefen den grössten Theil des Brentano'schen Korps vom rechten Flügel über dem Weistritzthale nach der linken Flanke über Salzbrunn. Den schon ermüdeten Preussen stand am 6. Juli die schwere Aufgabe bevor, den steilen Ostrand des Zeiskengrundes bei Adelsbach zu

stürmen. König Friedrich, der anfänglich ungeduldig vorwärts getrieben hatte, damit der Feind nicht noch weitere Verstärkungen entsenden könne, wünschte nachher den Sturm, dessen Schwierigkeit er nun erkannte, aufgegeben zu sehen, doch seine Gegenbefehle kamen für einen Theil seiner Truppen zu spät, und die fünf bereits engagirten Bataillone erlitten nun einen schweren Verlust, 1333 Mann mit 19 Offizieren und 51 Pferde.

Erneute Umgehungsversuche mit dem Wied'schen Korps erzielten keine besseren Erfolge und ebensowenig ein Einfall desselben in Böhmen, wenn gleich bei dieser Gelegenheit Oberstlieutenant Reitzenstein mit den Kosaken Tschernitschews und den preussischen leichten Truppen weit ins Land vordrang und einzelne Kosakenabtheilungen bis vor die Thore von Prag schwärmten. Namentlich die Kosaken hausten übel in Böhmen, sie plünderten, sengten und brannten nach Herzenslust, ohne dass die Führer ihnen Einhalt zu thun vermochten; ja ihr Treiben verführte die preussischen Husaren zu ähnlicher Zügellosigkeit. Schliesslich machten sich ganze Schwärme von Kosaken eigenmächtig auf und ritten quer durch Schlesien über die polnische Grenze, um dort ihre Beute an Juden zu verkaufen.

Aber wie gross auch der Schrecken war, den dieser Einfall in Böhmen erregte, so verliess Daun deshalb doch seine feste Stellung nicht; er begnügte sich seine Magazine in Braunau durch eine Heeresabtheilung in kaum angreifbarer Stellung schützen und schliesslich seine Vorräthe nach der Grafschaft Glatz überführen zu lassen.

Der König beschloss jetzt den Stier bei den Hörnern zu fassen und die rechte Flanke des Feindes auf den steil aufsteigenden Thäländern der Weistritz anzugreifen. Während er aber zu diesem Zwecke das Korps Wieds nach seinem linken Flügel heranzog, kam ihm am 17. Juli die Schreckenskunde von der Entthronung des Zars Peter durch dessen Gemahlin unter Umständen, welche ihn fürchten liessen, dass die Russen, unzufrieden mit dem schnellen Preisgeben ihrer Eroberungen durch Peter III., sich von

Neuem feindlich ihm gegenüber stellen würden. Am 18. Juli zeigte ihm Tschernitschew an, dass er Befehl erhalten habe, seinen Heerestheil nach Polen zurückzuführen.

Schmerzerfüllt schreibt der König seinem Bruder Heinrich über die neue grausame Verlegenheit, in welche ihn jene Nachricht mitten in Operationen, welche einen günstigen Ausgang versprochen, gestürzt habe; doch schnell gefasst bewegt er den russischen Heerführer, in dem er einen Verehrer und Bewunderer gefunden, seinen Abmarsch noch um drei Tage zu verzögern, wozu ihm ja die Nothwendigkeit sein Korps zusammenzuziehen und unerlässliche Vorbereitungen für den weiten Marsch zu treffen bequemen Vorwand zu geben vermochte. Das blossе, wenngleich unthätige Verharren der russischen Heeresabtheilung in ihrer Stellung den Oesterreichern gegenüber musste ja, wie der König berechnete, die Letzteren nötigen, ihnen auf alle Fälle ein entsprechend starkes Korps am Tage des Kampfes gegenüber zu stellen.

Die Oesterreicher hatten die Berge oberhalb Schweidnitz, namentlich die ihre rechte Flanke bildenden steilen Anhöhen, zwischen denen die Weistritz in die Ebene tritt, stark verschanzt. Diesen eben sollte der preussische Hauptangriff gelten, und zwar sollte wiederum dem General Wied die erste Rolle zufallen, welcher seine Heeresabtheilung von der äussersten rechten Seite der Preussen hinter deren Armee nördlich um Schweidnitz herum bis halbwegs gegen Reichenbach hin zu führen hatte, um dann die österreichischen Schanzen des rechten Weistritzufer bei Leuthmannsdorf im Rücken und in der Flanke fassen zu können. Obwohl nun diese Bewegung so zeitraubend war, dass der Angriff erst auf den 21. Juli festgesetzt werden konnte, so blieb dieselbe doch dem österreichischen Oberfeldherrn verborgen; was er von preussischen Truppenbewegungen auf seiner rechten Flanke gewahrte, schienen ihm nur Manoeuvres darauf berechnet, ihn von der Festung Schweidnitz zu trennen, für welche letztere er übrigens Nichts fürchten zu dürfen glaubte, so lange er seine bisherige Stellung behauptete.

General Brentano, der so tapfer bei Adelsbach gefochten, ward erst so spät näher herangezogen, dass seine Truppen am Abend des 20. Juli recht erschöpft Michelsdorf eine halbe Meile hinter den Leuthmannsdorfer Schanzen erreichten. An demselben Abend setzte sich die Brigade Möllendorf auf dem linken Weistritzufer in dem unteren Theile von Burkersdorf fest und fand an dem ohne grosse Anstrengung eroberten von Wassergräben umgebenen Schlosse von Burkersdorf einen gewissen Stützpunkt.

Am nächsten Tage sollten dann Scheinangriffe längs der ganzen österreichischen Stellung mit weit auseinander gezogenen Bataillonen den Feind beschäftigen, die Hauptwucht aber dessen rechte Flanke treffen, die Schanzen auf den steilen Anhöhen, welche auf beiden Ufern das enge Thal der Weistritz begleiten, und zwar sollte hier gleichzeitig Graf Wied die des rechten Ufers von Leuthmannsdorf her im Rücken und in der Flanke fassen, und Möllendorf auf der Westseite die Schanzen oberhalb Burkersdorf. Wer jetzt an einem schönen Sommertage das anmuthige Weistritzthal durchwandert und die Romantik des Schlesierthals bewundert, mag sich daran erinnern, dass damals am 21. Juli 1762 tausende tapferer Krieger an diesen steilen Abhängen emporzuklimmen hatten, den drohenden Feuereschlünden entgegen, die ihre Höhen beschirmten. Und misslang der Angriff auf die starke Stellung auch nur auf einer Seite, so drohte auch gleich auf der andern die Gefahr, zwischen zwei Feuer genommen zu werden.

Es war für Friedrich ein Glück, dass Daun eben im Vertrauen auf die natürliche Festigkeit der Schanzen dieselben nicht stark belegt hatte, und dass auch der zur Hilfe geschickte General Brentano nicht seine ganze Energie daran setzte, von Michelsdorf her den Leuthmannsdorfer Schanzen zu Hilfe zu kommen. Graf Wied vermochte seine Aufgabe glänzend zu lösen; auf mühseligen Wegen wurden die Befestigungen umgangen und nach hartnäckigem Gefechte erobert, und dieser Erfolg auf dem rechten Weistritzufer blieb doch nicht ohne Einfluss auf die Vertheidigung

der andern Flussseite, wo anfänglich noch grössere Schwierigkeiten obzuwalten schienen.

Hier hatte der König in der Nacht vom 20. zum 21. Juli im unteren Theile von Burkersdorf förmliche Laufgräben graben und Batterien schwerer Geschütze errichten lassen. Aber als dieselben am Morgen ihr Feuer eröffneten, zeigte es sich wegen der Entfernung und der Höhenverhältnisse als wenig wirksam, und mit Sorge dachte der tapfere Führer General Möllendorf an die schweren Menschenopfer, die ein Sturm auf die Berge kosten müsse. Plötzlich bot sich ein Ausweg; ein aufsteigender enger Berggrund, den der Feind ausser Acht gelassen, eröffnete südöstlich einen Weg auf die Anhöhe, unbemerkt vom Feinde. Aber kaum hatte man diesen beschritten, so gebot ein Befehl des Königs halt, da 4000 Mann von der Schweidnitzer Garnison mit einem Ausfalle den Rücken der preussischen Truppen bedrohten. Aufs Neue musste Möllendorf bangen, ob nicht während dieser Zögerung die Oesterreicher auf der Höhe die drohende Umgehung gewahren könnten. Zum Glücke geschah das nicht, preussische Reiterei trieb die Schweidnitzer Garnison zurück, und die tapfern Garderegrenadiere vermochten glücklich in der Deckung des Waldgrundes die Höhe zu erklimmen, wo dann die Schanzen ohne besonders hartnäckigen Kampf von den um ihren Rückzug besorgten Oesterreichern aufgegeben wurden. Dass man die schwer zugängliche Stellung, welche General O'Kelly auf dem Bögenberge mit ganz besonders verstärkter Mannschaft noch besetzt hielt, nicht erst zu stürmen brauche, überzeugte sich auch der König bald. Offenbar hatte Daun bereits nach den ersten Erfolgen Wieds bei Leuthmannsdorf den Rückzug beschlossen, dem dann auch O'Kelly, um nicht abgeschnitten zu werden, anzutreten nicht umhin konnte.

Das Gefecht von Burkersdorf hatte den Preussen 1600 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Die Oesterreicher büssten fast das Doppelte ein, insofern sie allein an Gefangenen 500 Mann und an Ueberläufern 700

verloren. Daun suchte nur noch den Eingang zur Grafschaft Glatz den Preussen zu sperren, die Belagerung von Schweidnitz seinem Gegner zu wehren, musste er aufgeben.

Früh am Morgen des 22. Juli rückte Tschernitschew mit dem russischen Hülfskorps ab, für die Zuschauerrolle, die er bei dem Gefechte gespielt, von dem Könige durch einen kostbaren mit Brillanten besetzten Degen belohnt. Er hatte noch vor dem Abschiede Friedrich über die Absichten seines Hofes zu beruhigen vermocht, aber tatsächlich war nach dem Abzuge dieser Heeresabtheilung die numerische Ueberlegenheit wiederum auf der Seite der Oesterreicher, wenngleich die Bedächtigkeit Dauns eine energische Verwerthung derselben kaum fürchten liess.

Der König hatte inzwischen gleich auf die erste Nachricht von der Thronumwälzung in Petersburg unter dem 20. Juli den Herzog von Braunschweig-Bevern angewiesen, sein oberschlesisches Korps zurückzuziehen. In dem betreffenden Briefe schreibt er, er werde sich unter den gegebenen Umständen, bis etwa vielleicht im September ein Losschlagen der Türken erfolge, damit begnügen müssen, Neisse und Kosel zu decken. Kosel solle der Herzog übernehmen, während Werner mit seiner Heeresabtheilung in die Neisser Gegend ziehe. Letzterer sollte dann zugleich dort die Entsendung des zur Belagerung von Schweidnitz bestimmten Artillerietransports beschützen. Am 4. August schloss General Tautentzien die Festung ein.

Aber wenn Friedrich gehofft hatte, dieselbe in kurzer Zeit zu bezwingen, so sah er sich arg enttäuscht, er musste sogar gegen alles Erwarten noch einen Kampf bestehen, welchen Daun auf direkten Befehl aus Wien zum Entsatz der Festung unternahm. Hier fügte es sich nun, dass gerade die beiden Feldherrn, welche längere Zeit einander in Oberschlesien gegenübergestanden hatten, ohne ihre Kräfte im Kampfe zu messen, jetzt in anderer Gegend handgemein wurden. Beider Heerestheile waren nun zurückberufen worden, und während Daun seinen Entsatzplan so entworfen hatte, dass Beck von Hadik unterstützt aus der Franken-

steiner Gegend gegen Reichenbach vorging und zunächst die hier östlich vorliegenden Fischerberge, dann aber den nördlich von Reichenbach und nur wenig über eine Meile südöstlich von Schweidnitz gelegenen Költschenberg besetzte, womit allerdings der Einschliessungsring um Schweidnitz gesprengt gewesen wäre, fasste der König, als ob er die Anschläge der Gegner errathen oder erfahren hätte, dieselben Punkte ins Auge, und der Herzog von Braunschweig-Bevern sputete sich in der That so, dass, als Beck am 13. August in der Richtung gegen die Fischerberge anrückte, er seinen Weg am Peileflüsschen von den Preussen gesperrt fand, die hinter den Gehöften von Mittel-Peilau auf dem nach den Fischerbergen ansteigenden Gelände ihre Stellung genommen hatten. Angesichts dieser Ueberraschung ging Beck bis Kleutsch und am nächsten Tage sogar bis Schönwalde an den Fuss des Eulengebirges zurück. Aber Daun entschloss sich, den Versuch mit grösseren Streitkräften zu erneuern und führte in der Nacht vom 15. zum 16. August über 40000 Mann von Silberberg her dem Herzoge entgegen, von denen jedoch die Hälfte unter Laudon an den Bergen zurückblieb. Allerdings hätte auch diese Hälfte mit Aufbietung aller Kräfte den 9000 Mann, die Bevern befehligte, sehr gefährlich werden können, umsomehr, da der König, der von seinem Hauptquartier, dem Schlosse in Peterswaldau, das Ganze leitete, die versprochene Hülfe thatsächlich sehr spät dem Herzoge gesendet hat. Aber der Plan der Oesterreicher lief thatsächlich darauf hinaus, dass von den Angriffstruppen nur eigentlich der rechte Flügel unter Beck ernstlich in Thätigkeit treten solle. Dieser hatte die Stellung der Preussen in deren linker Flanke zu umgehen und im Rücken derselben die Fischerberge zu besetzen, während Lacy in der Front und Brentano von links her den Herzog nur beschäftigen und im Schach halten sollte. Beck that seine Schuldigkeit in vollstem Masse; die Umgehung gelang, und ein Bataillon, welches Bevern nach dieser Richtung entsendete, ward nahezu aufgerieben unter Verlust seiner Geschütze. Aber was die

Hauptsache war, der Herzog hielt Stand, auf die zugesagte Hülfe des Königs vertrauend; Beck, wenngleich in den Rücken des Feindes gelangt, ward durch sumpfiges Gelände und zum Theil auch die Höhe der Fischerberge lange gehindert, die Konsequenzen seiner Umgebung zu ziehen und dem Feinde auf den Leib zu rücken. Lacy aber, dem Centrum des Herzogs gegenüber, hatte für seine Truppen direkt Zelte aufschlagen lassen und dadurch allerdings den König zu der Meinung gebracht, dass es mit der Hülfe nicht eben sehr eile. Aber diese Täuschung half der österreichischen Sache wenig, denn da Lacy sich mit einer nichts entscheidenden Kanonade begnügte, ging die Zeit, wo Beverns kleine Abtheilung in ernster Gefahr schwebte, unbenützt vorüber, und als gegen Abend General Lossow und Prinz Eugen von Württemberg fünf Reiterregimenter gegen Brentano zwischen Reichenbach und Niederpeilau vordringen liessen, hinter denen her der König selbst fünf Bataillone heranzuführte und die österreichische Reiterei zunächst von der preussischen reitenden Artillerie durch Geschützfeuer erschüttert und dann durch einen lebhaften Angriff der Schwadronen Würtembergs bis Niederpeilau zurückgeworfen wurde, wo dann Brentanos Fussvolk aus den Gärten und Gehöften des Dorfes die Reiter abzuwehren vermochte, gab Daun das Gefecht auf und zog alle seine Truppen zurück.

Die Preussen sollen in diesem Peilauer Gefechte 1000 Mann verloren haben, die Oesterreicher etwa 1200. Mochte dann auch Beck bei seinem Korps ebensogut Viktoria schießen, wie es die Preussen thaten, und war er gleich siegreich vorgeedrungen, so hatte doch auch er schliesslich den Rückzug antreten müssen. Daun setzte denselben bald bis in die Grafschaft Glatz fort, deren Eingänge dann Beck bei Silberberg und Wartha, Hadik auf den Höhen über Wüstegiersdorf, Brentano bei Dittersbach vor Braunau zu hüten hatten. Der Versuch eines Entsatzes von Schweidnitz war jedenfalls vereitelt und schwer noch einmal zu erneuern.

Dagegen erfahren wir noch von einem Anschläge der Oesterreicher auf Neisse im September dieses Jahres, bei welchem verrätherische Einverständnisse in der Stadt den Versuch einer Ueberrumpelung unterstützen sollten. Wir vernehmen dabei, dass ein österreichischer Hauptmann Wallisch (oder Wallis), vermuthlich derselbe, welcher bei dem Warkotschen Verrath eine Rolle gespielt, und der von seiner früheren Kriegsgefangenschaft in Neisse her dort noch Bekanntschaften haben mochte, daran betheiligte war, und dass diesem von der österreichischen Regierung durch Feldmarschall Daun 100 000 Dukaten angeblich zur Verfügung gestellt worden waren. Der Kommandant, General von Grant, hatte aber Nachricht von dem Plane erhalten, und die entschlossene Wachsamkeit, die er durch wiederholte Ausfälle bethätigte, liess den Oesterreichern einen Ueberrumpelungsversuch als aussichtslos erscheinen.

Eine Mitschuld des Breslauer Fürstbischofs an dem Komplotte, an welche anfänglich der König auf Grund eines aufgefangenen Briefes desselben geglaubt hat, hat doch, wie es scheint, sich nicht erweisen lassen.

Der Kampf um Peilau war in diesem furchtbaren Kriege das letzte Treffen auf schlesischer Erde. Fortan handelte es sich für Friedrich nur noch um die Wiedergewinnung von Schweidnitz, in welcher Festung allerdings eine starke Besatzung von über 10 000 Mann unter der Führung des tapferen Generals Guasco zu ernstlicher Gegenwehr entschlossen, und wo auch den Winter über an der Verstärkung der Festungswerke mit grösstem Eifer gearbeitet worden war. Dem Kommandanten war der Ingenieuroberst Gribeauval beigegeben, eine Berühmtheit in seinem Fache. Ihm stand auf preussischer Seite ein kaum minder berühmter Mann Lefebvre entgegen, und die Beiden, die einander auf literarischem Gebiete lebhaft bekämpft und die Palme auf dem Felde der Minir- und Befestigungskunst bestritten hatten, fanden jetzt Gelegenheit, ihre Theorien in die Praxis zu übersetzen, allerdings auf einem Gebiete, wo einem Fehler im Ansatz nicht Zahlen sondern Menschenleben zum Opfer fallen mussten.

In der Nacht zum 8. August wurden die Laufgräben eröffnet und zwar gegen das auf der Westseite gelegene Jauernicker Fort, und obwohl gleich an jenem Tage ein Ausfall der Besatzung mit mehr als 2600 Mann den Belagerern schwere Verluste beibrachte, so vermochte man sich doch festzusetzen und allmählich vorzuschreiten, und auch die Batterien wurden soweit fertig, dass am 12. August eine Beschiessung der Stadt aus 72 Geschützen beginnen konnte, welche vielen Schaden that und am folgenden Tage das Blockhaus der Jauernicker Flesche mit 21 Mann in die Luft sprengte, während ein neuer Ausfall in der Nacht zum 14. August mit grossem Verluste der Belagerten zurückgeschlagen wurde. Dagegen wusste die tapfere Besatzung der Jauernicker Flesche ein weiteres Fortschreiten der Belagerer wirksam zu hemmen und zwei Versuche, dieselbe nächtlicher Weile zu überrumpeln, scheiterten unter dem Verluste zahlreicher Menschenleben. Nach dem für die österreichischen Waffen unglücklichen Gefechte vor Peilau hatte der Kommandant am 22. August die Uebergabe unter der Bedingung freien Abzugs angeboten, war jedoch abschläglich beschieden und Kriegsgefangenschaft der Garnison verlangt worden, da der König erwog, dass eine Verstärkung des feindlichen Heeres um 10000 Mann, während er mindestens 4000 Mann in die Festung abgeben müsse, die Zahlenverhältnisse der beiden Heere zu seinen Ungunsten verschieben müsse. Als sechs Tage später der Antrag seitens Guascos erneut wurde unter Hinzufügung der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen den König dienen zu wollen, versagte es sich der König nicht hierauf zu erwidern, dass, nachdem General Laudon kürzlich im Auftrage der Kaiserin erklärt habe, dieselbe glaube sich von Erfüllung früher gegebener Zusagen dem Könige gegenüber dispensirt, er sich nicht mehr sicher genug fühle, dass jene übernommene Verpflichtung auch wirklich gehalten werde. So ging denn der Kampf weiter, und während ein furchtbares Bombardement die Bürgerschaft in Angst und Schrecken setzte und entstehende Feuersbrünste ganze Strassenviertel einäscherten,

wüthete gleichzeitig ein Minenkrieg unter der Erde in einer Ausdehnung und Ausbildung, wie es kaum je erhört worden war. Den Tapferen, die hier in schauriger Tiefe vorwärts drangen, drohte der Tod in den verschiedensten Gestalten. Von explodirenden Minen zerrissen, von einstürzenden Erdwänden verschüttet, von Projektilen mit betäubenden Dämpfen erstickt, im Handgemenge der unter der Erde aufeinander Stossenden erschossen zu werden. Jedes davon hatte viel Aussichten für sich. Gribeauval und Lefebvre überboten einander mit Erfindungen. Doch der Letztere fing an zu glauben, er habe in dem Gegner, dem übrigens auch zahlreichere und geübtere Mineure zur Seite standen, seinen Meister gefunden, und der König selbst tröstete den ehrgeizigen Mann in seiner Verzweiflung. Am Ende griff er etwa vom 20. September an selbst ein und zeigte in seinen Anordnungen, dass er im Nothfalle auch sein eigener Ingenieuroberst zu sein vermochte. Den immer erneuerten Anträgen des Kommandanten hielt er unbeweglich die Forderung einfacher Ergebung in Kriegsgefangenschaft entgegen, und als am 14. September Jener auch dazu bereit war und nur auf der Erlaubniss bestand, vorher einen Offizier an Daun senden zu dürfen, zerschlugen sich hieran und an der Forderung, die Ueberläufer behalten zu dürfen, die Unterhandlungen, obwohl ihm Guasco erklärte, er werde im Falle der Ablehnung Nichts als ein grosses Lazareth, leere Magazine und einige Trümmer schliesslich in Besitz nehmen können. So vergingen sicher gegen des Königs Erwartungen noch weitere Wochen. Endlich am 8. Oktober führte ein Zufall eine Wendung herbei. Eine preussische Bombe hatte durch die Balken der Kommunikation hinter der Kehle des Jauernicker Forts durchgeschlagen und war erst explodirt, nachdem sie von da in das in der Kasematte befindliche Pulvermagazin herabgerollt war, wo sie dann 11 Centner zur Entzündung brachte und die in ihr und auf dem Walle befindliche Besatzung von 5 Offizieren und 200 Mann in die Luft sprengte. Wären jetzt die Preussen zur Hand gewesen, sie hätten durch die hergestellte Bresche wohl

eindringen können. Doch diese ahnten kaum den Umfang des angerichteten Schadens. Ihre Hoffnung stand auf der Wirkung einer gewaltigen Mine, welche in der Nacht gesprengt werden sollte. Auf diese aber war man wiederum in der Festung vorbereitet, und wie gross auch ihre Wirkung war, insofern sie eine breite Bresche in den gedeckten Weg legte, so fand doch der jetzt dadurch auf das Fort unternommene Sturmversuch die tapferste Abwehr und ward mit einem Verluste von nahe an 100 Mann an Todten und Verwundeten auf preussischer Seite zurückgeschlagen. Immerhin aber erschien durch die Explosion des Pulvermagazines und die Wirkung der Mine das angegriffene Fort so beschädigt zu sein, dass der Kommandant es nicht länger halten zu können glaubte und damit nun auch das Schicksal der Festung als besiegelt ansah. Am Tage darauf, dem 9. Oktober 1762, ergab sich die Festung. Die Besatzung durfte mit klingendem Spiele ausziehen, musste aber dann das Gewehr strecken. Es waren noch etwa 9000 Mann, welche in die Gefangenschaft der Preussen geriethen und ansehnliche Vorräthe, welche in deren Hände fielen.

Der König ehrte die Tapferkeit des Kommandanten dadurch, dass er ihn an seine Tafel zog; die Bürger von Schweidnitz gönnten ihm diese Ehre wenig. Sie hatten über schlechte Behandlung zu klagen, und es war seiner Zeit ein Schrei der Entrüstung durch die ganze Stadt gegangen, als der Oberst des Blau-Laudonschen Regimentes den hochangesehenen Stadtdirektor Ullmann, weil derselbe über die Misshandlung von Bürgern durch die Soldaten Beschwerde geführt, auf öffentlichem Markte durch einen Korporal mit 20 Stockschlägen hatte abstrafen lassen.

Den Preussen hatte die Belagerung nicht geringe Opfer gekostet, nämlich an Todten und Verwundeten 86 Offiziere und 2947 Unteroffiziere und Gemeine, während auf österreichischer Seite der Verlust sich auf 80 Offiziere und 3472 Unteroffiziere und Gemeine bezifferte. Zum preussischen Befehlshaber der Festung ward General Knobloch ernannt. In Schlesien blieben die Oesterreicher

unangefochten im Besitze der Grafschaft Glatz. Die Donner des Krieges verhallten hier um so mehr, da aus beiden Lagern starke Entsendungen nach Sachsen vorgenommen wurden. Auch König Friedrich hatte am 30. Oktober den Oberbefehl seines Heeres an den Herzog von Bevern übergeben und war dann aus seinem bisherigen Hauptquartiere im Schlosse zu Peterswaldau bei Reichenbach nach Sachsen aufgebrochen, und nachdem er zunächst noch in dem von ihm so gern aufgesuchten Schlosse zu Rohnstock kurze Rast gehalten, war er am 1. November in Löwenberg eingetroffen und hatte hier die freudige Nachricht von dem schönen Siege bei Freiberg am 29. Oktober erhalten, durch welchen das blutige Drama dieses schweren Krieges zum Abschlusse zu bringen, dem Prinzen Heinrich vergönnt gewesen war. Es hat diese letzte Schlacht dann noch einen wirksamen Druck auf den dem Frieden noch immer widerstrebenden Wiener Hof ausgeübt.

Zunächst ward nun in Schlesien an den Glatzer Grenzen am 21. November zu Neu-Bielau ein Vertrag bezüglich ungestörter Winterquartiere abgeschlossen, der dann am 24. November zugleich für Schlesien und Kursachsen zur allgemeinen Geltung gebracht wurde.

Im Herbst 1762 hatte König Friedrich den General Werner noch einmal nach Oberschlesien entsendet, um dort den Streifzügen, mit welchen General Bethlen das Land heimsuchte, Einhalt zu thun; ohne dass jedoch seine Heeresabtheilung die Oesterreicher ganz zu verdrängen stark genug gewesen wäre. In deren Händen blieben vielmehr noch einige Grenzstriche, als Werner nach Mitte November mit Bethlen einen Waffenstillstand für die Dauer der Winterquartiere schloss. Und ebenso liess die weitere in Mittelschlesien am 24. November zu Neu-Bielau zwischen österreichischen und preussischen Offizieren vereinbarte Konvention ausser der Grafschaft Glatz noch einen Streifen Landes am Eulengebirge den Oesterreichern, und deren Bewohner, namentlich im Glatzer Land, seufzten schwer unter der Härte, mit welcher hier die letzten Vorräthe des Landmanns

zum Unterhalte der hier um Dauns Hauptquartier zu Hassitz bei Glatz in die Winterquartiere gelegten ansehnlichen Truppen aufgespürt und weggenommen wurden. Aber in gewisser Weise vermochte doch die immer mächtiger aufkeimende Hoffnung, dass, ehe der jetzt bis zum Frühjahr geschlossene Waffenstillstand ablief, der allgemein so heiss ersehnte Friede kommen würde, die gebeugten Gemüther zu trösten.

Siebenter Abschnitt.

Der Friede von Hubertsburg und die Heilung der Kriegsschäden.

König Friedrich hatte wiederholt 1762 und noch nach dem Siege bei Freiberg die Ueberzeugung ausgesprochen, dass erst die Wiedergewinnung Dresdens die österreichische Hartnäckigkeit soweit beugen werde, um das Zustandekommen des allgemein herbeigewünschten Friedens noch im Laufe des Winters zu sichern. Doch in Wahrheit ersehnte die Kaiserin auf das Lebhafteste schon um der schweren finanziellen Nöthe willen ein Ende des Krieges, und wie sehr sie auch die Gewinnung der Grafschaft Glatz, welche sie als ein Ausfallsthor gegen Böhmen ansah, gewünscht hätte, so war sie doch entschlossen, um dieses Ländchens willen es nicht auf einen nochmaligen Feldzug ankommen zu lassen. Ihr Kanzler, Graf Kaunitz, fand es sogar für nöthig, sie in gewisser Weise zurückzuhalten, weil er der Ansicht war, man müsse wenigstens „versuchen, ob nicht ein oder anderes zu erhalten sei.“

Um von diesem Gesichtspunkte aus nicht durch eine zu stark an den Tag gelegte Friedenssehnsucht sich um alle Chancen zu bringen, trug er Bedenken, selbst den ersten Schritt zum Frieden zu thun, fand es aber höchst

erwünscht, als eine Anregung dazu von Sachsen kam. In der That ging man hier, seitdem der indolente König von Polen, August III., der in seinem Hoflager zu Warschau von der durch den Krieg hervorgerufenen Bedrängniss seines Sachsenlandes kaum eine Vorstellung hatte, bewogen worden war, zu den Friedensunterhandlungen seinem in Dresden weilenden Sohne Friedrich Christian, der in einem gebrechlichen Körper einen regen Geist und ein warmes Herz barg, Vollmacht zu ertheilen, ernstlich vor und fand damit am Wiener Hofe bereitwillige Zustimmung. Kaunitz setzte am 4. November 1762 dem sächsischen Gesandten auseinander, dass die Kaiserin-Königin trotz der letzten Widerwärtigkeiten sich zwar keineswegs ausser Stande sähe, den Krieg so lange wie der König von Preussen fortzuführen und schon verdoppelte nachdrückliche Veranstaltungen zum nächsten Feldzug machen liesse, aber durch die traurige Lage der sächsischen Lande, damit diese nicht gänzlich zu Grunde gingen, an Herstellung eines Friedens, wenn derselbe nur einigermaßen anständig und billig wäre, zu denken bewogen würde. Allerdings konnte es den Sachsen nicht entgehen, dass, wenn dieser Erklärung entsprechend Oesterreich wesentlich um der Bedrängniss Sachsens willen sich zum Frieden bequeme, das Letztere nun auch einen Preis dafür zu zahlen und auf die sonst gehoffte Entschädigung zu verzichten haben würde; indessen auf dieser Seite überwog die Friedenssehnsucht jede andre Rücksicht; man war froh, von Wien eine schriftliche unumwundene Erklärung der Bereitschaft zum Frieden mitnehmen zu können für die Eröffnungen, welche dann der sächsische Geheimrath Freiherr von Fritsch, der bei dem Könige von Preussen als *persona grata* galt, diesem Letzteren in seinem Hauptquartiere zu Meissen machen sollte.

In der That vermochte Fritsch mit einer ersten Besprechung beim König Friedrich am 29. November die Friedensunterhandlungen wirksam einzuleiten, und eine zweite Audienz am 19. Dezember zu Leipzig klärte die Situation so vollständig, dass für Fritsch auch nicht der

geringste Zweifel über das Mass des von dem König zu Erreichenden zurückblieb. Bei dieser Audienz hatte der König erklärt: „wenn ich nicht alle meine Lande wiederbekomme, so ist an Nichts zu denken, und der Handel wird kurz sein.“ Und als Fritsch dann mit dem Vorschlage herauskam, der König möge für die Grafschaft Glatz, welche die Oesterreicher zur wirksamen Vertheidigung von Böhmen nicht entbehren zu können glaubten, ein Aequivalent annehmen, widersprach der König auf das Entschiedenste, erklärte, auf eine Grafschaft, deren Steuerertrag nur 150 000 Thaler ausmache, komme es ihm nicht an, aber er werde das Glatzer Land nimmermehr aufgeben, da nur dessen Besitz Schlesien von der böhmischen Seite her zu decken vermöge. Fritsch musste trotz seines Einwurfes, dass er von militärischen Dingen Nichts verstehe, sich an einer Karte von König Friedrich vordemonstrieren lassen, dass ohne Glatz die Höhen hinter Schweidnitz auf Silberberg zu alle gegen ihn seien und Schweidnitz allein den Feind aufzuhalten nicht vermöge, während umgekehrt, wenn man von österreicherischer Seite die gegebenen natürlichen Verhältnisse gehörig wahrnehme, ein Eindringen in Böhmen von Glatz aus geradezu unmöglich sei. Und wie der sächsische Unterhändler die Ueberzeugung gewann, dass in diesem Punkte an kein Nachgeben Friedrichs zu denken sei, so erkannte er nicht minder, dass es dem Könige auch mit seinem weiteren Worte, man solle nicht darauf rechnen, ein Dorf oder einen Groschen von ihm zu erhalten, sehr Ernst sei, ja auch nicht die kleinste Erleichterung bezüglich der noch jetzt in Sachsen ausgeschriebenen Kontributionen durfte er zu erlangen hoffen, schon weil eben damals die Franzosen in den Cleveschen Landen übel hausten. Die möglichste Beschleunigung des Friedensabschlusses einfach auf dem Standpunkte des *status quo ante* schien allein den Drangsalen Sachsens ein Ziel setzen zu können.

Bei den eigentlichen Friedensunterhandlungen, die nun am 30. Dezember 1762 in dem sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg durch die drei Diplomaten, Herzberg von

preussischer, Collenbach von österreichischer, Fritsch von sächsischer Seite eröffnet wurden, stellte es sich heraus, dass die Punkte, welche strittig blieben und deshalb Schwierigkeiten verursachten, sämmtlich Schlesien betrafen, weshalb wir auch an dieser Stelle ihrer näher zu gedenken haben.

Es handelte sich dabei um den lebhaften Wunsch der Oesterreicher, wenigstens die Grafschaft Glatz aus dem grossen Schiffbruche der Hoffnungen, mit denen man 1756 in den Krieg eingetreten war, zu retten. Wohl hatte man wahrnehmen müssen, dass von den Verbündeten Frankreich, das selbst dem Frieden grosse Opfer zu bringen hatte, für einen Landgewinn Oesterreichs keinerlei Interesse zeigte, und dass ebenso von der neuen russischen Kaiserin Katharina, die ihre Vermittelung aufzudrängen sich befiessen zeigte, keine Förderung zu erwarten war; doch die Thatsache, dass die österreichischen Waffen bei der Einstellung der Feindseligkeiten im unbestrittenen Besitze der Grafschaft Glatz waren, während Friedrich kein Stück österreichischen Landes besetzt hielt, ermuthigte den Kanzler Kaunitz zu dem Versuche, hier doch noch auf jenem Verlangen zu bestehen, wobei man sich allerdings zu Entschädigungen bereit zeigte, am Liebsten in Gestalt einer Geldsumme, eine Kapitalisirung der Durchschnittseinkünfte der Grafschaft darstellend, eventuell, wie weiterhin zugestanden wurde, durch anderweitige Abtretung des 1744 bei Oesterreich verbliebenen Theiles des Fürstenthum Neisse; ja wir wissen sogar, dass Maria Theresia, um Glatz zu erhalten, selbst Troppau und Jägerndorf daran gegeben haben würde. Diese Projekte hätten im Grunde genommen den König wohl locken können.

Wie wir wissen, empfand er es sehr übel, dass nach der von ihm vorgefundenen katholischen Diözesaneintheilung das Glatzer Land zum Prager erzbischöflichen Sprengel gehörte, also kirchlich unter einem Prälaten stand, der dem Könige von Preussen durch keinerlei Gelöbniss verpflichtet war, während dagegen der Breslauer Sprengel über den grössten Theil von Oesterreich-Schlesien sich erstreckte.

Des Königs Versuche, dieses Verhältniss zu ändern, waren wiederholt an dem Umstande gescheitert, dass die bedeutendsten Besitzungen des Breslauer Fürstbischofs, welche thatsächlich dessen ansehnlichste Dotation bildeten, jenseit der preussischen Grenze lagen. Wenn Friedrich jetzt bei diesen Friedensunterhandlungen wieder auf jenen Wunsch einer Aenderung der Diözesangrenzen zurückgekommen war, so hätte es für ihn nahe liegen können, als einfachsten Weg zur Erfüllung desselben ein Eingehen auf das österreichische Verlangen anzusehen und die Grafschaft Glatz gegen ein entsprechendes Stück von Oesterreich-Schlesien, das die grosse bischöfliche Herrschaft Johannisberg-Friedberg-Freiwaldau eingeschlossen hätte, zu vertauschen. Aber wir erfahren nicht, dass auch nur eine Versuchung zu solcher Lösung an den König herangetreten sei. Derselbe zeigt sich damals ganz und gar beherrscht von der militärischen Bedeutung des Glatzer Landes, und der preussische Bevollmächtigte vertrat mit Eifer die Meinung, dass Glatz im Besitze der Oesterreicher diesen allzeit einen offenen Eingang nach Schlesien bei der ersten Eröffnung des Krieges gewähre, gleichsam eine Bresche in das ganze Vertheidigungssystem lege. Weder für Geld noch gegen Landabtretungen werde Friedrich das Glatzer Land hergeben. Dagegen berief sich König Friedrich auf das Urtheil des Feldmarschalls Daun über die Frage, ob nicht Böhmen auch ohne den Besitz von Glatz wirksam geschützt werden könne. Wie immer die heutige Kriegskunst über des Königs Ansichten in diesem Punkt urtheilen möge, wir können nur berichten, dass man von Wien aus eine Widerlegung derselben bei den Friedensunterhandlungen nicht versucht hat: man hat sich begnügt, in später Stunde die Rückgabe von Glatz unter Bedingung einer Schleifung der Festungswerke anzubieten, einen Vorschlag, den Friedrich bei seiner so stark betonten Ueberzeugung von der Wichtigkeit des Platzes für eine Vertheidigung Schlesiens entschieden abzulehnen nicht umhin konnte. Er blieb dabei, dass die Festung Glatz mit der gesammten Artillerie, welche die Oesterreicher bei

der Eroberung (1760) vorgefunden, ihm zurückgegeben werden müsse. Bei der Entschiedenheit, mit welcher der König von vornherein sich ausgesprochen hatte, konnte das Ende kaum ein anderes sein als ein Nachgeben Oesterreichs, so dass der Besitzstand beider Staaten, wie er vor dem Kriege bestanden, einfach wiederhergestellt wurde.

Ein zweiter Differenzpunkt betraf die schwierige Frage der schlesischen Handelsinteressen. Preussen verlangte auf Grund der hier zu bestätigenden Friedensschlüsse von Berlin und Dresden die Fortdauer des *status quo* vor dem Kriege bis zum Abschlusse eines neuen Handelsvertrages, während Oesterreich bis zur Schliessung der in Aussicht genommenen neuen Handelsverträge freie Hand haben wollte. Dem *status quo* widersprach man auf dieser Seite um so lebhafter, da man bereits nach dem Dresdener Frieden bestritten hatte, dass der letztere durch die Berufung auf die Festsetzungen von 1742 nun auch hier den *status quo* bestätigt habe, vielmehr habe eben im Punkte der Handelsangelegenheiten Artikel 6 des Dresdener Friedens neue Festsetzungen gemacht, dahin gehend, dass beide Mächte übereinkämen, den Handel zwischen den beiderseitigen Staaten möglichst zu begünstigen und zu fördern, unbeschwert von Chikanen und Hemmnissen. Den Widerstand des Wiener Hofes gegen den *status quo* suchte Preussen, das von der auf dieser Seite gewünschten freien Hand nicht mit Unrecht eine Verschärfung des bereits vor dem Kriege begonnenen Prohibitivsystems fürchtete, dadurch zu brechen, dass es erklärte, wenn Oesterreich den in den Breslauer Präliminarien für zwei Dinge, nämlich für die Handelsinteressen und andererseits für die der katholischen Kirche in Schlesien festgesetzten *status quo* in dem einen Punkt anfechten wolle, würde Preussen auch den anderen nicht mehr gelten lassen; es begegnete hier aber einem Widerspruche, der um so schwerer zu überwinden war, als die Kaiserin Maria Theresia in dem eifrigen Schutze ihres Glaubens geradezu eine Gewissenspflicht erblickte. Und auch ein weiterer Versuch des Königs, wenigstens einige Hauptpunkte für die

Gestaltung der künftigen Handelsverhältnisse zwischen Schlesien und den österreichischen Erblanden bereits in dem Friedensvertrage festsetzen zu lassen, scheiterten an dem tiefgewurzelten Misstrauen von Kaunitz, der in den preussischen Vorschlägen, obwohl sie ihm selbst als billig und auf Gegenseitigkeit beruhend erschienen, dennoch nur Fallen witterte, insofern man etwaige bei der Ausführung entstehende Differenzen dann als Vorwand benutzen könne, den gesammten Friedensvertrag in Frage zu stellen. Man zog es in Wien vor, schlimmstenfalls den Wortlaut des Dresdener Friedens einfach zu wiederholen. Zunächst musste Collenbach in Hubertsburg erklären, er verstehe von Handelstractaten nichts und könne über besondere Festsetzungen nach dieser Seite hin nicht verhandeln. Darauf hat Friedrich, wohl erkennend, dass das Heranziehen neuer Unterhändler den von allen Seiten so heiss ersehnten Abschluss der Verhandlungen verzögern werde, sich entschlossen, ohne die Oesterreicher auch nur zu jenem erwähnten letzten Auskunftsmittel zu drängen, hier einfach nachgegeben.

Schwierigkeiten verursachten noch die religiösen Verhältnisse in Schlesien, weil eben, wie schon erwähnt, Maria Theresia nach dieser Seite hin ein ganz unmittelbares persönliches Interesse an den Tag zu legen sich gedrungen fühlte. Als der österreichische Friedensbevollmächtigte von der preussischen Forderung hörte, die Erwähnung des kirchlichen *status quo* fallen zu lassen, erklärte er, davon könne er seinem Hofe gar keine Meldung machen, die Katholiken würden ihn steinigen. Ganz im Gegentheile hatte er nach dieser Seite hin noch eine Reihe von österreichischen Desiderien anzukündigen: es solle ein besonderer Deputirter der preussischen Katholiken am königlichen Hofe zu Berlin gehalten werden, um deren Interessen zu wahren; der Verkehr der Katholiken mit dem Papst solle nicht beschränkt, das Wahlrecht des Breslauer Domkapitels nicht gehindert werden, die Besetzung der geistlichen Pfründen in althergebrachter Weise erfolgen, der Eintritt in Klöster Niemandem versagt, die Wirksamkeit der katholischen

Konsistorien in Ehesachen und die Appellation an die Nuntiatur zu Wien nicht gehemmt, keine geistliche Körperschaft höher als die Weltlichen besteuert, das preussische Gesetz von 1753 über die Vermächtnisse *ad pias causas* und sonstige geistige Stiftungen aufgehoben, die Testamente der Geistlichen dem Vikariatsamte vorbehalten werden. Herzberg hatte gleich bei der Entgegennahme dieser Desiderien seinem Kollegen Collenbach erklärt, er zweifle sehr, dass sein König auf eine derartige Einmischung in die inneren Angelegenheiten seines Staates werde eingehen wollen, und in der That liess man in Wien diesen Punkt bald fallen, steifte sich aber umso mehr auf eine Wiederholung des betreffenden Artikels aus dem Berliner Frieden, der eine Gewähr des Zustandes der katholischen Kirche in Schlesien, wie sie der König bei seiner Besitzergreifung vorgefunden, gewährleistete, und Herzberg verhehlte seinem Könige nicht, dass hier auf ein Nachgeben der Oesterreicher schwerlich zu hoffen sein werde. Doch hat schliesslich bei der endgültigen Fassung des betreffenden Artikels Herzberg noch Wesentliches zu erreichen vermocht, nämlich einmal den Wegfall eines von Oesterreich begehrten bedenklichen Zusatzes, demzufolge die katholische Religion in Schlesien in dem Zustande zu erhalten sei, in welchem sie kraft der Friedensschlüsse von 1742 sich befand oder befinden sollte. Es liegt auf der Hand, dass die Untersuchung dessen, was nach dieser Seite angeblich hätte sein sollen, einer unerwünschten österreichischen Einmischung in die schlesischen Angelegenheiten Thür und Thor geöffnet haben würde; noch wichtiger aber als dieser von österreichischer Seite bald aufgegebenen Zusatz war es, dass Herzberg aus dem Artikel über die Religionsangelegenheiten die letzte dem § 6 des Berliner Friedens schliesslich noch angehängte beschränkende Klausel auszumerzen vermocht hatte. Hier war bekanntlich die Gewähr des *status quo* von preussischer Seite eingeschränkt worden durch den Zusatz: „unbeschadet jedoch der vollständigen Gewissensfreiheit der Protestanten und dem Rechte des Souveräns“,

und hierzu hatte dann die misstrauische Besorgniss der Oesterreicher noch die Beschränkung gefügt, dass die Rechte des Souveräns nicht zum Präjudize des *status quo* in Schlesien ausgeübt werden sollten. Diese Beschränkung blieb jetzt bei der erneuerten Gewährleistung des *status quo* in Artikel XIV des Hubertsburger Friedens weg, nicht aber der Zusatz: „unbeschadet der vollkommenen Gewissensfreiheit der protestantischen Religion und den Rechten des Souveräns“. Und da der Begriff der Souveränität dehnbar war und die Berufung auf die Praxis anderer katholischer Souveräne manche weitergehende Befugnisse gestattete, so hatte der König in der That in gewisser Weise freiere Hand gewonnen, wie denn gleich bei den Friedensunterhandlungen, als Herzberg in des Königs Auftrage bemerkte, wenn sein Herrscher eines Tages es für angezeigt halte, dem Beispiele verschiedener katholischer Souveräne folgend, die Jesuiten aus Schlesien zu vertreiben, er jenem Artikel nicht zuwiderzuhandeln glaube, Collenbach dagegen keinen Widerspruch erheben zu dürfen gemeint, sondern sich begnügt hat, zu Gunsten der seiner Meinung nach vielfach zu unrecht übel beleumundeten Patres Jesu ein Wort der Fürbitte einzulegen. Was die Schlesien näher angehenden Verhandlungen über die allgemeine Amnestie anbetrifft, so hat bekanntlich der Fürstbischof Schaffgotsch eine allerdings beschränkte Begnadigung erlangt. Dagegen ward von dem Könige die österreichische Verwendung für den Baron Warkotsch abgelehnt, bezüglich dessen ein rechtskräftig gewordenes Urtheil vorliege. Er blieb von der Amnestie ausgeschlossen.

Am 15. Februar 1763 ward zu Hubertsburg der Friede abgeschlossen, der Preussen wieder in den Besitz seiner vor dem Kriege innegehabten Lande brachte. Der König sagte zu Herzberg, als er am 17. Februar diesen in Hubertsburg aufsuchte: „Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben; aber man muss sich das nicht merken lassen.“ In der That werden wir aussprechen dürfen, dass, obwohl Friedrich am Ende eines furchtbaren Krieges,

der ihn mehr als einmal hart an den Rand des Abgrundes gebracht, nicht den kleinsten Landerwerb noch irgend welchen sonstigen Vortheil zu verzeichnen hatte, wohl aber schwere, auf Jahre hinauswirkende Schäden, und, obwohl er seine Länder verwüstet und ausgesogen, mit verminderter Einwohnerzahl und geschwächter Steuerkraft sah, er sich doch sagen durfte, nicht umsonst so heiss gerungen und gekämpft zu haben. Das Blut dieses schweren Krieges hatte in der That den preussischen Staat nur noch fester zusammengekittet: an dem unvergänglichen Heldenruhm, den Friedrich im siegreichen Kampfe gegen die vereinten Grossmächte Europas errungen, nahm auch sein ganzes Volk theil, und aus der stolzen Verehrung, in der jetzt alle Preussen zu ihrem grossen Könige aufblickten, keimte ein Patriotismus auf, um den alle anderen Grossmächte das kleine Preussen beneiden konnten, und der später oder früher Früchte tragen musste.

Friedensfeste.

Die lang ersehnte Friedenskunde verbreitete sich un-
gemein schnell durch ganz Schlesien. An die Truppen-
befehlshaber brachten sie besondere militärische Boten,
sonst trug sie die reguläre Post weiter, und der Postwagen
wie der Feldjäger hatte nach der Sitte jener Zeit, wie das bei
grossen Siegesnachrichten der Brauch war, 8—12 Postillons
in Gala vor sich herreitend, die durch fröhliches Blasen ein
grosses Ereigniss gleich beim Eintritt in die Stadt verkün-
deten. Das Personal der Post drängte sich geradezu zu
solchem Dienste in der Hoffnung auf klingenden Lohn,
welchen trotz der theuren Zeit solchen Freudenboten die
städtischen Behörden nicht weigerten. Aus Reichenbach
wird uns berichtet, dass am 18. Februar der kgl. Feldjäger
Müller zuerst die Nachricht hergebracht habe, und als dann
am 13. März die grosse Friedensfeier begangen ward,
erinnerte das hiesige Postamt selbst durch ein mächtiges
Transparent scherzhaft hieran, indem es den Feldjäger dar-

stellte, wie er, eine Schaar blasender Postillone vorauf, hier einzog an einer Windmühle vorbei mit der Unterschrift:

Blast tapfer, reitet fein geschwind,
Der Müller machte keinen Wind. 18. Febr. 1763.

Die Botschaft entzündete dann aller Orten masslosen Jubel und gewaltige Pulververschwendung in Freuden-schüssen; in Hirschberg hat man nach dieser Seite soviel gethan, dass an drei Orten Feuer entstanden und verschiedene Menschen beschädigt worden sind.

Spät kamen dann die offiziellen Kundgebungen nach. Eine kgl. Ordre vom 1. März ordnete eine feierliche Verkündigung des Friedensvertrages und auch kirchliche Feiern bei dieser Gelegenheit an. Als Tag dafür bestimmte in Breslau der Kommandant General Tauentzien Donnerstag den 10. März, wo dann von einer auf dem Ringe errichteten Estrade herab die Vorlesung der Friedensurkunde stattgefunden hat und daran anschliessend ein Hoch auf den König unter Pauken und Trompeten und Kanonendonner ausgebracht worden ist.

Die Verlesung des Dokumentes hat nicht, wie man lange geglaubt hat, unser grosser Dichter Lessing (damals bekanntlich Sekretär Tauentziens) ausgeführt, sondern der Oberamtssekretär Foerster, doch bleibt Lessing das unsterbliche Verdienst, dem Friedensfeste die schönste poetische Weihe verliehen zu haben durch sein hier in Breslau verfasstes unsterbliches Lustspiel Minna von Barnhelm, welches ja den zum Abschluss gebrachten grossen Krieg zur Voraussetzung hat und nach Göthes berühmtem Ausspruche zuerst wieder nationalen Gehalt in die deutsche Dichtkunst zu bringen vermocht hat.

Bei der allgemeinen Illumination in Breslau, welche damals die Feier des Friedensfestes hier zum Abschluss brachte, hat vor Allem die Blicke auf sich gezogen eine grossartige auf der Ostseite des Rathhauses errichtete Ehrenpforte, welche zwischen ionischen Säulen ein grosses transparentes Gemälde, den Triumph Friedrichs und um dieses gruppiert zwölf die Hauptaktionen des siebenjährigen

Krieges poetisch verherrlichende Inschriften zeigte. Die sonstigen überaus zahlreichen Transparente dieser Illumination sind im Vereine mit solchen aus anderen schlesischen Städten bei Gelegenheit des Friedensfestes in einem bei J. G. Korn erschienenen Quartbande beschrieben und die poetischen in deutscher, französischer oder lateinischer Sprache abgefassten Inschriften mitgetheilt worden. Besonders zu rühmen wegen sinnreicher Einfälle oder poetischen Werthes ist kaum Etwas dabei, aber aus der Fülle dieser echt volkstümlichen Aeusserungen darf vielleicht hervorgehoben werden, dass der Beiname des Grossen für König Friedrich uns hier bereits vielfach entgegentritt und ebenso ein gewisses gehobenes patriotisches Gefühl des Stolzes auf solchen König. So stellte ein Kaufmann in Reichenbach eine fröhlich zechende Gesellschaft transparent dar mit der Unterschrift:

Auf Preussens Glück schenk ich itzt ein,
 Gut preussisch sein ist eine Ehre.
 Und wenn ich Mogols Schatz verlöre,
 So wollt ich doch gut preussisch sein.

Die eigentliche kirchliche Friedensfeier ward am Lätare-sonntag, dem 13. März in den schlesischen Städten mit Jubel begangen, und in dem freudigen Gefühl der Erlösung von der langen Kriegsdrangsal fanden sich einträchtig die sonst durch den Krieg schärfer gespannten Gegensätze des Bekenntnisses zusammen. Die verarmten Kammereien liessen willig Geld aufgehen für solches Fest. In dem schwer mitgenommenen Hirschberg hat man drei Tage jubilirt. Am Sonntage war das allgemeine Fest der Bevölkerung, am Montag folgte die Freimaurerloge mit besonderem Festmahle, und am Dienstag feierte dann die Kaufmannschaft mit grossem Konzerte und prächtiger Illumination den ersehnten Frieden. Und über das armselige entlegene Grenzstädtchen Ziegenhals mit ganz katholischer Bevölkerung erfahren wir aus dem Berichte des Bürgermeisters, wie man das Friedensfest mit grossem Tedeum unter Böllerschüssen und Gewehrsalven gefeiert, und wie

dann, während den unteren Volksklassen verschiedene Eimer mit Branntwein und Achtel Bier gespendet wurden, die Honoratioren „bei Wein, Essen, Kaffee und guter Instrumentalmusik bis in späte Stunde sich erlustigt“ haben. Der Bericht schliesst mit dem Ausdruck der Befriedigung darüber, dass trotz des heftigen Schiessens weiter kein Schaden geschehen, als dass ein altes Haus von der Erschütterung eingefallen sei.

Aber die Feste erneuerten sich wieder, als die Kunde erscholl, der König beabsichtige von Sachsen aus, noch ehe er in seine Hauptstadt, die er seit dem Ausbruche des Krieges nicht wiedergesehen hatte, einziehe, seine getreue Provinz Schlesien zu besuchen. Mitte März ward dieser Vorsatz ausgeführt, und nicht ohne Rührung lesen wir, welche Anstrengungen diese durch den langen Krieg verarmten Bürgerschaften machen, um die Anwesenheit ihres verehrten Landesherrn würdig zu feiern. Ein Beispiel möge anzuführen vergönnt sein. Aus der ersten schlesischen Stadt, welche der König aus der Lausitz von Lauban herkommend berührte, Löwenberg, waren ihm am 17. März 1763 50 Bürger in Feierkleidern unter Führung des Rathmanns Bones bis zur Kreisgrenze entgegengeritten, in deren Geleite der königliche Vierspänner dann am Laubaner Thore eine Ehrenpforte aus grünen Zweigen, gekrönt mit dem vergoldeten Namenszuge Friedrichs und der Inschrift *Vive le Roi!* erreichte. Vor der Ehrenpforte standen zur Linken auf gezierten Fussgestellen 6 Knaben in weisser römischer Tracht theils mit brennenden Kerzen, theils mit Blumenkränzen in den Händen, zur Rechten 6 Mädchen als Schäferinnen angethan, welche aus Blumenkörben den Weg und den Wagen des Monarchen mit Blumen bestreuten. Vom Thore an bildeten dann die Schulen, die Bürgersöhne und dann die Töchter der Stadt Spalier, welche letztere gleichfalls Blumenspenden boten. Ganz langsam fuhr der Wagen des Königs, der mit dem freundlichsten Lächeln und beständigem Grüssen die Huldigung entgegennahm, bis zum Ringe, wo die Bürgerschützen mit fliegenden Fahnen

und Musik aufgestellt waren. Vor der Post, wo die Pferde gewechselt wurden, durften an einer zweiten Ehrenpforte die Landstände und die Rathmannen ihren Willkommen-gruss darbringen. Bei der Ausfahrt wiederholte sich am Goldberger Thore die Ehrenpforte mit den lebenden Statuen. Den Letzteren rief der König scherzend zu: „Kinder, seid ihr schon wieder da?“ In Goldberg, wo er die Nacht zubrachte, erneuten sich die Huldigungen und ebenso dann am folgenden Tage in Jauer und Striegau; am letzterem Orte, der ganz besonders schwer von dem Kriege gelitten hatte, besichtigte Friedrich die angerichteten Verwüstungen und erfreute die Bürgerschaft durch ein reiches Gnadengeschenk. Etwas längere Rast gönnte sich der Monarch in Schweidnitz, wo ja auch bezüglich der Wiederherstellung der Festungswerke Anordnungen zu treffen waren, und wo gleichfalls eine ansehnliche königliche Beihülfe der Stadt gewährt ward. Auf der Weiterreise über Reichenbach nach Glatz erfahren wir, dass am 22. März in Frankenstein, wo die Pferde gewechselt wurden, die 14jährige Tochter des Bürgermeisters Feronni mit einer kleinen grünen, juwelenbesetzten Krone auf dem Haupte, auf einem silbernen Kredenteller einen Lorbeerkranz überreicht und durch ein „mit grösster Munterkeit und lauter Stimme“ vorgetragenes Gedicht das besondere Wohlgefallen des Königs erregt hat. Noch an demselben Tage (22. März) begrüßten diesen zu Glatz die Stände des Landes und der Rath der Stadt, und auch hier liess sich Alles zu festlicher Erleuchtung am Abend willig finden. Später als an irgend einem andern Orte Schlesiens hatte hier die preussische Herrschaft wieder in ihr Recht treten können. Erst wenige Tage vorher am 18. März hatte der österreichische General Gaisruck dem dazu preussischerseits gesandten Herzog v. Braunschweig-Bevern die Festung mit allen Vorräthen, welche die Oesterreicher 1760 hier vorgefunden, übergeben; ja Letztere liessen sogar von ihrer Munition noch 9219 Bomben und Granaten, sowie 52803 Kanonenkugeln den Preussen, um sich den kost-

spieligen Transport zu ersparen. Mit grossem Interesse nahm der König unter des Herzogs Führung die ganze Festung in Augenschein und zeigte sein besonderes Wohlgefallen an den neuen Befestigungen, welche die Oesterreicher inzwischen angelegt hatten.

Von Glatz wandte sich der König nach der Landeshauptstadt Breslau, wo ihm am 24. März ein festlicher Empfang bereitet ward. Die Breslauer Kaufmannschaft war ihm, angethan mit blauplüschnen Kleidern, weissen Atlaswesten mit Goldborten und goldbetressten Hüten zur Einholung eine halbe Meile weit entgegengeritten, und am äusseren Schweidnitzer Thore empfing ihn die Schützenbrüderschaft in grüner Uniform mit orangefarbenen Bändern mit einem prachtvoll gebundenen Carmen. An der unweit des Schweidnitzer Schwibbogens (in der Gegend des heutigen Theaters) errichteten stattlichen Ehrenpforte standen 12 in weiss und grünen Atlas gekleidete Jungfrauen aus den ersten Familien der Stadt, welche Lorbeer- und Blumenkränze in den königlichen Wagen warfen. Der König hat sich sehr gnädig und erfreut gezeigt, und als er am Abend, um die allgemeine durch zahlreiche, kunstreiche Transparente gezielte Erleuchtung der Stadt in Augenschein zu nehmen, die Hauptstrassen durchfuhr, liess er es geduldig geschehen, dass die den Wagen umdrängende Menge nicht selten denselben zu wiederholtem Halten nöthigte.

Wir erfahren dann noch, dass am 28. März der König in Glogau feierlich begrüsst wurde, und dass er am 29. sich in Deutsch-Kessel mit dem Landrathe von Stentsch, dem Sohne der Dame, bei welcher er einst 1740 sein erstes Nachtquartier auf schlesischem Boden gehabt, unterhalten hat. Am 30. März war er bereits in Frankfurt a./O. auf dem Wege nach Berlin.

Heilung der Kriegsschäden.

Der Hauptzweck dieser Reise war für den König der Wunsch, mit eigenen Augen zu sehen und selbst zu hören,

wie am Wirksamsten hier geholfen werden könne. Denn wenn er selbst seine Lande in ihrem damaligen Zustande mit einem Menschen vergleicht, der mit Wunden bedeckt, durch Blutverlust geschwächt und nahe daran ist, unter der Last seiner Leiden zu erliegen, so traf diese Schilderung gerade bei Schlesien ganz besonders zu, welches in den letzten 3 Jahren die Lasten des Krieges schwerer als alle andern preussischen Provinzen zu tragen gehabt hatte. Es fehlte hier an Allem: die Anhäufung von Heeren auf schlesischem Boden verbunden mit wenig ergiebigen Ernten in den letzten Jahren und dem mehr und mehr entwertheten Gelde hatten arge Theuerung hervorgerufen, unter der die ganze Bevölkerung schwer litt. Die adligen Gutsbesitzer waren infolge der zwangsweisen Lieferungen und Brandschatzungen zum grössten Theile an den Rand des Abgrunds gebracht, tief verschuldet, die Beamten, die von ihrem ohnehin kärglichen Gehalte vermöge des niedrigen Kurses der an Stelle des Gehaltes ihnen gebotenen Kassenanweisungen kaum die Hälfte ihres Gehaltes bezogen, litten geradezu Mangel, die Kaufmannschaft und die Handwerker waren bei dem Stocken alles Verkehrs und der allgemeinen Nahrungslosigkeit sowie durch die immer erneuerten Anforderungen der feindlichen Einquartirungen aufs Aeusserste verarmt. Ganz besonders übel sah es aber auf dem Lande aus, wo schliesslich Freund und Feind gewetteifert hatten, den Bauern ihr Vieh, ihre Pferde, ihre Vorräthe wegzunehmen, sodass vielfach die Aecker namentlich der kleinen Leute ganz unbeackert und viele Stellen wüst lagen, weil die Besitzer im Elend verkommen oder fortgelaufen waren. Hier fehlte es an Allem, an Geld, an Arbeitskräften, an Zugvieh, an Saatgetreide, an Lebensmitteln.

Doch der König war entschlossen unverzüglich und energisch Hülfe zu bringen, und die Thatkraft, mit der er hierbei vorgegangen ist, verdient kaum minderen Preis als die, welche er in dem grossen Kriege zur Bewunderung der ganzen Welt entfaltet hat. Er selbst schreibt darüber:

„Die Lage dieser Provinzen nach dem Hubertsburger Frieden erinnerte an die Brandenburg nach dem berüchtigten dreissigjährigen Kriege. Damals hat der Mangel an Geldmitteln den grossen Kurfürsten nicht dazu kommen lassen seinen Unterthanen beizuspringen, und was war die Folge? Dass ein ganzes Jahrhundert verging, ehe seine Nachfolger es vermochten die Städte und das platte Land aus dem Zustande der Verwüstung wieder emporzubringen. Dieses schlagende Beispiel der schweren Schädigung des Staates infolge des Mangels rechtzeitiger Hülfe bestimmte den König, den obwaltenden traurigen Verhältnissen gegenüber ohne einen Augenblick zu verlieren rechtzeitig und ausgiebig zur Abhülfe der allgemeinen Nothlage helfend einzutreten. Wiederholte freigebige Geldspenden entrissen die armen Einwohner einer schon ausbrechenden verzweifelten Stimmung. Mit den Mitteln, die man ihnen lieferte, erstand aufs Neue die Hoffnung, ein neues Leben begann für die Bürger, die in ihrer Arbeit ermuthigt wiederum der Thätigkeit sich zuwandten, die Liebe zum Vaterlande erhielt neue Kraft; von da an wurden die Felder wieder bestellt, die Gewerbe wieder betrieben; die aufs Neue in Wirksamkeit tretende öffentliche Ordnung vermochte nach und nach die Laster auszurotten, welche sich während der Anarchie eingewurzelt hatten.“

Der König bestimmte von seinem bereits für den neuen Feldzug bereitgehaltenen Fonds die ansehnliche Summe von 20389000 Thlr. zur Vertheilung an die Provinzen behufs Heilung der Kriegsschäden, von welcher Summe Schlesien 3 Millionen erhielt. Die Vertheilung dieser Summe lag in der Hand des schlesischen Ministers v. Schlabrendorf unter Beirath der beiden schlesischen Kammern, doch verfügte auch der König selbst über ansehnliche Summen, die er besonders schwer heimgesuchten Orten als Gnadengeschenke zuwies, wie solche z. B. das von 1760 her noch halb ruinirte Landeshut in der Höhe von 200000 Thlrn., das gleichfalls arg mitgenommene Striegau mit 30000 Thl., ebenso Schweidnitz mit 40000 Thlr. und bereits früher

Breslau nach dem Bombardement von 1760 mit 50 000 Thlr. erhalten hatte. Zugleich wurden der gesammten Einwohner-schaft auf 6 Monate alle Steuern erlassen. Ferner liess der König aus den eigenen Magazinen sowie aus den von den Russen in Polen angelegten, welche er nach dem Frieden mit Russland gekauft hatte, Getreide für billigen Preis oder vorschussweise, unter Umständen sogar geschenkweise zuweisen und ebenso von den beim Frieden entbehrlich gewordenen Artillerie- und Trainpferden eine grosse Zahl. Es sind so für die verschiedenen Provinzen zur Vertheilung gekommen 25 000 Schffl. Korn und Mehl, 17 000 Schffl. Hafer, 35 000 Pferde. Von den letzteren hat Schlesien nahezu die Hälfte nämlich 17 000 erhalten, und wir dürfen vermuthen, dass dem entsprechend auch die Antheile an Getreide bemessen worden sind. Aber auch für Arbeitskräfte, an denen es auf dem Lande um so mehr fehlte, da infolge des Krieges die Einwohnerzahl Schlesiens um 115 000 Menschen abgenommen hatte, sorgte der König in gewisser Weise, indem er bei der Verminderung seines Heeres 30 780 Mann entliess, die sich nun wieder bürgerlicher Thätigkeit und zwar vorzugsweise dem Ackerbau zuwendeten, und von denen mindestens ein Dritttheil nach Schlesien kam.

Eine wichtige Sorge war nun ferner auch die Wiederaufrichtung der überaus zahlreichen in Asche und Trümmern liegenden Baulichkeiten in Stadt und Dorf. Infolge des Krieges waren eine grosse Anzahl von Dörfern und auch einige Städte durch Brand zerstört worden. In Sonderheit hatten ja bekanntlich die Russen verschiedene schlesische Städte und Dörfer ganz und gar niedergebrannt, verschiedene Festungen, wie Breslau, Schweidnitz, Kosel hatten infolge der Beschiessungen und Belagerungen Vieles in Trümmer fallen sehen, Manches war auch in den offenen Städten zu irgend welchem militärischen Zweck demolirt worden, und endlich waren während des Krieges ganz besonders zahlreiche Feuersbrünste entstanden, weil eben in solcher Zeit die gelockerte Ordnung schadenbringenden Unvorsichtig-

keiten Thür und Thor öffnete und derselbe Grund auch bei entstehenden Bränden die Löschhülfe nicht so wirksam und ausgiebig erscheinen liess. Wer hätte sich in den schlimmen Kriegszeiten um Aufrechterhaltung der Polizeivorschriften bezüglich der Löschverpflichtungen, um Spritzenproben und Instandhaltung der Geräthe kümmern können? Und vor Allem war daran nicht zu denken, dass nach erfolgtem Brande die unter preussischer Herrschaft ins Leben gerufenen auf Gegenseitigkeit beruhenden Feuersozietäten wie etwa in Friedenszeiten ihre Schuldigkeit hätten thun können. Aller Orten fehlte doch eben das Geld, und was abbrannte, blieb mit wenigen Ausnahmen liegen bis auf bessere Zeiten.

Die Zahlen, welche uns das allerdings wenig vollständige Aktenmaterial zeigt, sind ungemein hoch und lassen es verstehen, wenn der König selbst schreibt, er habe allein in Schlesien 8000 Häuser aufzubauen gehabt. Allerdings sind in dieser Zahl mitgerechnet die grösseren Brandunglücke, welche einige schlesische Städte in dem ersten Jahrzehnt nach dem Kriege getroffen haben wie Freistadt (1764 Mai 5.), Ober-Glogau (1765 Okt. 5.). Der bei Weitem grössere Theil jener 8000 Häuser wird dabei doch immer auf Rechnung der Kriegszeit zu setzen sein. Natürlich hatten, abgesehen von den beiden ganz niedergebrannten Städten Herrstadt und Guhrau (mit 487 bezw. 704 Häusern, abgesehen von Scheuern und Stallungen) die grössten Ziffern der niedergebrannten Gebäude die einer Beschiessung ausgesetzt gewesenen Festungen aufzuweisen. In Breslau waren während des Krieges verbrannt worden 1706 Häuser, 46 Scheuern, 110 Stallungen, in Schweidnitz 1118, 29, 361, in Glatz 120, 38, 22, aber auch andere nicht befestigte Städte zeigten ansehnliche Zahlen, wie das kleine Pitschen 171, 21, 74, Silberberg 73, Hundsfeld 24, 5, 17, Parchwitz 180, 0, 17, Lüben 546, 0, 72, Goldberg 776, 1, 2, Liegnitz 776, 4, 75, Schönau 308, 56, 94, Haynau 409, 2, 26, Bernstadt 41, 1, 5, Mittelwalde 22, 0, 4. Im Januar 1763 hat es, um nur einige Namen herauszuheben,

an wüsten Stellen gegeben: in Neumarkt 65, Striegau 74, Namslau 33, Ratibor 62, Beuthen O.-Schl. 35, Gleiwitz 30, Peiskretscham 24, Tarnowitz 39, Ujest 45 (über Niederschlesien fehlen die Nachrichten). Auch die Zahl der einfach leerstehenden unbewohnten Häuser war nicht gering, Münsterberg zählte ihrer 14, Reichenbach 32, Namslau 14, Tarnowitz 9.

Unverzüglich ging man an das Werk der Wiederherstellung, und mit Ernst ward nun auch seitens der schlesischen Kammern darauf gehalten, dass die Feuersozietäten ihre Schuldigkeit thäten. Mit wie ansehnlichen Mitteln man dabei vorging, mag leicht ein Beispiel zeigen: die Stadt Oppeln, welche allerdings während des Krieges zwei grössere Brände erlitten, am 28. März 1757 und am 27. Februar 1762, erhielt z. B. noch im Jahre 1763 aus der Hauptfeuersozietät rund 10 500 Thlr., aus den königl. Gnadengeldern 10 557 Thlr. Die städtischen Behörden wurden zur Errichtung von Ziegeleien gedrängt, aus denen dann die ihre Häuser wieder aufbauenden Bürger die Ziegel zu billigeren Preisen erhielten. Des Königs lebhaft und wiederholt ausgesprochener Befehl, dass überall in den schlesischen Städten, zum Mindesten in den accisbaren, wo also nur die kleinen Marktflecken ausgeschlossen waren, durchaus massiv wieder aufgebaut werden sollte, liess sich dann doch, da trotz aller Unterstützung die Mittel fehlten, nicht streng durchführen, die Kammern mussten schliesslich froh sein, wenn sie wenigstens Ziegelbedachungen durchsetzten auf Häuser, die sonst zum grossen Theile aus Fachwerk bestanden. Mit allerlei sinnreichen Einrichtungen ward hier nachgeholfen. In den Städten bildeten sich vielfach sogenannte Baukassen, von denen Unbemittelte durch monatliche Beiträge die Herstellung der verlangten Ziegelbedachung für ihre Häuser, wenn die Reihe an sie kam, erlangen konnten. In Strehlen führte die Baukasse die Neubedachung von 6 Häusern pro Jahr aus. Aus dieser Stadt erfahren wir auch, dass Säumige mit Arreststrafen zum Bauen angehalten wurden. Alljährlich hat dann der

König der Provinz 50 000 Thlr. zur weiteren Bauhülfe überwiesen. Immerhin ward doch soviel erzielt, dass jene nach polnischer Art in Blockhausmanier aus übereinander gelegten Baumstämmen gefügten Baraken, wie man sie namentlich auf der rechten Oderseite auch in den kleineren Städten noch häufig antraf, so gut wie ganz verschwanden und anständigeren Häusern Platz machten, wie solche uns allerdings jeden Schmuckes baar, nüchtern und kahl noch heute in manchen unsrer schlesischen Mittelstädte gerade auf den Hauptplätzen und Strassen vor Augen stehen.

Mit nicht geringerer Energie ging dann der König auch bezüglich der Wiederherstellung auf dem Lande vor. Eine ihm auf sein Verlangen unmittelbar nach dem Friedensschlusse eingereichte Zusammenstellung legte dar, dass in Schlesien in den Städten 808, auf dem Lande aber nicht weniger als 2943 Stellen zur Zeit unbesetzt wären. Zur Abhülfe dieses Mangels wurden nun unverzüglich alle möglichen Mittel in Bewegung gesetzt, Pression auf die Dominien, Heranziehung von Ausländern, Erleichterung der Ansiedlungen, Steuerbefreiungen, Staatsvorschüsse und Staatsunterstützungen und die Verwaltungsbehörden unablässig zur grössten Thätigkeit nach dieser Seite angespornt. Die Resultate waren auch in der That bewundernswürdig. Noch in demselben Jahre 1763 wurden von jenen 3751 Stellen 258 neu besetzt; im Jahre 1764 sogar 550. Schon diese Thatsache, dass in dem einen Jahre 1764, welches allerdings überhaupt die höchste Ziffer zeigt, volle 12 Prozent sämmtlicher Wüstungen besetzt wurden, liess eine Heilung dieser Schäden in nicht ferner Aussicht stehend erscheinen.

Wir versagen es uns hier gleich die Erfolge des Königs bezüglich der Gründung neuer Dörfer und Kolonien anzuschliessen, weil, wenn gleich der Eifer Friedrichs unmittelbar nach dem Frieden sich geltend machte, doch die hauptsächlichsten Erfolge einer etwas späteren Zeit angehören.

Immerhin hatte ein schlesischer Geschichtsschreiber jener Fridericianischen Zeit, der aus der Pfalz gebürtige

Regierungsrath v. Klöver wohl ein Recht dazu, darauf hinzuweisen, dass, während bei dem Einmarsche der Preussen in Schlesien 1740 noch in sehr vielen Städten und Dörfern Spuren der Verheerungen des dreissigjährigen Krieges sich gezeigt hätten, die unablässige Fürsorge des grossen Königs es dahin gebracht habe, dass zu der Zeit, als Klöver sein Buch schrieb, 14 Jahre nach dem Ende eines gleichfalls schwer verheerenden Krieges, auf dem Lande keine wüsten Bauergüter und in den Städten nur noch sehr wenig Brandstellen anzutreffen seien.

Zu dem gewonnenen Resultate hatte viel auch der Eifer beigetragen, mit welchem der König beflissen gewesen war, dem Lande rüstige Arbeitskräfte zuzuführen. Es ward bereits erwähnt, wie die Auflösung der zahlreichen Freikorps und die Entlassung der verschiedenen Proviant- und Artillerie-Knechte Mannschaften geboten hatten, und wie dann des Königs ausgesprochener Grundsatz, überhaupt zunächst nur die geworbenen Soldaten zu behalten, die ausgehobenen aber zu entlassen, bezüglich der Provinz Schlesien wirklich zu strenger Durchführung gekommen ist. Es erscheint dies als wichtig genug, wenn wir hören, dass noch im Anfange des Jahres 1763 bei dem Heere 3225 Schlesier standen, welche als unentbehrliche Wirthe bezeichnet werden. Der König hat sich aber ausserdem auch ernst bemüht, aus den Nachbarländern Arbeitskräfte heranzuziehen. Sowie der Friede in Aussicht stand, erliessen die schlesischen Verwaltungsbehörden namens des Königs die Bestimmung, dass alle Ausländer, welche auf dem Lande als Häusler oder Handwerker sich niederlassen wollten, für sich und ihre Kinder vollständig frei vom Militärdienst sein und einer dreijährigen Freiheit von der Gewerbesteuer sich erfreuen sollten. Unmittelbar darauf erfolgte eine zweite Verordnung, welche auch denen, die als Knechte in Schlesien eintreten wollten, für ihre Person und die Kinder, welche sie mitbrächten, Kantonfreiheit gewährleistete. Noch ungleich weitergehende Begünstigungen wurden den als Meister sich in Schlesien niederlassenden Handwerkern, namentlich wenn sie die

Mittel hatten ein eigenes Haus sich zu erbauen, versprochen, Militärfreiheit, freies Bürger- und Meisterrecht, dreijährige Accise-Bonifikation u. dgl. Und da ferner infolge der aller Orten mit einem Male sich jetzt geltend machenden Bau-thätigkeit ein Mangel an Maurern und Zimmerleuten sich fühlbar machte, so suchte der König dem dadurch abzu-helfen, dass er einerseits die Regimentskommandeure an-wies, was sie von solchen Handwerkern hätten, loszulassen, andererseits im Juni 1763 durch ein besonderes Dekret den Tagelohn dieser Leute um 50 Prozent erhöhte.

Auf dem Lande ward die Ansiedlung von Kolonisten auch dadurch gefördert, dass die Gutsherrn unter strenge Aufsicht gestellt wurden, um zu verhüten, dass die länd-lichen Unterthanen zu sehr mit Diensten belastet, das Heirathen erschwert und die auf etwaige wüst gewordene von der Herrschaft eingezogene Bauergüter entfallenden Lasten den Gemeinden aufgewälzt würden.

Grosse Sorgen verursachten dann die den schlesischen Städten erwachsenen sogenannten Invasions-schulden, d. h. Schulden, entstanden durch die von den eingerückten feind-lichen Truppen erhobenen Brandschatzungen, Kontributionen, Lieferungen u. dgl. Bereits im April 1763 wurden die sogenannten Ortskommissare instruiert, namens der beiden schlesischen Kammern in den verschiedenen Städten ihres Bezirks die Höhe dieser Schulden festzustellen. Es wurde dabei mit grosser Strenge verfahren und die Gläubiger, namentlich soweit sie als Lieferanten auftraten, mussten sich starke Abstriche gefallen lassen. Es wurden damit die städtischen Schulden im Breslauer Kammerdepartement von ihrem ursprünglichen Anschlage von über 300 000 Thlr. auf 263 000 reduzirt, wozu dann, wenn wir in Ermangelung aktenmässiger Nachweise einer gelegentlichen Angabe trauen dürfen, noch etwa 300 000 Thlr. aus dem Glogauer Kammerdepartement zu rechnen wären. Die schlesischen Festungen durften sich des Vorzugs rühmen, keine der-artige Invasions-schulden zu haben, was sonst aus Mittel-schlesien nur von dem kleinen Städtchen Hundsfeld und in

Oberschlesien von den Städten resp. Flecken Gleiwitz, Lublinitz, Tost, Peiskretscham und Guttentag gerühmt werden konnte. Sonst erscheinen uns die Summen, bezüglich deren wir uns allerdings, da nur von denen des Breslauer Kammerdepartements aktenmässige Nachweise erhalten sind, gerade bei den besonders schwer mitgenommenen Städten Niederschlesiens auf gelegentliche Anführungen in den Ortsgeschichten angewiesen sehen, sehr ungleich und wenig der Bedeutung, der Wohlhabenheit der Orte entsprechend. Es mögen hier nur einige Zahlen herausgegriffen werden: Liegnitz hatte rund 43 000 Thlr. Schulden, Jauer 39 000, Greifenberg 35 000, Landeshut 32 000, Neustadt 29 000, Freiburg 13 000, Strehlen 115 000, Frankenstein 10 370, Reichenstein 9 810, Neumarkt 9 263, Patschkau fast 9 000 Thl. u. s. w.

Dabei muss man noch immer im Auge behalten, dass diese Summen nur eben die eigentlichen Invasionschulden d. h. die direkt durch den Feind veranlassten Schulden waren. Dazu treten nun noch anderweitige Schulden, entstanden dadurch, dass die Städte während des Krieges, wo die Steuern nur sehr zum Theile eingetrieben werden konnten, mit Defizits gewirthschaftet hatten. Von dem kleinen Städtchen Lewin in der Grafschaft Glatz erfahren wir z. B., dass die Invasionschulden nur 763 Thlr. betragen, die eigentliche städtische Schuldenlast aber 3390 Thlr.

Wie diese Schulden nun zu tilgen seien, ward der Gegenstand eifriger Erörterung zwischen dem schlesischen Minister und den Kammern. Dieselben einfach auf die Bürger zu repartiren, erschien geradezu unmöglich und das sogenannte Kämmereivermögen der Stadt ernstlich in Mitleidenschaft zu ziehen, vielfach gleichfalls unthunlich; über Wohlau berichtet der betreffende Steuerrath: „die Kämmerei ist nahezu bankerott, und die Bürger sind fast sämmtlich Bettler“. An vielen Orten existirte eben keinerlei Kämmereivermögen. Die verschiedensten Vorschläge wurden jetzt gemacht; man dachte daran, diese Kommunalschulden ins Gesamt auf alle Städte zu übertragen, alle Kämmerei-

bestände dazu einzuziehen und dann die Beträge auf die einzelnen zu repartiren, ein Vorschlag, der aber dann doch wieder unbillig erschien, um so mehr, da doch einzelne Städte schon mit Einsetzung aller ihrer Kräfte die Bezahlung dieser Schulden begonnen hatten. Ein weiterer Vorschlag, das benöthigte Kapital zum grössten Theile durch eine Lotterie aufzubringen oder auch durch sogenannte Tontinen, eine Form von Leibrenten, wobei die derselben Altersstufe Angehörigen sich untereinander beerbten, ward zwar vielfach erörtert, schon weil König Friedrich selbst sich, wie man wusste, für das Projekt interessirte, aber dann doch fallen gelassen, weil man sich überzeugen musste, dass bei der herrschenden Armuth eine lebhaftige Betheiligung nicht zu erwarten sei, um soweniger, als eben damals, wie wir noch an anderer Stelle sehen werden, die eigentliche Staatslotterie eingerichtet werden sollte. Ebenso fand der Gedanke, die schlesischen Juden, schon weil deren Viele, wie man sagte, sich während des Krieges zu bereichern vermocht hätten, mit einer ausserordentlichen Steuer, etwa mit 50000 Thlrn. in Summa heranzuziehen gegen die Erlaubniss zur Erbauung von Synagogen, zwar vielfach Beifall, die Verwaltungsbehörden aber erachteten es schliesslich doch ungerecht, die regulären Abgaben der schlesischen Juden, die sogenannten Toleranzgelder, wie das nöthig sein würde, um jenen Zweck zu erreichen, auf mehrere Jahre hinaus zu verdreifachen.

Wohl aber nahm man bei einigen Gebirgshandelsstädten (anscheinend sind dabei nur Hirschberg, Greifenberg und Schmiedeberg in Betracht gekommen) eine indirekte Steuer zur Hülfe bei der Schuldentilgung in Anspruch, indem man von allen versandten Waaren von dem deklairten Werthe derselben 5 vom Tausend zur Schuldentilgung für die nächsten Jahre erhob. Die Einzelheiten, welche uns bei einer dieser Städte, nämlich Hirschberg, berichtet werden, werfen ein interessantes Licht auf die Art des Vorgehens, wenn gleich die hier angegebene Gesamtsumme der städtischen Schulden 196050 Thlr. noch dazu nach der

obrigkeitlichen Rektifikation zu hoch erscheint, um nicht vorauszusetzen, dass hier ein Irrthum vorliegt. Aus jener Besteuerung der abgehenden Waaren hätten jährlich unter normalen Verhältnissen 13300 Thlr. einkommen müssen; da jedoch infolge des Krieges der Handel etwas zurückgegangen war und ausserdem der König 1 pro Mille für den Fabrikenfonds zurückbehielt, so ergab der Jahresertrag nur 8000 Thlr. Dazu kamen 1000 Thlr. jährlich aus dem Kämmereivermögen, und 5204 Thlr. brachte die Bürgerschaft „nach dem doppelten Servisfuss“ auf. In Summa vermochte also Hirschberg über 14000 Thlr. jährlich für die Schuldentilgung anzuwenden.

Sonst ist man eben, soweit nicht das Kämmereivermögen einen jährlichen Beitrag zu gewähren vermochte, bei dem nächstliegenden Modus der Vertheilung innerhalb der einzelnen Stadtgemeinden auf der Grundlage des Servises stehen geblieben, doch unter Ausschliessung aller sonstigen Befreiungen, so dass z. B. auch die unpossessionirten Adligen und die geistlichen Korporationen mit herangezogen wurden, und unter dem unablässigen Drängen der Behörden und bei der doch schnell fortschreitenden Wiederbefestigung aller Verhältnisse ist man mit der Abzahlung dieser Schulden schneller vorwärts gekommen, als man anfänglich für möglich gehalten. Man ist gradezu überrascht wahrzunehmen, dass diese verarmten Kommunen doch immer noch Geld aufzubringen vermögen, dass z. B. das kleine Strehlen jedes halbe Jahr 1000 Thaler für diesen Zweck flüssig macht. Wo es ganz besonders schlimm aussah, hat wohl der Staat eine Beihülfe gewährt, aber abgesehen von jenen erwähnten anfänglichen Gnadengeschenken kaum in anderer Weise, als dass er zu billigem Zinsfusse Vorschüsse gewährte, wie z. B. die Stadt Bunzlau dreimal Vorschüsse zu 4^o/_o in der Höhe von 2000, 1000 und 3000 Thlrn. erhalten hat. Am Ende des Jahres 1767 waren $\frac{3}{5}$ der Invasionsschulden im Breslauer Kammerdepartement abgezahlt, in 10 Jahren waren dieselben hier bis auf kleine Reste getilgt. In den besonders schwer mitgenommenen Städten Niederschlesiens

hat es etwas länger gedauert. Greifenberg hat 17 Jahre bis zur vollständigen Tilgung gebraucht, Jauer 18 Jahre.

Natürlich kam hierbei auch die Frage des Münzfusses sehr ernstlich in Betracht, insofern die Gläubiger der Städte es sich gefallen lassen mussten, die in dem unterwerthigen Gelde der Kriegszeit kontrahirten Schulden nach der neuen Münzregulirung entsprechend reduzirt zu sehen. Die Abstriche waren da vielfach recht ansehnlich, wie z. B. die 39550 Thlr. Schulden der Stadt Jauer ursprünglich in leichtem Gelde 61888 Thlr. betragen hatten.

Mit dieser neuen Regulirung der Münze hatte es übrigens eine besondere Bewandniss, und thatsächlich hat dieselbe durch die Art und Weise ihrer Ausführung sehr schwere Verluste für die Einwohnerschaft zur Folge gehabt. Als es sich 1763 nach geschlossenem Frieden darum handelte, zu geordneten Verhältnissen zurückzukehren, liess sich der König durch den Rath seines einflussreichsten Münzentrepreneurs Ephraim mit Rücksicht auf die ungeheure Menge umlaufenden geringwerthigen Geldes bewegen, nicht mit einem Male auf den vor dem Kriege üblich gewesenen Münzfuss von 14 Thlr. aus der Mark Silber zurückzugehn, sondern nur auf den von 1758, wo dann aus der Mark nicht bloss 14, sondern nominell $19\frac{3}{4}$, thatsächlich aber sogar $20\frac{5}{6}$ Thlr. geprägt wurden, während dieses neue Geld gegenüber dem bisher umlaufenden ein Aufgeld von $41\frac{0}{100}$ beanspruchte und alle Zahlungen an öffentliche Kassen in dem neuen Gelde verlangt wurden. Nur ausnahmsweise ward in den vom Kriege besonders heimgesuchten Landschaften und also auch in Schlesien für die Kontributionsgefälle der Unterthanen noch das umlaufende Geld ohne Agio bis zum 1. Juni 1764 freigegeben. Ausserdem wurden gleich nachher die sächsischen und Bernburger Münzen, welche in der Kriegszeit ganz offiziell ihren Kurs gehabt hatten, gradezu verrufen, so dass dieselben fortan von den unglücklichen Besitzern nur noch zur Umschmelzung an den Münzstätten zu $\frac{1}{4}$ ihres Nennwerthes angenommen wurden. Die armen Einwohner hatten sich nun von den

diesen Massregeln unvermeidlich erlittenen Verlusten noch lange nicht erholt, als schon neue über sie hereinbrachen. Denn nachdem mit Ende des Jahres 1763 des Königs Kontrakte mit seinen „Münzjuden“, wie man dieselben damals nannte, abgelaufen waren, fand das Drängen des schlesischen Ministers von Schlabrendorf und des Münzdirektors Kröncke auf endliche Wiederherstellung wirklich normalen Geldes grössere Beachtung, und das Münzedikt vom 29. März 1764 verfügte nun die Rückkehr zu dem Münzfusse vom Jahre 1750 (14 Thlr. aus der feinen Mark), wobei aber die verbessernde Umprägung dieser Massen der im Vorjahre von den Spekulanten noch dazu wenig gewissenhaft gefertigten Münzen ansehnliche Kosten verursachte, welche ebenso wie den dabei für die Staatskasse geheischten Gewinn, den sogenannten Schlagschatz, die Einwohnerschaft zu tragen und diesmal sogar ein Aufgeld von $66\frac{2}{3}$ Prozent zu zahlen hatte. Es kann uns da der Stossseufzer eines schlesischen Zeitgenossen erklärlich werden, welcher damals in sein Tagebuch schrieb: „Anitzo erfahren wir erst recht bei einer nahrungslosen Zeit, was die Reduzirung des Geldes für Früchte mit sich gebracht, da man, wo man vorhero 1000 Thlr. erhalten, nicht mehr hundert aufbringen kann; die Bezahlungen folgen nicht mehr richtig, und der redlichste Mann kann sein Wort nicht mehr halten.“ Bei alledem ward es schliesslich doch als ein Glück empfunden, dass man so schnell wieder in geordnete Bahnen hinein gekommen war.

Am Allerübelsten waren in der Kriegszeit die Beamten daran gewesen, welche, wie oben bereits angeführt wurde, ebenso wie alle Pensionäre seit der zweiten Hälfte des Jahres 1757 nicht mehr in baarem Gelde, sondern nur noch mit sogenannten Kassenscheinen bezahlt worden waren. Wohl enthielten dieselben die offizielle Zusage der Einlösung nach Wiederherstellung des Friedens, aber bei der Knappheit des Geldes und der Unsicherheit der Zukunft hatten dieselben von Anfang an einen sehr schlechten Kurs gehabt, der natürlich immer tiefer sank, je länger der Krieg sich hinzog,

und je schlechter das Geld wurde, während doch der Nominalbetrag der Kassenanweisungen sich nicht erhöhte. Es kam allmählich so weit, dass dieselben im gewöhnlichen Verkehr überhaupt nicht mehr angenommen wurden und bei dem Wechsler nur für ein Fünftel ihres Nennwerthes; es würde so allmählich ein Verkommen des ganzen Beamtenthums und ein Stocken des Organismus gedroht haben, wenn nicht, namentlich in den späteren Kriegsjahren im Gnadenwege umfangliche Unterstützungen das Schlimmste abgewendet hätten.

Als dann der Friede geschlossen ward, ist der Staat, wie nicht verschwiegen werden darf, seinen Verpflichtungen wenig gewissenhaft nachgekommen. Die rückständigen Pensionen sind einfach unbezahlt geblieben; denn soweit war der Staatsgedanke noch nicht vorgeschritten, dass man ein Recht des Beamten auf Pension anerkannt hätte; die Zahlung einer solchen ward als ein Gnadenakt angesehen, der eben einfach ausblieb, wenn ausserordentliche Umstände die Staatskasse in Bedrängniss setzten. Die eigentlichen Gehälter sind auch nur unvollkommen und zum Theil nur in schlechtem Gelde nachgezahlt worden. Solchen Verhältnissen gegenüber begreift man es, wenn die Redensart: *Travailler pour le Roi de Prusse* zur Kennzeichnung einer übelbelohnten Thätigkeit sich hat bilden können und ein Süddeutscher wenig später ausgesprochen hat, in Preussen hätten die Beamten Eselsarbeit und Zeisigfutter. Das Bewunderungswürdige aber ist an der Sache, dass trotz solcher Verhältnisse sich hier nicht ein jämmerliches, käufliches Beamtenproletariat gebildet hat, sondern dass der preussische Beamtenstand unter Friedrich dem Grossen keinem andern nachgestanden hat. Seine Angehörigen haben in aller Kümmerniss den Kopf hoch getragen, sie haben vom Ruhm ihres grossen Königs mitgezehrt, dem zu dienen sie stolz, und für den zu darben sie willig waren. Ueberhaupt hat der Ruhmesglanz, welcher nach diesem Kriege den Heldenkönig von Preussen bestrahlte, auch auf die inneren Verhältnisse mehr als man auf den ersten Blick glauben könnte,

seine Wirkung geübt, ja sogar speziell auf die schnelle Wiederbefestigung aller Verhältnisse nach dem Frieden. Der Staat, den ein von der ganzen Welt bewunderter Herrscher lenkte, genoss einen Kredit, der unverhältnissmässig grösser war, als seine Ausdehnung und seine Hilfsquellen unter andern Umständen bedingt hätten, und sowie nun die Kunde von den Heldenthaten des alten Fritz in die entlegenste Hütte gedrungen war, so theilte sich doch Etwas von dem allgemeinen Vertrauen, das der ganze Staat sich erkämpft hatte, auch dem Einzelnen mit, verlieh ihm eine gewisse Selbstschätzung und feuerte ihn an zu muthigem Schaffen und Streben trotz aller Enge der Verhältnisse.

Allmählich hat man ja auch aus allem dem Kriegselend wieder den Weg in besser werdende Verhältnisse gefunden, und allgemein ward es als ein ganz besonderes Glück empfunden, dass im Jahre 1763 eine gute Ernte wenigstens der argen Theuerung ein Ziel setzte und es der schwer geprüften Bevölkerung erleichterte, mit neuem Muthe wieder an die Arbeit der ersehnten Friedenszeit heranzugehen.

Achter Abschnitt.

Beziehungen Friedrichs zu Kaiser Joseph II. und der bairische Erbfolgekrieg 1778/9.

Bevor wir uns den inneren Verhältnissen Schlesiens in der zweiten Hälfte der Regierung Friedrichs des Grossen zuwenden können, müssen wir noch einen Abschnitt den auswärtigen Beziehungen, wie sich solche namentlich gegenüber dem mit kühnem Ehrgeize vorwärts strebenden Sohne Maria Theresias, Joseph, seit 1765 deutschem Kaiser, herausbildeten, schon weil diese schliesslich im Jahre 1778

zu einem nochmaligen Waffengange zwischen Oesterreich und Preussen, dem sogenannten bairischen Erbfolgekriege geführt haben, von dem dann doch auch Schlesien in Mitleidenschaft gezogen worden ist.

In dem jüngst beendigten Kriege hatte Friedrich seinen grossen Erwerb, das Schlesierland, zu behaupten vermocht dank seiner heldenmüthigen Standhaftigkeit und dem rechtzeitigen Tode seiner erbitterten Feindin, der russischen Kaiserin Elisabeth. Aber die Spannung und Feindschaft gegenüber Oesterreich war geblieben, und für den Mann, der diesen Staat leitete, den Kanzler Kaunitz gab es, wie Friedrich wohl wusste, kein ersehnteres Ziel seines Ehrgeizes als die Niederwerfung Preussens. Wenn erst Oesterreich die arge Finanznoth, die dasselbe jetzt niederdrückte, überwunden haben würde, dann konnte, sowie die Gestaltung der europäischen Verhältnisse dazu lockte, der Besitz von Schlesien von Neuem in Frage gestellt werden und ein neuer Krieg für König Friedrich wiederum all die furchtbaren Gefahren heraufbeschwören, denen er jetzt wie durch ein Wunder entronnen war.

Diese Sorge durfte ihn wohl beunruhigen, um so mehr da dem bewundernswürdigen militärischen Erfolge dieses letzten Krieges ein nicht zu verhehlender diplomatischer Misserfolg gegenüberstand. Denn während jenes überraschende Bündniss zwischen Oesterreich und Frankreich, das mit dem Beginne jenes Krieges erst ins Leben gerufen, den Letzteren überdauerte und die Stellung Oesterreichs ganz ungemein befestigt erscheinen liess, war er mit dem einzigen Bundesgenossen, an dessen Seite er in den Krieg gegangen war, mit England ganz und gar unheilbar zerfallen. Man war ja sonst in jener Zeit nicht eben sehr feinführend im Punkte der Bundestreue, und es hat in der Geschichte des preussisch-französischen Bündnisses aus der Zeit von 1741—1756 nicht an Momenten gefehlt, wo die beiden Allirten recht wenig mit einander zufrieden waren, doch Alles, was da vorgekommen war, schrumpfte zu einem Nichts zusammen gegenüber dem, was der einzige Ver-

bündete Preussens im siebenjährigen Kriege in dessen letzterer Zeit dem Könige angethan hatte. Der englische leitende Minister Lord Bute hatte, wie Friedrich selbst erzählt, nach dem Frieden mit Frankreich diesem die Interessen Preussens in schamloser Weise preisgegeben, „er hatte mit einer noch unerhörten Perfidie die Eroberung Schlesiens Oesterreich angeboten, um auf Grund dieses Dienstes die alten Beziehungen des Kaiserhofes mit England erneuern zu können, ja er hatte, als ob es an diesen schändlichen Handlungen noch nicht genug wäre, alle Mittel angewendet, um den König mit Kaiser Peter III. zu entzweien, was ihm allerdings nicht gelingen konnte. Soviel Schändlichkeit, solche Handlungen offenkundigen Verrathes hatten jedes Band zwischen Preussen und England zerrissen, an die Stelle dieses Bündnisses, welches das beiderseitige Interesse geknüpft hatte, trat die heftigste Feindschaft, der tiefste Hass. So stand der König allein, wie ein Kämpfer auf einem Schlachtfelde, allerdings von Niemanden angegriffen, doch auch ohne irgend einen Helfer für den Fall eines Angriffs.“

Es war erklärlich, dass Friedrich diesem gefahrdrohenden Zustande vollkommenen Alleinstehens ein Ende zu machen eifrig bestrebt und deshalb erfreut war, als die Erledigung des polnischen Königthrones 1763 eine Annäherung Russlands und in weiterer Folge ein engeres Bündniss mit dieser Macht herbeiführte. Aber recht wohl ist dem König von Anfang an nicht bei dieser Alliance gewesen. Er, der nichts sehnlicher wünschte als die Erhaltung des Friedens, sah sich eng verknüpft mit einer Selbstherrscherin, die ein brennender unbezähmbarer Ehrgeiz rücksichtslos vorwärts trieb. Schon um dieser nicht so ganz auf Diskretion verfallen zu sein, musste ihm unter solchen Umständen ein gewisses Verständniss mit Oesterreich, dem die hochfliegenden Pläne der russischen Kaiserin Katharina gleichfalls Gefahren drohten, sehr erwünscht sein, und wenn er gleich bei der geradezu persönlichen Feindschaft, welche Maria Theresia gegen ihn hegte, und den nie aufgegebenen Ab-

sichten ihres Kanzlers auf Schlesien grosse Hindernisse auf diesem Wege erblickte, so konnte doch der wachsende Einfluss des geistvollen Sohnes der Kaiserin, der 1765 ja nun auch die Kaiserwürde erlangt hatte, und bei dem eine kaum verhehlte Bewunderung für den grossen König der traditionellen Feindschaft die Wage hielt, bessere Aussichten eröffnen.

Zudem hatte doch seit dem Friedensschlusse eine verbindlichere Form zwischen den beiden Höfen Platz gegriffen, und wenn man in Wien namentlich seit dem Jahre 1766 zu beobachten glaubte, dass König Friedrich sich um die Freundschaft des Wiener Hofes bewerbe, so war man weit davon entfernt, sich dagegen ablehnend zu verhalten, ja als im Januar der dem Könige näher stehende General Hordt gegen den österreichischen Gesandten äusserte, es bliebe die Besorgniss, dass alle die vortrefflichen Einrichtungen, welche eben damals für die Finanzen und das Heerwesen Oesterreichs gemacht würden, auf eine dereinstige Wiedereroberung Schlesiens berechnet seien, da versicherte der Gesandte Graf Nugent eifrigst, dass Maria Theresia jeden Gedanken an Derartiges aufgegeben habe, und zeigte sich sehr einverstanden, als Graf Hordt in weiterem Verlaufe der Unterhaltung ausführte, dass, wenn Oesterreich und Preussen zusammenständen, sie allen übrigen Mächten Europas die Spitze bieten könnten. Schon in diesem Jahre war eine Zusammenkunft des jungen Kaisers mit Friedrich im Werke, und Maria Theresia, die allerdings nur widerstrebend ihren Sohn der berückenden Freundlichkeit ihres Gegners, der ihr allzeit wie eine Verkörperung des bösen Prinzips erschien, ausgesetzt zu sehen wünschte, aber dann doch einem ausgesprochenen Wunsche des Letzteren sich nicht entgegenstellen mochte, war im Herzen froh, als schliesslich die Zusammenkunft an der Etiquettenfrage, wer den ersten direkten Schritt thun sollte, für diesmal scheiterte.

Bemerkenswerth aber bleibt es, dass, während für den König die erste Voraussetzung eines besseren Einverständnisses mit Oesterreich, der endgültige Verzicht dieser Macht

auf Schlesien war, sowohl Joseph II. wie der Kanzler Kaunitz allen gegentheiligen Versicherungen zum Trotz sich fort und fort von der Sehnsucht nach irgend welcher Möglichkeit einer Wiedererlangung Schlesiens erfüllt zeigten. So erfahren wir von Nugent, dass im Gespräch mit diesem Kaiser Joseph gern darauf zurückkam, wie doch keine Erwerbung die österreichischen Lande besser arrondiren könne, als die von Schlesien, und als er auf jener militärischen Reise 1766 von einer Höhe bei Zuckmantel in die gesegneten Fluren des preussischen Schlesiens herabschaute, verglich er sich mit Moses, der das gelobte Land nur schauen, aber nicht selbst habe betreten dürfen, ja Kaunitz hat im Jahre 1768 ganz bestimmt einen Plan ins Auge gefasst, der auf nichts Geringeres hinauslief, als König Friedrich auf gütlichem Wege zur Abtretung Schlesiens an Oesterreich zu vermögen.

Die Spitze des ganzen überaus künstlich ausgesponnenen Planes richtete sich gegen die russische Kaiserin Katharina, die zum grossen Missvergnügen Oesterreichs in Polen vollständig als Herrin schaltete und eben damals auch die Pforte zum Kriege gereizt hatte. Dem russischen Ehrgeiz entgegenzutreten, den Hülferufen der Polen, den dringenden Anträgen des Grosssultans Gehör zu geben, hatte sich Maria Theresia bisher nicht geneigt gezeigt; dieselbe wollte es nicht auf einen neuen grossen Krieg gegen Russland und dessen Verbündeten Preussen ankommen lassen, sie schaudere, hatte sie im September 1767 zu dem päpstlichen Nuntius geäussert, wenn sie denke, wie viel Blut während ihrer Regierung geflossen sei. Nichts als die äusserste Nothwendigkeit könnte sie dahin bringen, Ursache zu sein, dass noch ein Tropfen vergossen werde. Der Widerstand der Kaiserin, meinte nun Kaunitz, werde sich überwinden lassen, wenn man bei einem Vorgehen gegen Russland Preussen nicht nur nicht als Feind sich gegenüber, sondern vielmehr als Bundesgenossen zur Seite habe. Den König von Preussen aber zu solchem Wechsel seiner ganzen Politik, zur Bekämpfung seiner bisherigen Bundesgenossen Russ-

lands im Bunde mit Oesterreich zu bewegen, dafür glaubte Kaunitz eben damals das rechte Mittel in den Händen zu haben.

Nachdem nämlich im Mai 1767 der jüngere von Friedrichs Neffen, Prinz Heinrich, in der Blüthe der Jugend gestorben war, stand für die Zukunft der Mannsstamm der preussischen Hohenzollern einzig und allein auf den zwei Augen des Prinzen von Preussen, dem seine Gemahlin nur eine Tochter geboren hatte. Mit ernster Besorgniss musste der alte König in die Zukunft sehen, und kummervolle Aeusserungen, wie man ihm sie damals schon zuschrieb: „wem wird das dereinst gehören, was ich gesammelt?“, immer lauter werden. Um seinem Stamme die Nachfolge besser zu sichern, schien die Anerkennung weiblicher Erbfolge nothwendig, und dass diese in den kurfürstlichen Landen ohne die Zustimmung des Reichsoberhauptes unmöglich war, lag auf der Hand. So galt es denn, dem Könige klar zu machen, dass, um von dem Kaiserhause jedes Entgegenkommens sicher zu sein, ein untrügliches Mittel bereit stehe, nämlich die Rückgabe Schlesiens, doch werde dieselbe nicht umsonst erwartet, sondern nur im Austausch gegen ein vollzähliges Aequivalent in Gestalt des polnischen Preussens (des heutigen Westpreussens) und Kurlands, welches letztere von Polen willig hergegeben werden würde, um den Preis einer wirksamen Beschützung gegen Russland durch das vereinigte Oesterreich und Preussen. Den ganzen Plan sollte die Pforte als ihren eignen Gedanken vorbringen, um durch dieselbe Oesterreich und Preussen gegen Russland unter die Waffen zu bringen. Die Millionen, welche die Türkei für diesen Zweck Oesterreich angeboten, sollten an Preussen gezahlt werden, um dieses noch mehr dem Plane geneigt zu machen.

Der ganze Plan, der in gewisser Weise an die von Herzberg einige Jahrzehnte später entworfenen Kombinationen erinnern kann, hat keinen Erfolg gehabt, denn obwohl sein Urheber Kaunitz geltend machte, dass der von ihm doch wirklich zur Durchführung gebrachte grosse Ge-

danke eines österreichisch-französischen Bündnisses anfänglich kaum weniger „chimärisch“ ausgesehen habe, so hatte doch Joseph zu viel politischen Scharfblick, um einen Augenblick an die Ausführbarkeit des ganzen Planes glauben zu können. Er wies mit Recht darauf hin, dass König Friedrich nimmermehr seine beste Provinz, die sich in geordneten Zuständen befinde, durch Festungen geschützt, handeltreibend, wohlbevölkert, ihm genau bekannt und im Stande sei, einen ansehnlichen Theil seiner grossen Armee zu erhalten, gegen ein Stück von Polen herzugeben und ebensowenig seinen Vertrag mit Russland so plötzlich zu brechen, gegen diese Macht aufzutreten und sich ganz und gar von der Freundschaft Oesterreichs abhängig zu machen geneigt sein werde. Für Oesterreich bedeute der Plan einen neuen grossen Krieg mit sehr unsicherem Ausgange, und selbst der Mitwirkung der Pforte werde man nicht sicher sein. Damit war das Projekt begraben. Der König hat nie von dem ganzen Plane Etwas erfahren, und als der Kaiser bei der Neisser Zusammenkunft eine scherzende Anspielung nach dieser Seite hin machte, zeigte die spottende Erwiderung Friedrichs, die wir noch zu berichten haben werden, wie recht damals Joseph mit seiner Weigerung, dem Plane irgendwie näher zu treten, gehabt hat.

Zusammenkunft mit Kaiser Joseph in Neisse.

Eine Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige, wie sie 1766 bereits geplant gewesen, hatte dann Kaunitz selbst 1768 lebhaft befürwortet im Zusammenhange der Besorgnisse, welche das Vorgehen der Kaiserin Katharina in Polen wie der Pforte gegenüber erregte und in der Hoffnung, Preussen etwas von Russland abziehen zu können. Kaiser Joseph war nach anfänglichem Sträuben auf den Plan eingegangen, und auch Friedrich war einverstanden; wie hätte er auch eine Gelegenheit in Petersburg zu zeigen, dass er mehr als eine Saite an seinem Bogen habe, sich

entgehen lassen mögen? Die Zusammenkunft sollte 1769 in Schlesien stattfinden, der Kaiser wollte zu der Zeit, wo der König zu Abhaltung der kriegerischen Uebungen sich in Person einzufinden pflegte, in Böhmen oder Mähren sein und von da seinen Besuch abstatten. Der König empfahl dann den August als die geeignetste Zeit und Leobschütz, Neustadt oder Glatz als gelegene Orte. Doch Joseph entschied sich für Neisse, weil dort Reiterübungen unter dem Befehl von Seidlitz, der seit Rossbach für den grössten General dieser Waffe galt, abgehalten werden sollten.

Obwohl aber eine Zusammenkunft, wie die hier vorbereitete, ein grosses politisches Ereigniss war und als solches auch von den anderen europäischen Höfen angesehen werden musste und sollte, so dachte man in jener Zeit doch nicht daran, der Begebenheit vorher durch die Presse das nöthige Relief geben zu lassen, und in Schlesien ahnte man, als der König hier Mitte August von Berlin her kommend, eintraf, nicht, dass ihn diesmal ein so besonderer Anlass herführe. Am 13. August 1769 früh um 7 Uhr traf er in Begleitung des Generals Lentulus in Grünberg ein, und der Bürgermeister hatte wie gewöhnlich die Fragen des Königs nach dem Stande der Weinernte und der Tuchfabrikation zu beantworten. Dessen gute Stimmung mochte er daraus erkennen, dass derselbe ihm leise zuflüsterte, nach ihm käme der Markgraf von Anspach, dem sollten sie von ihrem Weine zu trinken geben, mit dem Bemerken, es geschehe auf des Königs Anordnung. Natürlich ward diese ausgeführt, und der Markgraf erhielt seinen Ehrentunk in einem halbgefüllten sogenannten Cordianchen gereicht mit dem Bemerken, dass der hiesige Wein aus keinem andern Glase getrunken werde. Der Markgraf trank gehorsam dem königlichen Befehle daraus der Stadt Gesundheit, entschuldigte aber die Bescheidenheit seines Schluckes damit, dass er „sonsten gar keinen Wein zu trinken pflege“ und überliess es darauf seinem Adjutanten das Cordianchen auf das Gedeihen des Grünberger Weinbaus zu leeren. Ob die aufgestellten Notabilitäten der Stadt daraus, dass dann noch

der Prinz Heinrich, der Prinz von Preussen und verschiedene Generäle mit ihren Equipagen folgten, geschlossen haben, dass etwas Besonderes im Werke sei, sagt uns unser Bericht nicht. Am 15. war der König in Schweidnitz, von wo er am 16. früh nach Landeshut aufbrach, das er aber von Oberkunzendorf aus zu Pferde erreichte, um von den hierher bestellten Schmiedeberger Kaufleuten Näheres über die Lage der dortigen Damastweberei zu hören, für die er sich lebhaft interessirte. Am 17. ging es wiederum zu Pferde weiter bis Burkersdorf, wo der König dann wieder seinen Wagen bestieg, der ihn in schneller Fahrt nach Silberberg bringen sollte. Dieselbe ward nicht einmal in Peterswaldau unterbrochen, wo Graf Sandretzky eine schöne Ehrenpforte hatte errichten lassen. Der König begnügte sich demselben eine Einladung nach Neisse zuzurufen. In Silberberg galt es am 18. August den Bau der Festungswerke zu besichtigen, was ein strömender Regen sehr erschwerte. Hier in kleinem Kreise bei der Tafel, an der sonst nur noch der Kommandant von Silberberg, Oberstlieutenant von Regler, der Landrath Baron Hemm und der zur Begrüssung herübergekommene Prälat des Klosters Heinrichau theilnahmen, setzte der König den Letzteren durch die Frage in Verlegenheit, wie gross sein Glaube sei, — als die Antwort ausblieb, ergänzte der Erstere, nun so gross wie ein Senfkorn wird er doch wohl sein, und ein solcher kann ja nach dem Zeugnisse der Bibel schon Berge versetzen. Solchen Glauben, meinte Friedrich, könne er hier brauchen, und er wolle gar nicht einmal Berge versetzt haben, es genüge ihm schon, wenn der Prälat ihm durch seinen Glauben die Aussprengung des Grabens abnehme, die ihm sonst noch viel Geld kosten würde. Während des dann am 19. folgenden Besuches der Festung Glatz (19. August) hören wir zum ersten Male von der bevorstehenden Begegnung der beiden gekrönten Häupter sprechen, und dass Friedrich seinem Gaste nach Mähren zu entgegnen wolle. Das hat sich nun allerdings nicht bestätigt. Vielmehr traf am 25. August Mittags 12 Uhr

Kaiser Joseph II. in Begleitung seines Schwagers, des Herzogs Albert von Teschen, des Oberststallmeisters Grafen Dietrichstein und der Generäle Lacy, Laudon, d'Alayasasa, Althan und Nostitz in Neisse ein. Das Logis bei dem Könige in der bischöflichen Residenz hatte er bestimmt abgelehnt, unter Hinweis auf sein Incognito, da er unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein reiste: es war deshalb für ihn in dem Gasthofs zu den drei Kronen Quartier bestellt worden. Wider Erwarten suchte er dieses nicht zuerst auf, sondern fuhr sogleich nach der bischöflichen Residenz, weshalb dann auch der etwas überraschte König ihm nur noch einige Treppenstufen entgegenzugehen vermochte. Hier auf der Treppe fand die erste Begegnung statt, bei welcher der Kaiser den König, den Prinzen Heinrich und den Prinzen von Preussen umarmte. Auf preussischer Seite waren sonst noch anwesend der Markgraf von Anspach, der schlesische Minister von Schlabrendorf, sowie die Generäle Seidlitz, Tauentzien und Lentulus. Nach der ersten Begrüssung führte der König seinen Gast bei der Hand in sein Zimmer zu einer Unterhaltung, welche fast zwei Stunden dauerte. Bezüglich der Tafel hat ein österreichischer Gast weniger die Speisen (sämmtlich Fastenspeisen, da es ein Freitag war), als den Wein und namentlich die vorzüglichen Früchte zu bewundern gefunden und im Uebrigen über die Strenge der preussischen Disziplin oder Etiquette, welche eigentlich allein dem Könige das Wort zu geben schien, sein Erstaunen kundgegeben. Der Gegenbesuch des Königs am Nachmittage gab dann wieder zu einer zwei-stündigen Unterredung der beiden Herrscher Gelegenheit. Besichtigungen der versammelten Truppen und ihrer Uebungen, Abends der Besuch einer französischen Opern-Vorstellung, gemeinsame Tafel füllten dann die Zeit bis zum 28. früh, wo der Kaiser nicht ohne die Zusage eines Gegenbesuches empfangen zu haben über Kamenz, Glatz und Nachod nach Königgrätz abreiste. Der Kaiser hatte es sich gefallen lassen, eine ausführliche Instruktion von Kaunitz entgegenzunehmen. An dessen bereits erwähnten Plan er-

innerte nur eine gelegentlich scherzhaft hingeworfene Aeusserung des Kaisers, man sage, Friedrich wolle Schlesien gegen das polnische Preussen mit Danzig hingeben, worauf dieser nur spottend antwortete: „ja wohl, um König von Polen zu werden.“ Uebrigens war inzwischen den Berechnungen des Kanzlers schon dadurch jeder Boden entzogen worden, dass seit 1768 die Besorgnisse wegen eines möglichen Aussterbens des Hohenzollernschen Mannsstammes sich wesentlich gemindert hatten. Der Thronfolger hatte sich 1769, nachdem seine erste Ehe getrennt worden, neu vermählt, und die Prinzessin Ferdinand befand sich in gesegneten Umständen.

König Friedrich hat wiederholt äusserst günstige Urtheile über Kaiser Joseph gefällt, den er als einen Mann von lebhaftem Geist und lebenswürdigem, gewinnendem Wesen schildert; er glaubt auch, obwohl er ihn als höchst ehrgeizig erkennt, an seine im Grunde wohlmeinende Gesinnung. Wenn wir auf der andern Seite das Urtheil Josephs über Friedrich bei aller Anerkennung seines Geistes und seiner Kenntnisse namentlich nach der Seite des Charakters abfällig und schliesslich in dem bekannten Dictum gipfelnd finden, dass man aus jedem Worte doch den abgefemten Politiker herauserkenne, so dürfen wir dabei nicht ausser Acht lassen, dass Joseph an seine Mutter schreibt, deren Gesinnung gegen Friedrich er kennt, und die er vor Allem darüber zu beruhigen bemüht ist, dass er sich nicht durch die Freundlichkeiten des dämonischen Mannes habe gefangen nehmen und blenden lassen.

Was die Resultate der Neisser Zusammenkunft anbelangt, so mögen wir daran erinnern, dass bei den Vorbereitungen über dieselbe Friedrich dem österreichischen Gesandten, als dieser die ernstliche Verabredung einer beiderseitigen neutralen und friedfertigen Haltung in den europäischen Händeln als den Hauptzweck einer persönlichen Zusammenkunft hingestellt hatte, geantwortet hat: „Sie haben Recht, wir werden uns das Ritterwort geben, wie

Franz I. Karl dem Fünften; das wird sicherer sein als alle Verträge.“

Darauf lief hier in der That Alles hinaus, und wenn Friedrich bei der Abfassung der beiderseitigen Handschreiben in Sachen der Neutralität eine unbestimmte Form vorzog, so leitete ihn dabei nicht, wie man österreichischerseits meinte, eine hinterhaltige Gesinnung, sondern die ihm unerlässliche Rücksicht auf das russische Bündniss, das er in keinem Falle aufgeben mochte. Denn wenn er gleich bei den Unterhaltungen mit Joseph sehr freimüthig darüber sprach, dass dieses Bündniss ihm vielfach lästig sei und der ungemessene Ehrgeiz der Kaiserin Katharina ihm mit Besorgniss erfülle, so täuschte er sich anderseits darüber nicht, dass wesentlich infolge dieses Bündnisses Oesterreich sich um ihn bemühe.

Die wiederholten Versicherungen Josephs, dass Oesterreich keinen Gedanken an Schlesien mehr habe, wusste Friedrich, wie er seinem Minister Finkenstein schreibt, nach Gebühr zu schätzen. Er selbst gab zu, früher ehrgeizig gewesen zu sein und infolge davon auch wohl unrecht gehandelt zu haben, aber die Zeit habe ihn solider gemacht.

Im Herbst des folgenden Jahres hat dann Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt gemacht, und beide Zusammenkünfte sind keineswegs ohne Wirkung geblieben; vielmehr hat die blosse Thatsache einer erfolgten Annäherung zwischen den beiden deutschen Grossmächten viel dazu beigetragen, der russischen Kaiserin etwas Mässigung zu lehren. Allerdings hat es in den schwierigen Verhandlungen, die dann zu der Theilung Polens geführt haben, namentlich im Spätsommer des Jahres 1771 eine Zeit gegeben, wo ein neuer Krieg zwischen Oesterreich und Preussen als dem Bundesgenossen Russlands unvermeidlich schien und der König hier in Schlesien als der zunächst angegriffenen Provinz, deren Grenzfestungen er besichtigte, im Stillen seine Rüstungen betrieb. Am 22. August schreibt er von Glatz aus: „ich bereite Alles vor, remontire die Kavallerie und setze Alles daran, die

Magazine zu füllen. — — Die Truppen hier sind gut, und Silberberg ist fertig.“ Wir erfahren, dass er bereits 7200 Pferde angekauft hat. In einem unter dem 22. September an Prinz Heinrich gerichteten Schreiben heisst es dann: — „ich fahre fort zu rüsten. Der Krieg kommt, wenn nicht Zwischenfälle eintreten. — Ohne den Krieg zu wünschen, bereite ich mich auf alle Rollen vor, fest entschlossen, Nichts zu unternehmen, es sei denn zum grössten Vortheile des Vaterlandes.“

Aber da Maria Theresia erklärte, bei dem schlechten Ausfall der letzten Ernten, den herrschenden Krankheiten und dem Geldmangel keinen Krieg führen zu können, zog man gegen Ende des Jahres 1771 in Wien gelindere Saiten auf, und dass man von dem Beitritte Oesterreichs zu dem polnischen Theilungsvertrage das Ende der zwischen dem Berliner und Wiener Hofe immer noch fortdauernden Spannung datirte, zeigen die Worte Katharinas vom 19. Februar 1772: „— Vielleicht wird nun mein Wunsch erfüllt, den ich immer im Auge und im Herzen gehabt, die drei Höfe zu einem System der Einigung zu führen, deren bedeutsames Interesse dem Wiener Hofe jeden Gedanken an Schlesien nehmen muss.“

In der That wird man wenigstens von Joseph II. sagen können, dass er, wie sehr er auch den Verlust Schlesiens im Interesse seines Hauses beklagte, doch Pläne auf eine gänzliche oder theilweise Rückerwerbung dieses Landes stets als unausführbar von der Hand gewiesen hat. Wir sahen bereits, wie er 1768 jenes Projekt des Kanzlers Kaunitz entschieden bekämpft hatte, und als jetzt bei der Festsetzung des österreichischen Antheils an der Theilung von 1772 abermals der Gedanke auftauchte, ein Stück von Schlesien als Aequivalent für die preussisch-russischen Annexionen zu verlangen, erklärte zwar Joseph wiederum die Erwerbung der Gebiete von Neisse und Glatz für den grössten Gewinn, den Oesterreich davon tragen könnte, aber gleichzeitig den Gedanken für unausführbar. Indessen vermochte er, da diesmal Maria Theresia Gewissensbedenken

hegte, selbst etwas von dem „ungerechten Gute“ der polnischen Beute sich anzugliedern, nicht zu verhindern, dass der österreichische Gesandte van Swieten den Auftrag erhielt, König Friedrich vorzustellen, dass Oesterreich nicht wohl jenseits der Karpathen Land zu erwerben wünschen könne, deshalb einen Tausch vorschlage und dem Könige seinen ganzen polnischen Theilungsantheil gegen die Grafschaft Glatz anbiete. Darauf aber hob der König nicht ohne eine gewisse Lebhaftigkeit hervor, dass er wohl Ursache habe, erstaunt zu sein über solchen Antrag, nach des Kaisers wiederholten Versicherungen, an die Abtretungen auf der schlesischen Seite nicht mehr rühren zu wollen, und seine drastische Aeusserung, dass er die Gicht erst im Kopfe und nicht bloss wie bisher in den Beinen haben müsse, um auf solchen Vorschlag einzugehen, musste dem Gesandten die Lust benehmen, auf diese hoffnungslose Sache noch einmal zurückzukommen.

So vollzog sich denn die Erwerbung von Westpreussen 1772 ganz unabhängig von Schlesien, und während bisher das letztere Land als die Lieblingsprovinz des grossen Königs angesehen ward, nahm jetzt dieses neue Schmerzenskind, das aus Schutt und Trümmern erst wieder zum Leben gebracht werden musste, Friedrichs Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Ueber die Art der Erwerbung hat allmählich eine gerechtere und billige Beurtheilung Platz gegriffen, man erkennt an, dass es ein Lebensinteresse für Friedrichs Monarchie war, dieses Westpreussen, welches das brandenburgische Ostpreussen von der übrigen Monarchie trennte, nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen, und was Polen anbetraf, so durfte Friedrich nur an den siebenjährigen Krieg denken, wo die vollständige Unfähigkeit Polens, den Russen gegenüber seine Selbständigkeit zu schützen, diesen letzteren es allein ermöglicht hatte, Preussen soviel Schaden zu thun, um sich jeder Rücksicht auf ein so geartetes politisches Gebilde zu entschlagen und nur das eigene Interesse zu wahren.

Inzwischen vermochte jenes, wie wir sahen, so glück-

lich angebahnte bessere Einverständniss zwischen Oesterreich und Preussen sich doch nicht recht zu halten, geschweige denn weiter zu entwickeln, dazu waren die in der Politik beider Staaten wurzelnden Gegensätze zu gross. Friedrich war überzeugt, dass, so lange Kaunitz die Geschicke Oesterreichs leite, derselbe allen Versicherungen zum Trotz, sowie sich wieder eine Gelegenheit biete, auf die Rückeroberung Schlesiens ausgehen würde, und dass er bereits seine Rechnung gemacht habe, als in dem Winter 1775/76 ein äusserst heftiger mit Fieber verbundener Gichtanfall den König schwer und lange Zeit hindurch heimsuchte.

Der König ging vielleicht zu weit, wenn er annahm, dass, falls er damals dem Anfalle erlegen wäre, Kaunitz nichts Eiligeres zu thun gehabt haben würde als über Preussen herzufallen, um womöglich Schlesien wieder zu erobern. Die Kaiserin war wenig kriegslustig, und es lag nahe, dieselbe Erwägung zu machen, welche man 10 Jahre später gemacht hat, dass das preussische Heer von der Krankheit des grossen Königs nicht mit ergriffen sei.

Der bairische Erbfolgekrieg.

Eine wirklich ernste Gefahr beschwor dann der Ehrgeiz des Kaisers Joseph herauf. Wir mögen uns daran erinnern, dass, als nach dem Berliner Frieden Maria Theresia Miene machte, die Entschädigung für Schlesien in Baiern zu suchen, Friedrich zu den Waffen gegriffen und den von uns seiner Zeit geschilderten zweiten schlesischen Krieg begonnen hat. Als dann bei dem Tode des kinderlosen Kurfürsten von Baiern (1777 Dez.) Kaiser Joseph gestützt auf Unterhandlungen, die er bereits mit dessen schwachem Erben Karl Theodor von der Pfalz eingeleitet, alte Ansprüche seines Hauses auf einen ansehnlichen Theil Baierns zur Geltung brachte und sogleich seine Truppen einrücken liess, war König Friedrich nicht minder als 1744 entschlossen, solcher Vergrösserung seines Nebenbuhlers ent-

gegenzutreten, um so mehr, da ihm das Ansuchen des nächsten Agnaten, des Herzogs von Zweibrücken, formell eine Handhabe bot, und schnell erfüllte 1778 wiederum ein kriegerisches Treiben das Schlesierland, an dessen Grenzen abermals grosse Heere sich sammelten, um hier die Frage der bairischen Erbfolge mit den Waffen zum Austrag zu bringen.

Dieser Krieg hat eine nur kurze Dauer gehabt und entbehrt ganz und gar der grossen Entscheidungen, welche ein allgemeineres Interesse fesseln können. Wenn wir trotzdem uns näher mit ihm beschäftigen, so liegt der Grund in der Thatsache, dass eben das Land, mit dessen Geschichte wir hier es an erster Stelle zu thun haben, doch durch diesen Krieg nicht unbedeutend in Mitleidenschaft gezogen worden ist und zwar in ungleich höherem Masse, als wir es bei der Kürze und wenig nachdrücklichen Gestaltung der eigentlichen militärischen Handlungen voraussetzen würden.

Friedrich hatte wiederum seine Entschlüsse mit der ihm eignen Schnelligkeit gefasst. Am 13. Dezember war der Kurfürst von Baiern gestorben, und sowie der König die Nachricht erhält, dass der Kaiser sich anschicke, Truppen in Baiern einrücken zu lassen, zeigt er sich entschieden, diesen Anschlägen selbst um den Preis eines Krieges entgegenzutreten. Unter dem 17. Januar 1778 setzt er bereits den schlesischen Minister von der Wahrscheinlichkeit einer Mobilmachung für das Frühjahr in Kenntniss und verlangt vorbereitende Anstalten zur Ansammlung der nothwendigen Vorräthe, Befehle, die bald näher dahin bestimmt werden, dass zu Kosel und Neisse die grössten Vorräthe sein müssten, ansehnliche Ansammlungen aber auch in den Festungen Glatz und Schweidnitz, sowie in dem erst befestigten Silberberg. Unter dem 28. Januar trägt er dem Minister auf, bei Zeiten sich nach geeigneten Armee-Lieferanten umzusehn, und darauf zu halten, dass nur ehrliche Leute dazu ausersehen würden, da in dem letzten Kriege die Lieferanten nur auf Betrug ausgegangen wären. Die dazu Erkorenen solle der Minister verwarnen, wenn sie nicht ehrlich wären, würde

sie der König „Alle wie die Kramsvögel aufhängen lassen.“ Gleichzeitig erhielt auch der kommandirende General in Schlesien General Tautenzien Befehle, die Regimenter zu kompletiren und zum 1. April zusammenkommen zu lassen unter dem Vorwande der dies Jahr früher als sonst vorzunehmenden Revuen, und einem weiteren Kabinetsschreiben in dieser Sache vom 4. Februar 1778 fügt der König eigenhändig die inhaltsschweren Worte bei: „es sieht sehr nach Krieg aus.“

Schon drang die Kunde des drohenden Sturmes auch in bürgerliche Kreise. Bereits im November verzeichnet ein Hirschberger in sein Tagebuch, es seien die ersten Lieferungen dort ausgeschrieben und Bäckerburschen für die Feldbäckereien angenommen worden, man habe die Train- und Stückknechte aufgezeichnet und die Beurlaubten einberufen, der Magistrat habe den Bürgern angezeigt, sich auf Einquartierungen gefasst zu machen. Bald folgen dann die Weisungen an die Landräthe wegen Bergung der Kassen, beschleunigter Einsendung der Steuern, Wachsamkeit vor Spionen u. dergl.

Natürlich war man auch auf österreichischer Seite nicht müßig geblieben, da ja der österreichische Gesandte in Berlin bereits Ende Februar zu berichten vermocht hatte, dass zum ersten April die preussische Armee gesammelt sein würde. Eifrigst zog man in Mähren und Böhmen die Truppen zusammen, und im März ward sogar unter Aufsicht des Generals Botta d'Adorno ein patriotisches Freijägerkorps in den mährisch-schlesischen Gebirgen errichtet, welches schnell zu ansehnlicher Stärke anwuchs.

In Schlesien folgen dann von Ende März an alle die Massregeln, welche die Nähe des Krieges anzuzeigen pflegen, die Passkontrolle wird strenger, die umherziehenden böhmischen Musikanten werden ausgewiesen, die Einziehung der Pferde beginnt, die Depositen- und Mündelgelder werden in den Festungen geborgen, die Ablieferungen der Steuern in kurzen Terminen angeordnet, der Weihbischof v. Strachwitz erlässt einen Hirtenbrief, der Gebete für die Erfolge

der preussischen Waffen vorschreibt und in einem Erlasse an die Geistlichkeit Korrespondenzen mit dem Auslande sowie Reisen dahin untersagt, auch gleichzeitig vor unvorsichtigen Reden und „frevelhafte Kritiken“ warnt. In den Grenzstädten ging man hier und da daran, aus freiwilligen Beiträgen Kriegskostenkassen zu gründen, welche dann dem Einzelnen leichter über die Drangsale weghelfen könnten.

Noch waren allerdings die Würfel nicht gefallen, der Krieg nicht erklärt, aber Anfang Juni richtete in des Königs Auftrage der preussische Gesandte in Wien Fragen an das dortige Ministerium, die einem Ultimatum gleichkamen, und in eben der Zeit entsandte der König, der selbst bereits seit Anfang April sein Hauptquartier zu Schönwalde unweit seiner neuen Festung Silberberg genommen hatte, 20 Bataillone nach der Grafschaft Glatz, welche mit einem Einfalle in Böhmen drohten, während das preussische Hauptheer unter Prinz Heinrich sich durch Sachsen gleichfalls gegen die böhmischen Grenzen in Bewegung setzen sollte. Friedrich glaubte nicht an ein Nachgeben des Kaisers, und Ende Juni sah er nach Empfang der letzten österreichischen Antwort den Krieg als entschieden und sich als genöthigt an, den Krieg zu erklären, wo dann am 3. Juli die Feindseligkeiten beginnen sollten.

Er selbst führte Anfang Juli sein ganzes schlesisches Heer über Pischkowitz und Reinerz nach Böhmen und überschritt am 5. Juli die böhmische Grenze, fand aber das österreichische Heer hinter der oberen Elbe vor sich in einer so festen Stellung, dass er einen Angriff auf dasselbe nicht wagte. Aber ebensowenig vermochte er seinen ursprünglichen Plan einer Diversion gegen Mähren mit grösseren Streitkräften auszuführen, um nicht seinen Bruder Heinrich, der inzwischen, den ihm gegenüberstehenden Feldmarschall Laudon täuschend, alle infolge der gebirgigen Natur des Landes einem Eindringen von Sachsen nach Böhmen sich entgegenstellenden Hindernisse glücklich überwunden hatte und bis einige Meilen westlich von der Iser

in Böhmen vorgedrungen war, einem vereinten Angriffe der Feinde preiszugeben. Inzwischen schien die von Natur schon feste und durch die Kunst dann noch ungemein verstärkte Stellung der Oesterreicher hinter der oberen Elbe, von deren Austritt aus den Bergen bei Hohenelbe an bis gegen Jaromirz hin jedes Angriffs zu spotten und nöthigte den König, in dem von ihm besetzten Grenzstriche des Böhmerlandes, wie er sich selbst ausdrückt, „mit gekreuzten Armen die Thaten des Prinzen Heinrich zu bewundern.“

Aber um diese Zeit (August 1778) stand es im österreichischen Lager so, dass Laudon fast daran verzweifelte, die Linie der Iser, deren tief eingeschnittenes Flussbett einem im nördlichen Böhmen ostwärts vordringenden Feinde ein ernstliches Hinderniss darzubieten vermag, gegen Prinz Heinrich länger zu behaupten, obwohl ein Aufgeben dieser Stellung die Preussen in den Rücken des Kaisers führen und diesen unvermeidlich zum Verlassen seiner bisher so erfolgreich dem Könige gegenüber behaupteten starken Position hinter der Elbe zwingen musste. Doch der Kaiser bewog damals Laudon zum Ausharren, und Prinz Heinrich hat den letzten entscheidenden Schritt, ein entschlossenes Vorgehen gegen die Iser nicht gewagt, und so ist der Krieg hier zum Stehen gekommen, bis schliesslich gegen Ende September hauptsächlich Verpflegungsrücksichten beide preussische Heere zum Rückzuge aus Böhmen genöthigt haben, worauf dann, wie wir noch näher anzuführen haben werden, im Frühling 1779 die niemals ganz abgebrochenen Unterhandlungen zum Frieden geführt haben.

Dagegen müssen wir, die wir an dieser Stelle es in erster Linie mit den Geschicken Schlesiens zu thun haben, berichten, dass dieser kurze an militärischen Entscheidungen so arme Krieg unsrem Lande und diesem allein unter allen preussischen Provinzen schwere Wunden geschlagen und den Grenzstrichen von Schmiedeberg an bis nach österreichisch Schlesien hinein Drangsale und Verluste heraufgeführt hat, die wohl an die schlimmsten Zeiten des siebenjährigen Krieges erinnern konnten. Es wiederholten

sich da alle die unliebsamen Vorgänge von damals, in deren Ausführung beide Parteien wetteiferten. Wenn die Preussen nach Braunau und Nachod hin Lieferungen und Brandschatzungen heischend einfielen und Geisseln für die Entrichtung des Verlangten mit fortschleppten (Juli 15.), so vergalten das dann die Oesterreicher, indem sie ihrerseits die Stadthäupter von Schmiedeberg (Juli 29.), Liebau, Schömberg (Juli 17.), entführten, ohne dass eine Berufung an die menschenfreundliche Milde des Kaisers Joseph hier eine andre Antwort eingebracht hätte als einen Hinweis auf das preussische Vorgehen in Braunau und Nachod.

Für die Fortgeschleppten hat sich dann auf deren Bitte der Abt von Grüssau bei dem Könige verwandt und darauf hingewiesen, wie schwer die betreffenden Städte gerade bei solchen Zeitumständen unter der Abwesenheit ihrer Obrigkeit litten. Doch der König antwortete ihm unter dem 26. September 1778, sie hätten allerdings noch mehr Geisseln von den Oesterreichern als diese von ihnen, aber „bevor sie nicht alle unsere Leute von Mittelwalde, Habelschwerdt, Liebau, Schömberg und wo sie Alle her sind, ingleichen auch die Richter und Schulzen, so sie aus verschiedenen Dörfern in Schlesien enlevirt haben, sämmtliche wieder loslassen und auf sichern freien Fuss stellen, eher sollen auch ihre Leute nicht loskommen und kann daraus Nichts eher werden, wie Ich ihnen Solches auch durch den Generallieutenant von Bülow bereits deklariren lassen, wonach ihr euch zu richten.“ Der grösste Theil der Geisseln ist erst im Anfang des nächsten Jahres gegen Ende des Krieges, wie wir noch zu berichten haben werden, freigelassen worden.

Das kleine Grenzstädtchen Friedland, welches ja bekanntlich bereits in den früheren Kriegen so Schweres erduldet, erlebte jetzt aufs Neue drangvolle Tage. Als nach dem Rückzuge der Preussen aus Böhmen eine preussische Abtheilung unweit der Stadt am 1. Oktober durch die Oesterreicher abgeschnitten worden und eine Anzahl sich nach Friedland geflüchtet hatte, ward deren Herausgabe

seitens der Oesterreicher unter Androhung einer Einäscherung der Stadt verlangt. Da nun die Preussen zu entkommen vermochten, befahl General Nauendorf im Widerspruch mit seiner sonst an den Tag gelegten menschenfreundlichen Gesinnung, nachdem die Soldaten bereits einige Häuser ausgeplündert hatten, das Rathhaus zur Strafe niederzubrennen. Schon war dasselbe mit brennbaren Stoffen angefüllt und der Polizeidiener unter Misshandlungen herbeigeschleppt, um das Stroh unter dem Dache zu entzünden, da vermochten die Bitten der geängsteten Bürger den General zu der Erklärung, er wolle Gnade walten lassen, wenn die Stadt sofort 6000 Thlr. ihm auszahle, aber es zeigte sich unmöglich so viel Geld herbeizuschaffen, und Nauendorf hat sich schliesslich mit dem, was man aufzubringen vermochte, 742 Thlrn., abfinden lassen.

In der Grafschaft Glatz wiederholten sich im Sommer 1778 dieselben Auftritte wie im Riesengebirge. Plünderungs- und Fouragirungszüge beider Parteien in die Nachbargebiete, bei denen aber doch die Preussen den Kürzeren zogen, insofern die leichten Truppen des kühnen österreichischen Generals Wurmser die Städte der Grafschaft Mittelwalde, Habelschwerdt, Landeck zu brandschatzen, Magistratspersonen, Geistliche und angesehene Bürger als Geisseln mit fortzuführen und schliesslich sogar am 6. August einen grossen Transport von 253 Wagen, welcher von Glatz über Reinerz und Nachod der grossen Armee Proviant zuführen sollte, bei Rückers zu überfallen und fast vollständig wegzunehmen oder zu vernichten vermochten. Der König war über den Vorfall aufs Höchste erzürnt, stellte den Husarenoffizieren der Bedeckung jenes Transports kriegsrechtliche Bestrafung in Aussicht und liess jetzt (Mitte August) auch General Wunsch mit seiner Heeresabtheilung von Nachod bis gegen Lewin zurückgehen. Derselbe verschanzte sich hier und am Ratschenberge, doch zog sich jetzt der verwegene Wurmser in die Gegend zwischen Nachod und Lewin, dadurch die Verbindung der Wunsch'schen Abtheilung mit dem königlichen Heere unterbrechend und wagte selbst in

der Nacht vom 1. zum 2. September einen Ueberfall auf einen vorgeschobenen Posten am Wulfens- oder Kellerberge, der nur durch die hervorragende Tapferkeit des Majors von Gillern und seiner Leute abgewehrt werden konnte.

Aber es sollte hier noch ungleich schlimmer kommen. Als General Wunsch Anfang Oktober seine Truppen von Lewin bis Rückers etwa eine Meile westlich von Glatz zurückgezogen hatte, wurden jetzt auch weitere Städte der Grafschaft, Reinerz, Lewin, Wünschelburg, von österreichischen Truppen besetzt, welche Brandschatzungen auferlegten und Geisseln fortschleppten. Deren Streifzüge dehnten sich gerade damals bis Neustadt, Kamenz, Heinrichau, Ottmachau und Münsterberg aus, wo überall dieselben Auftritte sich abspielten. Noch im September erlitt das Regiment Thadden zu Dittersbach bei Landeshut eine schwere Schlappe, indem eine Anzahl Panduren nächtlicher Weile das Quartier des Obersten von Heilsberg überfiel, denselben nebst seinem Adjutanten erschossen und 8 Fahnen entführten, auch glücklich davonkamen. Anfang Oktober richteten dann österreichische Husaren in der Gegend von Falkenhain (südwestlich von Glatz) einen schweren Schaden an, indem sie dort die Schleussen zum Holzflößen zerstörten und dabei 15000 Klaftern verbrannten. Zur Vergeltung unternahmen wohl auch die Preussen einmal einen Streifzug ins Oesterreichische, schrieben in Wichstadt und Grulich Brandschatzungen und Lieferungen aus und führten Geisseln aus den beiden Orten und dem Servitenkloster bei Grulich mit sich fort. Wir mögen es gern glauben, dass, wie uns von österreichischer Seite berichtet wird, auch die preussischen Husaren und namentlich die Angehörigen der Freibataillone bei ihren Streifzügen die Leute in Böhmen oft recht barsch und hart angefasst haben und dass des Königs Weisung, diese böhmische Grenzstriche bis auf den letzten Halm auszufouragiren und zwischen Schlesien und Böhmen eine Wüste zu schaffen, die armen Einwohner in schreckliche Noth und Bedrängniss gebracht hat, aber es will uns doch undenkbar scheinen, dass die Preussen irgendwo so gehaust

haben sollten, wie uns das z. B. in einem durch die Schles. Zeitung veröffentlichten Briefe aus Habelschwerdt (Ende Oktober 1778) seitens der Oesterreicher berichtet wird. Am 19. Oktober, heisst es hier, seien durch dieselben von den Bürgern jenes Städtchens 6000 Rationen Hafer und Heu und die gewöhnliche Steuer für einen Monat ausgeschrieben worden; am 22. seien dann 24 Kroaten und eine Anzahl Husaren zur Exekution erschienen, und dieselben hätten nun den Vertreter des bereits weggeschleppten Bürgermeisters unter Misshandlungen gezwungen, selbst in die einzelnen Häuser zu gehen, um Geld zu heischen. So wie er dann aus einem Hause herausgekommen, sei man über ihn hergefallen, um ihm das erlangte Geld abzunehmen. Nachdem dies eine Weile so fortgegangen, seien die schlimmen Gäste abgezogen, aber bald nachher eine andre Schaar in gleicher Zusammensetzung eingerückt, welche sich zur Plünderung angeschickt und von derselben nur dann abstehen zu wollen erklärt hätten, wenn ihnen neben 100 Gulden Douceur verschiedene Gegenstände, nach denen ihr Gelüst stand, Quantitäten von Zucker, Kaffee, Tuch, zwei sammtne Pelzmützen, ein halbes Schock Leinwand, 20 Eimer Wein und Essen für 14 Personen geliefert würden. Nachdem ihnen wenigstens das Geld und die grössere Hälfte der Naturalien geschafft worden, seien sie weitergezogen, hätten aber den Ortspfarrer und den Kaplan mit fortgeschleppt, auch wenigstens die neue Vorstadt noch ausgeplündert.

Mit dem 1. Dezember bezog dann das Wunsch'sche Korps im Kreise um die Festung Glatz seine Winterquartiere. Dieselben umfassten von Kunzendorf an (gegen Landeck hin) Habelschwerdt, Alt-Heyde, das erst in diesem Jahre errichtete Blockhaus zu Ober-Schwedeldorf, Neurode, Wünschelburg, Wartha, Königshain und nach Schlesien hin noch Patschkau, Kamenz und Frankenstein. Aber die Ruhe dieser Winterquartiere sollte, wie wir noch sehen werden, nicht lange ungestört bleiben.

Der König war am 14. Oktober in Landeshut ange-

langt, glücklich, dem zur Einöde gewordenen Böhmerlande entronnen zu sein, es ist ihm zu Muthe wie Einem, der aus Sibirien zurückkehrt. „Ich wohne hier bei einem Kaufmann,“ schreibt er am 16. Oktober seinem Bruder, „als ich in das Haus trat, glaubte ich mich in dem Palast des Gross-Mogul zu befinden, wenn ich es mit den Hütten von Lauterwasser verglich; während in Böhmen Alles abschreckend erschien, gefällt hier Alles.“ Nur widerstrebend hatte, dem Prinzen Heinrich zu Liebe, Friedrich seinen Anschlägen auf Mähren entsagt; jetzt nachdem ihn, wie er schreibt, der Hunger allein aus Böhmen vertrieben hatte, entschloss er sich, ansehnliche Verstärkungen selbst nach Oberschlesien und gegen Mähren hin zu führen, um zu verhüten, dass die Oesterreicher mit der neuerdings in Ungarn vorgenommenen Truppenaushebung Oberschlesien überschwemmt und ausplünderten und gleichzeitig auch, um dieselben von einer Unternehmung gegen die Lausitz hin, welche Prinz Heinrich sehr fürchtete, abzuziehen.

Hier in Oberschlesien war der Krieg bereits Anfang Juli ausgebrochen. Schon am 10. Juli hatte Leobschütz eine österreichische Brandschatzung erlitten, aber auch preussische Trupps hatten von Mitte dieses Monats an die österreichischen Grenzstriche, die Gegend von Johannesberg und Hotzenplotz mit Lieferungen und Brandschatzungen heimgesucht, und seit zu der gegen Kosel vorgeschobenen Abtheilung des Generals Werner bei Neustadt die des Generals Stutterheim gestossen war, vermochte man angreifend vorzugehen, am 27. Juli Jägerndorf zu besetzen, und am 30. Juli bei Kreuzendorf an der Oppa auf dem Wege nach Troppau ein Lager zu beziehen.

Der Führer der Oesterreicher, Feldmarschall-Lieutenant von Botta beschloss jetzt selbst Troppau aufzugeben und seine Truppen in der festen Stellung von Heidenpiltsch auf den Anhöhen, welche sich hinter dem Moraffüsschen erheben, zusammenzuziehen. Doch hielt ein Vortrupp unter Generalmajor von Knebel die Defiléen von Mladetzko und Glomnitz nordwestlich von Heidenpiltsch besetzt. Gegen

diese Heeresabtheilung unternahmen die preussischen Heerführer am 11. August einen Ueberfall, und dadurch, dass die preussischen Husaren den Weg durch eine enge Schlucht fanden, wo sie nur Mann für Mann passiren konnten, gelang es die Oesterreicher gradezu einzuschliessen. Knebel liess seine Dragoner schliesslich ein Quarré bilden, das aber von den Preussen gesprengt wurde. 6 Offiziere, 24 Unteroffiziere, 2 Trompeter und 359 Gemeine wurden zu Gefangenen gemacht, und der Gesamtverlust der Oesterreicher soll über 800 Mann betragen haben. Der Kaiser war aufs Höchste erzürnt über den Vorfall und liess Knebel und seine Offiziere vor ein Kriegsgericht stellen, beeilte sich aber ansehnliche Verstärkungen an Botta zu senden, welche am 25. August eintrafen. Die Preussen hatten am 18. August Troppau besetzt und in dieser Stadt ihr Hauptquartier aufgeschlagen.

Bald konnte hier an ein weiteres Vordringen gedacht werden, da der König nach seinem Rückzuge aus Böhmen seine hiesigen Truppen zu verstärken sich entschloss. Wie schon erwähnt, hatte er die allerdings nicht zutreffende Nachricht erhalten, die Kaiserin beabsichtige ein Aufgebot von 30 000 ungarischen irregulären Truppen in Oberschlesien einbrechen zu lassen, und diesen sollte durch eine Besetzung des Fürstenthums Teschen der Weg nach Schlesien verlegt werden. So entsandte er dann am 21. September den Erbprinzen von Braunschweig mit 10 Bataillonen und 20 Schwadronen Reitern über Neisse nach Oberschlesien.

Sogleich erfolgte jetzt ein allgemeines Vorgehen. Schon am 2. Oktober ward Schloss Grätz südlich von Troppau besetzt, am 4. auch das bisherige Lager der Oesterreicher zu Heidenpiltsch an der Mora, das Botta eilig räumte, sich nach Hof in Mähren zurückziehend, desgleichen Fulneck, Wagstadt, Mährisch-Ostrau an der Teschner Grenze. Dieses Vordringen erregte namentlich bei der Kaiserin grossen Schrecken. Ihr bangte um Mähren, und sie klagte bei dem Kaiser bitter über die Unthätigkeit Bottas und verlangte Weisungen an denselben von seiner Ueberlegenheit an

Truppen besseren Gebrauch zu machen. Ungern entsandte Joseph, der immer noch versteckte Anschläge von seinem königlichen Gegner fürchtete, weitere Verstärkungen nach dieser Gegend, that es aber doch und schickte Anfang Oktober den Feldzeugmeister Ellrichhausen ab, um hier den Oberbefehl zu übernehmen, während gleichzeitig auch Teschen durch 5000 Kroaten unter General Mitrowsky besetzt wurde. Jetzt vermochten die Oesterreicher auf Neue bis an die Mora vorzugehen und Streifzüge nach Oberschlesien in die Plessner Gegend zu entsenden.

Aber auch König Friedrich gedachte hier grössere Truppenmassen zu entfalten. Schon früher wurde erwähnt, wie gerade um diese Zeit im Oktober österreichische Streifzüge einen ansehnlichen Grenzstrich von Neustadt bis westlich in die Schweidnitzer Gegend mit Brandschatzungen und Fouragirungen heimsuchten, so dass der schlesische Minister von Hoym unter dem 11. Oktober dem Könige die Klagen der bedrängten Schlesier vortrug. Fast ärgerlich erwiderte der König unter dem 13. Oktober, derartige kleine Invasionen seien nicht zu verhüten, er könne nicht allerorten zu gleicher Zeit sein, doch werde bald Abhülfe geschafft werden. In der That sandte der König eine Brigade von fünf Bataillonen mit einiger Reiterei unter dem Befehle seines Neffen, des künftigen Thronfolgers, der hier zum ersten Male und zwar zu des Königs voller Zufriedenheit ein höheres Kommando führte, nach Neustadt und brach selbst mit 12 Bataillonen und 23 Schwadronen Reiterei nach Jägerndorf auf, um des Erbprinzen Friedrichs von Braunschweig rechte Flanke zu decken. Es verdient hervorgehoben zu werden, dass bei diesen Truppenbewegungen die treffliche Mannszucht, welche die Preussen hier gehalten, von den Feinden anerkannt wird.

Am 22. langt der König in Jägerndorf an und hofft, dass die 40000 Mann, die er jetzt in diesen Gegenden beisammen hat, den österreichischen Streitkräften, obwohl er dieselben nach den letzten Verstärkungen auf 60000 Mann anschlägt, gewachsen sein werden, rechnet übrigens auch

noch auf ein russisches Hülfskorps von 16—20 000 Mann. Jetzt rückt auch der Erbprinz wieder vor, vertreibt Mitrowsky aus Oderberg und zersprengt dessen Heeresabtheilung, die nach Bielitz und Weisswasser sich zurückzieht; und als die Oesterreicher am 23. und 26. November Angriffe auf die preussischen Postirungen in Jägerndorf wagten, wurden sie bei Camöse, Weisskirchen und Mösnig mit schwerem Verluste zurückgeworfen. Allerdings ist der Kampf offenbar ein schwerer gewesen; Oberst v. Steinmetz hat dabei mit vielen Preussen seinen Tod gefunden, und das Bataillon v. Thüna ist bei Weisskirchen zurückgegangen, angeblich weil ihm die Munition ausgegangen war. Dagegen schreibt der König, der grosse Verlust, den die Oesterreicher bei diesen Kämpfen erlitten, und den er auf 400 Mann beziffert, habe dieselben von weiteren Angriffsbewegungen zurückgeschreckt.

Die Hauptursache dieses Resultates war vermuthlich der Eintritt der ungünstigen Witterung, wo grundlose Wege beiden Parteien Kriegszüge fast unmöglich machten. Derselbe Umstand erschwerte auch die Zufuhr von Lebensmitteln und Fourage in die ohnehin schwer zugänglichen Berggegenden, in denen der Krieg vorzugsweise geführt wurde, und hatte zur Folge, dass die Soldaten nicht selten Noth litten, allerdings wie es scheint die Oesterreicher noch in höherem Masse als die Preussen. Als der König (Ende Dezember) seinem Bruder Heinrich mittheilte, die preussischen Vorposten würden häufig von hungernden österreichischen Soldaten um ein Stück Brot angebettelt, antwortete dieser, das Gleiche komme auch bei seinem Heere häufig vor.

Um so härter erschien es unter solchen Umständen, dass die angebahnten Abmachungen wegen einer Waffenruhe während einiger Wintermonate, wie solche während der letzten Jahre des siebenjährigen Krieges in den schlesisch-böhmischen Grenzgegenden die Regel waren, nicht zu Stande kamen. Allerdings erfahren wir, dass der österreichische Befehlshaber in Oberschlesien Ellrichshausen, indem er (Oktober 30.) als Bedingung einer solchen die Räumung von

Troppau und Jägerndorf seitens der Preussen verlangte, die Hauptschuld an dem Scheitern trug; doch müssen wir bemerken, dass, wo in dem Briefwechsel zwischen Friedrich und Prinz Heinrich von einem derartigen Cartel wegen der Winterquartiere die Rede ist, für welches übrigens der König sich nicht sehr zu interessiren scheint, einer solchen Forderung der Oesterreicher nicht Erwähnung gethan wird; andrerseits ist soviel gewiss, dass, als die Oesterreicher im Anfang des Jahres 1779 einen Waffenstillstand vorschlugen, der König einen solchen, wie er selbst schreibt, deshalb abgelehnt hat, weil er davon ein längeres Hinziehen der Unterhandlungen befürchtet habe. Man wird jetzt aussprechen dürfen, dass ein Eingehen auf den österreichischen Vorschlag den unglücklichen Ereignissen hätte vorbeugen können, welche wir noch zu berichten haben, und welche, wenn sie gleich einen irgendwie entscheidenden Einfluss auf den Ausgang des Krieges nicht haben üben können, doch des Königs Landen und ganz besonders der Grafschaft Glatz schwere Verluste zugefügt haben; Vorkommnisse, doppelt beklagenswerth, weil sie zu einer Zeit erfolgten, wo die Unterhandlungen bereits zum Frieden hineigten und deshalb weiteres Blutvergiessen und Schädigungen von Land und Leuten im Grunde zwecklos erscheinen konnten.

Der König hatte sich Anfang November von Jägerndorf nach Breslau begeben, wo er den russischen Diplomaten Fürsten Repnin erwartete, und wo ihn dann ein schwerer Gichtanfall heimsuchte. Unter solchen Umständen empfand er doppelt den Aerger über die geringen Ergebnisse des Feldzuges. Es war augenscheinlich ein trübseliges Winterquartier. „Ich lebe hier wie eine Kellerratte,“ schreibt er an Prinz Heinrich, „ich bringe die schlesischen Papierfabriken in Flor, indem ich vom Morgen bis zum Abend Papier vollklebe, und das ist mein theurer Bruder in Wahrheit Alles, was ich Dir aus Breslau berichten kann;“ doch berichtet er in einem andern Briefe, dass die schlesische Hauptstadt gegenwärtig ungewöhnlich belebt sich zeige,

infolge davon, dass ein grosser Theil des diplomatischen Korps sich hier eingefunden habe.

Natürlich verfolgte er dabei mit gespanntem Blicke jede Bewegung des Feindes, und es beunruhigte ihn nicht wenig, als er im Januar 1779 vernahm, dass die Oesterreicher ihre Postirungen bei Zuckmantel wesentlich verstärkten. Der Erbprinz von Braunschweig hatte ihn bereits früher darauf aufmerksam gemacht, dass die Oesterreicher von hier aus die Flanke der preussischen Stellung bei Jägerndorf gefährdeten. Der König hatte ein Unternehmen nach dieser Seite hin immer verschoben; er mochte sich vom ersten schlesischen Kriege her erinnern, wie schwer jenem Bergwinkel von Zuckmantel beizukommen sei; aber auf die Nachrichten von den hierher gesandten österreichischen Verstärkungen meinte er nicht länger zögern zu dürfen, griff jedoch auch jetzt nicht auf jenen Angriffsplan des Erbprinzen, der von Oberschlesien ausgehen sollte, zurück, augenscheinlich weil er die sorgfältig ausgedachte Postirung der preussischen Truppen in diesen Gegenden, welche, wie er meinte, sie vor jedem feindlichen Angriff sicher stellte, nicht gern stören wollte. Er beorderte deshalb den General Wunsch von der Grafschaft aus gegen Zuckmantel vorzugehen. Auch hier ward ein sehr vorsichtig ausgedachter Kreis von Vertheidigungsposten rund um die Festung Glatz, dessen Einrichtung wir bereits an andrer Stelle geschildert haben, wie er einem an Zahl überlegenen und überaus rührigen Feinde gegenüber sehr nothwendig war, plötzlich unterbrochen, und ungern genug mag General Wunsch dem königlichen Befehl gehorcht haben. Am 10. Januar rückte er aus. Der Erfolg war wenig günstig, die österreichischen Truppen wichen wohl zurück, aber nur bis zu den Höhen am Rochusberge über Zuckmantel, deren starke Verschanzungen zu stürmen tollkühn gewesen sein würde. Mit einem Verlust von fast 100 Mann, die Deserteure eingerechnet, musste Wunsch wieder zurück.

Es war nun nicht zu verwundern, dass der unternehmende Heerführer der Oesterreicher, General Wurmser,

diese zeitweise Entblössung der Grafschaft Glatz von Truppen nicht unbenützt liess, sondern daran dachte, einige der preussischen Postirungen um Glatz, in denen sich die Preussen für die Zeit der Winterquartiere in gewisser Weise befestigt hatten, in dieser Zeit zu überfallen und wenigstens doch deren Befestigungen zu zerstören, überhaupt diese so mühsam hergestellten vorgeschobenen Forts der Glatzer Festung zu durchbrechen. Mit grösster Schaulheit und Vorsicht ging er bei seinen Anschlägen zu Werke, liess Gerüchte von der Abberufung eines grossen Theils seiner Truppen nach Oberschlesien und Mähren aussprengen, auch während der Vorbereitungen alle Strassen und Wege aus Böhmen nach der Grafschaft Glatz sorgsam verwahren, so dass keine Kunde von dem drohenden Ueberfalle hinübergelangen konnte, ja die beteiligten Offiziere erfuhren erst während des Marsches, was im Werke sei. Trotzdem war, und zwar durch den Habelschwerdter Stadtpfarrer Hermann, den der König dafür auch belohnt hat, eine Warnung an den in Habelschwerdt kommandirenden Prinzen von Hessen-Philippsthal gelangt, doch dieser mit seiner Mannschaft erst am 17. Januar auf den Tod ermüdet von dem beschwerlichen und durch die herrschende strenge Kälte noch besonders empfindlich gemachten Zuge gegen Zuckmantel zurückgekehrt, soll die ihm hinterbrachten Wahrnehmungen für Täuschungen erklärt haben und hat jedenfalls gerade in dem entscheidenden Zeitpunkte es an der nöthigen Vorsicht fehlen lassen, so dass die mit überlegenen Streitkräften in zwei grossen Kolonnen, zum Theil auf Schlitten herangebracht, während der Nacht zum 18. Januar angerückten Oesterreicher, als sie am 18. morgens 6¹/₂ Uhr, also noch in tiefer Dunkelheit zum Angriffe auf die Stadt schritten, unentdeckt den Mauern hatten ganz nahe kommen können. Die Stadt war rings mit Pallisaden umgeben, und die alten Mauern waren durch Gerüste zur Vertheidigung eingerichtet worden, doch hatte seiner Zeit General Wunsch im Widerspruche mit dem Prinzen es für überflüssig erachtet, den unmittelbar über der Stadt sich erhebenden

und dieselbe beherrschenden Floriansberg mit in die Befestigung zu ziehen. Die überraschten Preussen, eins der erst 1773 in Westpreussen neu errichteten Regimenter (v. Luck) leisteten hartnäckigen Widerstand, so dass Strasse für Strasse genommen werden musste und die Todten überall herumlagen, doch als der Tag anbrach, sah er die Stadt in den Händen der Oesterreicher, den Prinzen verwundet und mit vielen Offizieren gefangen; der preussische Verlust betrug im Ganzen 714 Mann, 10 Fahnen, 3 Geschütze. Nur die Lossow-Husaren und etwa 150 Mann Infanterie hatten sich nach Glatz zu retten vermocht. Der von dort anrückende Succurs kam zu spät und ward ausserdem auch durch den von dem gleichzeitigen Schwedeldorfer Angriffe herüberschallenden Kanonendonner beunruhigt. Die unglückliche Stadt erlitt eine vierstündige barbarische Plünderung, der nur zwei Häuser entgangen sein sollen. Fast kein Fenster in der Stadt blieb ganz, selbst die Kirche hatte zu leiden, der angerichtete Schaden ward auf 41 000 Thlr. geschätzt. Die Einwohner, die Geistlichkeit nicht ausgeschlossen, wurden übel traktirt, sodass Mehrere infolge der Misshandlungen starben; die Soldaten sollen während der Plünderung mehrfach aus den Fenstern der Häuser geschossen haben, wo dann diese Schüsse auf Rechnung der unschuldigen Einwohner gesetzt die Wuth der Plündernden noch gesteigert hätten.

Obwohl schon diese barbarische Behandlung die Habelschwerdter Bürger eigentlich vor dem Verdachte eines Einverständnisses mit den Feinden hätte schützen sollen, so ist doch wie in so vielen Fällen nach einem erlittenen Unfalle, gleichsam zur dessen Beschönigung, das Gerücht von einer Mitschuld der Einwohner an dem Ueberfalle erfunden und weiter erzählt worden, und der berühmte nachmalige Feldmarschall York, der als junger Lieutenant dem Unheil dieses Ueberfalls entrann, hat selbst erzählt, wie die verrätherischen Bürger von Habelschwerdt, um die Wachsamkeit der Offiziere einzuschläfern, in der Nacht zum 18. Januar dieselben aus Anlass des preussischen Krönungsfestes zu

einem Ball eingeladen hätten, Etwas, was wenig glaublich erscheint, da die Truppen erst am 17. übermüdet und halb erfroren von ihrem Zuckmanteler Zuge heimgekehrt waren, und ausserdem das gegen sich hat, dass in Schlesien schwerlich kaum Jemand darauf verfallen sein würde, das preussische Krönungsfest zu feiern. Was jenes Gerücht anlangt, so erfahren wir aus dem amtlichen Protokolle der über das Verhalten der Habelschwerdter von Seiten der Regierung angestellten Untersuchung nur soviel, dass acht Habelschwerdter Bürger die Zeit der österreichischen Okkupation zur Auswanderung benutzt haben, und dass 2 Andere in dieser Zeit sich zur Steuereinzahlung seitens der Oesterreicher haben verwenden lassen, Thatsachen, welche nicht einmal dazu hinreichen, die Härte zu erklären, mit welcher der König der so schwer heimgesuchten Bürgerschaft gegenüber nachmals mit seiner Hülfe sehr gekargt hat, eben um ihrer angeblich unpatriotischen Haltung willen.

Genau um dieselbe Stunde wie bei Habelschwerdt erfolgte ein Angriff auf das eine Meile westlich von Glatz bei Ober-Schwedeldorf kürzlich in Form eines Kreuzes erbaute Blockhaus, das durch einen Graben und Pallisaden beschirmt von dem Hauptmann Capeller mit 60 Mann Infanterie besetzt war. Gegen dasselbe rückten jetzt drei Bataillone Infanterie, drei Bataillone Kroaten und drei Divisionen Husaren zum Angriff vor. Unerschrocken schlug Capeller, nachdem er in Glatz um Entsatz nachgesucht, zwei Angriffe ab. Als dann der Feind eine förmliche Batterie gegen ihn errichtete und mit seinen Haubitzen das Blockhaus in Brand steckte, versuchte er sich nach Glatz zu durchzuschlagen, dem erwarteten Succurs entgegen, ward aber bald zur Ergebung gezwungen. Und dieses Schicksal theilten auch die aus Glatz entgegengesandten schwachen Hülfsstruppen, welche sich durch den Nebel getäuscht zu weit vorgewagt hatten. 348 Mann mit zwei Geschützen geriethen hier in Gefangenschaft, die ihnen folgenden zwei Bataillone wichen nach Glatz zurück.

Nach diesen Unfällen wurden die andern Postirungen

des General Wunsch um die Festung Glatz, abgesehn von denen bei Wartha, schleunigst aufgegeben und ihre Besatzungen nach Glatz zurückbeordert, wohin sie auch unversehrt zu kommen vermochten. Wurmser setzte sich in Rückers fest, und die Oesterreicher geboten nun in dem bei Weiten grössten Theile der Grafschaft.

Friedrich war begreiflicher Weise sehr aufgebracht über diese Unfälle; er schrieb dieselben an erster Stelle der mangelnden Sorgsamkeit seiner Offiziere zu, die ihm mehr Noth mache als die Oesterreicher, wie er denn auch den Prinzen von Hessen nach dessen Entlassung aus der Gefangenschaft nicht wieder in seinen Dienst genommen hat. Ihn regten diese Nachrichten um so mehr auf, als er damals auch die allerdings wenig zutreffende Nachricht erhielt, man habe von Prag aus weitere 20 Bataillone nach dem Glatzischen gesendet. So werde er mit einem Male, klagt er seinem Bruder, die ganze feindliche Armee auf dem Halse haben, weil das sächsische Heer (das des Prinzen Heinrich) überhaupt Nichts thäte. Er verlangt deshalb von dem Letzteren als eine Sache von grösster Wichtigkeit einen sofort ins Werk zu setzenden Einfall in Böhmen, wie solchen ja dann auch im Februar trotz des Prinzen Abneigung dagegen General Möllendorf mit grossem Geschick ausgeführt und sich damit den Schwarzen Adlerorden verdient hat. Friedrich selbst steht, wie er am 27. Januar schreibt, auf dem Sprunge mit den 6 Bataillonen der Breslauer Garnison auszurücken, um der Grafschaft Glatz nahe zu sein für den Fall, dass der Feind nach dieser Seite hin etwas plane. Denn wenn die schwebenden Unterhandlungen einen Erfolg haben sollten, müsse man vor Allem sich in Acht nehmen, keinen Echech zu erleiden. Noch am 31. Januar erklärt er einen Fuss im Steigbügel zu haben, um beim ersten Signale abzumarschiren. Doch glaubt er eher an³ einen Angriff auf die Landeshuter Postirung des Generals Ramin als an ein Unternehmen gegen die Festungen Glatz und Silberberg, welches, wie er seinen gleichfalls augenscheinlich beunruhigten Offizieren

versichert, bei dieser Jahreszeit undenkbar und vollkommen aussichtslos sei.

Ein weiteres in demselben Sinne unter dem 29. Januar 1779 an Oberst v. Götzen zu Glatz von Friedrich gerichtetes Schreiben ist so charakteristisch, das es hier ganz seine Stelle finden möge: „Ich ertheile Euch auf Euren Bericht vom 28. d. hierdurch zur Antwort, wie Ich es selbst für ohnmöglich ansehe, dass der Feind bei dieser Jahreszeit auf Glatz was tentiren wird, zumal der General v. Wunsch mit seinem Bataillon auch drein stehet, und sollte er ja so närrisch sein und da anlaufen wollen, und sie legen nur Balken auf die Wälle von der Stadt und lassen solche auf die Feinde herunterrollen, so ist das schon allein fast hinlänglich um den Feind abzutreiben, und mit dem Kanonen- und Infanterie-Feuer kann man sie brav zusammenschieszen, wobei sie dann nothwendig einen Haufen Leute verlieren müssen. Aber die Patrouillen müssen sie da ordentlich schicken und auf Alles, was der Feind macht, sehr attent und auf der Hut sein. Ich werde noch sehen, ob der Feind was Ernsthaftes tentiret, dann komme Ich selbst mit 8 Bataillonen hin, um das Zeug da wegzujagen. Was Mich noch arretirt, sind die schlimmen Wege und der viele Schnee.“

Aber nicht zufrieden damit, selbst den Gegner nicht zu fürchten, düstete er vielmehr danach, diesen in Schrecken zu setzen, ihn, wie er schreibt, für seinen eigenen Heerd zittern zu machen. Aus diesem Grunde hatte er ja so entschieden auf den Einfall Heinrichs nach Böhmen gedrängt, der Feind müsse genöthigt werden immer dessen eingedenk zu bleiben, dass in Sachsen ein preussisches Heer stände, vor dem er sich in Acht zu nehmen habe. Noch am 13. Februar 1779 schreibt Friedrich seinem Bruder, er habe hundert Projekte in Arbeit, um die Oesterreicher empfinden zu lassen, dass die Preussen ebensowohl anzugreifen und zu überfallen verständen wie sie. Möchte das Alles für die Entscheidung über Krieg und Frieden nicht von Bedeutung sein, so sei doch die

Reputation etwas Unschätzbares, was mehr bedeute als die Macht.

So war er denn auch trotz aller Ungunst der Jahreszeit am 3. Februar nach Schweidnitz gerückt und hatte am 6. eine kleine Heeresabtheilung von 8—9 Bataillonen (darunter 3 Garde-) und einige Schwadronen Gardereiter bei Reichenbach um sich versammelt, doch ein heftiger Schneefall machte einen Marsch über das Eulengebirge nach der Grafschaft hin unmöglich, und als dann Thauwetter eintrat, schollen die Wasser der Steine zu einem reissenden Strome und hemmten zu des Königs nicht geringem Verdrusse alle Operationen. Sowie dann die Wasser sich verlaufen hatten (Mitte Februar), ging es vorwärts über die Berge nach der Gegend von Neurode hin, während Graf Anhalt von Landeshut her mit 8 Bataillonen und 10 Schwadronen in das Braunauer Ländchen eindrang, die österreichische Besatzung nach kurzem Kampfe vertrieb und Stadt und Umgegend besetzte. Vorher war am 14. Februar ein Versuch der Oesterreicher auf die Warthabrücke, bei dem zugleich ein grosser Mehltransport nach Glatz abgefangen werden sollte, mit vieler Bravour zurückgewiesen und gleichzeitig die österreichischen Jäger durch den Oberst von Götzen aus den Reichensteiner Bergen vertrieben worden.

In Folge des Vorrückens der Preussen hielt nun auch General Wurmser eine grössere Zusammenziehung seiner Truppen für geboten und räumte selbst Habelschwerdt, welches er nach der Ueberrumpelung vom 18. Januar aufs Neue verrammeln, und wo er die alten Stadtmauern ebenso wie den beherrschenden Floriansberg stark mit Artillerie hatte besetzen lassen, um diese Zeit. Mochte derselbe dann auch seine durch Verschanzungen, Blockhäuser und Verhaue sorgsam verwahrten Postirungen zwischen Rückers und Lewin festhalten und vom Nebel begünstigt, noch am 19. und 20. Februar gegen Vorstösse der Wunsch'schen Truppen behaupten, so ward doch diese in den Händen der Oesterreicher gebliebene Eroberung durch die preussische

Besetzung von Braunau vollkommen aufgewogen: der Besitz von Troppau und Jägerndorf liess dann vollends die Wagschale nach der preussischen Seite hin sinken, und der König fand eine gewisse Genugthuung darin, durch Möllendorfs Einfall in Böhmen und die Besetzung von Braunau den Oesterreichern die Schlappen, welche seine Waffen im Glätzischen erlitten, heimgezahlt zu haben. Aber diese Erfolge reizten nun wieder den Kaiser auch seinerseits noch Etwas zu unternehmen, und er befahl einen Ueberfall des oberschlesischen Städtchens Neustadt, dessen Besetzung, wie der König selbst es ausspricht, nebst Hotzenplotz den rechten Flügel der preussischen Postirungen bei Jägerndorf deckte. Der Ueberfall sollte ursprünglich in der Nacht vom 17. zum 18. Februar erfolgen, kam aber dann, vermutlich weil die Ansammlung der ansehnlichen Truppenmacht, welche für das Unternehmen aufgeboten ward, Zeit kostete, erst erheblich später zur Ausführung, wie wir noch zu berichten haben werden.

Maria Theresia bezeichnet das Unternehmen, von dem sie nur unter der Hand Kunde erhalten, als sehr wenig zeitgemäss, und eigentlich war es auch schade um jeden Tropfen Blut, der noch in jenen Kämpfen von der Mitte des Februar an geflossen ist, denn das Zustandekommen des Friedens war damals bereits so gut wie sicher. Friedrich hatte, noch ehe er Breslau verliess, hier in Unterredungen mit dem Fürsten Repnin, dem Gesandten der als Friedensvermittlerin wirkenden russischen Kaiserin Katharina, nachdem er in minder wichtigeren Einzelheiten nachgegeben, sich überzeugt, dass die Kaiserin im Grossen und Ganzen für seine Forderungen eintreten würde, und als dann das, was er nun als sein Ultimatum bezeichnet, etwa am 12. Februar in Wien eintraf, bestand hier kaum noch ein Zweifel über dessen Annahme. Am 21. Februar erfuhr dies der König, und während er, wie wir wissen, zu Reichenbach gegen die Oesterreicher im Felde lag, traf von Breslau aus Fürst Repnin bereits nähere Verabredungen wegen des Friedenskongresses. Der König hatte anheimgestellt, eine Stadt

zwischen Breslau und Wien auszuwählen, welche dann sogleich für neutral erklärt werden sollte. Aber als man von österreichischer Seite nun Troppau oder Jägerndorf vorschlug, in der Hoffnung, damit die preussische Besatzung loszuwerden, ward Repnin bestimmt, sich für Teschen zu entscheiden. Mit dem Zusammentritte des Kongresses sollte auch der Waffenstillstand beginnen, doch hatte Friedrich immer noch voller Misstrauen in Kaiser Josephs friedliche Absichten und auch zugleich wohl in der Absicht, den Oesterreichern zu zeigen, dass ihre Glatzer Errungenschaften ihnen recht theuer zu stehen kämen, daran festgehalten, dass bis zum wirklichen Friedensschlusse jede Partei die gemachten Eroberungen auf feindlichem Gebiete behalten solle. Während nun weitere Korrespondenzen die letzten Meinungsverschiedenheiten der streitenden Parteien begleichen sollten, gingen die Feindseligkeiten immer weiter. Am 27. Februar erfolgte noch ein erfolgloser Angriff der Preussen auf Weidenau, und am 28. entlud sich jenes früher zusammengeballte Unwetter über den Häuptern der armen Bewohner von Neustadt in Oberschlesien.

In der Nacht vom 27. zum 28. Februar führten die Generäle Olivier Wallis und Clerfayt von Zuckmantel und Hennersdorf her eine Heeresabtheilung, deren Stärke Friedrich auf 12000 Mann mit 24 Geschützen aniebt, gegen das Städtchen heran, welches Oberst Winterfeld mit drei sehr schwachen Bataillonen besetzt hielt, von denen dann noch 200 Mann zur Besetzung des eine halbe Meile westlich gelegenen Schlosses zu Wiese abkommandirt waren, so dass nur etwa 600 zur Vertheidigung der Stadt übrig blieben. Die Oesterreicher waren die ganze Nacht marschirt, und es war morgens 2 Uhr geworden, als sie angesichts der Stadt erschienen. Die Preussen waren auf einen feindlichen Angriff, wenngleich nicht in solcher Stärke, gefasst und hatten mit der Weisung, sich tapfer zu wehren, auch die Zusage baldiger Hülfe erhalten. Und sie waren zu unerschrockenstem Widerstande entschlossen. Der in dem verschanzten Schlosse zu Wiese kommandirende Major

von Grävenitz hatte auf die wiederholten Aufforderungen zur Ergebung seitens der ihn von allen Seiten umdrängenden Feinde keine andre Antwort, als die Erklärung, dass er, wenn man ihn weiter mit derartigen Zumuthungen behellige, auf den Parlamentär Feuer geben lassen würde. „Hierauf erhielt er,“ sagt der Bericht eines Augenzeugen, „acht Kanonenschüsse und zwei Haubitzwürfe, welche ihm jedoch keinen Schaden thaten. Nun liessen sie den tollen Hund sitzen, gewiss glaubend: wenn wir die Neustädter ihm präsentiren werden, so wird er wohl von selbst kommen.“

Auch der Kommandeur von Neustadt gab auf die von dem Feldzeugmeister Wallis an ihn gerichtete Aufforderung zur Uebergabe der Stadt nur zur Antwort: „ich wundere mir, dass mir sein General noch auffordern lässt, denn ich warte seiner schon seit drei Stunden und habe Alles für ihn bereit.“ In der That war Alles zur Vertheidigung gerüstet; hinter den dicken Stadtmauern waren Gerüste errichtet, von denen aus die Soldaten mit einer gewissen Sicherheit die Feinde aufs Korn zu nehmen vermochten. Signalschüsse von den Kunzendorfer Höhen im Südosten der Stadt alarmirten die nächsten Postirungen und riefen dieselben zum Beistande herbei. Um 8 Uhr des Morgens begannen die Oesterreicher ein heftiges Bombardement, das zwar den Mauern nicht allzuviel Schaden that, bei dem jedoch Haubitzen an verschiedenen Orten zündeten, so in der Neisser wie in der Jägerndorfer Vorstadt und schliesslich auch in der Stadt. Hier löschte man es, in den Vorstädten aber, wo die Kroaten bereits zu plündern begonnen hatten, frass die Flamme langsam weiter, und Feuer und Qualm hinderten ebenso die Wirkung der österreichischen Geschütze wie ein näheres Herankommen der Infanterie, die ohnehin gerade auf der Seite, von wo der Hauptangriff erfolgte, im Südwesten in den ausgetretenen Wässern der Prudnik und den zahlreichen Hohlwegen viele Hemmnisse gefunden hatte. Als dann gegen 11 Uhr eine Pause in der Beschiessung eintrat und österreichische Grenadiere in der Gegend der Kirche einzudringen versuchten, wurden sie von den hinter

der festen Kirchhofsmauer postirten Preussen mit Verlust zurückgewiesen. Gerade um diese Zeit erschienen durch die Signalschüsse benachrichtigt die preussische Besatzungen der Nachbarschaft aus Deutsch-Paulwitz und Hotzenplotz, welche allerdings nur wenig über 1000 Mann Fussvolk und etwa 100 Reiter mitbrachten. Sie kamen ohne Schwierigkeiten heran, da die Nord- und Ostseite der Stadt vom Feinde nicht cernirt war, und Oberst Winterfeld sandte zu ihrer Verstärkung noch die etwa 300 Mann (grösstentheils Bosniaken) des Majors Preyss heraus. Sie Alle demonstirten unter Anwendung von allerlei Kunstgriffen, um ihre Anzahl möglichst gross erscheinen zu lassen, östlich von der südwärts von Neustadt führenden Strasse, also in der Flanke der Oesterreicher, und am Ende gab es doch, wie unser Berichterstatter schreibt, „eine schöne Linie“. Die Oesterreicher schlossen daraus, dass sie hier auch Uniformen der Garde erblickten, dass der König selbst im Anzuge sei, und als Major Preyss die Verwegenheit hatte, den fast schon im Rücken der Feinde liegenden Zeisigberg zu besetzen und von da mit seinen Bataillonsgeschützen zu kanoniren, fürchtete Wallis für seine Rückzugslinie und liess zur Reträge blasen. Um 3 Uhr war kein Feind mehr zu sehen.

Aber auch die tapferen Vertheidiger mussten jetzt die Stadt räumen, denn um Mittag hatte sich ein Wind erhoben, der an Heftigkeit immer mehr zunehmend, die Flammen aus den Vorstädten über die Mauern schlagen liess, wo dann die Gerüste an denselben in Brand geriethen und die Soldaten, denen vielfach die Patrontaschen auf dem Rücken explodirten, nöthigte, dieselben zu verlassen. Bald stürzten Thore und Gerüste zusammen, jeder Versuch des Kommandanten des Brandes Herr zu werden, erwies sich als fruchtlos, die ganze Stadt ward ein Raub der Flammen. Die Einwohner, welche sich während der Beschiessung in den Kellern verkrochen, vermochten jetzt, als sie sich endlich wieder hervorwagten, kaum das nackte Leben zu retten, der Kommandant liess an mehreren Stellen Löcher durch

die Mauern brechen, um eine rechtzeitige Flucht der Bewohner zu ermöglichen. Von den 226 Häusern der Stadt waren 175 von den Flammen erfaßt worden und 138 bis auf den Grund niedergebrannt.

Das war das einzige Resultat dieses, wie wir wissen von keinem Geringeren als Kaiser Joseph geplanten Handstreiches. Wir dürfen nicht zweifeln, dass Maria Theresia, die ja das Unternehmen bereits, da es für den 17. Februar geplant war, als sehr *mal à propos* bezeichnet hatte, es bei seiner Ausführung am 28. vollständig verurtheilt hat, wenngleich ihre Befürchtung, dass der preussische Thronfolger sich bei seinem Regimente in Neustadt befinden und selbst in Gefahr kommen könnte, nicht zutraf. Aber auch von Kaiser Joseph kann man voraussetzen, dass ihn die Nachricht, der Zug gegen Neustadt habe keinen andern Erfolg gehabt, als die gänzliche Einäscherung eines schuldlosen Städtchens, den Erlass jenes Befehls wird haben bereuen lassen. König Friedrich belohnte die tapferen Vertheidiger Neustadts und fühlte eine gewisse Genugthuung darüber, dass er wenigstens nicht der Letzte gewesen, der eine Schlappe erlitten habe; er bezeichnete im Uebrigen das ganze Unternehmen als einen letzten Wuthausbruch des Kaisers, der obwohl ausser sich wegen des bevorstehenden Friedens doch dem Willen seiner Mutter nachgeben und demselben zustimmen müsse. Als er nähere Kunde von dem in Neustadt angerichteten Schaden erhielt, schrieb er aber voller Grimm, er würde mit Freuden sein Leben hingeben, wenn er sich nur einmal recht an der ganzen Brut rächen könnte. Jetzt zwänge sie die Geldnoth zum Frieden, aber dieser bedeute doch nicht mehr als einen Waffenstillstand. Die Neustädter beeilte er sich zu trösten, „dass ihre Stadt gleich wieder aufgebaut und viel besser gebaut werden soll, wie sie gewesen ist.“ Man hat berechnet, dass er allein aus seiner Privatschatulle für diesen Zweck nach und nach die Summe von 127500 Thaler hergegeben hat. Dagegen scheint es erfolglos geblieben zu sein, dass die Neustädter, die bei der Nähe des österreichischen Gebietes mannigfache Be-

ziehungen nach dieser Seite hin hatten, als der Kaiser im Herbst 1779 auf einer Reise längs der Grenze in ihre Nähe kam, von demselben die Gewährung von Bauholz aus den jenseitigen Forsten erbat.

Es mag hier noch Erwähnung finden, dass, als einige Zeit darauf am Gründonnerstag (den 1. April) in Jägerndorf eine furchtbare Feuersbrunst ausbrach, welche fast die ganze Stadt in Asche legte, ein weit verbreitetes Gerücht diesen Brand der preussischen Besatzung zuschrieb, gleichsam zur Vergeltung für Neustadt. Zur Widerlegung dieses Gerüchtes veröffentlichte der Jägerndorfer Magistrat in den öffentlichen Blättern eine amtliche Erklärung, dass, wie die angestellte Untersuchung ergeben habe, das Feuer auf dem Boden des Minoritenklosters infolge der Unvorsichtigkeit von dort beschäftigten Arbeitern herausgekommen sei.

Der Zusammentritt der Friedensbevollmächtigten zu Teschen erfolgte am 10. März, und bereits am 9. begann der Waffenstillstand. Um diese Zeit kam auch eine bereits viel früher eingeleitete Abkunft betr. die Auswechslung der Gefangenen und Geisseln zu Stande. Nachdem bereits seit Anfang des Winters Briefe gewechselt waren, verhandelten Abgesandte beider Parteien seit dem 10. Februar 1779 darüber und zwar gleichzeitig an zwei verschiedenen Orten entsprechend dem Umstande, dass die beiden kämpfenden Mächte in diesem Kriege je zwei getrennt operirende Heere einander gegenübergestellt hatten. Die beiden Plätze waren Basberg (Sebastiansberg) in Böhmen und Mittelwalde in der Grafschaft Glatz. Nach dem letzteren Orte hatte sich an jenem 10. Februar preussischerseits der Generalmajor v. Lengefeld mit dem Ober-Auditeur Klass begeben. Doch erst unter dem 11. März kann Prinz Heinrich seinem Bruder den Abschluss des Auswechslungsgeschäftes melden, bei welchem er von den Oesterreichern 12000 Dukaten als Lösegeld erhalten haben soll. In Mittelwalde dürfte das Resultat den preussischen Waffen wahrscheinlich weniger günstig gewesen sein, schon infolge der in der Grafschaft erlittenen Verluste. Gleich bei dem Beginne dieser Be-

sprechungen war auch dann seitens beider Parteien die endliche Freilassung der zahlreichen Personen des Zivilstandes, die als Geisseln für ausgeschriebene Kontributionen fortgeschleppt worden waren, erfolgt.

Am 13. Mai, dem Geburtstage Maria Theresias ward zu Teschen der Friede unterzeichnet, und als der König von diesem Zusammentreffen erfuhr, erwies er seiner hohen Gegnerin die Aufmerksamkeit, noch am selbigen Tage die von ihm besetzt gehaltenen österreichischen Gebiete räumen zu lassen. Die Hauptsache bei dem Frieden war, dass Oesterreich sich mit einem sehr kleinen Stück von Baiern, nämlich dem sogenannten Innviertel abfinden liess.

Der Feldzug, der jetzt zu Ende ging, erschien namentlich nach dem Heldenkampfe des siebenjährigen Krieges wegen seiner kurzen Dauer und des Mangels grosser Entscheidungen in gewisser Weise schwächlich und bedeutungslos. Im Volksmunde hat man ihn in Süddeutschland den Zwetschkenrummel und in Norddeutschland den Kartoffelkrieg genannt. Friedrich selbst hat denselben als eine Erbärmlichkeit bezeichnet, als das Werk eines matten Greises ohne Kraft und Schwung. Und dabei hatte dieser Krieg ihn nach seiner eigenen Berechnung, die sicher nicht zu hoch gegriffen ist, 17 Millionen Thlr. und über 20 000 Soldaten gekostet. Es lag unter solchen Umständen nahe zu fragen, ob der errungene Preis solche Opfer aufzuwiegen vermöge, ob es wirklich habe lohnen können, soviel an Gut und Blut daranzusetzen, bloss um zu verhüten, dass Oesterreich nicht ein etwas grösseres Stück von Baiern für sich gewönne. Derartige Fragen wurden natürlich ganz besonders in Schlesien aufgeworfen, dem Lande, welches allein von allen preussischen Provinzen durch diesen Krieg und zwar nicht in geringem Masse geschädigt worden war. Der König war unmittelbar nach dem Friedensschlusse, und bevor er nach Berlin zurückkehrte, selbst durch Oberschlesien gereist, wie er dies 1763 auch gethan hatte, um mit eignen Augen zu sehen, von Breslau über Brieg nach Kosel, dann nach Ratibor, weiter

nach Pless und von da (den 19. Mai) über Gleiwitz nach den Eisenwerken an der Malapane, nach Kreuzburg, über Konstadt und Oels nach Breslau zurück und dann eiligst über Glogau nach Berlin, wo er am 27. eintraf. Gerade die Landschaft, welche am Schwersten vom Kriege heimgesucht worden war, die Grafschaft Glatz, hat er nicht besucht, anscheinend bewogen durch die schwerlich ganz verdiente ungünstige Meinung, welche er sich von dem Patriotismus der dortigen Bewohner gebildet hatte. Gegen die Grafschaft hat er sich dann nicht eben freigebig erwiesen. Aber auch sonst hat man in Schlesien nicht den mit Recht bewunderten Eifer für die baldige Heilung der Kriegsschäden wahrgenommen, den er 1763 an den Tag legte, und wenn er am Schlusse des Krieges seinem Bruder schreibt: „Bezüglich der aufgewendeten Kosten muss man dieselben durch eine weise Sparsamkeit wieder einbringen, indem man für eine Zeit lang soweit irgend möglich an überflüssigen Ausgaben spart“, so liess ein derartiges Programm schon eine gewisse Kargheit voraussetzen, welche sich doch oft recht fühlbar gemacht hat.

Es wird Niemand den Schlesiern jener Zeit verübeln, wenn sie diesen ganzen Krieg verwünscht haben. Aber es ist nun einmal die Eigenschaft grosser Männer, dass sie vorschauend Samenkörner pflanzen, deren Früchte erst die Nachwelt genießt, und die jetzige Generation, welche das geeinte Deutschland hat entstehen sehen, wird gern bereit sein einzuräumen, dass die Opfer, welche König Friedrich und speziell unser Schlesierland gebracht hat, nicht vergebens waren, und dass vom nationalen Standpunkte kaum ein Preis allzu hoch gefunden werden konnte, um einer Angliederung Baierns an Oesterreich vorzubeugen.

Zweites Buch.

Die inneren Verhältnisse.

Erster Abschnitt.

Der schlesische Adel und die Gründung der Landschaft.

Unter dem vielen Bewundernswerthen was die Regentenkunst der Hohenzollern vom grossen Kurfürsten an erreicht hat, ist nicht das Kleinste das, dass sie es vermochten, ihren Adel vollständig für sich und ihre Fahnen zu gewinnen, so dass dessen Angehörige die würdigste Erfüllung ihrer Lebensaufgaben in dem Waffendienst für ihre Landesherren suchten und fanden, in der Aufopferung für ihn eine Forderung ihrer Standesehre. Die alte deutsche Gefolgschaftstreue lebte gleichsam wieder auf, der Neuzeit angepasst, in dem Rahmen des preussischen Heeres. Dieser Adel ward die eigentliche Pflanzschule des preussischen Offizierkorps, dessen hervorragende Tüchtigkeit selbst die Gegner bewunderten. König Friedrichs Scharfblick erkannte sehr wohl, was nach dieser Seite hin sein Adel für ihn bedeuete, und zeigte sich bereit, dessen Ansprüche auf besondere Vorrechte, die er als Philosoph verspottete, als Regent praktisch und thatsächlich anzuerkennen. „Meine Herren,“ sagte er am 1. Januar 1770 seinen versammelten Ministern, „ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn; denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viel wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe.“ Der König war der

Überzeugung, dass bei Angehörigen des Adels ihm eine Gewähr für das Vorhandensein jenes stark entwickelten Ehrgefühls, welches er von seinen Offizieren an erster Stelle verlangte, geboten würde in ungleich höherem Masse als bei dem Bürgerstande, bei dem infolge der hauptsächlich auf den Gelderwerb abzielenden Lebensrichtung das, was er als „niedrige Gesinnung“ bezeichnete, eher Platz greifen könne.

Es war seiner Zeit seinem Vater bei der Erwerbung von Vorpommern 1720 gelungen, den dortigen Adel in kurzer Zeit ganz ebenso wie den der altbrandenburgischen Lande an das Herrscherhaus und die preussischen Fahnen zu fesseln, und auch die ostpreussischen Edelleute lernten schnell die Strenge vergessen, mit der einst der grosse Kurfürst die alten Vorrechte der preussischen Stände dem Staatsinteresse unterworfen hatte. Aber bei der Besitzergreifung Schlesiens durch Preussen schienen in der That eine ganze Reihe von Gründen dem entgegenzustehen, dass der schlesische Adel sich so leicht dieselben Grundsätze zu eigen mache, die bei dem altpreussischen traditionell waren. Zunächst war die Vorliebe für den Waffendienst in Schlesien unter dem Adel mit nichten so verbreitet wie in Brandenburg oder in Pommern. Wohl hatten zahlreiche schlesische Edelleute Kriegsdienste genommen und zwar bei allen möglichen Potentaten, eine Anzahl aus dem protestantischen Adel des Landes sogar, und zwar schon vor 1740, wie wir an anderer Stelle hervorgehoben haben, auch in preussischen Landen, aber im Grossen und Ganzen wird man den schlesischen Adel jener Zeit als minder kriegerisch gesinnt bezeichnen dürfen. Ferner konnte bei der im Grunde weicher angelegten und zu bequemerem Lebensgenusse neigenden schlesischen Art die spartanische Strenge des preussischen Kriegsdienstes abschreckend wirken. Weiter wird gesagt werden dürfen, dass der schlesische Landadel durchschnittlich wohlhabender war als z. B. der brandenburgische, schon weil der fruchtbarere schlesische Boden mehr eintrug als die karge Scholle der Mark; unter den Fürsten und Ständen

Schlesiens gab es doch auch ungleich mehr grands Seigneurs als in dem übrigen Preussen. Sie waren also weniger darauf angewiesen „sich durch den Degen auszuzeichnen“, wie Friedrich das von dem Adel überhaupt voraussetzte. Dazu kam noch, dass es hätte sehr erklärlich scheinen müssen, wenn der schlesische Adel die gewaltsame Art, mit der Friedrich, wie wir seiner Zeit erzählt haben, die alten Ständeprivilegien über den Haufen warf, nicht im Handumdrehen hätte verwinden können, und schliesslich musste doch auch der Umstand ins Gewicht fallen, dass eine grosse Anzahl schlesischer Edelleute dem katholischen Bekenntnisse angehörte, bei dem dann die Sympathien für das früher hier herrschende katholische Kaiserhaus nicht so leicht auszurotten waren, wie ja denn auch nach dem siebenjährigen Kriege die Zahl der schlesischen Magnaten, welche gleichzeitig jenseits der österreichischen Grenze grösseren Grundbesitz hatten, noch immer recht ansehnlich war.

Trotz aller dieser Hindernisse vermochte der gewaltige Zug, der nun einmal in der energischen Art des preussischen Regiments lag, Viele mit fortzureissen, und überaus mächtig wirkte dann namentlich nach dem siebenjährigen Kriege der Ruhmesglanz, der das Haupt des Heldenkönigs umstrahlte, darauf ein, auch den schlesischen Adel zu diesen glorreichen Fahnen zu locken. So finden wir denn Angehörige schlesischer Adelsfamilien, auch katholischer, im preussischer Heere, wenngleich der Prozentsatz immerhin ein niedrigerer bleibt als in den alten preussischen Provinzen.

Für König Friedrich verknüpfte sich der Begriff des Adels auf das Engste mit dem Kriegsdienste. Als der schlesische Minister 1779 für einen wohlhabenden schlesischen Gutsbesitzer Polckow, mit Rücksicht auf dessen im bairischen Erbfolgekriege bewiesenen Patriotismus die Nobilitirung beantragte, erklärte der König, er wolle denselben lieber auf eine andere Art recompensiren, „durch den Degen wird einer zum Edelmann, sonst nicht“. Aber auch dieser Weg eröffnete bei des Königs Anschauungen für einen Nicht-

adeligen nicht eben grosse Aussichten. Wohl finden sich in den ersten Zeiten von Friedrichs Regierung mehrere bürgerliche Offiziere im Heere, und das Hohenfriedeberger Diplom des berühmten Bayreuther Dragonerregiments zählt allein vier bürgerliche Lieutenants auf. Es hatte auch dann in dem siebenjährigen Kriege die Noth vielfach zur Ernennung nicht adeliger Offiziere gezwungen, aber als Friedrich nach dem Frieden an eine Erneuerung seines Heerwesens heranging, wies er die bürgerlichen Offiziere den minder geachteten Garnisonregimentern oder gelegentlich der Artillerie zu, und es konnte nicht viel Lockendes haben, wenn ein Edikt vom 28. März 1768 festsetzte, „dass Söhne der bürgerlichen Besitzer adeliger Güter, wenn sie in den Garnisonregimentern oder der Artillerie 10 Jahre lang Kapitän gewesen, in den Adelstand erhoben zu werden sich gewärtigen sollen“. Andererseits erhalten wir den Eindruck, dass bei einigen Bürgerlichen, welche durch besondere Verdienste es bis zu dem Rang eines Generals gebracht, das Prädikat „von“ ihrem Namen auch in amtlichen Schriftstücken als selbstverständlich zugesetzt worden ist. Sonst aber suchte der König lieber Edelleute aus fremden Ländern in das Offizierkorps zu ziehen als dasselbe aus seinen nicht adeligen Einwohnern zu ergänzen. Auch bei der Besetzung der höheren Stellen in der Justiz und Verwaltung ward der Adel grundsätzlich bevorzugt, und wenn gleich Bürgerliche auch in die Kollegien ihren Weg fanden, so mussten sich diese doch gefallen lassen, dass die adeligen Mitglieder vor ihnen den Vorrang hatten ohne Rücksicht auf die Anciennität. Den Unterschied zwischen der adeligen und unadeligen Bank bei den Justizkollegien hielt der König allen Bemühungen seiner Minister gegenüber aufrecht. Eine Verordnung vom 27. Dezember 1765 trat dann den nicht standesgemässen Ehen der Adelligen und höheren Beamten entgegen, so dass deren Keiner Töchter von Bauern, Pächtern, Krämern, Künstlern (d. h. Leuten, die für Geld dem Publikum Kunstfertigkeiten zeigen), Wein-, Bier- oder Kaffeeschenken, Gastwirthen, Bierbrauern, Komödianten oder auch

Dienstmägde heirathen, auch kein Geistlicher, bei Strafe der Amtsentsetzung, derartige Ehen einsegnen durfte. Ehen mit Töchtern von Beamten oder Offizieren u. s. w. auch bürgerlichen Standes waren dagegen den Edelleuten gestattet. Falls ein verarmter Adeligler durch eine Ehe mit einer, zwar geringen doch unberüchtigten Person sich und seiner Familie wieder aufhelfen konnte, durfte er auf ausnahmsweisen Konsens hoffen.

In des Königs politischem System musste es nun liegen, das Gros der Rittergüter in den Händen des Adels zu sehn. Aber wie sollte man hindern, dass die Edelleute Schulden machten, infolge deren Viele um ihre Güter kommen und dieselben bürgerlichen Gläubigern überlassen mussten? Das Leben eines Kavaliere war kostspielig, und in diesen Kreisen war doch eben der Sinn weniger auf Gelderwerb gerichtet, als bei der „Rotüre“, wie der König den Bürgerstand bezeichnete. „Wenn ich auf der Verordnung, dass keine Person bürgerlichen Standes ein adeliges Gut erwerben kann, nicht mit allem Nachdruck halten liesse, so würden binnen wenigen Jahren die adeligen Güter in bürgerlichen Händen sein,“ klagt der König 1773. Allerdings zeigte es sich als einfach unmöglich, ein derartiges Verbot aufrecht zu erhalten. Während des Krieges hatte man dasselbe 1762 ganz ausser Kraft gesetzt, „weil es jetzt nicht so genau kann genommen werden“ und nur verlangt, dass auch von den bürgerlichen Rittergutsbesitzern sich wenigstens ein Sohn dem Kriegsdienst widme, „damit er bei guter Conduite als Offizier employirt werden könne“. Unmittelbar nach dem Frieden hatte der König zwar das Verbot wieder erneuert, aber bald nicht umhin gekonnt, Ausnahmen gelten zu lassen und sich schliesslich damit begnügt, wenigstens den Übergang von adeligen Gütern an Bürgerliche möglichst zu erschweren. Ein Rittergut sollte überhaupt nicht ohne obrigkeitliche Genehmigung verkauft werden, und Niemand durfte ein solches erwerben, der nicht das schlesische Incolat erlangt hatte; Bürgerliche bedurften dazu noch einer besonderen königlichen Konzession. Aber auch wenn sie auf Grund einer

solchen in den Besitz eines Rittergutes kamen, blieben ihnen verschiedene Rechte, die ihre adeligen Kollegen genossen, versagt, so der Sitz auf den Kreis- und Landtagen, das Jagdrecht, die Fürbitte für sie von der Kanzel, das besondere Geläut bei Trauerfällen, das Recht der Ausübung der Gerichtsbarkeit in eigenem Namen, insofern bei einem nicht adeligen Besitzer das Ortsgericht nur als solches nicht als das des Herrn von so und so erkennen durfte. Und um einer Rückkehr des Gutes in adelige Hände Vorschub zu leisten, ward dem adeligen Schwiegersohn eines bürgerlichen Gutsbesitzers an erster Stelle der Anspruch eingeräumt, bei einer Erbtheilung unter billigen Bedingungen das Gut zu übernehmen und die andern Erben mit Geld abzufinden. Allerdings gab es Umstände, wo man wenig darnach fragte, ob der Käufer eines Gutes adelig oder bürgerlich wäre, und wenn z. B. ein Evangelischer in dem katholischen Oberschlesien einem österreichischen Vasallen ein Gut abkaufte, so hiess das der König unter allen Umständen willkommen. Die Zahl der von Bürgerlichen besessenen schlesischen Rittergüter dürfen wir nach einer Tabelle von 1773 auf etwa 120 schätzen, immerhin nur eine kleine Anzahl im Verhältniss zu der auf etwa 3000 zu veranschlagenden Summe der schlesischen Rittergüter. In andern Provinzen scheint das Verhältniss anders gewesen zu sein; noch 1785 klagt der König über die sehr grosse Anzahl bürgerlicher Gutsbesitzer in der Neumark und befiehlt dem entgegenzutreten, da die Kaufleute und andere Bürger ihr Geld weit besser und mit mehr Nutzen im Handel und Commerce anlegen könnten.

Ein Rittergutsbesitzer durfte auf sein Gut keine Hypothek aufnehmen ohne Konsens der Staatsbehörde, und gerieth ein Edelmann in Konkurs, so hatte nach einer Bestimmung von 1774 die betreffende Kammer denselben zu verwalten und inzwischen das Gut zu administriren, als ob es eine königliche Domäne wäre, auch dafür zu sorgen, dass nicht in dieser Zwischenzeit der Werth des Gutes sich mindre.

Diese Massregeln hatten unvermeidlich auch Nachtheile für die Landedelleute im Gefolge. Wenn der Kreis derer, die ein Rittergut erwerben durften, enger begrenzt wurde, so drückte das den Preis dieser Güter, und wenn ein Gläubiger einem verpfändeten Rittergute gegenüber erhöhte Schwierigkeiten fand, sich an das Pfandobjekt zu halten, so lernte man schnell, dieses Risiko auf das Darlehn selbst zu schlagen, und für die Landedelleute wurden die Hypotheken theurer. Nun war der Kredit dieser Grundbesitzer, ja die ganze wirtschaftliche Existenz bei einem sehr grossen Theile auf das schwerste durch den siebenjährigen Krieg erschüttert worden, und zwar ganz besonders in Schlesien, welches Land, namentlich in den letzten Jahren des Krieges, in immer steigendem Masse und mehr als die übrigen preussischen Provinzen zu leiden gehabt hatte. Und wie sehr auch der König die Heilung der Kriegsschäden betrieb, so zeigte es sich doch, dass dies bei den anderen Ständen wesentlich leichter war als gerade bei dem grundbesitzenden Adel. Für den Bauern galt das Dichterwort:

„Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,

Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder.“

Handel und Gewerbe fanden nach wiederhergestelltem Frieden neue Arbeit und neuen Verdienst, der Beamte trat erst jetzt wieder in den unverkürzten Genuss seines Gehaltes ein; aber bei dem grundbesitzenden Adel machte sich mit dem Friedensschlusse auch die bis dahin vertagte Frage, wie er seinen Gläubigern gerecht werden sollte, in recht bänglicher Gestalt geltend. Der Krieg hatte fast Alle in Schulden gestürzt, und um jetzt nach dem Friedensschlusse wieder vorwärts zu kommen, bedurften sie an erster Stelle Kapital, damit ihr in der Kriegszeit zusammengeschmolzenes Inventar wieder ergänzt, der landwirtschaftliche Betrieb wieder leistungsfähig gemacht werden konnte, Aufgaben, denen dann ihr bereits geschwächter Kredit sich nicht gewachsen zeigte.

Nicht unmittelbar nach dem Ende des Krieges trat die Krise ein. Zunächst kam das, was von Kapital in

den vergangenen Zeiten vergraben, versteckt, verheimlicht brach gelegen, wieder ans Licht und heischte Verwerthung; der Ueberfluss auf dem Geldmarkte drückte den Zinsfuss und erleichterte die Aufnahme von Darlehen. Doch die Fluth verlief sich schnell, und vom Jahre 1767 an entwickelte sich angesichts des mit dem Jahre 1768 ablaufenden fünfjährigen General-Moratoriums von 1763 in immer steigendem Masse eine Geldklemme unter den schlesischen Gutsbesitzern. Einige Fälle, wo bei Subhastationen überschuldeter Güter Besitzer von Hypotheken, die man für ganz sicher gehalten, leer ausgingen, verbreiteten Schrecken; die Massregeln, welche die Regierung zum Schutze eines anscheinend in seinen Existenzbedingungen bedrohten wichtigen Standes ergriff, mehrten thatsächlich den Schaden. Denn wenn man z. B. bei einem ausbrechenden Konkurse sogleich die Zinszahlungen suspendirte und zu den Kosten der Konkursverwaltung die Gläubiger heranzog, so empfanden die letzteren dies als eine unbillige Benachtheiligung, die sie nur noch vorsichtiger machte, sich in derartige Geldgeschäfte künftig einzulassen. Wohl that der König das Mögliche. 1768 hatte der schlesische Justizminister Carmer unter bedürftige schlesische Adelige ein königliches Gnadengeschenk von 300 000 Thlr. zu vertheilen, und ein ursprünglich für die Wittwen und Waisen von Offizieren ausgesetzter Fonds von 400 000 Thlr. ward jetzt zu Darlehen an Edelleute bestimmt gegen einen Zinsfuss von zwei Prozent für jene Kasse. Aber gegenüber der Menge von Bedürftigen, gegenüber einer Schuldenmasse, welche der König auf 25 Millionen beziffert, waren das nur Tropfen auf einen heissen Stein, und wenn hier nicht ausserordentliche Mittel ergriffen wurden, sahen sich die schlesischen Grundbesitzer zum grossen Theile dem Wucher in die Arme getrieben und damit sicherem Verderben preisgegeben.

Wenn in jenen Zeiten der Noth schlesische Grundbesitzer von auswärtigen Kapitalisten bezüglich einer Anleihe auch bei guter Sicherheit abschlägige Antworten erhielten, so war mehrfach in dem Ablehnungsschreiben darauf

hingewiesen, dass die trotz aller Trefflichkeit der preussischen Justiz notorisch vorliegende Schwierigkeit für den Gläubiger, im Falle der Zahlungsunfähigkeit des Schuldners zu seinem Gelde zu gelangen, abschreckend wirken, und dass man deshalb eine Garantie der Schuld durch die Landschaft begehren müsse. Diese Idee, durch den Kredit einer grösseren Genossenschaft den des Einzelnen zu heben, lag allerdings nahe genug, um als Heilmittel in der damaligen kritischen Zeit empfohlen werden zu können. Auf Grund derselben hatte dann ein intelligenter Berliner Kaufmann namens Büring einen „Plan, auf was für Art und Weise dem Lande Ueberfluss von Geld und Kredit zu verschaffen, und wie es auf die solideste Art anzufangen, dem in Verfall gekommenen Adel wieder aufzuhelfen“, ausgearbeitet und dem Könige 1767 vorgelegt, der es aber ablehnte, darauf einzugehen, „wegen der damit verknüpften Schwierigkeiten.“ Dieser Plan lief darauf hinaus, Pfandbriefe unter der Kollektivgarantie eines von den Grundbesitzern zu errichtenden Verbandes auszugeben.

Der König hatte bei seiner Anwesenheit in Schlesien 1768 mit dem schlesischen Justizminister von Carmer wiederholt über den vorhandenen Nothstand und dessen Abhülfe verhandelt, und wenn dieser dabei von einer grossen freien Vereinigung, welche neben den Landwirthen auch Kaufleute und Gewerbetreibende umfassen sollte, sich viel für die Emporbringung der Provinz versprach, so hatte der König für diese Vorschläge zwar ein wohlwollendes Ohr, veranlasste aber doch den Minister, vor allem Vorschläge über die dringendste Aufgabe inbetreff der finanziellen Verlegenheiten der schlesischen Gutsbesitzer zu machen. Ob dabei auch die Projekte Büring's zur Sprache gekommen sind, wissen wir nicht und sind auch kaum genöthigt, dies voranzusetzen, um so weniger, da dessen Name nirgends genannt wird. Denn der Gedanke, den Kredit des Grundbesitzes durch eine Kollektivgarantie zu heben, lag, wie wir wiederholen, damals in der Luft, und wir haben bereits angedeutet, wie derselbe den Privaten

entgegengetragen wurde: was dann die Emission garantirter Pfandbriefe betraf, so hat man bezüglich dieser nicht auf den Büring'schen Plan, sondern auf alte schlesische Einrichtungen zurückgegriffen. Carmer hatte einen damals (1768) sechszwanzigjährigen Referendar Carl Gottlieb Svarez, den Sohn eines Schweidnitzer Rathsherrn, in besondere Gunst genommen und mit demselben jedenfalls auch die vorliegende grosse Frage durchgesprochen. Svarez nun hatte, als ihn ein Kommissorium im Sommer 1768 auf einige Monate nach seiner Vaterstadt zurückführte, dort Gelegenheit gefunden, von älteren Leuten eine Erinnerung aus alten Zeiten wachrufen zu hören, welche ihm sogleich als höchst bedeutungsvoll erscheinen musste. Hier nämlich, in den beiden eng verbundenen Fürstenthümern Schweidnitz und Jauer, in welchen sich seit Jahrhunderten ein höherer Grad von korporativem Gemeingeist erhalten hatte als in dem übrigen Schlesien, waren die Rittergüter fast ausschliesslich sogenannte ritterliche Erblehngüter, für welche eine eigenthümliche Successionsordnung galt, und schon deshalb einer strengeren Aufsicht der Behörde unterstellt gewesen, und da infolge davon eine Belastung mit Hypotheken über die Hälfte des Werthes hinaus nicht zugelassen worden war, hatten in der letzten Zeit der österreichischen Herrschaft die ländlichen Schuldverschreibungen dieser Landschaft — welche, da sie auf Pergament ausgefertigt wurden, auch wohl lederne Briefe hiessen —, weil auf ihnen die von den Ständen beider Fürstenthümer ausgesprochene Versicherung sich fand, dass die Belastung nur eben bis zur Hälfte des Werthes erfolgt sei, solchen Kredit genossen, dass sie gleich baarem Gelde bei Käufen und dergleichen angenommen worden waren. Wie es scheint, waren diese Schweidnitzer ledernen Briefe bei der allgemeinen Umgestaltung durch die preussische Herrschaft ausser Brauch gekommen, doch die Berufung auf sie zeigte sich jetzt in hohem Masse bedeutungsvoll und namentlich dem in Geldsachen sehr vorsichtigen Monarchen gegenüber von überzeugender Kraft. Was damals unter österreichischer Herr-

schaft thatsächlich gelungen war, das musste unter den doch ungleich geordneteren jetzigen Verhältnissen und bei der jetzt geplanten um vieles stärkeren Garantie unzweifelhaft wiederum gelingen, und brachte man es dahin, bis zur Hälfte des Werthes der schlesischen Rittergüter Pfandbriefe emittiren zu können, welche gleich baarem Gelde angesehen wurden, dann war die Aufgabe gelöst, der Geldklemme ein Ziel gesetzt. Man hatte es dann in seiner Hand, Werthe zu schaffen, welche die öffentliche Meinung gleich baarem Gelde anschlug, und den Betrag derselben, wenn man den Werth aller schlesischen Rittergüter auf 60 Millionen Thaler schätzte, bis auf 30 Millionen zu steigern. Man vermochte sich selbst zu helfen und grosse Summen, die sonst an Zinsen auswärtigen Gläubigern hätten gezahlt werden müssen, im Lande zu behalten. Die Anknüpfung an die Schweidnitzer ledernen Briefe, welche auch in der gleich zu erwähnenden Kabinetsordre wiederkehrt, werden wir unbedenklich auf die Rechnung Svarez' als eines geborenen Schweidnitzers setzen dürfen und auch sonst diesem, der ja gleich von vorn herein so tapfer als publizistischer Kämpfer für das neue Institut einzutreten vermag, einen gewissen Antheil an der geistigen Urheberchaft zuschreiben müssen. Dass auch der König selbst einen solchen neben Carmer zu beanspruchen ein Recht hat, erhellt schon aus des letzteren Mittheilung, Friedrich habe bei seiner ersten Audienz sich nur vortragen lassen und viele Fragen über die obwaltenden Verhältnisse und die in Frage kommenden Rechtsmaterien gethan. Bei der zweiten Audienz aber seien die Rollen vertauscht gewesen, und der König habe da mit vollkommener Sachkunde und Bestimmtheit den besprochenen Plan des projektirten Unternehmens in seinen Grundzügen dem Minister entwickelt.

Diese Grundzüge enthält dann in weiterer Ausführung die denkwürdige Kabinetsordre, welche Friedrich, als er im Sommer 1769 wieder nach Schlesien kam, am 29. August unterzeichnete. Dieselbe erklärt im Eingange: nachdem der König wahrgenommen, dass der bei dem schlesischen

Landadel sich äussernde Geldmangel hauptsächlich von dem Verfall des Kredits herrühre, und dieser wieder die Folge sei einer unproportionirten Verpfändung der Landgüter einerseits, sowie der Weitläufigkeit und Kosten andererseits, in welche die Gläubiger bei eintretenden Konkursen verwickelt würden, habe er sich entschlossen, zur Abhülfe und zur Sicherung des Kredits für alle künftigen Zeiten seine „getreuen schlesischen Stände in eben die vortheilhafte Verfassung zu setzen, in welcher seine kurmärkische Landschaft ihren Kredit und gemeinschaftliches Wohl bisher unterhalten und befördert hat.“ Es sollten zu diesem Zwecke die Stände eines jeden Fürstenthums unter sich und die sämmtlichen Fürstenthümer zusammen in Verbindung treten zur Herstellung eines gemeinschaftlichen Landeskollegiums, und ohne Genehmigung von dessen Beamten sollte künftig kein zum Umlauf bestimmter Pfandbrief mehr ausgegeben werden. Dagegen würden die neuen unter der Garantie der einzelnen Fürstenthums-Landschaften auszugebenden Pfandbriefe so gut wie ehemals die bei den Fürstenthümern Schweidnitz-Jauer gewöhnlich gewesenen ledernen Briefe zirkuliren. Die neuen Landschaften würden ihre Güter in den einzelnen Fürstenthümern selbst abzuschätzen haben, auch im Interesse ihrer eigenen Sicherheit dieselben nicht über die Hälfte beleihen. Der Gläubiger sollte fernerhin wegen Zinsen und Kapital nur noch mit der Landschaft zu thun haben und die letztere wiederum sich niemals auf Prozesse einzulassen brauchen, sondern säumigen Schuldnern gegenüber das betreffende Gut ohne weiteres in eigene Verwaltung nehmen dürfen. Zur Ausführung des in der Kabinetsordre enthaltenen Programms, welches eine von Svarez verfasste Schrift „Gedanken eines Patrioten über den Entwurf etc.“ noch näher erläuterte und begründete, wurden dann auf des Ministers Anordnung noch in demselben Jahre durch die Gutsbesitzer der einzelnen Kreise nach einfacher Stimmenmehrheit je zwei Deputirte erwählt für die später nach Breslau einzuberufende Generallandschaftsversammlung. Dieselben hatten dann sich auch

von ihren betreffenden Kreistagen deren Wünsche mitgeben zu lassen bezüglich der allgemeinen Organisation und insbesondere auch des Zusammenschlusses zu grösseren Verbänden eines oder mehrerer Fürstenthümer innerhalb des allgemeinen Rahmens, da ja diese Fürstenthumsverbände die eigentlichen Garanten der landschaftlichen Schulden seien und deshalb auch jeder derselben für sich die Taxen der Güter ausführen sollte.

Die Wahlen gingen ohne Schwierigkeiten vor sich, und wenn in Oberschlesien einige Gutsbesitzer sich anfänglich sperrten, die zur Deckung der Kosten vorschussweise geforderten Beiträge zu zahlen, so liessen dieselben sich doch bald eines Besseren überzeugen; am 25. Juni 1770 konnte die grosse Versammlung der Landstände im Fürstensaale zu Breslau durch eine Ansprache des Ministers von Carmer eröffnet werden, und in wenigen Wochen vermochte sie ihre doppelte Aufgabe zu lösen. Zunächst wurden die beabsichtigten grösseren Verbände hergestellt, deren nun acht entstanden, nämlich Schweidnitz-Jauer, Glogau-Sagan, Oberschlesien, Breslau-Brieg, Liegnitz-Wohlau, Münsterberg-Glatz, das Bisthum oberen und niederen Kreises und Oels-Militzsch. Allerdings war diese Angelegenheit schon durch Vorverhandlungen geregelt worden, bei welchen Carmer selbst Gelegenheit gefunden hatte, durch das Gewicht seiner Beredtsamkeit die vielfach in den einzelnen Fürstenthümern bestehende Abneigung gegen die angesonnene Paarung mit einem anderen Fürstenthum zu überwinden. Die zweite Aufgabe, die Beschlussfassung über das Generallandschaftsreglement, ward schnell erledigt, und dasselbe fand bereits unterm 15. Juli 1770 die Bestätigung des Königs. Nachdem nun noch die Taxprinzipien der Landschaft festgestellt und als obere Instanz ein Landesausschuss eingesetzt worden war, zu welchem jedes der acht Systeme einen Vertreter entsandte, unter dem Vorsitze eines neu erwählten, vom Könige zu bestätigenden Landschafts-Direktors, konnten die verschiedenen Landschaften ihre Thätigkeit beginnen, und noch vor Ablauf des Jahres 1770 wurden die ersten Pfandbriefe ausgegeben.

Die Landschaft begann ihre Geschäfte mit sehr bescheidenen Mitteln; der König gewährte ihr von seinem, wie wir wissen, für die Offizierswitwen und Waisen bestimmten Kapitale von 400 000 Thalern die Hälfte als ewiges Darlehn gegen zwei Prozent Zinsen zu dem gedachten wohlthätigen Zwecke. Das Institut ward vielfach in Anspruch genommen. Im Jahre 1774 hatte man bereits Pfandbriefe bis zum Werthe von nahezu neun Millionen Thalern ausgegeben; der Kurs derselben stand trotz des niedrigen Zinsfusses dauernd über pari und sank unter diese Linie nur ganz vorübergehend während des bairischen Erbfolgekrieges. Jedem Gutsbesitzer war fortan bis zur Hälfte des Werthes seines Gutes ein Kredit eröffnet, für welchen er der Landschaft jährlich fünf Prozent an Zinsen zu zahlen hatte, also so viel, als diese selbst dem Inhaber dieser Pfandbriefe zahlte, und ausserdem noch für den fünften Theil des ihm geliehenen Kapitals ein Prozent darüber, d. h. für dieses Fünftel in Summa sechs Prozent, und ausserdem einen Quittungsgroschen. Diese Festsetzung der der Landschaft zufallenden Kompetenzen ist dann bald dahin geändert worden, dass der Schuldner der Landschaft ein halbes Prozent mehr an Zinsen zahlt, als diese den Pfandbriefinhabern gewährt. Erst viel später ist dann eine stetig fortschreitende Tilgung der landschaftlichen Schulden organisiert worden.

Innerhalb der erwähnten Grenze des halben Werthes der Rittergüter konnte also von Wucherzinsen nach 1770 nicht weiter die Rede sein. Hatte jemand derartige Forderungen, so musste er fortan mit der Abfindung durch fünfprozentige Pfandbriefe sich genügen lassen, welche letztere bei der Landschaft gegen baares Geld einzulösen ihm freistand, kleinere Briefe von hundert Thalern und darunter sofort, grössere nach vorheriger Kündigung. Der günstige Erfolg des Unternehmens gestattete bereits 1777 eine Herabsetzung des Zinsfusses für die Pfandbriefsinhaber auf $4\frac{2}{3}$ und 1787 auf 4 Prozent, ohne dass die Kurse wesentlich herabgingen, wobei denn auch die Schuldner

der Landschaft entsprechende Zinsermässigungen erfuhren. Der hohe Kurs der Pfandbriefe, mehrere Prozent über pari, der dann jeden Inhaber bei einer erfolgten Aufkündigung einen gewissen Verlust am Agio erleiden liess, hat schliesslich Schwierigkeiten verursacht, und wenn die Landschaft, in diesem Punkte rücksichtsvoller, als unsere Zeit es ist, infolge davon 1777 beschloss, um diesen Verlust auszugleichen, dem Inhaber eines gekündigten Pfandbriefes auf Wunsch einen anderen Pfandbrief von gleicher Höhe darzubieten, aber nun auch in weiterer Folge davon von dem Schuldner, der eine Schuld abstossen wollte, nicht den Nennwerth in baar annahm, sondern denselben nöthigte, nun auch seinerseits einen Pfandbrief anzukaufen, also das Agio selbst zu tragen, so hat der König dies als einen Wucher mit den Pfandbriefen, als die eigenmächtige Auflegung einer Kontribution bezeichnet und noch in seinem letzten Lebensjahre ein sehr entschiedenes Veto eingelegt, freilich ohne verhindern zu können, dass nach seinem Tode dies Verfahren doch von höchster Stelle sanktionirt wurde.

Wie sehr der König durch die Erfolge des neuen Instituts sich befriedigt gefühlt hat, dafür liegen verschiedene Zeugnisse vor. So führt er selbst an, dass durch die Errichtung der Landschaft an 400 der angesehensten Familien des Landes vor dem Ruine behütet worden seien, und 1775 schreibt er, die Landschaft habe bereits 60 000 Thaler an Kapitalien bezahlt; wenn das so fortgehe, so könne der schlesische Adel in etwa fünfzehn Jahren seine Schulden los sein. Allerdings zeigt sich das als eine zu weit gehende Hoffnung, und wir fügen deshalb noch eine weitere Aeusserung aus einem seiner letzten Regierungsjahre bei. Unter dem 4. August 1784 schreibt er an den Minister von Danckelmann, er habe sich gefreut, aus dessen Berichte zu ersehen, dass die Schulden der schlesischen Güter immer weiter sich verminderten; es sei erfreulich, dass dieselben von 13 auf 11 Millionen Thaler herabgegangen seien. Wenn man jetzt noch eine weitere Verminderung bis auf acht Millionen herbeiführen könne, so wolle er gern zufrieden

sein. Zu dem Gesamtwerthe von 60 Millionen Thaler, den die schlesischen adeligen Güter repräsentirten, stehe eine Schuldenlast von acht Millionen in richtigem Verhältnisse.

Wenn wir die neue Schöpfung in ihren Grundzügen betrachten, so kann uns alles als höchst naheliegend und einfach dünken, und die Kabinetsordre, durch welche jene zuerst in die Erscheinung trat, erhob in keiner Weise den Anspruch, als der erste Schritt eines grossartigen Reformwerkes zu gelten. Sie erklärte schlichtweg, die Abhülfe eines vorhandenen Nothstandes darin suchen zu wollen, dass man den schlesischen Ständen gleiche Freiheit ertheile, wie solche die Kurmärkischen besässen, und bezeichnete als Ziel das Mass von Kredit, das weiland die Schweidnitzer ledernen Briefe besessen hätten. Nun wird ja wohl Niemand diese letzteren, von denen damals kaum Jemand (ebenso wenig wie heutzutage) viel mehr wusste, als dass sie sich eines guten Kredites erfreut hatten, gegen die Originalität der schlesischen Landschaft ins Feld führen, aber auch bezüglich der kurmärkischen Einrichtungen verdient es ausgesprochen zu werden, dass die Berufung auf diese in jener Kabinetsordre nur eben besagen will, dass die schlesischen Stände das Mass von freier Bewegung erhalten sollten, dessen die Kurmärkischen genössen. Im übrigen war die bestehende kurmärkische Landschaft, welche die Städte mit in sich schloss und einen grossen Theil der landesherrlichen Steuern selbst einnahm und verwaltete, etwas durchaus Verschiedenes von der jetzt gegründeten schlesischen Landschaft. Jene hatte ihre besonderen Freiheiten erlangt in Anerkennung der grossen Verdienste, die sie sich um den Staat erworben, indem sie namentlich im XVI. Jahrhundert die landesherrlichen Schulden regulirt und verwaltet hatte, und König Friedrich selbst hatte bei ihr wiederholt Anleihen aufgenommen. Davon aber, dass man ihre Ziele, ihre ganze Organisation bei der schlesischen Landschaft hätte zum Vorbilde nehmen können, war keine Rede. Ganz im Gegentheil hat man die kurmärkische Landschaft erst dadurch, dass man ihr 1777 die schlesischen

Einrichtungen anpasste, in den Stand gesetzt, ihre wirthschaftliche Tüchtigkeit nun auch auf dem besonderen Gebiete, welches die schlesische Landschaft allein kultivirte, zu bewähren.

So viel wird man eben doch einräumen müssen: tatsächlich war die Schöpfung der schlesischen Landschaft ein epochemachendes Ereigniss für die Gesamtgeschichte des wirtschaftlichen Lebens Preussens, Deutschlands, Europas. Das Werk, was hier geschaffen worden, erregte schnell bewundernde Anerkennung bei den Zeitgenossen; es ward zum Vorbild und Muster für andere Länder, für andere Generationen, und den höchsten Ruhm schliesst die unwidersprechliche Thatsache in sich, dass, wie jene Schöpfung von 1770 vom ersten Augenblicke an segensreich gewirkt hat, sie noch heutzutage in kaum je veränderter Gestalt ihren Zweck zu erfüllen vermag. Und zu dem Erfolge des Werkes hat nicht zum wenigsten der Umstand beigetragen, dass es gleich in so grossem Stile angefasst und ausgeführt ward, dass man sich nicht mit der Errichtung einer Kreditgesellschaft begnügte, sondern von vornherein die Organisation einer ganzen grossen Provinz in Aussicht nahm und auch wirklich durchführte. Denn während Büring einst bei seinem Plane die Erzielung der von so vielen Seiten als Heilmittel des Nothstandes geforderten Kollektivgarantie durch ein Zusammentreten der geldbedürftigen Grundbesitzer vorschlug, so hat König Friedrich vom ersten Augenblicke die Aufgabe weiter gefasst. Als er einstmals die gleichfalls so segensreiche und bedeutungsvolle Einrichtung einer auf Gegenseitigkeit begründeten Feuerversicherung in Schlesien einführte, hatte er unbedenklich die Kraft des Gesetzes zur Anwendung gebracht und zum Besten des Ganzen der Indolenz des Einzelnen zwangsweise nachgeholfen. Ebenso wenig hatte er jetzt gezögert, die Gesammtheit der Grundbesitzer zu einer Verbindlichkeit für die Landschafts-Schulden, die bei geordneter Verwaltung kaum ein Risiko in sich schloss, heranzuziehen. Wir werden schwerlich fehlgehen, wenn wir in dieser so besonders be-

deutsamen Verallgemeinerung des der Landschaft zugrunde liegenden Prinzips den eigensten Gedanken des Königs selbst erblicken.

Eben dieser Punkt hat dann noch eine andere Seite, die auch Beachtung verdient. Als am 25. Juni 1770 im Fürstensaale des alten Breslauer Rathhauses die schlesischen Stände zusammentraten, vollzog sich damit ein Ereigniss, welches wohl hätte ein gewisses Aufsehen machen können. Jahrhunderte lang hatten an derselben Stelle die schlesischen Fürsten und Stände getagt und einen bedeutsamen Antheil an der Regierung und Verwaltung des Landes geübt, insofern sie die von dem Landesherrn geforderten Steuern zu bewilligen, zu vertheilen, zu erheben das Recht hatten. Dieses Recht war ihnen seit dem Eintritte der preussischen Herrschaft genommen worden; König Friedrich hatte im Herbste 1741 ihren Vertretern kurzweg erklärt, er bedürfe für künftig ihrer Mitwirkung nicht mehr, er hatte mit einem Federstriche die ganze alte Ständeversammlung für aufgehoben erklärt. Als nun jetzt, nachdem noch nicht dreissig Jahre vergangen, der König wiederum durch seinen Minister die schlesischen Stände zusammenkommen liess, mussten sie nicht mächtig an die Vergangenheit gemahnt werden, ihrer einst besessenen Rechte sich erinnern — hätte nicht wenigstens ein Versuch, Verlorenes wiederzugewinnen, unendlich nahe gelegen? Wohl waren jetzt die schlesischen Stände zu einem ganz bestimmten, eng begrenzten Zwecke zusammenberufen worden, aber man braucht in den Quellen der Geschichte nicht lange zu blättern, um Beispiele zu finden, wo ständische Versammlungen in ähnlicher Lage sich durch derartige Schranken nicht haben abhalten lassen, das, was ihnen als ihr Recht erschien, geltend zu machen, mit dem dargebotenen kleinen Finger möglichst viel von der ganzen Hand zu fassen.

Aber von alledem erfahren wir nicht das Allermindeste; wir hören nicht, dass eine Erinnerung an die Vergangenheit wachgerufen worden wäre, dass es unter den Abgeordneten eine Partei gegeben hätte, die sich mit derartigen Plänen

getragen, dass Flugschriften erschienen wären, die zu Versuchen, die verlorenen Rechte wiederzuerlangen, ermuntert hätten, dass im Lande für solche Gedanken eine gewisse Stimmung vorhanden gewesen wäre. Es fällt schwer, zu glauben, dass nur der Mangel an historischen Zeugnissen daran schuld sei, wenn wir von derartigem absolut nichts zu berichten haben; ein Wiederaufflackern des ständischen Gedankens hätte doch wohl so viel Aufsehen gemacht, dass eine Kunde auf uns gekommen wäre. Eine solche Meinung findet auch darin ihre Stütze, dass der Landtag selbst mit der ausgesprochenen Absicht, aus Sparsamkeitsrücksichten sein öfteres Zusammentreten überflüssig zu machen, die ihm eigentlich zustehende Revision und Kontrolle einem Ausschuss übertrug. Interessant ist dann auch aus jener bereits erwähnten, gleichsam als offiziell anzusehenden Schrift von Svarez: „Gedanken eines Patrioten“ etc. eine Stelle über die Kompetenz der Landschaft. Hier bespricht der Verfasser unter den gegen das neue Werk erhobenen Einwürfen auch den folgenden: „Könnte es nicht geschehen, dass bei entstehendem Kriege Forderungen an die Landschaft und deren Repräsentanten gemacht und von derselben beträchtliche Kontributionen oder Darlehen verlangt würden?“ Darauf antwortete der Verfasser: „Wer nur weiss, dass unsere Landschaft sich von allen andern darin unterscheidet, dass sie weder Steuern oder andere öffentliche Einkünfte zu verwalten, noch mit Ausschreibungen von dergleichen Anlagen das Geringste zu thun hat, dass sie eine Repartition zu machen deshalb weit weniger imstande ist als das geringste Kreissteueramt, der muss sich den Gedanken, die Landschaft zu dergleichen Kontributionen zu missbrauchen von selbst vergehen lassen. . . . Der Kredit der Landschaft reicht niemals weiter als auf die Pfandbriefe, welche ihr etwa die Kreis-Insassen, um Geld darauf zu suchen, anvertrauen wollen. Wer also Geld von der Landschaft verlangt, muss ihr zuvor privilegirte Pfandbriefe geben; wer dieses nicht kann, es sei Freund oder Feind, klopft an ein leeres Fass und erwartet unmögliche Dinge.“ Un-

zweifelhaft findet sich hier die Kompetenz der schlesischen Stände ebenso bestimmt wie eng umgrenzt festgestellt und gleichzeitig hervorgehoben, dass sich darin die schlesische Landschaft von allen andern unterscheide; allerdings wird daran die Bemerkung geknüpft, dass diese Beschränkung ihrer Kompetenz sie auch vor unwillkommenen Zumuthungen schützen müsse. Dass der junge offizielle Publizist sich veranlasst gesehen habe, das erstere noch besonders einzuschärfen und das letztere gleichsam als tröstendes Moment beizufügen, das anzunehmen ist um so weniger gerechtfertigt, als, wie wir wiederholen möchten, kein Grund zu der Vermuthung vorliegt, dass der Mangel einer weitergehenden Kompetenz von den Ständen als solcher empfunden worden sei.

Verhält sich aber das wirklich so und hat in der That selbst eine solche Gelegenheit keinerlei Verlangen nach einer verfassungsmässigen Mitwirkung der Stände an der Regierung zu erregen und zum Ausdruck zu bringen vermocht, weder in breiteren Schichten der Bevölkerung, noch auch wenigstens in den zunächst beteiligten des Adels, so wäre das eine immerhin bemerkenswerthe Thatsache, und wir dürften konstatiren, dass, sowie einst 1741 die schlesischen Fürsten und Stände vom Schauplatze abgetreten sind, ohne dass Jemand in der Bevölkerung sie vermisst oder um sie geklagt hätte, diese absolute Gleichgültigkeit noch weiter bestanden und dreissig Jahre später sich aufs neue bethätigt hat. Wohl waren die alten schlesischen Fürsten und Stände eine durch und durch aristokratische Versammlung, sodass die Bevölkerung im grossen und ganzen wenig Grund hatte, in ihnen ihre wirklichen Vertreter zu sehen; doch bleibt es zweifelhaft, ob dieses Moment unter allen Umständen ausschlaggebend gewesen sein würde. Hätte überhaupt im Bewusstsein der Schlesier von damals ein, wenn man so sagen darf, konstitutioneller Drang, ein Verlangen nach verfassungsmässiger Theilnahme des Volkes an der Regierung gelegen, so würde die Thatsache, dass die historischen Rechte, auf die man sich allenfalls berufen konnte, nur der

Aristokratie hätten zugute kommen können, die Schlesier nicht zurückgeschreckt haben, so wenig wie einige Jahrzehnte später bei der Erhebung der Belgier gegen Kaiser Joseph II. die aristokratische Beschaffenheit der belgischen Verfassung die ganze Bevölkerung gehindert hat, dafür einzutreten. Aber hier war von derartigem keine Rede; der grosse König kannte seine Leute ganz wohl und hat sicherlich keinen Augenblick gefürchtet, seine getreuen schlesischen Stände könnten, als er dieselben am 25. Juni 1770 wieder auf der Stätte ihrer alten Wirksamkeit zusammenkommen liess, ein Gelüst zeigen, über die ihnen zugewiesene Beschäftigung mit den Pfandbriefen hinaus etwas von ihren früheren Rechten, Dinge wie Steuerbewilligung u. dergl., in Anspruch zu nehmen. Wir aber dürfen die Thatsache verzeichnen als ein zwar negatives, aber doch nicht ganz unwichtiges Moment für die Entwicklung des konstitutionellen Gedankens.

Zweiter Abschnitt.

Die Städte.

Bezüglich der Städte wird es erlaubt sein, auf das zu verweisen, was bei der Darstellung der ersten Hälfte von Friedrichs Regierung nach dieser Richtung gesagt worden ist, so dass wir hier noch Einiges nachzutragen und zu ergänzen haben. Was die städtische Verwaltung anbetrifft, so scheint allmählich wenigstens thatsächlich die Wahl der Bürgermeister und Rathsherren den Bürgern überlassen worden zu sein, so dass die Regierung nur ein Bestätigungsrecht sich vorbehielt. Als während des bairischen Erbfolgekrieges die Bewohner der Grafschaft Glatz, vielleicht zum Theil ohne wirkliches Verschulden, in den Verdacht mangeln-

der patriotischer Gesinnung gekommen waren, nahm der König den Städten dieser Landschaft die freie Rathswahl bis auf Weiteres. Und wenn ferner der König anfänglich in den sogenannten Mediatstädten Schlesiens, d. h. den etwa 40 Städten, welche einen eignen Grundherren besaßen, den Letzteren die Ernennung der städtischen Beamten auch fernerhin gestattet hatte, so haben doch die Klagen der beaufsichtigenden Regierungsbeamten über die gerade an diesen Orten herrschenden allzu patriarchalischen Verhältnisse bereits im Jahre 1750 (wie wir hier nachtragend berichten möchten) den König zum Eingreifen bewogen. Es wurde damals zunächst der früher in diesen Städten beliebt gewesene häufige Wechsel der Bürgermeister, die hier meistens ohne festen Gehalt nur auf einige Gefälle und Sporteln angewiesen waren, abgestellt, ferner aber sicherte sich der König einen massgebenden Einfluss auch in diesen Städten dadurch, dass er eben damals die betreffenden Kommunen zwang, neben dem Bürgermeister an zweiter Stelle einen von der Staatsbehörde zu ernennenden sogenannten Polizeibürgermeister zu besolden, dem zunächst eben die Polizei in ganzem Umfange unterstehen sollte, der aber dann überhaupt die Angelegenheiten, an denen die Regierung ein unmittelbareres Interesse hatte, die Garnisons-, Einquartirungs-, Servissachen bearbeiten, die Etats der Kämmerei, der frommen Stiftungen, der Gewerkskassen, desgleichen die gesammte städtische Registratur überwachen und die erforderlichen Berichte an die Behörden anfertigen sollte. Der eigentliche Bürgermeister hatte alle einlaufenden Sachen auch diesem neuen Kollegen vorzulegen, und die Behörden durften auch gewisse Angelegenheiten direkt dem Polizeibürgermeister zuschreiben, welche dann diesem zuerst und erst an zweiter Stelle dem *Consul dirigens* vorgelegt werden mussten. In den zum Ressort des neuen Beamten gehörigen Angelegenheiten waren die übrigen Magistratsmitglieder an seine Zustimmung gebunden, so dass derselbe nie majorisirt werden konnte. Diese tief einschneidenden Bestimmungen, welche dann eine besondere Instruktion von 1754 noch

weiter ausführte, machten rechtlich den Polizeibürgermeister zum eigentlichen Leiter der Stadt, neben dem der *Consul dirigens* nur noch dem Namen nach Stadthaupt war, und während bisher in diesen Mediatstädten der Bürgermeister gewöhnt war, an erster Stelle sich dem Willen seines Grundherrn, des Fürsten, Grafen oder Abtes, der hier das Dominium hatte, und der ihn selbst in jedem Augenblicke ab- und durch eine andre gefügigere Persönlichkeit ersetzen konnte, anzubequemen und zu fügen, lag fortan die Verwaltung der Stadt oder des Städtchens in den Händen durch die Regierung eingesetzter und von dem Grundherrn nicht absetzbarer Beamten, die, wie es in der Verordnung von 1750 hiess, zwar „gegen die Dominia die gebührende Attention nicht aus den Augen setzen, im Uebrigen aber von den kgl. Kammern sowohl vor ihre Personen als in Ansehung der ihnen anvertrauten Autorität nach vorkommenden Umständen mit Nachdruck geschützet werden“ sollten.

Das, was wir oben über die Verhältnisse eben in diesen kleinen Mediatstädten angeführt haben, lässt uns mit Sicherheit annehmen, dass erst durch diese Massnahmen Ordnung in ihre Verwaltung gekommen ist; ausserordentlich schwer muss es aber doch gewesen sein, für diese mit so weitgehenden Befugnissen ausgestatteten, sehr verantwortlichen Aemter geeignete Persönlichkeiten zu finden bei den unverhältnismässig geringen Besoldungen, welche die oft wirklich sehr armen Städtchen ihnen bieten konnten. Das Gesetz von 1750 nimmt dafür 25, 50 bis höchstens 100 Thaler jährlich aus der Kämmereikasse an, wozu dann die Bürgerschaft noch Beiträge leisten, aber auch das Dominium contribuiren und dann auch Sporteln hinzukommen sollten. Uebrigens ist, nachdem der Titel einmal geschaffen war, derselbe auch in Immediatstädten zur Anwendung gebracht worden und namentlich in den grösseren Städten, wo für den *Consul dirigens* und vielleicht auch den Prokonsul der Titel eines Stadtdirektors gebraucht ward, versah man dann den Polizeirathmann mit dem umfänglicheren Titel eines

Polizeibürgermeisters. Einen weiteren höheren Magistratsbeamten und eine neue Art von Bürgermeister brachte dann die Zeit nach 1770, als der König daran ging, wie wir an anderer Stelle noch näher kennen lernen werden, in den Städten die Justizpflege ganz von der übrigen städtischen Verwaltung zu trennen. Die rechtskundigen Vorsitzenden der damals 1772/3 neubegründeten städtischen Justizdeputationen erhielten anscheinend von 1781 an den Titel Justizbürgermeister und für gewöhnlich die Stelle unmittelbar nach dem *Consul dirigens*. Doch dürfte dieser Titel sich auf die grösseren Provinzialstädte beschränkt haben; die Mediatstädte, in denen für die erste Instanz das Recht im Namen des Grundherrn gesprochen wurde, waren ja von der ganzen Veränderung ausgeschlossen geblieben.

Endlich begegnen uns Feuerbürgermeister in den schlesischen Städten. Mit ihnen hat es folgende Bewandtniss. Vor Erlass der neuen grossen Feuerlöschordnung von 1776 hatte der König, wie es in den Akten heisst, „aus eigener Bewegung“ verfügt, dass fortan in allen mit Garnisonen versehenen Städten „die alleinige Disposition über die Feuer-Lösch-Anstalten denen Kommandeurs der Garnisons überlassen sein“ solle und ferner, dass in den Städten ohne Garnison (49 von 130) besondere Feuerbürgermeister, für welche ein Jahresgehalt von 120—130 Thlr. ausgeworfen wurde, angestellt und aus Solchen, welche früher in der Armee gedient hätten und mit gutem Zeugnis entlassen worden seien, gewählt werden sollten. In Ausführung dieses Befehls war nun festgestellt, welche Städte in ihrem Magistratskollegium bereits gediente Leute besäßen, denen dann die neuen Stellen übertragen werden könnten. Es fanden sich ihrer eine ganze Anzahl (im Breslauer Kammerdepartement 10 von 28, im Glogauer 9 von 21) und zwar zum grossen Theile ehemalige Offiziere, welche jetzt die Posten der ersten Bürgermeister innehatten, aber es mussten doch auch Feldwebel, Unteroffiziere, Wachtmeister, ja selbst ein Musketier, ein Feldscheer und ein Feldbäcker mitzählen, die jetzt sämmtlich ihre beim Militär erworbene Strammheit

und Thatkraft als Feuerbürgermeister an den Tag zu legen Gelegenheit erhielten. An einigen Orten fanden sich mehrere gediente Magistratsmitglieder, so dass damit in anderen Städten ausgeholfen werden konnte. Die bereits Angestellten empfingen bei Übernahme des neuen Amtes eine kleine Zulage zu ihrem bisherigen Einkommen; hierfür wie für die zahlreichen ganz neu anzustellenden ehemaligen Militärs wurden die Mittel aus den Feuersozietäts-Beiträgen entnommen, obwohl das wiederum eine recht unerwünschte Steigerung dieser letzteren zur Folge hatte. Wenn der König, der, wie wir noch anzuführen haben werden, den Massregeln gegen die Brände eine ganz besondere Wichtigkeit beimass, die Feuerbürgermeister (1780) von allen Nebenofficiis befreit wissen wollte, so wird aller Wahrscheinlichkeit dieser Befehl sich thatsächlich als unausführbar herausgestellt haben aus finanziellen Gründen.

Besondere Feuerbürgermeister konnte es nach dem eben Angeführten also nur in den Städten ohne Garnison geben, zu welchen ja allerdings auch die Industrieorte des Gebirges wie Hirschberg, Landeshut, Löwenberg u. s. w. gehörten, in den übrigen hatte, wie wir wissen, der jedesmalige Garnisonskommandeur diese Funktion mit zu besorgen; doch schon weil der neue Titel, wie in unsern Akten hervorgehoben wird, von dem König selbst mündlich festgesetzt worden war, wurde in der Feuer-Lösch-Ordnung vom 13. Dezember 1776 der Leiter der Löschanstalten immer kurzweg mit jenem Titel bezeichnet. Der König hat dem Feuerbürgermeister dann noch einen besonderen hohen Rang nämlich unmittelbar hinter dem Bürgermeister zugewiesen. Andererseits aber haftete diesem Amte eine empfindliche Beschränkung an. Sein Inhaber sollte nämlich die Stadt, in welcher er wohnte, „schlechterdings“ niemals verlassen, so dass eine Vertretung für ihn einzig und allein im Falle einer schweren Erkrankung zulässig wurde.

Dieser lebenslängliche Stadtarrest der Feuerbürgermeister stellt sich zur Seite mancher andern Härte, mit der König Friedrich ganz besonders die städtischen Be-

hürden heimsuchte. Diese armen Bürgermeister hatten olnehin schwer an ihrer doppelten Verantwortlichkeit gegenüber den sie beaufsichtigenden Steuerräthen und andererseits ihren Stadtgemeinden gegenüber zu tragen; Konventionalstrafen bedrohten jegliche Unterlassung oder Versäumniss, aber besonders hart durfte es erscheinen, wenn nun auch für den thatsächlichen Erfolg einer gesetzlichen Bestimmung die Stadthäupter die Verantwortung tragen und mit Geldstrafen dafür haften sollten, und wenn z. B., als der König 1776 unzufrieden mit dem Anwachsen der jüdischen Bevölkerung, die Juden aus ganz Niederschlesien mit Ausnahme von Glogau und Brieg nach Oberschlesien zu verwerfen befahl, falls nicht dieses Edikt binnen Monatsfrist zur Vollziehung gebracht würde, „für jede Judenseele“, die man dann noch in einer Stadt antreffen würde, dem Bürgermeister 10 Thlr. Strafe bevorstanden, oder wenn der Letztere mit seinem Beutel dafür haften sollte, dass nicht einer oder der Andere der von Auswärts herberufenen Handwerker oder Fabrikanten aus irgend welchem Grunde wieder das Weite suchte. Und wenn dann angesichts derartiger übler Eventualitäten ein Bürgermeister den Beschluss fasste, mit der Aufnahme fremder Einwanderer etwas vorsichtig und misstrauisch zu sein, so konnte er mit solcher Gesinnung recht wohl aus der Scylla in die Charybdis kommen, und wegen „mangelnder Betriebsamkeit“ noch Schlimmeres zu gewärtigen haben. Unter dem 1. resp. 15. Juni 1764 erhielten sämtliche schlesische Steuerräthe ein gedrucktes Zirkular, in welchem der König, da er erfahren, „dass in einigen an der Grenze belegenen auswärtigen Städten mehr Tuchmacher vorhanden als in ganz Oberschlesien und in einem Theil von Niederschlesien befindlich sind“, Folgendes verfügt: „Da Wir nun der Meinung sind, dass bloss die Unbetriebsamkeit der Magisträte schuld daran, dass im Lande ein Mangel an guten Tuch-Fabrikanten ist, die unsere Nachbarn nach Tausenden aufweisen können, so bleibt auch weiter Nichts übrig, als dass Wir bemeldte Offizianten aus ihrer Sorglosigkeit, mit der sie die Aufnahme der ihnen

untergebenen Städte behandeln, durch einige ihnen empfindliche Mittel aufwecken. Unsere Intention geht also dahin, dass denen Magisträte, die bis daher so wenig Hand angeleget, fremde Professionisten ins Land und an sich zu ziehen, das Traktament so lange in Beschlag genommen werden solle, bis sie thätige Beweise ihres in dieser Sache erforderlichen Fleisses darlegen.“ Hier wie in so vielen andern Fällen hat dann die Praxis die Härte der gesetzlichen Bestimmungen mildern müssen. Die Kammern würden bald in Verlegenheit gekommen sein, geeignete Kandidaten zur Besetzung der Aemter zu finden, wenn sie überall die volle Strenge der erlassenen Bestimmungen hätten walten lassen.

Wir sahen im Vorstehenden, welche hervorragende Wichtigkeit der König den Massregeln gegen die Brände beilegte. In der That klagte derselbe wiederholt über die zahlreichen Feuersbrünste in den schlesischen Städten, und wir nehmen auch wahr, wenn wir auch nur die grösseren Brände zusammenstellen, dass durchschnittlich in jedem Jahre von den 130 schlesischen Städten und Marktflecken zwei derselben ganz oder wenigstens zum grossen Theil abgebrannt sind. Es wird uns dies erklärlich, wenn wir erwägen, dass unter den 130 Orten, welche als accisbare Städte mitzählten, sich doch recht viel armselige befanden, in denen massive Häuser die Ausnahme bildeten, und die dabei nach Art der schlesischen Kolonistenstädte verhältnissmässig eng gebaut waren, so dass ein einmal entstandenes Feuer nur allzu reichliche Nahrung fand und schwer gehemmt werden konnte.

Dem König entging es nun auch nicht, dass die unsolide Bauart eines grossen Theils der schlesischen Städte viel Schuld an den zahlreichen Brandschäden trüge, und er hat unermüdlich hier durch strenge Verordnungen Wandel zu schaffen sich bemüht. Die Zahl der nach dieser Seite hin erlassenen Edikte ist ungemein gross. Dieselben richteten sich zunächst gegen die Schindeldächer, die der König mit Recht als besonders gefährlich ansah, schon deshalb, weil die brennenden Schindeln vom Winde weiter getragen eine

Fortpflanzung des Feuers wesentlich beförderten; die Anfertigung neuer Schindeldächer ward schliesslich geradezu verboten. Ferner erblickt der König eine Quelle von Feuerunglück in der mangelhaften Anlage der Schornsteine. Er verbot deshalb die früher vielfach üblich gewesenen hölzernen Schornsteine und ebenso das Aufsetzen gemauerter Schornsteine auf Balken, also auf Holzwerk, endlich verlangte er immer aufs Neue die massive Errichtung von Neubauten. Die Verordnungen werden mit der Zeit immer dringender und bestimmter, vor Allem wegen der Schindeldächer. Nach dem siebenjährigen Kriege will der König dieselben überhaupt nicht mehr dulden, verbietet Reparaturen derselben und lässt die Zimmermeister darauf vereiden, dass sie bei Neubauten das Dachgesperre nur für Flachwerke einrichten. Wer ein hölzernes Haus errichtet, hat die schwersten Nachtheile zu befürchten; im Falle eines Brandes soll ihm keine Brandentschädigung zu Theil werden, er selber aber ist verpflichtet, seine vollen Beiträge zu entrichten. Wer könnte sie alle aufzählen die zahlreichen, zu Gunsten der massiven Bauten erlassenen Verordnungen? Man könnte nicht sagen, dass dieser Kampf ganz fruchtlos gewesen sei; man rechnet, dass unter Friedrichs Regierung 11633 Schindel- in Ziegeldächer umgewandelt worden sind. Aber ebenso gewiss wird uns berichtet, dass in den schlesischen Städten bei Friedrichs Tode noch 28838 Schindeldächer vorhanden waren, dass es doch noch zehn Städte gab, welche kein einziges Ziegeldach aufzuweisen hatten (Hohenfriedeberg, Katscher, Krappitz, Liebau, Lieben- thal, Lublinitz, Schömberg, Tschirnau, Deutsch-Wartenberg, Wilhelmsthal), und dass in vielen andern die flachwerkbedachten nur einen verschwindend kleinen Procentsatz der Häuser bildeten. Denn nur zu häufig fanden alle die wohl- erwogenen, aus den besten Absichten vorangegangenen Bemühungen des Königs eine unüberwindliche Schranke einfach an der Armuth der Kleinbürger. Denn da der Unterschied der Herstellungskosten zwischen einem massiven mit Ziegeldach versehenen Hause gegenüber einem Fachwerk-

hause mit Schindeldach doch recht ansehnlich war, so kam es oft genug vor, dass in solch kleinem Städtchen ein armer Mann nur für ein Haus letzterer Art die Mittel aufzubringen vermochte, und da den Magisträten und meistens auch den aufsichtführenden Steuerräthen am Ende doch ein neues Schindelhaus lieber war, als wenn die Brandstätte in Trümmern liegen blieb, so entstanden allen Verboten zum Trotze doch immer wieder neue Häuser in der vom Könige so schwer gemissbilligten Form. Gewiss war, dass die 1742 eingeführte auf Gegenseitigkeit beruhende Feuerversicherung der schlesischen Städte, bei der nach einem vorgefallenen Brande der durch Taxe herausgestellte wirkliche Schaden durch Beiträge in allen übrigen Städten direkt im Wege der Umlage aufgebracht wurde, dem Einzelnen nicht hinreichende Mittel bot, um damit den ganzen Wiederaufbau zu bestreiten. Es war dies im Grunde sehr erklärlich. Die Abschätzung des durch das Feuer angerichteten Schadens konnte ja kaum jemals eine Summe ergeben, welche den Kosten eines Neubaues gleichgekommen wäre, aber ganz abgesehen davon erfolgte doch die Taxe auf Grund des betreffenden Feuer-Katasters, in welchem jeder Eigenthümer sein Haus selbst abgeschätzt hatte; und hier pflegte man eher zu niedrig als zu hoch zu veranschlagen, schon weil diese Schätzung zugleich den Massstab bei der Umlage einer zu erhebenden Brandentschädigung darbieten musste. Selbst die Magisträte waren mit einer bescheidenen Höhe ihres Feuerkatasters sehr einverstanden, damit die Quote ihrer Stadt nicht zu hoch zu stehen käme. Damit war nun aber der König unzufrieden und ordnete 1750 an, jedes Haus solle auf zwei Drittel der Kosten eines Wiederaufbaues veranschlagt werden; 1752 ging er dann noch weiter und verlangte eine so hohe Schätzung, dass die Häuser davon neu erbaut werden könnten und zwar unbedingt mit Ziegeldächern wenigstens für die Vorderhäuser. Aber obwol diese Bestimmungen immer aufs Neue eingeschärft wurden, so hatten sie doch nicht die gewünschte Wirkung, und aus einem Berichte des Ministers von Schlabren-

dorf von 1767 können wir entnehmen, dass, wenn der Neubau eines Hauses auf 700 Thaler veranschlagt wurde, die Feuerkassenbeiträge nur 470 Thaler durchschnittlich ergaben.

Der König pflegte nun seit dem Hubertsburger Frieden alljährlich 50 000 Thaler für diesen Zweck des Wiederaufbaues durch den Brand zerstörter Städte in Schlesien anzuweisen.

Natürlich erwuchs dem Minister für Schlesien arge Noth aus der Verpflichtung die Summe in geeigneter Weise zu vertheilen, es entstand unvermeidlich ein wahres Drängen und Rennen um Antheil an diesen Bauhilfsgeldern; jeder Magistrat suchte möglichst viel für seine Kommune herauszuschlagen und kargte nicht mit kläglichen Versicherungen. Es kam dann auch wohl vor, dass irgendwo Leute auf gut Glück zu bauen begannen, in der Hoffnung, es werde, wenn das Geld ausgehe, schon irgendwie Rath geschafft werden, um zu verhindern, dass das Haus als Ruine dastünde. Es möge gestattet sein, aus den Akten ein drastisches Beispiel herauszugreifen. In Bernstadt, einem kleinen Städtchen des Fürstenthums Oels, war am 10. Mai 1765 ein Feuer ausgebrochen, das den dortigen Kirchthurm, 30 Häuser in der Stadt und in der Vorstadt 8 Häuser und 3 Scheuern eingeäschert hatte. Zunächst wird diesem Unglück gegenüber eine Kirchenkollekte angeordnet, deren Ertrag jedoch Bernstadt mit zwei gleichzeitig verunglückten Dörfern zu theilen haben sollte.

Wirklich ergibt die Kollekte soviel, dass die Bedürftigen durchschnittlich etwa 20—25 Thaler erhalten können, und als dann die Feuersozietätsbeiträge, welche allerdings pro Haus nicht ganz 300 Thaler gewähren, eingezogen sind und die königlichen Gnadengelder hinzukommen, vermag der Magistrat zu berichten, dass, abgesehen von einem Hause, welches als „deserirt“ angesehen werden müsse, die übrigen Brandstellen entweder wieder aufgebaut worden sind oder als im Bau begriffen angeführt bezeichnet werden können. Bei einigen geht das allerdings etwas langsam, und 1775, also zehn Jahre nach dem Brande, muss der Magistrat ein-

gestehen, dass den Besitzern zweier Häuser, die noch dazu am Ringe liegen, das Geld ausgegangen sei und der Bau gänzlich stocke. Der Magistrat weiss nicht zu helfen, bittet aber dringend in seinen allmonatlich an die Kammer abzustattenden Berichten, die Behörden möchten einen ausserordentlichen Zuschuss verschaffen. Er klagt im Juli 1775, beide Häuser fielen nunmehr wieder ein und im August, die Besitzer blieben steif und fest dabei, „sie liessen ihren allergnädigsten König und Herrn nicht, er segne sie denn,“ im September, die Leute wären bitterarm. Aber die Kammer erklärt, keinen Fonds zu haben, die Häuser müssten dann im Wege der Licitacion verkauft werden. Der Magistrat antwortete, die Ruinen möchte Niemand, auch nicht geschenkt haben, wenn er die Baupflicht übernehmen sollte: „Nur ist es immer und ewig schade, dass schon so vieles daran verwendet worden und die Eigenthümer solche als sich arm Gebaute *volenter volenter* deseriren müssen.“ (April 1776): Licitacion wird verfügt, es meldet sich Niemand, der eine Eigenthümer stirbt. Juli 1776: die Häuser stehen zum Umsturze auf dem Markte recht despektirlich und erbarmungswürdig da. Der Minister verspricht endlich, sich die Häuser selbst ansehen zu wollen, aber anscheinend hat auch das keinen Erfolg gehabt, denn im September schreibt Magistrat: „die Häuser stürzen zusammen und machen einen erbarmenden und recht polnischen Prospekt.“ Thatsächlich sind die beiden Häuser erst nach dem Tode König Friedrichs wieder aufgebaut worden.

Gewiss ist, dass vielfach auch die freigebige Unterstützung des Königs nicht ausreichen wollte. Nach jenem erwähnten Berichte von 1767 stellte sich damals die Sache so, dass zum Aufbau von 516 abgebrannten Häusern erforderlich waren 359000 Thaler. Dazu steuerte die Feuersozietät 221000 und der König noch 50000, aber es blieb immer noch ein Manko von 88000 Thalern, zu dessen Behebung nun doch die Mittel fehlten.

Es blieb dies ein Gegenstand beständiger Sorge für den König, und ein Reskript von 1774 beginnt mit der

Klage, dass die von der Feuersozietät gezahlten Entschädigungen thatsächlich kaum zur Hälfte hinreichten, das abgebrannte Gebäude wieder herzustellen, so dass die Damnikaten ihr Vermögen mit verbauen oder sich in Schulden stürzen müssten, und verlangt, dass mit dem neuen 1777 anzulegenden Feuerkataster die Häuser zum vollen Werthe eines Neubaues veranschlagt würden. Gleichzeitig beschloss er, als im Jahre 1776 wiederum zwei ansehnlichere Städte, Jauer und Ratibor, zum grossen Theile eingäschert worden waren, ernstere Massregeln zu ergreifen, er beauftragte den Oberstlieutenant von der Goltz, eine neue Organisation der Feuerlöschanstalten in den schlesischen Städten nach dem Muster der Berliner, welche letztere Goltz acht Tage hindurch recht gründlich studiren soll, einzuführen und hielt nun auch strenger darauf, dass die zu zahlenden Beiträge die Herstellung massiver, ziegelbedeckter Häuser ermöglichen. Allerdings stiegen damit nun auch die Beiträge sehr erheblich, umsomehr, da man jetzt auch darauf Bedacht nahm, die Gehalte der Feuerbürgermeister und wahrscheinlich auch manches Andere, wie Anschaffungen von Löschutensilien etc. auf die Umlage zu schlagen. Die Hausbesitzer klagten aller Orten darüber. So jammert 1777 der Magistrat von Bernstadt, Jedermann stosse sich an den erhöhten Feuerkataster, die Kontributionen wüchsen immer fort, so dass ein Bürger sein Haus successive immer wieder von Neuem bezahlen und erkaufen müsse.

Uebrigens hat es der König thatsächlich bei jenen 50000 Thalern jährlicher Unterstützung nicht bewenden lassen; er hat bei grösseren Bränden wiederholt noch ausserordentliche Beihülfen gewährt, und im Grossen und Ganzen hatte die Mehrzahl der schlesischen Städte unter Friedrich dem Grossen und durch dessen unermüdliche Fürsorge ihre Physiognomien geändert; die erbärmlichen Hütten, die sie einst verunzierten, sind aus den Hauptstrassen wenigstens geschwunden und haben anständigeren, wenngleich nicht eben schönen und etwas uniform aussehenden Häusern Platz gemacht. Allerdings hat sich das anständige Aussehen sehr

häufig nur auf die Vorderfront beschränkt, so dass die Hinterhäuser übel abstachen.

Ein zusammenfassendes Urtheil über die Lage der schlesischen Städte unter Friedrich dem Grossen ward schon oben (Bd. I, 382) ausgesprochen. Ihm mögen wir hier noch ergänzend hinzufügen, wie die vielfach unter den Bürgern laut gewordenen Klagen über den auf ihnen lastenden Steuerdruck doch zum grossen Theil darauf zurückzuführen sind, dass den Schlesiern erst nach und nach ein Verständniss aufging für das viele Gute, das ihnen die neue Regierung gebracht hatte. Je mehr sie inne wurden, dass das unvergleichlich erhöhte Mass von staatlicher Ordnung und Sicherheit nach allen Seiten hin, der Zusammenhang mit einem wohl regierten Staate, dessen Haupt unermüdlich für die Wohlfahrt seiner Unterthanen sich mühte und sorgte, das Emporsteigen zu einer höheren Kulturstufe auch für das kleinste Gemeinwesen bedeutungsvoll war, desto williger wurden sie auch, für diese Errungenschaften die unerlässlichen Opfer zu bringen.

Und was insonderheit oft als grosse Härte hervorgehoben worden ist, die zwangweise Ablieferung der Kämmerei-Ueberschüsse erhielt doch auch bei näherer Betrachtung ein anderes Ansehen. Die gesammte Summe für diese Ueberschüsse bezifferte sich im Etat für Schlesien auf jährlich 22000 Thaler, wovon 16000 auf Breslau entfielen, so dass die Menge der übrigen Städte mit recht unbedeutenden Beträgen betheilt erschien, und jedenfalls stand auch die Gesamtsumme in gar keinem Verhältnisse weder zu den 50000 Thalern, welche der König alljährlich den schlesischen Städten für ihre Baukassen schenkte, noch zu den ansehnlichen Posten, welche durch die strenge Kontrolle der kommunalen Verwaltungen seitens der Regierungsbehörden den Städten jährlich erspart wurden. Wohl ist es erklärlich, wenn die von fremdher gekommenen Zahlmeister oder Subalternbeamten, welche damals den schlesischen Städten als Bürgermeister oder Kämmerer aufgenöthigt wurden, den Bürgern wenig willkommen waren, und viele

derselben mögen in der That zur rechten Pflege des Bürgersinnes wenig veranlagt gewesen sein, aber rechnen und arbeiten hatten sie gelernt; und eben diese Eigenschaften waren an den meisten Orten das erste Erforderniss. Denn als König Friedrich ins Land kam, musste er wahrnehmen, dass die sogenannte städtische Selbstverwaltung der österreichischen Zeit sich an den meisten Orten recht schlecht bewährte, eben weil ihr die nöthige Aufsicht und Verantwortlichkeit fehlte, und dass hier gründlich Wandel zu schaffen das Dringendste war. Den fridericianischen Beamten, welche in die Kommunalverwaltung Ordnung, Sparsamkeit und pünktliche Pflichterfüllung hineingebracht haben, gebührt ein reiches Mass von Anerkennung, das kaum geschmälert werden kann durch die Beobachtung, dass Viele von ihnen etwas rauhe Lehrmeister gewesen sind.

Dritter Abschnitt.

Rechtspflege.

Nur kurz werden wir an dieser Stelle die Entwicklung der Rechtspflege in der zweiten Hälfte der Regierungszeit Friedrichs des Grossen darlegen können. Denn obwohl gerade diese Zeit für die Geschichte des Rechtslebens in unsrem Vaterlande von hervorragender Wichtigkeit ist und die Fundamente unsrer heutigen Rechtsordnung gelegt hat, so müssen wir doch immer eingedenk bleiben, dass wir es hier in erster Linie mit der Geschichte Schlesiens zu thun haben und das, was der allgemeinen preussischen Geschichte angehört, hier nur in Kürze und soweit es für das Verständniss auch der Entwicklung der engeren Heimath durchaus nothwendig ist, zu skizziren das Recht haben.

Zunächst mögen wir hier nur kurz nachtragen, dass die oberschlesische Justizbehörde 1756 bei Beginn des Krieges von Oppeln nach dem befestigten Brieg verlegt worden ist, wo sie dann geblieben ist. Im Uebrigen haben wir bereits an früherer Stelle berichtet, wie Schlesien nach der preussischen Besitzergreifung eine eigene Verwaltung unter einem besonderen Minister für Schlesien erhielt, dem dann auch sogleich ein eigner schlesischer Justizminister beigelegt wurde. Die Namen dieser Minister, soweit sie in die Regierungszeit König Friedrichs fallen, mögen hier ihre Stelle finden. Samuel v. Cocceji 1742—43, Graf Georg Detleff von Arnim 1743—48, Graf Ludolf Dankelmann 1748—63, Friedemann v. Münchhausen 1763—68, Heinrich Kasimir Graf Carmer 1768—80, und schliesslich Albrecht Leopold Graf Dankelmann. Man sieht, es sind berühmte Namen darunter. Den Reigen eröffnet der von dem Könige Friedrich so hoch geehrte Cocceji, der erste Grosskanzler Preussens; weiterhin treffen wir dann Münchhausen, den unerschrockenen und überzeugungstreuen Mann, der den Muth gehabt hat, dem grossen Könige, als dieser einmal in rascher Aufwallung ihm Etwas zumuthete, was ihm dem Gesetze zuwiderzulaufen schien, das tapfere Wort entgegenzuhalten, er sei zur Hut der Gesetze verpflichtet, sein Kopf, nicht sein Gewissen, stehe Sr. Majestät jeder Zeit zu Befehl.

Und der dritte dieser Männer war Carmer, berühmt als Schöpfer der schlesischen Landschaft, aber berühmter vielleicht noch als der Reformator der preussischen Rechtspflege.

Die Ernennung eines eignen Justizministers für Schlesien war hauptsächlich durch die besonderen Schwierigkeiten nothwendig geworden, welche gerade in dieser Provinz die verwickelten Beziehungen zu den geistlichen Gewalten der katholischen Kirche und vornehmlich zu dem Fürstbischof von Breslau verursachten; von diesen Angelegenheiten ist bereits an anderer Stelle gesprochen und erwähnt worden, wie der König schon 1743 Cocceji von diesem Posten abberief, weil derselbe etwas zu scharf in der Wahrung

der staatlichen Rechte der Kirche gegenüber vorzugehen schien.

Dass Cocceji dabei das Vertrauen seines königlichen Herrn nicht eingebüsst hatte, zeigte dieser auf das Deutlichste, indem er 1747 Cocceji die neu geschaffene hohe Würde eines Grosskanzlers übertrug. Insofern damit die gesammte preussische Justiz ein einheitliches Haupt erhielt, ward der schlesische Justizminister, der bisher unmittelbar unter dem Könige gestanden hatte, in gewisser Weise degradirt, und Coccejis Nachfolger in Schlesien, Graf Arnim, hat dies um so schwerer empfunden, als er jenen der Neigung „einen unerträglichen Despotismus“ auszuüben beschuldigte. Er würde es wahrscheinlich ungern ertragen haben, wäre er noch im Amte gewesen, als Cocceji 1750 seine erste Revisionsreise nach Schlesien unternahm. Diese Reise hat eine gewisse historische Bedeutung zunächst schon deshalb, weil auf ihr der greise Cocceji von den drei Männern begleitet wurde, welche dazu ausersehen waren, nach einander seine Nachfolger als Grosskanzler zu werden, nämlich Jariges, Fürst (beiläufig gesagt ein Schlesier) und Carmer, und weil dieser Letztere damals noch nicht dreissig Jahre alt zum ersten Male das Land betrat, um welches er sich nachmals so grosse Verdienste erwerben sollte.

Mit diesen ausgezeichneten Kräften, deren Mitwirkung er auch dem Könige gegenüber gebührend anerkennt, und eifrig unterstützt von seinem Freunde, dem schlesischen Minister v. Münchow, ging nun Cocceji daran, hier, wie er es bereits in mehreren andern Provinzen gethan, heilsame Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege einzuführen und vorhandene Missbräuche abzustellen. Eine Revision ergab, dass, wenn König Friedrich bei der Neu-einrichtung des schlesischen Justizwesens 1741 dem Adel seiner neuen Provinz gewisse Konzessionen gemacht, aus diesem die Mitglieder der neuen Justizkollegien fast ausschliesslich genommen und zwei besonders vornehme Schlesier zu Präsidenten derselben gemacht hatte, dies Verfahren sich nicht besonders bewährt, sondern einen bequemen

Schlendrian hervorgerufen hatte, bei dem die Akten und Rechnungen namentlich im Depositwesen sich schlecht in Ordnung gehalten zeigten und die grossen hier vorliegenden Aufgaben, die für die Rechtspflege der neuen Herrschaft erst feste Normen hatten schaffen sollen, wenig vorwärts gekommen waren. Das ward jetzt mit einem Schlage anders. Binnen zwei Monaten schufen die Revisoren eine neue Ordnung für die Hypothekenbücher, das Deposit- und Sportelwesen, sowie ein Reglement für die Land-, Justizräthe und die Amtspfänder (Exekutoren). Ohne einige Personalveränderungen, in die der König sofort willigte, ging es hier nicht ab; der junge Carmer ward gleich 1750 bei dem Justizkollegium zu Oppeln angestellt und dann 1751 an Stelle des ersten Vizepräses der Breslauer Oberamtsregierung Beneckendorf, den man drängte, seinen Abschied zu fordern, hierher berufen.

Carmer verdankte übrigens diese schnelle Anstellung noch besonderen Verdiensten. Er, der als geborener Pfälzer hier in ganz fremde Verhältnisse hineinkam, hat in diese doch eben bei Gelegenheit dieser Reise so tiefe und scharfe Einblicke zu gewinnen vermocht, dass er, bezugnehmend auf die Unzufriedenheit des Königs mit den schlesischen Bauernprozessen, welche die Advokaten ins Endlose hinzuziehen verständen, praktische Vorschläge zu einer Abkürzung und besseren Führung derselben machen konnte. Was er damals zur Abhülfe der Uebelstände bei den schlesischen Bauernprozessen vorgeschlagen, und was in der Forderung einer gesteigerten Mitwirkung des Richters bei der Instruktion der Prozesse gipfelt, das ward nachmals als leitender Gedanke bei der grossen Justizreform, die sich an Carmers Namen knüpft, festgehalten.

Der König hat fort und fort eine Verbesserung der Rechtspflege und für diese vor Allem eine Beschleunigung des Rechtsganges und eine Verbesserung der Prozessordnung ersehnt, welche die Parteien nicht mehr wie bisher bedingungslos der Ausbeutung durch die Advokaten preisgäbe. Aber als es sich um Ausführung dieser Wünsche handelte

und die gefragten Minister trotz alles sonstigen Auseinandergehens ihrer Ansichten darin übereinstimmten, dass zunächst eine auskömmliche Gestaltung der Gehälter gefordert werden müsse, welche die Richter jeder Rücksicht auf die einkommenden Sporteln überhöhe, da ward der sparsame König bedenklich. Der schlesische Justizminister Arnim aber schrieb damals: „woher Brot in der Wüste nehmen, wenn durch Minderung der Prozesse die Sporteln für Salarirung der Beamten ausgingen?“

Als der König dann doch weiter in Cocceji drang, hat dieser bekanntlich 1746 einen Plan entworfen zur Durchführung der grossen Justizreform, in dem es dann heisst: „Hauptsächlich muss das römische lateinische Recht abgeschafft und auf dem preussischen Fuss ein teutsches Landrecht verfertigt werden, welches blos sich auf die natürliche Vernunft und die Landesordnungen gründen muss, und welches ich in einem Jahre liefern will.“ Das grosse Ziel war so mit kühner Hand gesteckt, König Friedrich ertheilte am Schlusse jenes Jahres seinem Minister den bestimmten Auftrag, das Riesenwerk zu beginnen und zeigte sich hocherfreut, als der Grosskanzler wirklich Hand ans Werk legte und Anfänge des *corpus juris Fridericiani* ihm vorlegte. Wir haben bereits an anderer Stelle in Kürze angeführt, wie von jenem immer nur Fragment gebliebenen Gesetzbuche in Schlesien wiederum nur der eine Theil, nämlich das Vormundschaftsrecht publizirt worden ist, während man hier von dem zweiten Theile, dem Eherecht, um Konflikte mit dem kanonischen Recht der katholischen Kirche zu vermeiden, vorläufig noch Abstand nahm.

Aber wir mögen hier noch nachträglich hervorheben, dass in diesem *codex Fridericianus* sich die denkwürdige Vorschrift fand, die Gerichte dürften auf keine Reskripte, auch wenn dieselben aus dem Kgl. Kabinette herrührten, die geringste Reflexion nehmen, falls darin Etwas wider offenbare Rechte enthalten wäre oder der strenge Lauf des Rechtes dadurch gehemmt würde. Dass hier ein gekröntes Haupt aus freien Stücken und unumwunden sich und seine

Macht dem Gesetze unterstellte, durfte in jener Zeit nicht, wie wir das jetzt vielleicht ansehen mögen, für etwas Selbstverständliches gelten, sondern bedeutete etwas Niedagewesenes, Unerhörtes. Und diese Anordnung büsst an ihrer welt-historischen Bedeutung kaum dadurch Etwas ein, dass wir erfahren, König Friedrich habe sich dann doch nicht abhalten lassen, in einigen vereinzeltten Fällen jenem von ihm ausgesprochenen Prinzipie untreu selbst in die Rechtssprechung einzugreifen. Einige dieser Fälle betrafen schlesische Parochialverhältnisse und eine Interpretation des der katholischen Kirche gewährleisteten *status quo*, für welche allerdings die Staatsbehörde nicht mehr kompetent war, nachdem die Sache einmal zum Gegenstande eines Prozesses hatte gemacht werden können. Doch das waren, wie wir wiederholen dürfen, vereinzelte Ausnahmefälle, und es liegt ein Ausspruch des Königs vom Jahre 1752 vor, in welchem er auf seine „bekannten Prinzipien“ hinweist, in Rechtsstreiten „einer unmittelbaren Entscheidung sich nicht anmassen zu wollen. da er solche als einen Machtspruch verabscheue“.

Allerdings hat der König den weiteren Schritt, den wir nach unsern heutigen Begriffen als selbstverständlich für einen Rechtsstaat ansehen, zu thun sich nie entschlossen, nämlich die Unabhängigkeit der Richter anzuerkennen, vielmehr, wie er denn überhaupt auf dem Gebiete der Kriminalrechtspflege der Krone die letzte Entscheidung vorbehielt, es geradezu als seine Pflicht angesehen, über die Richter zu wachen und sie, falls sie ihres wichtigen Amtes nicht getreu und unparteiisch warteten, zur Verantwortung zu ziehen. Vielfach hat er da mit Tadel, Drohungen, ja auch selbst mit Strafen eingegriffen, und er, der sonst ja wohl manchmal wegen seiner Begünstigung des Adels getadelt worden ist, konnte leicht zu dem Argwohn gebracht werden, irgend ein Richter habe sich durch den vornehmen Rang einer streitenden Partei beeinflussen lassen, und uns liegt z. B. ein speziell Schlesien betreffendes scharfes Reskript an das Glogauer Justizkolleg aus dem Jahre 1770 vor, wo die Bittschrift der Einwohner von Ochelhermsdorf bei Frei-

stadt den schwerlich gegründeten Verdacht bei dem Könige erregt hatte, die Richter hätten deren Klagen gegenüber ihrem Gutsherrn, einem Major von Nassau, nicht hinreichend berücksichtigt. Um eine gleiche Sache, nämlich die angebliche Begünstigung eines Vornehmen durch den Richter oder vielmehr die Richter aller Instanzen gegenüber einem kleinen Manne, hat es sich ja auch bei dem weltbekannten Müller Arnold'schen Prozesse gehandelt, der ganz besonders schwer das Andenken des grossen Königs belastet, insofern derselbe damals (1780) notorisch zu Unrecht mit schweren Strafen gegen die Richter vorgegangen ist, die den Ansprüchen des Müllers entgegen entschieden und tapfer an ihrer Ueberzeugung festgehalten hatten. Es war eine schwere Gewaltthat, eingegeben aber durch die lauterste landesväterliche Gesinnung.

Dieser Prozess hat dann noch eine andre Folge gehabt, die uns hier näher angeht. Nicht mit Unrecht hat man von ihm gesagt: „niemals ist eine Ungerechtigkeit von so heilsamer Wirkung gewesen als diese“. Jener Prozess führte die Entlassung des Grosskanzlers von Fürst herbei, zu dessen Nachfolger dann der bisherige schlesische Justizminister von Carmer berufen ward, und dieser hat nun, der rechte Mann an der rechten Stelle, das grosse Werk, das einst Cocceji begonnen, glorreich ausgeführt.

Wie wir bereits sahen, hatte Carmer, als er 1750 eben nach Schlesien gekommen war, auf Grund der hier und zwar unter der ländlichen Bevölkerung erworbenen Erfahrungen Vorschläge zur Abkürzung des Prozessverfahrens gemacht, und 1774 hat er dann, als der König im Sommer dieses Jahres Schlesien besuchte, diesem eine Denkschrift überreicht, welche denselben Gegenstand weiter ausführte. Friedrich hat dieselbe dem Grosskanzler von Fürst übergeben, nicht ohne demselben eine sorgfältige Prüfung der darin enthaltenen Vorschläge zu empfehlen. Doch dieser theilte mit seiner ganzen Umgebung eine grundsätzliche Abneigung gegen Carmer's Neuerungen, und es ist durchaus wahrscheinlich, dass Fürst's gänzlich ablehnende Hal-

tung in diesem Punkte den König verstimmt und es ihm leicht gemacht hat, den Grosskanzler, sowie sich eine Gelegenheit bot, fallen zu lassen.

Auf der andern Seite konnte es Carmer nicht wohl entgehen, dass man in den massgebenden juristischen Kreisen seinen Reformgedanken sehr wenig Sympathien entgegenbrachte. Umsomehr sah er sich veranlasst, sich an seine Schlesier zu halten, unter denen er, namentlich nachdem ihm das grosse Werk der schlesischen Landschaft gelungen war, die grösste Verehrung genoss. Als er nun 1780 zum Nachfolger des ihm wenig günstig gesinnten Grosskanzlers von Fürst, welchem Letzteren eben noch bei seiner Amtsniederlegung die Berliner hohen Kreise demonstrativ ihre Verehrung bezeugt hatten, ernannt ward, da gewann er sich als Mitarbeiter für die grossen Dinge, die er vorhatte, neben seinem getreuen Svarez, seinem eifrigen Helfer bei der Gründung der schlesischen Landschaft, ausschliesslich Schlesier, den bisherigen Breslauer General-Fiscal Pachaly, den Assistenzrath Klein und den Dr. jur. Volkmar, sämmtlich geborene Breslauer neben dem Schweidnitzer Svarez, welche insgesamt eine von den hohen juristischen Kreisen mit kaum verhehlter Abneigung angesehene schlesische Kolonie in Berlin bildeten. Und wenn die Schlesier 1750 bei Gelegenheit der Coccejischen Justizrevision schadenfrohen Spott über sich hatten ergehen lassen müssen darüber, dass sie die ihnen als der Lieblingsprovinz des Königs ausschliesslich zugewiesene Rechtsverwaltung doch nicht gut zu führen vermocht hätten, so konnten sie jetzt ihren Gegnern zeigen, dass sie in der preussischen Schule wohl zu lernen verstanden hatten. Denn der bisherige schlesische Justizminister vermochte mit seinem schlesischen Generalstabe unter Führung von dessen genialen Chef Svarez dem preussischen Staate eine neue allgemeine Prozessordnung und ausserdem zur Bewunderung der ganzen Welt ein preussisches Gesetzbuch zu schenken.

Wie vermöchten wir an dieser Stelle weiter ins Einzelne zu gehen? Wir mögen uns begnügen hier anzuführen,

wie die Carmersche Reform den grossen Fortschritt brachte, dass fortan der Civilrichter, wie dies der Kriminalrichter zu thun schon immer gewöhnt gewesen war, von Amts wegen den Thatbestand und den Grund der streitigen Rechtsansprüche zu ermitteln verpflichtet wurde, während bisher die Darlegung dieser Verhältnisse den Advokaten überlassen geblieben war, eine Aenderung, die noch heut die Grundlage unseres Prozessverfahrens bildet, so dass das stolze Wort von Svarez, die neue Ordnung werde so lange bestehen, als gesunder Menschenverstand das Ruder führe, nicht zuschanden geworden ist.

Aber wie bedeutungsvoll die neue bereits unter dem 26. April 1781 veröffentlichte Prozessordnung werden musste, so tritt dieselbe doch gewissermassen in den Schatten vor der Riesenaufgabe der Schaffung eines allgemeinen preussischen Gesetzbuches, an welche nun Carmer und seine Helfer mit ebensoviel Geist und Scharfsinn als unermüdlichem Fleisse herangingen. Wer jemals einen Blick in eine der von lateinischen Rechtscitaten starrenden juristischen Satzschriften jener Zeit zu thun Gelegenheit gehabt, dem wird es ebenso einleuchten, dass damals auch der gebildetste Nichtjurist vollkommen ausser Stande war, über seine Rechtsansprüche den Gesetzen gegenüber sich zu unterrichten, wie das ein so erleuchteter Herrscher immer von Neuem auf die Forderung eines allgemein verständlichen deutschen Gesetzbuches zurückkam, und auch das wird man verstehen, das ein Genie wie der unvergleichliche Svarez seine Lebensaufgabe in der Herstellung eines Werkes erblickte, für welches ihm das grossartige Ziel vorschwebte, die Staatseinwohner „nicht von den Richtern und Rechtsgelehrten, sondern von den Gesetzen allein abhängig zu machen“.

Bekanntlich ist der grosse König ins Grab gestiegen, ehe das gewaltige Werk vollendet ans Licht trat, doch trägt dasselbe den Stempel der Fridericianischen Epoche breit auf der Stirn, und es ist charakteristisch, dass dem schwächeren Nachfolger davor gebangt hat, sich zu den kühn fortgeschrittenen Rechtsgrundsätzen zu bekennen,

welche hier grosse Männer im Geiste eines erleuchteten Herrschers aufzustellen hatten wagen dürfen.

Wenn eine Kabinetsordre König Friedrichs vom 14. April 1780 sehr peinlich den Provinzial- und Statutarrechten der einzelnen preussischen Lande eine eingehende Berücksichtigung sichert, so dass da das neue Gesetzbuch nur subsidiar Geltung finden sollte, so ist das gerade für Schlesien von geringer Bedeutung geworden, denn obwohl man auch in diesem Lande schon vom Jahr 1746 an fleissig nach der Seite hin gesammelt hat und der schon genannte Generalfiskal Pachaly aus den Sammlungen von 1746 und 1773 eine scharfsinnige und übersichtliche Zusammenstellung dieser spezifisch schlesischen Rechte 1780 geliefert hat, so wird man doch nur der Meinung beipflichten können, welche ein hervorragender Jurist und genauer Kenner dieser Verhältnisse dahin ausspricht, es gäbe thatsächlich kein historisch begründetes schlesisches Provinzialrecht, und man könne das nicht ein mit dem Leben des Volkes verwachsenes Recht nennen, „was man mühselig aus einzelnen sporadischen Sätzen, die ohne ihre ehemalige Basis gleichsam in der Luft schwebten, zusammenstoppelte“. Abgesehen von einigen erbrechtlichen Bestimmungen, die man hier bestehen liess, hat für Schlesien das provinzielle Recht dem allgemeinen Gesetzbuch nirgends im Wege gestanden.

Mit um so ungetheilterer Freude haben die Schlesier 1794 die Einführung des allgemeinen Landrechtes, das nach dem Wunsch des erhabenen Gesetzgebers den Parteien ermöglichen sollte sich selbst zu belehren, ob sie Recht oder Unrecht hätten, begrüssen und auch für dieses epochemachende Werk, das sich den vielen bewundernswürdigen Thaten des grossen Königs anreihet, diesem danken mögen, nicht ohne zugleich auch Carmers und seiner treuen Helfer zu gedenken und mit besonderer Befriedigung einen vollen Kranz für ihren berühmten Landsmann Svarez zu winden, dem notorisch ein so hervorragender Antheil an dieser stolzen Schöpfung gebührt.

Vierter Abschnitt.

Die schlesischen Verwaltungsminister, Domänen und Forsten, Wegebau, Berg- und Hüttenwesen, fiskalische Monopole, Salz, Tabak, Kaffee.

Vier Männer sind es gewesen, welche während der Regierungszeit Friedrichs des Grossen nach einander als Minister für Schlesien die gesammte Civilverwaltung geleitet haben, und als der König 1770 Hoym zum Minister für Schlesien ernannte, soll er diesem gesagt haben, er möge so gut wie Münchow, so ehrlich wie Massow und so arbeit-sam wie Schlabrendorf sein, dann werde alles gut gehen. Wenn Friedrich wirklich einer Reminiscenz aus der römischen Kaisergeschichte folgend in dieser Weise Hoym seine drei Vorgänger gekennzeichnet hat, so mögen wir bei dem besonders mildgesinnten Münchow, dessen wir bereits wiederholt gedachten, sein Attribut wohl gelten lassen, und Massow, der bereits nach zweijähriger Amtsführung 1755 sein Amt niederlegte, kann sich eben deshalb mit dem Prädikate ehrlich, wenn wir dasselbe recht weit fassen, begnügen. Doch bei Schlabrendorf würden wir eine stärkere Form der Anerkennung erwartet haben, als in dem Worte arbeit-sam gefunden werden kann, bei ihm, der, wie wir auch bereits kennen gelernt haben, die furchtbar schweren Zeiten des siebenjährigen Krieges als Haupt der am Meisten bedrohten, am Schlimmsten mitgenommenen Provinz an des Königs Seite mit durchgekämpft hat, nie wankend in seiner Treue, in seinem Vertrauen auf das Genie seines grossen Königs, nie ermattend in seinem hingebenden Eifer für die Beschaffung der Erfordernisse des preussischen Heeres. Was ihm Schlabrendorf in jenen schweren Tagen geleistet,

das hat der bekanntlich sonst nicht eben freigebige König durch die Dotation von 50000 Thalern, welche er ihm nach dem Kriege überwies, zu belohnen gesucht, und nicht mit Unrecht hat Rauch ihm an seinem grossartigen Berliner Denkmale einen Platz unter den Paladinen des Heldenkönigs eingeräumt. Andererseits aber kann der Vorwurf, dass er durch die üblen Erfahrungen, welche er in der Kriegszeit mit Manchem aus dem Kreise der schlesisch-katholischen Geistlichkeit gemacht, sich hat zu einer feindseligen Haltung den schlesischen Katholiken gegenüber bewegen lassen, dem Minister um so weniger erspart werden, als seine Denkart auf den König, wenngleich dieser viele seiner Rathschläge nach dieser Richtung hin zurückgewiesen hat, doch nicht ohne Einfluss geblieben ist. Uebrigens hat in des Ministers letzten Lebenstagen des Königs Gunst sich von ihm abgewendet; und es liegt nahe, anzunehmen, dass den Hauptgrund hierzu Schlabrendorfs Abneigung gegen die von dem König 1766 ins Leben gerufene französische Regie, auf die wir noch zurückkommen werden, abgegeben hat. Schlabrendorf selbst hat kurz vor seinem Tode geklagt, „die schlesischen Potenten“ hätten den König gegen ihn eingenommen, doch kann das ebenso auf einen einzelnen Fall sich beziehen. Wenn später in der Umgebung des schlesischen Ministers von Hoym über Schlabrendorf die Meinung verbreitet war, derselbe habe durch zu grosse Strenge und Schroffheit in der Ausführung der königlichen Befehle der Sache des Staates geschadet, so erklärt sich das leicht aus der Denkart seines Nachfolgers.

Wenn dann Hoym von einem Verdachte des Königs, als habe sich Schlabrendorf von Armeelieferanten bestechen lassen, zu berichten weiss, so dürfte darauf nicht allzuviel zu geben sein. Für den König verknüpfte sich mit seiner notorischen Entrüstung darüber, dass er im siebenjährigen Kriege von unredlichen Armeelieferanten gröblich betrogen worden sei, nur allzuleicht die Vorstellung, diese Betrügereien seien nur durch eine gewisse Mitschuld seiner Beamten möglich geworden, und wir müssen es geradezu als eine

Schwäche des grossen Königs ansehen, dass er auch seinen höchst stehenden und getreuesten Dienern gelegentlich einmal den sicherlich ungerechten Vorwurf der Bestechlichkeit zu machen kein Bedenken trägt, wie dies seiner Zeit Podewils und Finkenstein ertragen mussten, und bei dem tiefgehenden Gegensatze zwischen Schlabrendorf und seinem Nachfolger ward eine Verdächtigung Jenes im Munde des Letzteren eher verschärft als gemildert.

In der That war Hoym, der vom Jahre 1770 an weit über den Tod Friedrichs hinaus als der letzte schlesische Minister bis zu der Katastrophe des Jahres 1806 sein Amt verwaltete, in den meisten Stücken seinem Vorgänger unähnlich. Unzweifelhaft geist- und talentvoll und voll allgemeinen Wohlwollens war er allerdings weit davon entfernt, durch Schroffheit Anstoss zu erregen, und er verstand es auch wohl bei aller Fügsamkeit gegen die Befehle des Königs Spitzen abzubrechen, die hätten verletzen können, aber von dem altpreussischen fridericianischen Beamtenthum hatte er wenig an sich. In den Tagen schwerer Bedrängniss konnte der geschmeidige Hofmann nimmermehr seinem königlichen Herrn eine Stütze sein, wie dies Schlabrendorf im siebenjährigen Kriege gewesen war, und wenngleich seine geschmeidige Gewandtheit es vermocht hat, noch die sechzehn Jahre bis zum Tode des Königs hindurch sich selbst mit einem so strengen und scharfblickenden Herrscher, wie Friedrich, gut abzufinden, so empfangen wir doch im Grossen und Ganzen den Eindruck, als gehöre gerade seine Persönlichkeit mit seiner Genusssucht und Prachtliebe sowie seinen sentimental-philanthropischen Anwendungen schon mehr der Zeit Friedrich Wilhelms II. an, als dem spartanischen Zeitalter des grossen Königs.

Allerdings würde unser Urtheil über Hoym wohl günstiger lauten, hätten wir es nur mit den ersten sechzehn Jahren seiner Amtsführung zu thun, wo König Friedrich die Zügel des Staates in so fester Hand hielt, dass auch der erste Beamte einer Provinz enggezogene Schran-

ken seiner Wirksamkeit fand. Vor Allem band auch ihn der vom König alljährlich zu bestätigende Etat, welcher mit dem 1. Juni beginnend für jedes Jahr die Einnahmen und Ausgaben der Provinz festsetzte, und der in der peinlichsten Weise vorbereitet werden musste, so dass neben den regelmässigen stehenden Ausgaben auch die mehr zufälligen ausserordentlichen wie Bauten, Reisen, Steuererlasse u. dergl. auf das Künstlichste durch Durchschnittsberechnungen zu veranschlagen und in ein richtiges Verhältniss zu den gleichfalls im voraus abgeschätzten Einnahmen zu setzen waren. Über diesen Etat hinaus hatte auch der Minister für Schlesien nur einen sehr eng begrenzten Spielraum, und vom Könige die Zustimmung zu einer ansehnlichen Etatsüberschreitung zu erlangen galt für ein missliches Geschäft.

Was die Verwaltungsbehörde selbst anbetrifft, so hat deren Organisation in preussischer Zeit an anderer Stelle Besprechung gefunden, und wir mögen hier nur noch eine nicht uninteressante Stelle anreihen, welche ein Rath der Breslauer Kammer, v. Klöber, ein geborener Pfälzer, in seinem Buche über Schlesien vor und nach dem Jahre 1740 kurz vor Friedrichs Tode niedergeschrieben hat. „Die Besoldung der schlesischen Zivilbediensteten sind verhältnissmässig höher, als in anderen Ländern, aber in wenig anderen Ländern erlangt derjenige minder Nachsicht, welcher sich nicht mit dem rechtmässigen Gehalt begnügt, sondern auf Kosten der Treue und Ehrlichkeit sich Nebenzugänge verschafft. Das Publikum ist noch aufmerksamer und strenger als die Regierung in Kontrolirung und Brandmarkung der königlichen Bedienten, welche Mittel finden sich im Dienst zu bereichern und ohne eigenes Vermögen einen stärkeren Aufwand machen, als ihr Gehalt erlaubt. Dieses rühret daher, weil der grösste Theil dieser Bedienten nicht geborene Schlesier sondern aus anderen Provinzen dahin gekommen sind. Die Eingeborenen sehen selbige also als Fremde an, die sich auf Kosten Schlesiens bereichern wollen.“

Domänen und Forsten.

Aus demselben Buche, welches der Verfasser übrigen trotz seiner warmpatriotischen Gesinnung anonym erscheinen liess und als Uebersetzung aus dem Englischen bezeichnete, erfahren wir dann noch, dass der Gedanke einer Parcellirung der königlichen Domänen in kleinere Güter, die dann zu Erbpacht ausgethan werden sollten, hier viele Anhänger hatte, und dass auch hier Versuche gemacht worden sind, die allerdings so wenig ermuthigend ausgefallen seien, dass jetzt Niemand mehr wage dem König die Parcellirung ganzer Aemter vorzuschlagen. Allerdings bemerkt der Verfasser hierzu, die Versuche seien mit Vorwerken von ganz besonders schlechter Bodenbeschaffenheit und von Leuten, die ihr Handwerk nicht verständen, gemacht worden; doch wird es in der That nicht leicht, in der Geschichte Beispiele zu finden, wo sich die auf den ersten Blick so anmuthende Theorie der Vererbpachtung praktisch und auf die Dauer bewährt habe, speziell in Schlesien hatte man am Anfang des XVIII. Jahrhunderts damit nicht eben günstige Erfahrungen gemacht. Andererseits wird uns gemeldet, dass das nach 1763 auf allen Gebieten hervortretende Bestreben des Königs, höhere Einnahmen zu erzielen, sich auch bei der Domänenverwaltung sehr geltend und den König auch gegen bewährte Pächter strenger gemacht habe, als er früher gewesen war. Durch das jetzt wieder zur Regel werdende öffentliche Ausbieten der Domänenpachtungen seien, wie man berichte, die Pachtgelder vielfach zu ungebührlicher Höhe hinaufgeschraubt worden, zum Nachtheile ebensowohl für die Pächter als für die Güter selbst.

Auf einem ganz andern Blatte steht die zum Theil auch auf Domänenland erfolgte Anlegung zahlreicher Kolonien, deren wir noch bei Gelegenheit der Landwirthschaft gedenken werden. Wir mögen an dieser Stelle bezüglich der Forstverwaltung nur eben hervorheben, wie starke Gegensätze die grosse Provinz Schlesien zeigte. Denn während

Der König bereits in der Holz-, Mast- und Jagdordnung von 1756 die äusserste Schonung des Holzes empfiehlt, indem er geradezu ausspricht, die Forste nähmen so sichtlich ab, dass ein allgemeiner Holz-mangel in Aussicht stehe, sehen wir ihn in Oberschlesien an vielen Stellen den Wald jedesmal im Umfange einer ganzen Dorffeldmark ausrodern. Aber dies geschah eben nur in den oberschlesischen Wäldern, deren Umfang man damals auf viele hunderttausend Morgen anschlug, wo man froh war, wenn man die Klafter Holz, die in der Schweidnitzer Gegend mit zwei Thalern verkauft wurde, um einen halben Gulden verkaufen konnte, einen Preis, den man auch nur dadurch aufrecht zu erhalten vermochte, dass man hier in den industriellen Anlagen, Eisenhütten und dergleichen, die man hier ebenso begünstigte, als man sie anderwärts abwehrte, ansehnliche Konsumenten schuf. An andern Orten hat man sich mit einem Preise von $\frac{1}{4}$ Gulden begnügen müssen, und überall gehörte hier zu den bäuerlichen Spanndiensten die Verpflichtung, wöchentlich mindestens einen Tag aus dem Walde abgestorbenes oder absterbendes Holz zu holen, dessen Verwerthung dann natürlich den Bauern freistand.

Daneben ward dann für das Holz aus Oberschlesien ein Absatzweg durch die Holzflösserei eröffnet, und in der Holz-, Mast- und Jagdordnung von 1756 beginnt tit. XXVI mit folgenden Worten: „auf die Erhaltung unserer mit vielen Kosten wegen Abstellung der hohen Holzpreise dem gemeinen Wesen und insbesondere unserer Hauptstadt Breslau zum Besten angelegten Kanäle, Floss-Bachen und Schleussen ist mit ganz besonderer Achtsamkeit sorgfältigst zu sehen und zu deren, auch der Ablagen (zu Czarnowanz, Klink, Stoberau und Groschowitz) Ausbesserung jährlich ein proportionirliches Quantum auf den Forstetat zu bringen.“

Die Holzflösserei auf der Oder und den dazu eingerichteten Nebenflüssen und Kanälen hat übrigens in den letzten Zeiten Friedrichs des Grossen unter dem Einflusse der politischen Konstellationen ganz ungemein zugenommen. Die langen englisch-französischen Seekriege hatten unge-

heure Mengen von Holz zum Schiffsbau erfordert, und da andererseits infolge des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges die Einfuhr von amerikanischem Holze auch für die Fabrikation der Fässer stockte, so suchte Frankreich für seinen grossen Weinexport das Material zur Bereitung der Holzgefässe vielfach in Deutschland. Stettiner Rheder, vor allem die Firma Wanselow, exportirten Massen von Stab- und Rinkenholz nach Bordeaux, welches alles die Oder herabgeschwommen kam; man schätzte die jährliche Ausfuhr davon auf 400 000 Thaler. Landgüter, nahe der Oder mit etwas Wald bestanden, wurden damals Gegenstand der Spekulation und gut bezahlt, zu dem Zwecke, das Holz darauf niederzuschlagen und zu Gelde zu machen, und es ward dabei den schlesischen Eichen so übel mitgespielt, dass der König, der schon 1776 die Ausfuhr von eichenem Stabholz von obrigkeitlicher Approbation abhängig gemacht hatte, schliesslich 1781 auch Privaten das Fällen jeder Eiche verbot, die nicht durch einen königlichen Forstbedienten vorher dazu ausgezeichnet worden war.

Daneben gab es in dem waldreichen Oberschlesien doch immer noch Gegenden, wo das Holz wegen mangelnder Abfuhrstrassen schwer verwerthet werden konnte. Die Sorge für gute Fahrstrassen war überhaupt nicht die stärkste Seite der preussischen Verwaltung, und das kommerziell so wenig entwickelte Oberschlesien war am Allerschlechtesten nach dieser Seite hin versehen.

Wegebau.

Es wird ja überhaupt König Friedrich nachgesagt, dass er bei aller seiner sonstigen Fürsorge für die Hebung des Verkehrs thatsächlich keine einzige Meile Kunststrasse gebaut habe; augenscheinlich weil er die Kosten (nach dem niedrigsten Anschlage damals pro Meile 21 000 Thaler) nicht daran wagen mochte. Was Schlesien anbetrifft, so hatten ihn allerdings die Erfahrungen, welche er in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges mit den namentlich in

den Bergen während der Kriegszeit allmählich in den schrecklichsten Zustand gekommenen Strassen gemacht, bewogen, im Jahre 1767 eine neue Wegeordnung zu erlassen. Doch sind die heilsamen Vorschriften derselben zum grössten Theile unausgeführt geblieben; denn das Prinzip derselben war, die Instandhaltung der Strassen den Adjacenten zu überlassen. und gegen dieses Prinzip protestirten die dabei natürlich sehr stark beteiligten adeligen Gutsbesitzer, da diese kraft ihrer Privilegien in Friedenszeiten von derartigen *oneribus publicis* befreit zu sein behaupteten. Obgleich nun dies von den königlichen Behörden nicht anerkannt wurde, so erschien doch immer ein zwangsweises Vorgehen misslich, und thatsächlich wurden die Wege nicht wesentlich besser. Endlich sandte der König 1770 seinen Adjutanten, den damaligen Hauptmann von Geusau und den Lieutenant von der Goltz nach Breslau, um mit dem Minister von Hoym Massregeln zu verabreden, die Wege ins Gebirge von Schweidnitz nach der neuen Festung Silberberg und weiter nach Glatz, dann aber auch von Schweidnitz über Landeshut nach Schmiedeberg und Hirschberg als fahrbare Strassen herzustellen, und stellte hierzu auch Fonds zur Verfügung. Allerdings handelte es sich hier in erster Linie um Strassen für militärische Zwecke, sogenannte Kolonnenwege, welche doch zuweilen andre Ziele hatten, als die grossen Handelsstrassen; doch zeigte sich, als der Bau im Gebirge begann, eine so lebhaftere Theilnahme in den beteiligten Kreisen und eine solche Geneigtheit der Adjacenten, selbst unentgeltlich Gespanne zur Verfügung zu stellen, dass bei Gelegenheit dieses Kolonnenstrassenbaues in den siebziger Jahren im Gebirge wenigstens, auch abgesehen von den ausschliesslich militärischen Zwecken dienenden Strassen, die grosse Handelsstrasse von Schweidnitz nach Hirschberg gebaut wurde. Der König schreibt augenscheinlich mit einer gewissen Befriedigung an Voltaire unter dem 11. Oktober 1773, er habe grosse Wege in den schlesischen Bergen erbauen lassen zur Erleichterung des Handels.

Was man damals baute, wird man nicht eigentlich

Chausseen nennen können. Ein Sachverständiger jener Zeit bezeichnet als das Wesen der Kolonnenwege, dass die vorgefundene alte Strasse planirt, dann durch den Auswurf aus den Strassengräben erhöht und schliesslich das Ganze mit dem zunächst aufgefundenen Materiale beschüttet wurde, wobei man sich, wenn man Steine nicht zur Hand hatte, vielfach mit Kies begnügte. Trotzdem aber ward diese Strassenverbesserung als ein wesentlicher Fortschritt begrüsst, und in den Gebirgsstädten erregte es eine grosse Befriedigung, als infolge der erleichterten Zufuhr der Preis des Getreides hier herabging. Allerdings war der Bau jener Kunststrassen noch immer nicht über das Gebirge hinaus gegangen, wo man wenigstens geeignetes Material an Steinen zur Hand hatte. Der König erklärt zur Fortführung im flachen Lande keine Fonds zu haben, und der Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges brachte nun vollends Alles ins Stocken. Erst 1782 vermag der schlesische Minister von Hoym, der sich lebhaft für diese Angelegenheit interessirt, in der nächsten Umgegend der Landeshauptstadt einen Anfang zu machen, wo der auf dem ganzen linken Oderufer die Stadt umgebende schwere Lehmboden, die berüchtigte „schwarze Meile“ dem Strassenbau besondere Schwierigkeiten machte, während dabei das Herschaffen von Steinmaterial mühsam und kostspielig war. Man musste hier sich schliesslich mit einer Kiesbeschüttung begnügen und auch so wäre, da der König kein Geld bewilligen wollte, die neue Strasse von Breslau nach Schweidnitz nicht zustande gekommen, hätte nicht Hoym einerseits die anliegenden Gutsbesitzer zu unentgeltlicher Mitarbeit zu bewegen gewusst und andererseits sich nicht entschlossen, hier mit geborgtem Gelde zu operiren, zu dessen Wiedererstattung ihm dann ein niedriger Strassenzoll helfen musste. Erst nach Friedrichs Tode hat er für diese Zwecke Geldmittel zu erlangen vermocht, wie auch der Bau der langersehnten Strasse aus dem Gebirge nach Maltsch, dem damals zum Hauptemporium der Oderschiffahrt ausersehenen Platze vor 1786 immer aufs Neue hatte vertagt werden müssen.

Berg- und Hüttenwesen.

Insofern diese Strasse nach Malsch ihre Hauptbedeutung für den Transport von Steinkohlen aus den Niederschlesischen Bergwerken haben sollte, führt uns ihre Erwähnung auf das schlesische Berg- und Hüttenwesen, das ja in dieser Zeit einen besonders regen Aufschwung nahm und auch fiskalisch zu immer steigender Wichtigkeit gelangte. Allerdings schien es anfangs auch nach dem siebenjährigen Kriege nicht, als ob der König je von seinem alten Grundsatz, kein Geld in den Bergbau zu stecken, abgehen würde. Das einzige fiskalische Bergamt in Schlesien zu Reichenstein machte mit seinem Bergbau auf Gold, Silber, Blei und Arsenik eher Rückschritte als Fortschritte: in dem dazu gehörigen Silberberg hörte 1754 jede bergmännische Thätigkeit auf, und was die Steinkohलगewinnung, welche ausschliesslich von Privaten an verschiedenen Orten des Waldenburger Gebirges und dann auch hier und da in der Grafschaft Glatz betrieben wurde, anbetraf, so hatte diese Produktion unter preussischer Herrschaft durch den von der Breslauer Kammer aufgestellten Grundsatz, auch dieser Bergbau sei Regal und deshalb zur Entrichtung eines Zehntens verpflichtet, einen schweren Schlag empfangen.

Und wengleich der König im Interesse einer Schonung des Holzes die Benutzung der Steinkohlen als Feuerungsmaterial lebhaft empfahl und begünstigte, so schien ihm doch der Betrieb des Bergbaues nicht an jeder Stelle, wo das Vorkommen von mineralischen Schätzen dazu einladen konnte, erwünscht. Wohl hatte er nach der Beendigung des grossen Krieges zweimal durch Fachmänner die schlesischen Berge untersuchen lassen, 1766 und 1768, und namentlich diese zweite Untersuchung, ausgeführt durch den Geh. Finanzrath Reichardt und Bergrath Gerhard, lieferte einen Bericht, der in eindringlicher Weise den Reichthum der schlesischen Gebirge an mineralischen Schätzen hervorhob, ja es ward auch infolge davon unter dem 5. Juni 1769 eine revidirte Bergordnung für Schlesien veröffentlicht, zu dem

Zwecke, Private zur Bildung von Gewerkschaften zu veranlassen, da von einer Betheiligung des Staates prinzipiell abgesehen wurde. Doch hielt der König immer noch an seinen Bedenken fest und erklärte in einer Kabinetsordre vom 1. Februar 1769 an den Minister, er wünsche mit Rücksicht darauf, dass in den niederschlesischen Gebirgsgegenden „das Holz sehr rar und zu den Bleichen höchst nöthig sei“, diese Landschaft mit dem Bergbau verschont zu sehen, den man lieber in den waldreicheren Glatzer und Reichensteiner Distrikten betreiben möge.

Der König hatte bereits 1768 für das Berg- und Hüttendepartement seines gesammten Staatsgebiets ein besonderes Ministerium geschaffen, so dass hier die für Schlesien sonst festgehaltene besondere Verwaltung nicht Platz greifen durfte, doch zu rechtem Leben kam dasselbe erst, als Friedrich zu dessen Leiter im Jahre 1777 einen hervorragenden Fachmann, den sächsischen Generalbergkommissar Freiherrn v. Heinitz, den Gründer der Bergakademie zu Freiberg, berief. Den neuen Minister überzeugte eine Bereisung Schlesiens im Jahre 1778 schnell von der hervorragenden Bedeutung dieser Provinz für seine Zwecke. Noch in demselben Jahre verlegte er das Bergamt von Reichenstein nach Breslau, und zur Leitung dieser neuen schlesischen Centralbehörde hatte Heinitz, der in dem Heranziehen geeigneter jüngerer Kräfte einen besonderen Scharfblick an den Tag legte, den Mann ausersehen, dessen Name dann mit dem industriellen Aufschwunge Schlesiens für alle Zeiten verbunden erscheint, Friedrich Wilhelm von Reden, geboren 1752 zu Hameln, also erst 27 Jahr alt, als er 1779 sein wichtiges Amt antrat.

Jetzt erst gewann Oberschlesien, das König Friedrich nie mit besonders günstigem Auge angesehen hatte, höhere Bedeutung. Hier bestanden bisher die beiden Eisenhüttenanlagen der Kreuzburger- und Malapanerhütte (letztere 1754 gegründet), welche sich bisher hauptsächlich durch Lieferung von Geschossen für die Artillerie nutzbar gemacht hatten, und die von dem Breslauer Kaufmann Leopold v. Giesche

im Anfang des XVIII. Jahrhunderts neu in Angriff genommenen Galmeigruben im Beuthener Gebiete, deren Betrieb 1763 dessen Erben aufs neue verliehen worden war. Der Steinkohlenbergbau Oberschlesiens war ganz unbedeutend, und es mochte erklärlich genug erscheinen, wenn man sich in einer Gegend, wo man kaum für das Holz einen annehmbaren Preis zu erzielen vermochte, für die Verwerthung der Steinkohle wenig versprach; noch 1774 scheute das Bergamt zu Reichenstein vor einer fiskalischen Ausbeutung zurück, weil man sich nicht sicher fühlte, ob es die Reisekosten der dafür zu entsendenden Beamten lohnen würde.

Das ward in der Hauptsache anders, seit Reden die Verwaltung übernahm; Tarnowitz erhielt jetzt 1773 eine besondere Bergdeputation, aus der einige Jahre später ein Bergamt wurde. Die obereschlesische Steinkohlenproduktion gewann von Jahr zu Jahr grössere Ausdehnung. Reden war unermüdlich dafür thätig, die Steinkohlenfeuerung überall einzubürgern, zur Herstellung der dazu erforderlichen Vorarbeiten gewährte er Privaten entgegenkommend Rathschläge, Zeichnungen, sachkundige Arbeiter, selbst Vorschüsse, und seit auch der Staat schon um seiner Hüttenwerke willen Kohlen baute, geschah doch auch Manches hier für bessere Abfuhrwege. Ein Zeitgenosse sagt mit Recht: „hätte das schlesische Bergamt auch keinen andern Endzweck und Gegenstand als die Verschaffung einer hinlänglichen und wohlfeilen Feuerung durch Förderung der Steinkohlen, so würde selbiges dadurch dem Lande schon mehr nutzen als durch den Bau von Gold- und Silberminen.“

Es ist interessant, zu beobachten, wie Reden, immer von dem Minister Heinitz unterstützt, den vorsichtigen und sparsamen König in diese bergmännischen Unternehmungen hineinzuführen vermag. Zunächst wandte er sich hier der Eisenindustrie zu und vermochte es, das vorgefundene Werk zu Malapane durch zweckentsprechende Umformung auf die Höhe der englischen Technik zu bringen. Auf den König musste es grossen Eindruck machen, als ihm sein Minister Heinitz 1781 vortrug, Reden versichere, die Eisenerze Ober-

schlesiens seien mächtig genug, um sämmtliche in den königlich preussischen Landen gelegenen Werke auf eine unabsehbare Reihe von Jahren hinaus mit dem erforderlichen Schmelzmaterial versehen zu können. Aber freilich verlangte jede Inangriffnahme eines bergmännischen Unternehmens ein Anlagekapital, das herzugeben der König sich bisher immer noch gesträubt hatte. Allerdings stand es ja durchaus in Redens Hand Gewerkschaften zu gründen, d. h. privates Kapital im Wege einer Aktiengesellschaft aufzubringen, und Minister v. Heinitz meinte das auch, doch Reden der Rentabilität seiner Unternehmungen vollkommen sicher, wollte den Gewinn lieber dem Staate zugewendet sehen und zögerte deshalb mit der Bildung von Gewerkschaften, ohne dass ihn der König, der in derartigen Dingen das behutsamste Vorgehen immer empfahl, um nicht übervorthelt zu werden, gedrängt hätte. Schliesslich fand aber Reden doch ein Argument, welches den König zu bestimmen vermochte, hier selbst einzutreten. Seit 1754 der Bleibergbau bei Silberberg aufgehört hatte, ward im ganzen preussischen Staate kein Blei mehr gefördert, und das Geld dafür ging zu des Königs grossem Missvergnügen ins Ausland. Als ihm daher Reden eine Wiedereröffnung des Bleibergbaues bei Tarnowitz vorschlug, fand das seinen ungetheilten Beifall. 1782 gelang es im Wege eines Vertrages die Ansprüche der Beuthener Standesherrn, der Grafen Henckel, abzufinden. Darauf begaben sich 1783 Minister v. Heinitz und Reden nach Tarnowitz und ordneten selbst Alles an, damit im Frühling 1784 die Arbeit beginnen könne, erlangten jetzt auch von König Friedrich das bewilligte Kapital für das erste Geschäftsjahr vom 1. Juni 1784 bis 1. Juni 1785 in der Höhe von 9786 Thaler. Nachdem dann ein Probehauen eine Mächtigkeit des Bleierztes gezeigt hatte, die alle Welt in Erstaunen setzte, erfolgte im Juli 1784 die Eröffnung der mit einer Schmelzhütte verbundenen Friedrichsgrube. Diese Wiederaufnahme des alten Tarnowitzer Bergbaus, für welchen die Belegschaft (abgesehen von einigen mit dem Strebbau vertrauten Steigern

aus dem Mannsfeld'schen) in Schlesien gewonnen wurde, gilt mit Recht als epochemachend für die oberschlesische Montanindustrie, der dann noch eine grosse Zukunft bevorstand. Gleich im Anfange hatte allerdings gerade die Friedrichsgrube eine schwere Prüfung zu bestehen, insofern durch unterirdische Wässer, die schon in früheren Zeiten hier dem Betriebe schwere Störungen bereitet hatten, Gefahren drohten. Als zur Bekämpfung derselben 1785 48 000 Thaler gefordert wurden, ward aufs Neue an Heranziehung privaten Kapitals durch eine Gewerkschaft gedacht, aber Reden vermied es wiederum darauf einzugehen, schlug dagegen vor, aus England zu diesem Zweck eine Dampfmaschine kommen zu lassen, indem er darlegte, dass mit einer solchen sich die Arbeit um ein Viertheil der Kosten herstellen liesse, welche bei der Anwendung von Rosskünsten erfordert wurden. Der König, der, wie wir wissen, über die Wirksamkeit derartiger Maschinen bereits vollkommen unterrichtet war, ging darauf ein; seine Augen haben sich aber zum ewigen Schlummer geschlossen, bevor diese Feuermaschine, wie man sie damals nannte, zur Bewunderung der weitesten Kreise ihr Werk hier begonnen hat.

Wenn wir die Thätigkeit Redens gebührend anerkannt haben, so werden wir dabei nicht verschweigen dürfen, dass an seinen Erfolgen auch der Minister von Heinitz einen grossen Antheil hat. Sein Einfluss war es, der den König zuerst für diese Interessen zu gewinnen und die Bewilligung der Kapitalien, auf welche namentlich im Anfange Alles ankam, durchzusetzen vermochte, und seine allzeit bereite Fürsprache hat Redens Bemühungen auf das Wesentlichste gefördert. Er hatte wohl ein Recht dazu, im Jahre 1786 mit Stolz darauf hinzuweisen, wie unter seiner Verwaltung in dem letzten Jahrzehnt der Ertrag der schlesischen Montanindustrie um mehr als das Doppelte gestiegen sei, wie hier allein das, was in den fiskalischen Werken gefördert werde, jährlich an Ort und Stelle einen Werth von 800 000 Thaler habe, ganz abgesehn von den grossen Summen, welche durch den Handel und die Verfrachtung dieser Erzeugnisse

gewonnen würden. An 45000 Köpfe, rechnet er, fänden durch diesen Zweig menschlicher Thätigkeit ihr Brot.

Interessant ist auch, was er als Resultat einer Vergleichung Schlesiens mit dem westphälischen Bergwerksdistrikte erfährt. In Westphalen, sagt er, sei die Fabrikindustrie viel entwickelter, doch der Reichthum an unterirdischen Schätzen sei in Schlesien grösser, und namentlich die Mannigfaltigkeit, da hier nicht weniger als 24 mineralische Produkte in Betracht kämen. Dass unter ihnen Gold und Silber keine Rolle spielen, sieht Heinitz als ein Glück an, da diese, wie die Geschichte lehrte, einen Staat thatsächlich weniger bereicherten als Produkte, welche die Industrie in ihren verschiedenen Zweigen förderten. Wenn die Engländer eine Aehnlichkeit der schlesischen Bodenbeschaffenheit mit dem ihrer Heimath fänden, so sei das wichtiger, als wenn hier wie weiland in Spanien Gold- und Silberminen zur Verfügung ständen.

Die Benutzung der Steinkohlen zur Feuerung an Stelle des Holzes wurde zwar von der Regierung sehr empfohlen, bürgerte sich aber doch nur allmählich ein. Wie Hoym unmittelbar nach König Friedrichs Tode berichtet, befanden sich damals in ganz Schlesien 5540 Steinkohlenfeuerungen, und es wurden in dem Jahre 1786/87 verbraucht im Schweidnitzischen 500000 Scheffel (à $\frac{1}{4}$ Tonne), im Glatzischen 100000, in Oberschlesien 50000, im Ganzen also 650000 Scheffel oder 162500 Tonnen.

Fiskalische Monopole (Salz, Tabak, Kaffee).

Im Staatshaushalte Friedrichs des Grossen spielen die fiskalischen Einkünfte eine um so grössere Rolle, je entschiedener er daran festhielt, die direkten Steuern nicht zu erhöhen. Eine erforderliche Steigerung der Staatseinnahmen ward deshalb auf dem Wege der indirekten Steuern der fiskalischen Erträge gesucht. So wurde jetzt 1763 als neue Einnahmequelle die Staatslotterie gegründet, anfänglich als Zahlenlotterie nach dem Plane des Italieners Calzabigi, die

aber erst, als sie einige Jahre später zu einer Klassenlotterie, wie wir sie noch jetzt kennen, umgestaltet worden war, höhere Erträge zu liefern vermocht hat.

In den Jahren 1765/66 erschienen dann auch neue Stempeledikte, welche, indem sie die Stempelpflichtigkeit wesentlich weiter ausdehnten, nach dieser Seite hin eine Erhöhung der Einnahmen schufen. Denselben Zweck hatte das neue Chargenkassenreglement von 1765, betreffend vorzugsweise die Abgaben, welche von den in ein neues Amt Eintretenden erhoben wurden. Bei dem Salzmonopol war bereits 1756, um, wie es hiess, dem argen damit getriebenen Schmuggel vorzubeugen, eine sogenannte Konskription eingeführt worden, d. h. es war für jede Haushaltung ein gewisser Konsum (für jede über neun Jahr alte Person vier Berliner Metzen jährlich, für eine Kuh zwei Berliner Metzen) vorgeschrieben, deren Werth an die Salzkasse abgeführt werden musste. Diese Massregel hat den Ertrag dieser Gefälle verdoppelt; im Etat von 1745/6 bezifferte sich derselbe auf 258 666 Thaler, in dem von 1785/6 war er zwar auch nur auf 276 443 Thaler festgesetzt, thatsächlich aber ergab er 576 056 Thaler, so dass die schlesische Obersalzkasse einen Ueberschuss von 299 612 Thaler abzuliefern vermochte. Das Salz ward für das linke Oderufer aus den königlichen Salzsiedereien zu Halle und Schönebeck geliefert, für das rechte Ufer bediente man sich des Steinsalzes, das in dem Salzbergwerke von Wiliczka und Bochnia gewonnen wurde, und von dem der Staat jährlich an 30 000 Zentner einfuhrte. Die Salzsiedereien waren verpachtet, und gegen die Pächter wurde auch in Schlesien vielfach die Klage laut, dieselben lieferten das Salz nicht in ganz trockenem Zustande; insofern nun $\frac{3}{4}$ Tonnen feuchtes Salz soviel wögen wie eine ganze Tonne trockenes, zögen jene Pächter auf Kosten der Konsumenten einen ganz ungerechtfertigten Gewinn.

Eine ergiebige Einnahmequelle für die königlichen Kassen lieferte dann der Tabak, dessen Verkauf der König 1765 zum Staatsmonopol machte. Die Ausbeutung desselben ward in diesem Jahre einer französischen Gesellschaft gegen

eine jährliche Pacht von einer Million Thalern angeboten, aber schliesslich einer Berliner Aktien-Gesellschaft, welche 100 000 Thaler mehr bot, für fünfzehn Jahre zugeschlagen. Doch auch diese erklärte nach Jahresfrist ihr Kapital grösstentheils zugesetzt zu haben, und der König trat jetzt selbst ein, verzinstete sogar die übernommenen Aktien mit zehn Prozent, und nachdem er für kurze Zeit diesen Handelszweig der gleich zu erwähnenden Regie überlassen hatte, führte er 1767 eine selbständige Generaltabaks-Administration für alle Provinzen ein, welche dann dank der bewundernswürdigen Sorgfalt, mit welcher der König den Tabaksbau im eignen Lande pflegte und förderte, sehr glänzende Resultate erzielte. In den letzten Jahren Friedrichs des Grossen hat die Tabaksregie einen Reingewinn von 1 286 289 Thlr. pro Jahr erzielt und dabei fast ebensoviel für exportirte inländische Roh- und Rollentabake eingenommen, als sie selbst für eingeführte amerikanische Blätter auszugeben gehabt hatte, so dass es erklärlich wird, wenn Friedrich nicht ohne Stolz diese seine Tabaksadministration als sein eigenstes Werk bezeichnete.

An dem inländischen Tabaksbau betheiligte sich auch Schlesien, wo ja schon seit dem XVII. Jahrhundert diese Kultur eingebürgert war. Ihre Hauptstätten waren die Gegenden um Ohlau, Neumarkt, Wanssen und Auras. Als die Tabaksadministration entstand, wurden in Schlesien jährlich verarbeitet etwa 19 000 Ctr., von denen aus dem Auslande bezogen wurden über 8 000 Ctr. Das Land lieferte also etwas mehr als 10 000 Ctr. Dabei wurden für den Bedarf in Schlesien noch etwa 2 500 Ctr. fabricirten Tabaks aus andern preussischen Provinzen hierher geliefert. Die unablässigen Bemühungen des Königs, der selbst Samen vertheilen und geschickte Planteurs aus der Uckermark kommen liess, hat dann die einheimische Produktion von 10 000 auf 15 000 Ctr. jährlich zu steigern vermocht, und 1780 berichtet z. B. der Magistrat von Neumarkt, dass der grössere Theil der Bürgerschaft, allerdings auch gerade der ärmere sich vom Tabakbau nähre, befürwortet aber gleich-

zeitig sehr eindringlich eine Steigerung des Preises von drei auf vier Thaler pro Centner Tabakblätter, da sonst die Tabakbauer bei den namentlich im Punkte der unerlässlichen Düngung in die Höhe gegangenen Betriebskosten nicht bestehen könnten. Diese Verhältnisse haben dann wieder ungünstig eingewirkt, so dass z. B. in der Wansener Gegend 1784 der Ertrag des Tabakbaues von 2000 Ctr. auf die Hälfte herabgegangen ist.

War schon das Tabaksmonopol bei der Bevölkerung missliebig, so ward es mit noch ungünstigeren Augen angesehen, dass die Regierung auch auf den in weiten Kreisen schnell beliebt gewordenen Kaffee ihre Hand legte, obwohl gerade hierbei den König neben der finanziellen Rücksicht auch die Ueberzeugung leitete, dass ein Getränk, das er nicht unter die nothwendigen Nahrungsmittel rechnen mochte, sondern als Luxusgegenstand ansah, am Ehesten eine höhere Besteuerung vertragen könne, umsomehr, da hierfür, wie er mit Missvergnügen vernahm, jährlich 700 000 Thaler aus den preussischen Staaten ins Ausland gingen. Eine immer gesteigerte Auflage, die allmählich bis auf $7\frac{3}{4}$ Sgr. pro Pfund hinaufgegangen war, rief einen ganz unerhörten Schmuggel ins Leben, der um so schwerer zu bekämpfen war, als hier auch kleine, leicht zu versteckende Quantitäten lohnenden Gewinn brachten, und als alle Welt an dem Einschwärzen sich betheiligte, so dass, wie in dem Eingange zu dem Kaffeedikte von 1781 geklagt wird, „das gemeine Volk in Taschen, Weibröcken und besonders dazu durchnähten Brusttüchern“ Kaffee einführte, während andererseits vielfach grössere oder kleinere Quantitäten in mit Heu, Stroh, Kohlen oder Holz beladenen Schiffen und Frachtwagen sich versteckten, die alle zu durchsuchen unmöglich schien. Der König erfuhr schliesslich, dass man in Berlin ein Pfund Kaffee für etwa 10 Sgr. verkaufe der hohen Steuer zum Trotze. Um hier Wandel zu schaffen, entschloss sich der König, „sowie solches bereits seit geraumer Zeit mit dem besten Erfolge in England eingeführet worden“, das Brennen des Kaffees zum Monopol zu machen, damit der Geruch und

die geringere Dauerhaftigkeit des gebrannten Kaffees das heimliche Einschwärzen erschwere und quantitativ beschränke, und überwies die Ausführung der französischen Regie, von der wir noch zu sprechen haben werden. Schlesien erhielt ein Hauptentrepot und vier Nebenämter zu Glogau, Breslau, Neisse und Oppeln. In diesen bekam man für 1 Thaler 24 Loth gebrannten Kaffee in blechernen Büchsen verpackt. Umsonst hatte der König bei der Einführung der neuen Verordnung hervorgehoben, dass der Vortheil davon den Invaliden zu Gute kommen solle, damit „jene tapferen Leute, die für den Staat gestritten haben und unter den Waffen grau geworden, ein sicheres und ruhiges Brot haben könnten, welche Aussicht für alle Kriegsleute ein Beweggrund zur Nach-eiferung sein wird“. Als das Edikt zur Ausführung gebracht wurde und die Werkzeuge der ohnehin schon verhassten ausländischen Regie sich überall in die Häuser Eingang erzwangen, um nachzuspüren, ob unberechtigter Weise darin Kaffee gebrannt würde, entstand eine allgemeine Entrüstung gegen die verhassten Kaffeeriecher, die neue Nahrung empfangen durch die Thatsache, dass der Adel, die Offiziere, die Geistlichen, die Mitglieder der Landeskollegien und einige andere Bevorrechtete von dem schweren Drucke der ganzen Massregel befreit blieben. Der Schleichhandel blieb, und die Strafen häuften sich so, dass der König endlich zu wiederholten Preisherabsetzungen sich verstand, wo dann ein Hinaufgehen der nach 1782 auf 15000 Thaler jährlich gesunkenen schlesischen Einnahmen auf 21000 und dann auf 24000 Thaler belehrte, dass man 1781 den Bogen zu straff angespannt hatte. Den Kaffee liess sich das Volk nicht nehmen, aber es trank ihn schlechter, versetzt mit Surrogaten, unter denen die Zichorie bald den ersten Rang einnahm.

Schliesslich wird uns noch von einem 1785 errichteten Brennholzmonopol berichtet, von dem sich aber Schlesien durch eine jährliche Summe loszukaufen vermocht habe. Dass es nicht gelungen ist, hierfür aktenmässige Belege zu erlangen, ist um so mehr zu bedauern, da es sehr

interessant wäre, zu erfahren, in welcher Weise hier in Schlesien die Ablösung selbst sich vollzogen habe.

Fünfter Abschnitt.

Die französische Regie.

Das wichtigste Ereigniss für die innere Verwaltung unter Friedrich dem Grossen in der Epoche nach dem siebenjährigen Kriege ist die grosse Steuerreform von 1766, die sich an den Namen der französischen Regie knüpft. Aber diese steht im übelsten Andenken, und wenn wir durch die landläufige Ueberlieferung die Vorstellung einer Aussaugung des Landes durch eine Masse habstüchtiger Ausländer an sie geknüpft sehen, so muss die verwunderte Frage naheliegen, wie es möglich ward, dass ein Fürst, den die ganze Welt als den weisesten Regenten des Jahrhunderts bewunderte, solch bösen Leumund hat auf sich laden können. Es soll hier eine möglichst unparteiische Schilderung des Hergangs versucht werden, immer unter besonderer Berücksichtigung des Antheils von Schlesien.

Nach der Wiederherstellung des Friedens 1763 hatten die wirthschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates zunächst einen gewissen Aufschwung genommen; diesem folgte aber eine Reaktion, ein Herabgehen der gesammten Staatseinkünfte. Die letzteren hatten 1763/64 über 17 Millionen Thlr. betragen, für 1764/65 aber nur 11,4 Millionen. Dieser Thatsache gegenüber musste sich der König fragen, auf welche Weise das Defizit wieder eingebracht werden könne. Die direkten Steuern zu erhöhen, sträubte er sich; hatte er doch den Schlesiern 1743 feierlich gelobt, solches nie thun zu wollen. Wohl aber schien es thunlich,

die Erträge der indirekten Steuern zu erhöhen. Bekanntlich zahlten die Städte ihre ganze Staatssteuer im Wege einer nicht etwa nur von Brot und Fleisch, sondern von allen möglichen einpassirenden Waaren zu erhebenden Accise. Bezüglich dieser hatte der König zu allen Zeiten die Meinung gehabt und wiederholt ausgesprochen, dass die Staatskasse um grosse Summen namentlich von den Kaufleuten betrogen würde; und schon in diesen oft erhobenen Verdächtigungen lag das Zugeständniss, dass die zur Ueberwachung der Accise vorhandenen Kräfte nicht ausreichten oder nicht ihre Schuldigkeit thäten. Aber es kam hier noch ein Anderes dazu. Namentlich seit dem Frieden waren die Grenzzölle zu ungleich höherer Bedeutung gelangt als früher. Eine Menge von Aus- und Einfuhrverboten war erlassen worden; mit Oesterreich war man in einen heftigen Zollkrieg gekommen, und Sachsen gegenüber stand es nicht besser. Aber zur Durchführung aller dieser Zollmassregeln, die bei den langgestreckten, so ungünstig gestalteten Grenzen des damaligen preussischen Staates besonders schwer durchzuführen waren, fehlte es überall an den nöthigen Beamten, und doch trug, wenn diese Anordnungen nur auf dem Papiere blieben, oder wenn man Eingangs- und Durchgangszölle mit der Accise zusammen an den Thoren der Städte zu erheben sich begnügte, von der dabei entstehenden Verwirrung den Hauptschaden der Staat und die Staatskasse.

Unzweifelhaft that hier eine gründliche Reform noth, eine Verbesserung der ganzen Steuermaschinerie. Aber wie eine solche zweckmässig zur Ausführung bringen? Wenn der König, um zu begründen, weshalb er zu den Franzosen gegriffen habe, bemerkt, seine früheren Leiter der Steueradministration seien während des Krieges gestorben, so kann das kaum etwas anderes heissen, als dass er seinen jetzigen Rathgebern die geeignete Ausführung des grossen Reformwerks nicht zugetraut habe, wie er ja schon 1761 bezüglich seines Ministeriums, des Generaldirektoriums, geschrieben hatte, dasselbe benehme sich in Dingen, „die nicht von dem täglichen Schlendrian seien“.

verkehrt und unbedachtsam. Unter diesen Umständen ward es von grosser Bedeutung, dass der bekannte Schriftsteller Helvetius im Anfange des Jahres 1765 einige Monate zu Potsdam als des Königs Gast verweilte. Er wusste nicht nur philosophische Gespräche mit seinem hohen Wirthe zu führen, sondern vermochte als früherer Steuerpächter in Frankreich über die Steuereinrichtungen dieses so zentralistisch eingerichteten Staates sachkundige Auskunft zu geben, wobei Friedrich die Zweckmässigkeit dieser Einrichtungen, welche ihm schon sein Gesellschafter, General Krockow, der mehrere Jahre in Frankreich gelebt, wiederholt gepriesen hatte, aufs neue bestätigen hörte. Selbst die in Frankreich übliche Form der Steuerverpachtung muthete ihn, der so wiederholt über das Unsichere der Acciseeinnahmen zu klagen hatte, anfänglich an und schien eine Gelegenheit zu bieten, vielleicht im Zusammenhange mit anderen Projekten ausländisches Kapital seinem verarmten Lande zuzuführen. Im Verfolg der durch Helvetius angeregten Ideen kamen nun, wenngleich nicht direkt durch diesen veranlasst, einige Franzosen nach Preussen, unter ihnen auch jener de la Haye de Launay, dem hier dann eine so hervorragende Rolle zufallen sollte.

Gerade er brachte doch auch neben der genauen Kenntniss der französischen Steuertechnik noch manches mit, was ihn dem König anziehend machte. Er war ein denkender Kopf und dabei in ungleich höherem Grade als viele seiner Landsleute geeignet, fremde Ideen zu erfassen und zu den seinen zu machen. Auf diese Schmiegsamkeit kam hier viel an, denn auch der König hatte sich ein System der beabsichtigten Reform ausgedacht, das dann Launay zur Grundlage seiner Vorschläge zu machen genöthigt war. Was die Form anbetraf, so ward der Gedanke des Königs, gewisse Steuerpartien in Pacht zu geben, schnell wieder fallen gelassen, und an eine vollständige Verpachtung der Steuern hat er kaum je ernstlich gedacht; er sagt selbst, das Beispiel Frankreichs zeige, wie dort die Steuerbeamten das Volk zu sehr drückten. Statt dessen sollten die Accise- und

Zollsachen im Verein mit der einer Aktiengesellschaft wieder abgenommenen Tabaksverwaltung, nöthigenfalls auch mit der Post zu einer Regie werden, also unter direkte Leitung des Staates kommen. Aber der König ersehnte zugleich eine materielle Aenderung der Steuertarife, sodass der Arme möglichst wenig davon betroffen würde. Alles was den Luxus angehe, schreibt er an Launay, gebe er ihm preis: „Besteuert alle fremden Weine, sie zahlt nicht der Arme — ich aber sehe mich als den Sachwalter des Arbeiters, des gemeinen Soldaten an; deren Sache habe ich zu vertreten.“ Diesen Ideen bequeme sich nun Launay an und entwarf im März 1766 eine Denkschrift, welche das Getreide ganz unbesteuert liess und vom Fleische zwar bei den besseren Sorten das Pfund um einen Pfennig erhöhte, das Schweinefleisch, die Hauptnahrung der Armen, aber nicht höher besteuerte als bisher und ausserdem bei Bier und Wein geringfügige höhere Sätze eintreten liess. Die Vorschläge fanden den vollen Beifall des Königs. „Ihr Projekt ist bewundernswürdig“, schrieb er am 16. März 1766 an Launay. „Sie werden die Ehre haben, Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in dies Chaos gebracht zu haben. Die Herren de la Haye und de Candi sind die Götter, die es entwirrt haben.“

Das „vorläufige Deklarationspatent der neuen Acciseeinrichtung“ vom 14. April 1766 bezeichnet als den einzigen Wunsch des Königs „zu gleicher Zeit die Lasten Unserer Unterthanen zu erleichtern und dabei die nothwendigen Einkünfte des Staats auf einen festen und beständigen Fuss zu versichern, sonder dass dadurch im Geringsten eine übermässige Vermehrung dererselben gesucht würde“. Und in der an das Berliner Ministerium gerichteten Kabinettsordre vom 9. April wird als Zweck der neuen Einrichtung angegeben die Abstellung der bisherigen schlechten und unordentlichen Acciseverwaltung und „die Koupirung der dabei vorfallenden Defraudationen“. Wir sehen, alles läuft darauf hinaus, dass der König eine energischere Durchführung der Steuervorschriften ersehnt und dieselbe auch um so un-

bedenklicher streng durchführen zu können glaubt, nachdem er gleichzeitig die Accise selbst in einer Weise umgestaltet hatte, dass sie gerade die unteren Volksklassen minder drückte. Zu dieser nachdrücklichen Durchführung sollten nun die Einrichtungen der französischen Steuertechnik entlehnt werden, und zwar war hier von vornherein auch die Berufung französischer Beamten in Aussicht genommen; in der erwähnten Kabinetts-Ordre vom 6. April kündigt er seinem Ministerium an, er werde „Fermiers aus Frankreich kommen lassen“ (Fermiers im Sinne nicht blos von Steuerpächtern, sondern von Steuerbeamten überhaupt gebraucht). Doch liess sich ja das nicht so schnell durchführen.

Inzwischen zeigt im März 1766 der König Launay an, er habe seinen Wünschen entsprechend zum Leiter der neuen Regie den Präsidenten von Horst ernannt und ihm zur Seite den Geheimrath von Magusch gestellt. Bezüglich der schlesischen Angelegenheiten habe er unter Berücksichtigung der Wichtigkeit dieser Provinz den schlesischen Minister von Schlabrendorf herberufen zum Zweck von Besprechungen mit Launay. Als dann die ersten französischen Beamten eingetroffen waren und des Königs Erwartungen nicht recht entsprochen hatten, scheint der letztere überhaupt wieder schwankend geworden zu sein, ob es nicht auch ohne die Franzosen gehen könne, und in einem Briefe an Launay vom 25. April spricht er ganz offen aus, Launay und Candi würden am zweckmässigsten mit preussischen Beamten ihren Operationsplan durchführen können; denn auch die Ausländer würden, wenn sie nicht ganz besonders geschickt wären, doch erst angelernt werden müssen. Sei es aber nun, dass Launay und Candi dann doch auf der Berufung der Franzosen bestanden haben, oder dass die bereits nach dieser Seite hin gethanen Schritte sich nicht wohl mehr zurücknehmen liessen, genug wir erfahren aus einem Schreiben des Königs an Launay vom 9. Mai, dass die französischen Beamten erwartet werden, und wie es sich jetzt nur noch darum handelt, dass, da das damalige Geschäftsjahr am 1. Juni begann, für's erste noch preussische Beamte, von diesem

Termine ab die neuen Einrichtungen ins Leben rufen sollen. So wird nach Schlesien auch wieder unter besonderer Betonung der Wichtigkeit dieser Provinz der Geheime Finanzrath Magusch (beiläufig gesagt, selbst ein Schlesier) gesandt, der dann auch den ersten Monat hier die Regie verwaltet hat, während gleichzeitig nach Glogau ein Hauptmann von Taubenheim geschickt wurde, um hier als Kommissar die neue Acciseordnung einzuführen. Am 25. Mai wurden die höheren Steuerbeamten des Breslauer Departements nach der Landeshauptstadt berufen, um über die neuen Einrichtungen belehrt zu werden. Allerdings liessen sich die verwickelten französischen Formen nicht so leicht einbürgern, und wir hören, dass man in Schlesien wenigstens zunächst zwar nach den neuen Tarifen, aber im wesentlichen nach der alten Praxis weiter gewirthschaftet habe.

Schlabrendorf hielt mit Magusch und Taubenheim Besprechungen und beschwerte sich infolge derselben hauptsächlich über einen Punkt der neuen Einrichtungen. Bisher hatten nämlich Bewohner des platten Landes, wenn sie in der Stadt Waaren eingekauft, beim Austritt aus dem Thore die auf diesen Waaren haftende Accise zurückerstattet erhalten. Dies wollte jetzt die Regie abschaffen, wogegen der Minister geltend machte, es sei den Bewohnern des platten Landes 1742 feierlich zugesichert worden, es solle die in österreichischer Zeit üblich gewesene Landaccise niemals wieder eingeführt werden, sondern die Accise nur für die Städte Geltung haben, da ja die Bewohner des platten Landes an deren Stelle ihre besondere direkte Staatssteuer (Kontribution) zahlten. Obwohl es nun zweifelhaft sein konnte, ob nicht hier ein Grenzzoll mit in Frage kam, so scheint es doch, als ob die Bonifikationen, wenn auch vielleicht in einer gewissen Beschränkung, weiter gezahlt worden sind. Dass Schlabrendorf selbst ein abgesagter Feind der Regie war, ersehen wir schon aus den abfälligen Bleistiftbemerkungen, die er neben Launay's erste Denkschrift geschrieben. Für ihn, der in der bisher zugestandenem administrativen Selbständigkeit Schlesiens dessen

ganzes Heil erblickte, war schon die Unterstellung der Provinz unter die Regie ein schrecklicher Gedanke, und da er daran verzweifeln musste, dies abzuwenden, so suchte er wenigstens, als der König 1766 nun auch die Postverwaltung der Regie unterstellte, die besondere schlesische Postverwaltung zu retten, indem er dem Könige lebhaftere Vorstellungen darüber machte, welchen Schaden die Provinz bei ihren besonderen Interessen dadurch haben würde. Doch obwohl diese Vorstellungen anfänglich einen gewissen Eindruck auf den König zu machen schienen, so drang doch schliesslich Launay durch; die schlesische Post blieb der Regie, und Schlabrendorf hat es erleben müssen, dass selbst, als 1769 die Post wieder der Regie abgenommen wurde, eine einheitliche Postverwaltung für den ganzen Staat beliebt wurde. Diese Entscheidung erfolgte im Todesjahre des Ministers. Derselbe hat noch von seinem Sterbebette aus dem König die Erhaltung der provinziellen Selbständigkeit Schlesiens ans Herz gelegt.

Als 1766 nach dem Eintreffen der Franzosen die neuen Einrichtungen vollständig nach der französischen Methode in Gang kamen, erschienen dieselben dem Publikum, vornehmlich den Kaufleuten, als überaus lästig und drückend. Natürlich würde gegenüber der laxen und bequemen Art, in welcher bisher die Accise gehandhabt worden war, eine strengere Ausführungsform unter allen Umständen als unerwünschte Neuerung erschienen sein, und es mochte nun auch ins Gewicht fallen, dass die Unterbeamten, die besonders mit dem Publikum zu thun hatten, die verwickelten Kontrolformalitäten, die sie selbst erst erlernen mussten, nicht eben gewandt zu handhaben vermochten und dadurch viel Zeitverlust veranlassten. Aber es wird überhaupt der ganzen Einrichtung von verschiedenen Seiten ein arger Formalismus nachgesagt. Ein Zeitgenosse und höherer Beamter in Breslau, sonst ein begeisterter Verehrer Friedrichs, schreibt über die Regie: „Wurden auch nicht alle Accise- und Zollsätze erhöht, so führte man doch eine so grosse und mannigfaltige Menge von kleinen zu lösenden

Zetteln, Attesten, Quittungen ein, dass die dafür zu zahlenden Gebühren eine neue Auflage ausmachten. Es wurde eine Wissenschaft, alle diese verwickelten in einer fremden Sprache geschriebenen kleinen Gesetze zu kennen und desto schwerer, selbige zu beobachten und nicht straffällig zu werden. Das Widrigste für den Kontribuenten ist die mit der Abgabe verbundene Beschwerlichkeit und Versäumniss. Es ist ein Glück, sagt man, wenn derjenige, welcher nach der neuen Einrichtung die Abgaben von einem erhaltenen Eimer fremden Weines zu bezahlen hat, in einem Tage fertig wird, die an verschiedene Bureaus abzuführenden Gebühren zu erfahren und zu entrichten und am Ende mit einem Dutzend kleiner verschiedener Zettel in der Hand die Erlaubniss erhält, den Wein in seinen Keller zu bringen. In den Handelshäusern wird ein besonderer Diener erfordert, blos dieses Geschäft zu besorgen. Jedoch klagen die Kaufleute und Fuhrleute nicht sowohl über die Erhöhung vieler Zollsätze selbst, als über die Verzögerungen und über die Menge der zu beobachtenden kleinen Vorschriften, die es so schwer machen, nicht straffällig zu werden. Viele polnische, russische, ungarische Kaufleute haben mit ihren rohen Waaren neue, obgleich weitere Wege nach Oesterreich, Böhmen, Sachsen gesucht, um die schlesischen Zölle zu vermeiden. Der Zoll von durchgehenden Waaren (Transito), der vorher beträchtlich war, ist beinahe völlig verloren.“ Ganz in demselben Sinne setzten 1770 die Kammerräthe Hartmann und Schneck dem schlesischen Minister auseinander, die Chicanen der Regie trieben die fremden Kaufleute aus dem Lande.

Die, wie namentlich die Kaufmannschaft klagte, mit der neuen Steuer verbundene Belästigung und Erschwerung des Verkehrs hatte sogleich im Jahre 1766 den Gedanken nahegelegt, in irgend welcher Form die Handlungsaccise zu fixiren und damit abzulösen. Dies in den westphälischen Gebieten Preussens durchzuführen, dafür hatte der Leiter der Regie, Minister von Horst, sich selbst lebhaft interessirt und wirklich auch trotz der geringen Neigung, welche der

König für das Projekt zeigte, gegen Ende des Jahres 1766 hier eine Fixation der Accise, welche diese Lande, wenigstens was die Accise anbetraf, von der Regie befreite, zustande gebracht. Wenn Schlabrendorf im Oktober 1766 daran dachte, Aehnliches für Schlesien zu erreichen, so musste er bald davon abstehen, da ihn Horst versicherte, der König würde bei einer seiner grossen Provinzen nimmermehr auf ein derartiges Abkommen eingehen. Es ist nun höchst charakteristisch, dass einer der erbittertsten Gegner der Regie bezüglich jener westphälischen Acciseablösung zugestehet, dass die dort an Stelle der Accise getretene, mit dem Servise verbundene Kopfsteuer den Einwohnern erheblich drückender gewesen sei als die Accise der Regie, sodass man thatsächlich eben nur den Wegfall der mit dieser verbundenen lästigen Formalitäten gewonnen habe. Es waren also thatsächlich nur mehrere lästige Formen der Steuereinzahlung, über die man bei der neuen Accise zu klagen hatte, und diese formellen Härten hätten nun, sollte man meinen, sich mit der Zeit abschleifen lassen müssen, um so mehr, da der König selbst das Einführungsprivileg der Accise vom 14. April 1766 nur als ein vorläufiges bezeichnet und darin noch genaue Prüfung durch eine zur Untersuchung aller Einzelheiten berufene Kommission in Aussicht gestellt hatte, „damit bei einem so wichtigen Geschäfte nichts übereilt werden möge“.

Allerdings sind nun die beiden Männer, welche diese Kommission bilden sollten, Horst und Magusch, von vornherein so mit praktischen Arbeiten überhäuft worden, dass sie zu einer Prüfung dieser Art nicht gekommen sind und dem Könige die Aufgabe gelassen haben, nach dem Inslebentreten der neuen Einrichtungen aus den von seinen Steuerbeamten gemachten Erfahrungen sich ein Urtheil zu bilden, wie weit jene Einrichtungen sich bewährten: eine Aufgabe, die ungemein erschwert ward durch den Umstand, dass die ganze Regie ins Leben trat losgelöst von der ganzen übrigen Verwaltung und fast ausschliesslich geleitet von französischen Oberbeamten, die natürlich gänzlich ausser Stande waren, über Stimmungen im Volke zu berichten.

Aber überhaupt hat die ganze Steuerangelegenheit eine besondere Wendung genommen seit dem Eintritte der fremden Beamten. Bereits im Laufe des Jahres 1766 waren diese „routinirten Franzosen“, wie sie Friedrich nennt, eingetroffen, zwar nicht zu Tausenden, wie die Fama erzählte, aber auch nicht bloß „einige“, wie der König sich ausdrückt, sondern in einer Anzahl, die man doch auf 200 wird veranschlagen müssen. Ihnen wurden die oberen Stellen der Regie eingeräumt; die vier Oberregisseure erhielten jeder jährlich 15 000 Thaler Gehalt und eine ansehnliche Tantième. Das Gehalt stufte sich dann nach unten zu entsprechend ab, ebenso auch die Tantièmen, die aber, wenigstens von den französischen Regiebeamten, kaum einer ganz zu entbehren hatte. Auch in Schlesien hielten sie ihren Einzug, obgleich Präsident von Horst charakteristisch genug dem ihm befreundeten schlesischen Minister versprochen hatte, nicht viele Franzosen hierher zu schicken. Als Geheimer Rath von Magusch Anfang Juli 1766 wieder nach Berlin zurückging, ersetzte ihn hier als Regisseur für das Breslauer Departement ein Mr. Bombes, und um ihn und Taubenheim, der vorläufig noch in Glogau gelassen ward, reihte sich bald eine ganze Anzahl von Franzosen, deren jetzt auch mehrere in andere Städte der Provinz kamen.

Es hätte nun wunderbar zugehen müssen, wenn nicht diese französische Färbung der neuen Einrichtung einen fatalen Eindruck auf die grosse Menge des Publikums hätte machen sollen. Man wird das behaupten müssen, ohne zu vergessen, dass das Nationalgefühl damals nicht im entferntesten so stark ausgeprägt war wie in unseren Tagen. Eine neue Steuer wird nie gern gesehen; hier wurden neue Tarifsätze unter neuen, besonders lästig erscheinenden Formalitäten eingeführt zumtheil aufgrund von Bestimmungen, die erst aus einer fremden Sprache hatten übersetzt werden müssen und kaum von den Unterbeamten recht verstanden wurden, während doch jedes Zuwiderhandeln streng mit Geld gebüßt ward. Natürlich war schnell in alle Kreise eine Kunde davon gedrungen, wie unglaublich hohe Gehälter

diese Ausländer erhielten, Summen, die doch das Land zahlen müsse, und ebenso wusste man von den Tantiemen der Franzosen, von ihren Antheilen an den Strafgeldern. Was war natürlicher, als dass jede unbequeme Formalität als Chicane auf Rechnung der habsüchtigen Ausländer geschoben und die gehandhabte grössere Strenge gegen Steuerumgehungen aus gewinnsüchtigem Streben nach Erhöhung der Straf gelder erklärt wurde? Es kam bald dahin, dass für alle Unbequemlichkeiten des neuen Gesetzes an erster Stelle die französischen Blutegel, wie man sie mit Vorliebe nannte, verantwortlich gemacht wurden. In dem Aerger darüber, den vermeintlichen Chicanen dieser Leute preisgegeben zu sein, dachte kaum jemand daran, unbefangen zu prüfen, ob denn thatsächlich mit den neuen Einrichtungen eine soviel stärkere Belastung des Volkes eingetreten sei. „Soviel kann man aus den Klagen der Unterthanen entnehmen,“ schreibt ein Zeitgenosse, „dass Selbige zehnmal mehr beschwert zu sein glauben als vorher,“ und ein Zweiter berichtet, wie in den westphälischen Landen die Einwohner, obwohl sie seit der Ablösung der Accise mehr zu zahlen hatten als vorher, lieber alles über sich ergehen lassen wollten, als unter dem Joche der französischen Regie wiederum zu stehen. „Es schien, als hätten im Stillen alle preussischen Unterthanen sich das Wort gegeben, der Regie und ihren Vorstehern ewig feind zu sein.“ Was man denselben nur irgend Uebles anzuthun vermochte, ohne direkt straffällig zu werden, that man. Niemand mochte die Franzosen aufnehmen; eine Miethswohnung war für sie kaum irgendwo zu erhalten, ebensowenig ein Gespinn.

Unter den Gebildeten lief eine angebliche Aeusserung des englischen Gesandten Mitchel um, die Franzosen fänden jetzt Gelegenheit, für Rossbach Revanche zu nehmen, und ein viel verbreitetes Epigramm sagte sehr despektirlich, der Teufel habe soviel französische Kommis von sich gegeben, dass sie bis Schlesien gekommen wären. „Es ist natürlich,“ schreibt ein Zeitgenosse aus Schlesien, „dass ein deutsches Volk schon deshalb wider diese Einrichtung eingenommen

sein muss, weil sie von Franzosen herrührt, denen man immer die Neigung zuschreibt, sich auf Kosten der Deutschen zu erheben und zu bereichern. Sie werden als Feinde angesehen. Da der grosse Haufen der Einwohner sich nicht überzeugen kann, dass die Strenge dieser fremden Zoll- und Acciseverwaltung den Nutzen der königlichen Kasse zum Endzweck habe, so hält ein jeder dasjenige, was er ihrer Wachsamkeit durch Contrebande entziehen kann, für rechtmässige Beute. Es ist also nicht zu verwundern, dass wenig preussische Unterthanen es für ein Verbrechen gegen den Staat und die Unterthanenpflicht halten, Zoll- und Accisediener zu betrügen und Schleichhandel zu treiben.“ Wenn wir trotzdem den König selbst versichern hören, dass die Regie sich besonders durch erfolgreiche Bekämpfung des Schmuggels Verdienste erworben habe, so werden wir den Massregeln der Regie, welche auch unter so besonders ungünstigen Umständen sich bewährt haben, unsere Anerkennung kaum versagen können.

Wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, das geradezu feindliche Verhältniss des Publikums zu der Regie allmählich zu bessern, so hätte ein solches vielleicht darin gesucht werden können, dass das preussische Beamtenthum für die neuen Einrichtungen ganz und voll eingetreten wäre und sich bemüht hätte, deren gute Seiten ins rechte Licht zu setzen, falsche oder übertriebene Vorstellungen zu berichtigen und ab und zu auch zweckmässige Aenderungen herbeizuführen. Unzweifelhaft genoss das preussische Beamtenthum bei dem Volke eine gewisse Geltung, ein gewisses Vertrauen, sodass seine Stimme hätte gehört werden mögen. Wie es namentlich in absolut regierten Staaten nicht wohl ausbleiben kann, war das Beamtenthum in demselben Masse, wie es als eine Stütze des Thrones angesehen werden konnte, auch an und für sich eine Macht. Dabei hatte dieses Beamtenthum, obgleich es ihm weder an Selbstbewusstsein noch an Ehrgefühl gebrach, und obwohl viele seiner Vertreter bei mehr als einer Gelegenheit den Muth zu sehr freimüthiger Meinungsäusserung gefunden haben, selbst gegenüber einem so ge-

waltigen Herrscher, wie Friedrich war, dennoch wohl gelernt, es auch einmal geduldig hinzunehmen, wenn der grosse Monarch einer erregten Stimmung recht harte Worte gab. Aber freilich hat kaum jemals ein Herrscher einem tüchtigen Beamtenstande solches zu bieten unternommen wie hier Friedrich 1766 dem seinigen. In der schon angeführten Kabinettsordre vom 9. April d. J. sagt er seinem Ministerium schlankweg, da sie bisher die Accise so schlecht verwaltet, habe er sich entschlossen, ihnen dieselbe ganz aus den Händen zu nehmen, sodass sie fortan mit Accise und Zoll nichts mehr zu thun haben sollten; dafür werde er vom 1. Juni ab Fermiers aus Fränkreich kommen lassen. Der Letzteren Dienste wurden dann, wie man erfuhr, so hoch angeschlagen, dass denselben Einkünfte bewilligt wurden, wie sie niemals ein preussischer Minister bezogen, ja dass der vom König selbst an die Spitze der Regie gestellte Minister kaum den vierten oder fünften Theil dessen bezog, was den französischen Oberregisseuren zugesagt war.

Unvermeidlich musste das alles eine gewaltige Aufregung hervorrufen in allen Kreisen des preussischen Beamtenthums, und ganz von selbst ergab sich dessen Haltung. Der König wollte ihre Dienste bei der Acciseverwaltung nicht mehr, wohl so mochten die gepriesenen Ausländer sehen, wie sie es besser machten. Für die preussischen Verwaltungsbeamten schien es als das einzig Angemessene, sich möglichst zurückzuhalten. So bildet sich die Praxis des passiven Widerstands, des möglichsten Sichversagens gegenüber der Regie. Man weigert an Dienst und Auskunft für dieselbe was irgend möglich, man sucht Vorwände, jede Ueberlassung eines Beamten, jede Hülfeleistung irgend welcher Art abzulehnen zur grossen Beschwerde für die mit den Verhältnissen so ganz unbekanntem, hier eintretenden Regiebeamten. In Glogau konnte trotz des versprochenen ansehnlichen Honorars keiner der Kammerräthe bewogen werden, in den Accisestrafachen mit zu arbeiten, was Schlabrendorf vollkommen billigte, da die preussischen Beamten nicht gelernt hätten, sich über Prinzipien und Gesetze so leicht hinweg-

zusetzten, wie das in jenem Kollegium von ihnen verlangt würde. Dies war die Praxis, der sich nur Einzelne entzogen, die durch dienstwillige Hingebung gegenüber dem neu aufgegangenen Sterne der Regie ihr Glück zu machen dachten, dafür aber von der grossen Mehrzahl um so scheeler angesehen wurden. Es war keinerlei Verschwörung oder Verabredung dabei, soviel wir sehen können. Es schien sich das Alles von selbst zu verstehen. Dass dabei nicht alle Beamten trotz gelegentlicher Rügen Schlabrendorf's ihre Zungen im Zaume hielten, und dass spöttische und abfällige Bemerkungen von solchen vielfach laut wurden und auch Eindruck machten, namentlich auch auf die Unterbeamten, braucht kaum gesagt zu werden. Wenn dann einmal einer der so übel angesehenen Franzosen seinen neuen schlesischen Unterbeamten gegenüber aussprach, der König habe ja selbst geäussert, seine Steuerbeamten seien bisher lauter Spitzbuben gewesen, so verbesserte das natürlich die Stimmung nicht. Alles das erschwerte die ohnehin nicht leichte Stellung der eingetretenen Franzosen aufs äusserste. Deren einziger Rückhalt war und blieb der König.

Im August 1766 erschien in Schlesien de Candi, offenbar nächst Launay der bedeutendste unter den ins Land gerufenen Franzosen, um, wie er erklärte, auf Spezialbefehl des Königs die Hindernisse, welche sich hier der Einführung der neuen Steuereinrichtungen in den Weg stellten, kennen zu lernen und aus dem Wege zu räumen. Er verweilte zunächst in Glogau, bekanntlich dem Sitze eines der beiden schlesischen Verwaltungskollegien. Hier nun gewann er aus den Berichten der höheren Regiebeamten, des Geheimen Finanzrathes v. Taubenheim und des Generalinspektors du Bois des Landes, die Ueberzeugung, dass die Haupthemmnisse hier gerade die Glogauer Kammer bereite, und diese ward nun am 18. Oktober zu einer Konferenz eingeladen, bei welcher de Candi von den Herren derselben Auskunft über 26 verschiedene Punkte sich ausbat, in Wahrheit aber dieselben ins Verhör nahm über 26 Anklage- oder Beschwerdepunkte, worauf dann die Kammer die

Sachen anders zu wenden und jede feindselige oder unfreundliche Absicht der Regie gegenüber in Abrede zu stellen sich bemühte. Als der schlesische Minister von Schlabrendorf von der Sache erfuhr, zürnte er vor allem darüber, dass seine Rätthe nicht energischer geantwortet hätten. Er sprach es auch dem Minister von Horst gegenüber aus, dass namentlich de Candi offenbar den Absichten des Königs zuwiderhandle und dessen Interessen schädige; de Candi aber meldete triumphirend an Friedrich, wie er die Glogauer zu Paaren getrieben habe, worauf dieser ihm erwiderte, in Breslau werde er es nicht so leicht finden. Es scheint auch wirklich, dass de Candi hier wohl schon um Schlabrendorf's willen vorsichtiger aufgetreten ist und die Glogauer Scene nicht wiederholt hat. Der König selbst hatte, als er im Spätsommer nach Breslau gekommen war, an den dortigen Regisseur Bombes die Frage gerichtet, ob hier jemand der Regie Hindernisse in den Weg lege, was Bombes negativ zu beantworten für gut befunden hatte.

Vielleicht nicht ganz ohne Einfluss auf die so sehr schroffe Haltung der Beamten, jedenfalls aber weit verbreitet war die Meinung, dass die Franzosen in kürzester Zeit abgewirthschaftet haben müssten. Hier in Breslau waren weder der Kriegs Rath Michaelis (der nachmalige Minister) noch Schlabrendorf geneigt, den hiesigen Regisseur Mr. Bombes überhaupt ernsthaft zu nehmen, „es könne mit solchem Manne in solcher Stellung nicht gehen“. Schon unter dem 29. Juli 1766 schreibt aus Minden der Kammerpräsident von Dachröden an Schlabrendorf: „Es ist also wohl ausgemacht, dass bei so schlechtem Maniement der Sache die ganze Einrichtung von keiner Dauer sein kann, und dürfte man wohl eben nicht unrecht thun, wenn man die erschienenen französischen Geister als Zugvögel ansiehet, die mit dem Martinisommer den deutschen Boden wieder verlassen dürften.“ Die schlechten finanziellen Erfolge in den ersten Monaten der Regieverwaltung schienen solche Voraussetzungen hinreichend zu begründen. Man wollte schon von unwilligen Aeusserungen des Königs wissen. Derselbe

werde die Ausländer schnell wieder fallen lassen. Doch man sollte sich sehr täuschen. Die so schroffe Haltung des Beamtenthums veranlasste zunächst Launay, ausschliesslicher als anfangs seine Absicht gewesen war, sich ganz auf seine Landsleute zu stützen und in diesem Sinne auf den König zu wirken. Dieser letztere seinerseits hielt mit vollstem Vertrauen an Launay fest und liess sich sogar überzeugen, dass an den ungünstigen Erfolgen der ersten Monate hauptsächlich die beibehaltenen preussischen Unterbeamten schuld seien, die mit Strenge bei ihrer Pflicht festgehalten werden müssten. Wie er über den passiven Widerstand seiner Beamten gegen die Regie, von dem er sehr wohl wusste, urtheilte, das zeigt der sich im Oktober 1766 abspielende Fall Ursinus, für den man den eigentlichen Schlüssel in diesen Verhältnissen zu suchen hat.

König Friedrich hat bekanntlich damals einen der angesehensten Berliner Beamten, den Geh. Finanzrath Ursinus, der vielfach das besondere Vertrauen des Königs genossen, als den Verfasser eines dem Generaldirektorium aufgetragenen Gutachtens über die Ursachen des Darniederliegens von Handel und Gewerbe auf die Festung Spandau geschickt. Wenn nun gleich in diesem Gutachten die Regie nur gestreift wird, so ist doch kaum zu zweifeln, dass hierbei die Misstimmung, welche in dem höheren Beamtenthum durch die kurz vorher erfolgte Einführung der Regie erregt worden war, das Ihrige dazu beigetragen hat, das in der Denkschrift thatsächlich ausgesprochene schroffe Urtheil über des Königs gesammte Finanz- und Handelspolitik zu verschärfen, noch dass dieser letztere zu einer so harten Massregel schwerlich gegriffen haben würde, hätte ihn nicht die feindliche Haltung seines Beamtenstandes gegenüber seiner neuen Schöpfung so besonders in Harnisch gebracht. Zu derartigen Gewaltakten sehen wir Friedrich immer nur in dem Falle sich entschliessen, wenn er einmal ein Exempel statuiren zu müssen glaubte, und wenn er bei dieser Gelegenheit die zornigen Worte gebraucht hat: „sonsten bringe ich die Kanailen niemals in die Sub-

ordination“, so handelt es sich dabei augenscheinlich um sein ganzes, hauptsächlich in Sachen der Regie gegen ihn frondirendes Beamtenthum. Ebenso ist es durchaus wahrscheinlich, dass die abgeneigte Haltung Schlabrendorfs der Regie gegenüber viel zu der Entfremdung zwischen dem Könige und diesem seinem bewährten und treuen Diener beigetragen hat, die dann bis zu des letzteren Tode Bestand behielt.

Der König hat thatsächlich, obwohl die Regie seine Erwartungen nicht zu erfüllen vermocht hat, deren Einrichtungen im Wesentlichen aufrecht erhalten, und wer will sagen, ob nicht ein gewisser Eigenwille, der seinem Wesen nicht immer fremd war, ihn abgehalten hat, den von ihm verachteten „Criallerien“ seiner Beamten nachzugeben, wenn er vielleicht auch im stillen anders dachte? Einiges hat er geändert, manche Tarifsätze noch erhöht. Als 1778 ein allgemeiner Impost auf Kaffee und Wein gelegt ward, den auch das platte Land zu zahlen haben sollte, vereinten sich die Stände der einzelnen schlesischen Kreise zu einer Beschwerde, unter Berufung auf die 1743 den Schlesiern gemachte Zusage, sie niemals mit weiteren Steuern beschweren zu wollen. Darauf hat der König unter Berücksichtigung auf die alten Privilegien dem Landadel die Steuer auf Wein und Kaffee erlassen, die anderen Bewohner des platten Landes aber mit ihren Beschwerden abgewiesen. Von dem französischen Personale ward im Laufe der Zeit ein guter Theil entlassen, aber immer an den allgemeinen Prinzipien der Regie festgehalten. Im Volke aber hat sich die Feindschaft und der Widerwille, die man dem Institute und seinen Vertretern von Anfang an entgegenbrachte, mit den Jahren nicht geändert noch gemindert. Jene Klagen unseres schlesischen Berichterstatters, die wir oben anführten, wurden niedergeschrieben, als die Regie „schon über zehn Jahre“ in Thätigkeit war. Derselbe fügt hinzu: „Da der König bei allen vorhergehenden Finanzeinrichtungen die Absicht gezeigt hat, selbige seinen Unterthanen so wenig als möglich beschwerlich zu machen, so ist kaum zu

glauben, dass er von den Klagen und von dem Widerwillen wider die französische Regie unterrichtet sein kann.“ Der Breslauer Regierungsrath von Klöber hat sein erst 1785 erschienenenes Buch, wie es in der Vorrede heisst, 1778 niedergeschrieben. Seine Worte zeigen, dass in dem Kreise Hoym's, der bekanntlich 1770 Schlabrendorf als schlesischer Minister gefolgt war, die feindselige Stimmung gegen die Regie fort-dauerte, wie wir denn auch sonst aus den Akten ersehen können, dass Hoym der Regie kaum weniger abhold war als sein Vorgänger und trotz seiner grossen Schmiegsamkeit Konflikten mit derselben nicht entgangen ist. Uebrigens hat Klöber noch den Triumph miterlebt, dass 1780 die Breslauer Kammer vom Könige den Auftrag erhielt, ein wachsames Auge darauf zu haben, ob etwa die französischen Beamten von den Kaufleuten sich bestechen liessen.

Seitdem erblich der Stern der Regie mehr und mehr. Des Königs Unzufriedenheit mit ihr wuchs, und es machte jetzt grossen Eindruck, als 1781 der durch seine erfolgreiche Verwaltung des Berg- und Hüttenwesens zu grossen Ansehen gelangte Minister von Heinitz den Mut hatte, in einer Denkschrift die Etats der Regie kritisch zu untersuchen und ihre geringe Rentabilität nachzuweisen; 1782 erfolgte die Abschaffung der den französischen Beamten gewährten Tantiemen und 1783 eine wesentliche Verminderung der Beamten nach dem Ausspruche: „man muss seine Ausgaben beschränken, wenn die Einnahmen abnehmen.“ Launay selbst sah seine bisher so unumschränkte Gewalt ihm unter den Händen schwinden. Aus dem Ende des Jahres 1784 datirt jene merkwürdige Verfügung an den Minister von Werder, in welcher der König die Franzosen als Schurkenzeug bezeichnet, die er sich sämmtlich vom Halse zu schaffen suchen werde. Das Jahr 1785 brachte eine bestimmte Weisung an den schlesischen Minister, auf die Leute von der Regie genau Acht zu geben und etwaige Unregelmässigkeiten oder „Schelmereien“ sofort dem Könige anzuzeigen. So war, als Friedrich 1786 starb, das 1766 eingeführte System bereits von ihm selbst zum grössten Theile aufgegeben.

Bei der grossen Missliebigkeit der Regie konnte es nicht fehlen, dass nach des Königs Tode eine schonungslose Kritik an der ganzen Einrichtung geübt ward, der gegenüber Launay's Selbstvertheidigung wirkungslos blieb. Dass bei jenen Urtheilen Uebertreibungen und thatsächliche Unrichtigkeiten in grosser Zahl mit untergelaufen sind, braucht kaum gesagt zu werden. Die ganze Angelegenheit der Regie hat etwas Tragisches. Der grosse König hat erleben müssen, dass die Erhebung einer nicht etwa neuen, sondern althergebrachten, ihm zustehenden Steuer, nach Sätzen, die keineswegs als besonders hoch angesehen werden konnten, und unter sorgfältiger Fürsorge, dass die unteren Klassen möglichst wenig beschwert würden, vom Volke als eine unerhörte Bedrückung angesehen wurde und ihm den besten Teil seiner Popularität kostete. Aber wenn wir nicht ohne Mitgefühl sehen, wie dem Könige für sein redliches Bemühen, die Nothwendigkeiten des Staates ohne Bedrückung seiner Unterthanen zu erlangen, ein übler Lohn zutheil ward, so werden wir doch auch ihm nicht von Schuld freisprechen können, und mögen wir auch anerkennen, dass das Gebäude, welches Launay auf den ihm von Friedrich vorgeschriebenen menschenfreundlichen Grundlagen errichtete, einen wirklichen Fortschritt bedeutete, Ordnung und System in die nach einander aufgestellten preussischen Steuerverordnungen brachte, so können wir dem Könige doch nicht den Vorwurf ersparen, das wohl intentionirte Werk durch das gewagte Experiment der Heranziehung einer grossen Anzahl französischer Beamten thatsächlich verdorben zu haben. Denn so ist es gekommen. Die französischen Einrichtungen hätten sich in der Hand preussischer Beamten vielleicht einbürgern lassen, wenn auch unter Ausscheidung einiger Punkte, für die sich der preussische Boden nicht eignete. In der Hand von französischen Beamten, wo Transaktionen von vornherein ausgeschlossen waren, traten die französischen Einrichtungen vom ersten Augenblicke an fremd und feindlich dem Volke gegenüber und vermehrten nur noch die Miss-

liebigkeit jener. An dem passiven Widerstande, der unversöhnlich feindlichen Haltung der preussischen Beamten und des ganzen Volkes gegenüber den Regiefranzosen ist die Steuerreform von 1766 gescheitert.

Wir aber vermögen kaum einen Tadel auszusprechen über das preussische Volk, welches es nicht verstanden hat, aus Einrichtungen, die sich in so ungünstigem Lichte zeigten, den guten Kern herauszuerkennen, ebenso wenig, wie wir es über das Herz bringen, den preussischen Beamten vorzuwerfen, dass sie nach der Behandlung, die man ihnen zugefügt hatte, nicht um des Staatsinteresses willen mit den französischen Regiebeamten zusammen zu arbeiten und diese in ihrem Werke zu fördern Lust zeigten. Aber wohl darf ein objektiv urtheilender Historiker den König anklagen, dass er von seiner Höhe herab die unmittelbaren Empfindungen seiner Unterthanen, die er der Gewalt verhasster Ausländer preisgab, ebenso wenig wie die Empfindlichkeit seiner in ihrem Ehrgefühl schwer gekränkten Beamten hinreichend gewürdigt hat. Hierin liegt, so weit wir es übersehen können, die tragische Schuld, welche das Scheitern dieser grossen Schöpfung herbeigeführt hat, wie zur warnenden Mahnung, dass auch für den grössten Selbstherrscher die Macht über sein Volk ihre Schranken habe.

Sechster Abschnitt.

Verhältnisse der Juden. Armenpflege.

Der Sprung von der Regie zu den Juden ist minder gross, als es scheinen könnte. Was hier dem früher gegebenen Bilde von der Letzteren Stellung in Schlesien unter Friedrich dem Grossen noch hinzuzufügen ist, steht thatsächlich in einem gewissen Zusammenhange mit der Regie.

König Friedrich war stets geneigt, in jedem Kaufmann einen Schädiger seiner Accise zu erblicken, unter den Kaufleuten aber wiederum waren es vor Allen die Juden, welche sein Argwohn traf, und bei denen er die Defraudationen geradezu als ihre Gewohnheit bezeichnet. Seit mit Einführung der Regie und infolge der für dieselbe aufgewendeten ansehnlichen Summen die Accise kostbarer geworden war und folglich die derselben durch den Schmuggel zugefügten Verluste schwerer ins Gewicht fielen, stieg auch sein Aerger gegen die Juden, und schon 1766 droht er, falls es sich mit dem Schleichhandel nicht bessre, alle Juden aus seinen Staaten zu vertreiben. Es ward ihnen zur Last gelegt, in Dörfern, wo man vor Zollbeamten sich mehr geschützt wusste, vielfach ganze Depots verbotener und zollpflichtiger Waaren angelegt zu haben, um diese letzteren dann von da auf geschickte Manier weiter zu befördern. Deshalb entschloss sich endlich der König, jene Drohung wenigstens theilweise zur Ausführung zu bringen.

Unter dem 3. Oktober 1776 erliess er eine Verordnung, dass „auf der deutschen Seite der Oder“ d. h. dem linken Ufer des Flusses Juden hinfort nicht mehr geduldet werden sollten ausser in Brieg und Glogau, und dass daher alle Juden bis Ende des Monats fortgezogen sein müssten, widrigenfalls sie per Schub fortgebracht werden sollten. In Oberschlesien an der polnischen Grenze sollten sie sich unter der Bedingung, „von dem Gewerbe, auf welches sie tolerirt werden“, die bisherigen Lasten zu tragen, etabliren dürfen, nach Brieg und Glogau aber sich nicht wenden, da man ihrer dort bereits genug habe. Den Magistraten wurde eine Geldstrafe von 10 Thlr. angedroht für „jede Judenseele“, die sich nach dem 1. November noch in der betreffenden Stadt finden würde.

In dieser Strenge kam nun das Edikt nicht zur Ausführung. Die Juden durften sich freuen, dass der Minister Schlabrendorf nicht mehr am Leben war, der ein solches Mittel zur Verminderung der nach seiner Meinung für Schlesien bereits viel zu hohen Zahl der Juden mit Freuden

begrüsst haben würde. Ihm war jetzt Hoym gefolgt, dessen philanthropische Ideen den Juden günstiger waren. Uebrigens scheint die Zahl der Juden auf der linken Oderseite nicht allzu gross gewesen zu sein, denn nach einer uns erhaltenen, zwar nur das Breslauer Kammerdepartement betreffenden amtlichen Zusammenstellung werden uns da nur 31 Familien mit 155 Seelen genannt, wobei allerdings das auf Grund alter Privilegien mit zahlreichen Juden bevölkerte ober-schlesische Städtchen Zülz ganz ausgelassen ist. Der Hauptzudrang der Juden ging immer nach der Landeshauptstadt Breslau. Unter dem 28. August 1776 während seines Aufenthaltes in Breslau beklagt sich der König gegen Hoym, vor dem siebenjährigen Kriege hätte es hier 1000 Juden gegeben, jetzt seien ihrer 1800 da, welche den christlichen Kaufleuten grossen Abbruch thäten und dabei zum geringsten Theile irgend welche wirkliche Konzession hätten.

Die Hauptbeschwerde der Breslauer Kaufleute richtete sich gegen das jüdische Famuliz, die Gehülfen der handel-treibenden Juden. Den Letzteren ward allgemein nach-gesagt, ein grosser Theil der als Gehülfen hier angegebenen Juden wären dies gar nicht, und statt bezahlt zu werden, zahlten sie selber ihren sogenannten Prinzipalen dafür, dass sie unter deren Namen ein Recht zum Aufenthalte in hiesiger Stadt gewonnen hätten, wo sie dann auf eigne Hand ihre Geschäfte trieben. Das erwähnte Edikt von 1776 vertrieb nun wirklich eine Anzahl Juden aus Breslau, obwohl sich bei Vielen Vorwände fanden, sie von der all-gemeinen „Expulsion“ der nicht besonders Privilegirten auszuschliessen. Dass im Uebrigen auch in andern Städten des linken Oderufers Juden zurückgeblieben sind, zeigt eine statistische Angabe aus der Zeit unmittelbar nach Friedrichs Tode, auf die wir noch zurückkommen werden.

Dagegen blieb des Königs Unzufriedenheit mit den Juden und fand einen neuen Ausdruck in den Jahren 1780, 81. Unter dem 20. November 1779 schreibt er an Hoym, in Oberschlesien herrsche noch „der polnische Gebrauch“, dass die Edelleute sich von Juden nicht nur ihren Branntwein

brennen, sondern auch sonst noch verschiedene Sachen in ihrer Wirthschaft besorgen liessen. Diese polnische Sitte sollte jetzt abgeschafft, und zu solchen Geschäften sollten, wie das in anderen Provinzen geschähe, fortan nur Christen verwendet werden, so dass die Juden nur eben Handel treiben sollten. Und obwohl der Minister auf den Ausfall aufmerksam machte, den die königlichen Kassen dadurch erleiden würden, so blieb doch der König bei seiner Meinung. Denn wenn selbst dabei 4000 oder 6000 Thaler eingebüsst würden, so habe das nichts zu sagen, das werde sich auf eine andere und bessere Weise wiederfinden.

Unter dem 8. März erfolgt nun eine Verordnung des angegebenen Inhalts, deren letzter Paragraph dann die von dem Edikt betroffenen Juden auffordert, sich in einer der auf dem rechten Oderufer gelegenen Städte als Handelsleute niederzulassen, was nach Möglichkeit zu befördern. Hoym dann noch durch eine besondere Verfügung seinen Beamten zur Pflicht macht, damit nicht durch eine allgemeine Auswanderung der Juden der Steuerausfall zu gross werde. Gegen das Edikt aber machen dringende Vorstellungen einerseits die Stände des Plessner Kreises, andererseits der Landesälteste Ziemietzky für den Lublinitzer Kreis. Eine strikte Durchführung des Ediktes werde den Ruin eines grossen Theils des oberschlesischen Adels zur Folge haben. Es sei hier üblich an die Juden nicht nur das Branntweinbrennen, sondern auch das Pottaschesieden, das Brauen, Backen und Schlachten zu verpachten, und die Juden hätten den Gutsherrn den grössten Theil ihres Getreides abgekauft; unter den Christen Ersatz zu finden sei ganz unmöglich. Ueberall gehörten die zu dem Betriebe der genannten Gewerbe erforderlichen Einrichtungen den Juden, das Kapital zu deren Ankauf aufzubringen würde den Gutsbesitzern äusserst schwer fallen und noch schwerer der Ausfall ihrer besten Einkünfte ohne Hoffnung auf anderweitige Entschädigung. Ziemietzky bittet auch noch den Grosskanzler von Carmer in dieser Sache um seine Fürsprache. Er berichtet an diesen, da der König

eine sofortige Ausführung des Ediktes verlange, so hätten „die mehrsten oberschlesischen Stände“ ohne erst den Zusammentritt des oberschlesischen Landschaftskollegiums abzuwarten ihn angegangen, Alles zu thun, um die hier drohenden schweren Verluste abzuwenden. Der Grosskanzler, der schon einmal den schlesischen Adel gerettet habe, wird inständig gebeten, auch jetzt wieder für die Erhaltung des Adels in Oberschlesien Etwas zu thun und wenigstens einen Aufschub bezüglich jenes Ediktes auszuwirken.

Doch der König will nicht nachgeben, und als Hoym sich gleichfalls im Sinne dieser Vorstellungen verwendet, schreibt er ihm unter dem 7. Mai 1780 — „gebe Euch hierdurch zu erkennen, wie ich schon von lange her weiss, dass Ihr so eine geheime Inclination vor die Juden habt. Aber auf meiner Seite denke Ich anders, denn wenn die Juden abgeschaffet und in deren Stelle Christen in die Wirthschaft genommen werden, so ist das zum Besten des Landes, und darum gehe ich nicht davon ab“ — er sähe nicht ein, warum die Christen nicht ebensogut das Pottaschesieden lernen könnten als die Juden, anderswo machten das ja die Christen auch. „Also sollen sie auch zu den Pottaschsidereien in Schlesien Christen nehmen, die sich genug finden werden, so haben wir mehr Menschen und weniger Juden. Hiernach habt Ihr Euch zu richten“.

Wenn nun gleich der König insoweit nachgegeben hatte, dass er eine längere Frist für die Abschaffung der jüdischen Pächter vergönnte, so ward dagegen unter dem 3. August 1781 die Ausführung jenes Ediktes auf das Schleunigste, ohne dass dieselbe „unter irgend einem Prätext auch nur um einen Tag verzögert“ werden sollte, verlangt, „maassen den Juden Zeit genug gelassen worden, sich zu ihrem Abzuge zuzubereiten und sich den Aufenthalt in einer oder der andern Stadt zu besorgen.“

Bezüglich dieser Städte ward gleichzeitig festgestellt, dass folgende oberschlesische Städte alte Privilegien, welche die Juden ausschlossen, besäßen: Falkenberg, Ober-Glogau, Leobschütz, Neustadt, Ratibor und Tarnowitz und einige

andere Städte alte Festsetzungen hätten, denen zufolge das Feilhalten von Waaren nur einer bestimmten Anzahl von Kaufleuten gestattet sei, so dass die Juden gleichfalls ausgeschlossen seien, wie Oppeln, Pitschen, Medzibor und Juliusburg. Die übrigen Städte auf dem rechten Oderufer in Oberschlesien sollen den Juden offenstehen, und auch vier ländliche Ortschaften wo dieselben seit alten Zeiten Begräbnissplätze hatten, Langendorf, Lissau, Kraskau und Städtel.

Was die Wegschaffung der Juden vom linken Oderufer anbetrifft, so hat der König wirklich seinen Zweck erreicht, denn wie uns eine Zusammenstellung von 1787 belehrt, fanden sich damals in allen Städten der linken Flussseite, wenn wir von den ausdrücklich ausgenommenen Plätzen Glogau (1648 Juden), Breslau (2005), Brieg (147) und dem altprivilegirten Zülz (992) sowie von den zwei kleinen Grenzstädtchen Hultschin und Katscher, wo je 30 böhmisch-mährische Juden Eingang gefunden, absehen, und ferner annehmen, dass in den an der Oder selbst gelegenen Orten Steinau, Ohlau und Krappitz die hier vorfindlichen Juden auf dem rechten Oderufer gewohnt haben, in der That nur in Liegnitz zwei Juden.

Ueber die jüdische Gemeinde in Breslau, bezüglich deren wir im Uebrigen auf das an früherer Stelle Gesagte verweisen möchten, erfahren wir von einem zuverlässigen Berichterstatter noch Folgendes: „Die Generalprivilegirten haben christliche Rechte in Handel und Wandel, stehen aber mit der christlichen Kaufmannschaft in keiner Verbindung.“ Nachdem dann die Hauptbeschäftigungen der sonstigen Breslauer Juden kurz angegeben werden, heisst es zum Schluss: „ein grosser Theil lebt von der Mäkelei, und Etliche sind auch Künstler, Gelehrte und Doktores Medicinä.“

Einem neuaufzunehmenden Juden war seit 1769 die Verpflichtung auferlegt, aus der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur für 300 Thaler Porzellan zu entnehmen, das er dann auf seine Rechnung aber nur ausser Landes zu verkaufen hatte, ja die mit einem Generalprivilege Be-

gnadeten sogar für 500 Thaler. Im Jahre 1783 bestimmt Hoym auf den Antrag der Breslauer Kammer, dass die Landjuden, von denen der grösste Theil, wie der Bericht sagt, „Koberjuden oder Dorffläuer“ seien, auch wenn sie Stammjuden werden, d. h. eine Familie gründen wollten, zu jenem Porzellanverkauf nur dann verpflichtet sein sollten, wenn sie ein Haus oder eine Gewerbskonzession erwerben wollten, oder wenn die betreffende jüdische Landgemeinde einen Kirchhof oder eine eigne Schule zu erwerben beabsichtigte, oder wenn ausländische oder Zülzer Juden (deren Duldung also sich auf ihren Ort beschränkt zu haben scheint) ein allgemeines Toleranzprivileg begehrten.

Des Königs Unzufriedenheit mit den Juden aber suchte immer neuen Ausdruck. Im Jahre 1783 erhöht derselbe „zu Beschränkung der Population des überflüssigen Judenvolkes“ die Gebühren eines jüdischen Trauscheins von einem Dukaten auf einen Friedrichsdor, und unter dem 26. Februar 1785 bedroht er die noch weiter Contrebande treibenden Juden mit exemplarischer Bestrafung, nach deren Abbüßung dann die Betreffenden aus dem Lande gejagt werden sollen.

Alle Massregeln Friedrichs gegen die Juden gehen von dem Gesichtspunkte aus, dass er es mit Einwanderern eines fremden Volksstammes zu thun habe, deren Ausbreitung nach Rücksichten der Wohlfahrt seines Landes zu reguliren er sich vollkommen berechtigt glaubte, und gegen die er sich um so strenger zeigte, je mehr er ihnen Neigung zur Umgehung seiner Gesetze und Verordnungen zuschrieb. Als Bürger seines Staates hat er die Juden nie anerkannt, sondern nur als fremde Schutzgenossen. Die Rechte der Staatsbürger haben die Juden bekanntlich erst 1812 erlangt.

Dass die Religion dabei gar nicht in Betracht kam, dafür spricht sehr deutlich folgende Thatsache. Joseph Steblitzki früher Rathmann in dem oberschlesischen Städtchen Nikolai hatte die Ueberzeugung gewonnen, die Beschneidung sei zur ewigen Seligkeit nothwendig und trat infolge dessen 1785 öffentlich von der katholischen Kirche zum Judenthum über. Der Brieger Justizhof zeigte dies

dem Könige an mit dem Bemerkten, dass die noch nicht gesetzlich für Schlesien abgeschaffte Josephinische Halsordnung von 1709 auf einen solchen Abfall vom Christenthume Leib- und Lebensstrafe setze. Der König aber verbot jegliche Untersuchung und befahl den Steblitzki einfach als Schutzjuden einzutragen.

Armenwesen.

Auf diesem Gebiete welches ja auch, wie wir an anderer Stelle dargelegt haben (Bd. I S. 530), erst durch Friedrich ernstlicher in den Bereich der Staatsverwaltung gezogen worden, ward in der Epoche, die uns jetzt hier beschäftigt, ein wesentlicher Fortschritt gemacht durch die Einrichtung von Armenhäusern. Vorangegangen ist hier Hirschberg, welches bereits 1774 am Ufer des Bobers ein geräumiges Armenhaus, das 100 Personen Unterkunft gewähren konnte, besass. Dem Stadtsäckel kam die Wohlthätigkeit Einzelner sehr zu Hilfe, ein Kaufmann Franz steuerte allein 500 Thlr. bei. Obwohl die Armen hier sehr gut gehalten wurden, ist es doch niemals gefüllt gewesen, und die Klage, dass manche Arme das Vagabondenleben zu sehr lieben, um sich der Ordnung solches Hauses zu fügen, kehrt immer wieder. Der Minister Hoym gedachte diesem Beispiele nachfolgend nun auch an andern Orten die Gründung derartiger Anstalten anzuregen und zwar zunächst in Breslau. Als der König am 26. August 1775 nach Breslau kam, ward hier zunächst der Gedanke einer Vervollkommnung der Armenpflege besprochen, wofür sich der König lebhaft interessirte und dem Minister sogleich nach seiner Rückkehr das Berliner Armenverpflegungsstatut zusandte. Dagegen zweifelt Hoym, ob er sich zu einer erheblichen Beisteuer für ein Breslauer Armenhaus bestimmen lassen werde. Er habe geäußert, in Breslau würden die Katholiken kaum die Abschaffung des Bettels wünschen, weil die Bettler ihnen Gelegenheit böten gute Werke zu thun. Doch als dann Hoym wirklich dem König seinen Vorsatz darlegte,

nach dem Vorgange Hirschbergs nun auch in Breslau und andern Orten Armenhäuser errichten zu lassen, erklärte dieser seine Zustimmung und versprach auch beizusteuern, nur noch nicht dieses Jahr. Hierdurch zuversichtlicher gemacht, nahm nun Hoym den Plan mit Breslau ernstlich in die Hand, empfing jedoch bereits unter dem 18. Februar die Mahnung, nicht zu schnell vorzugehen, erst müsse man Geld beschaffen; und da inzwischen nun auch der Gedanke eines Provinzialarmenhauses aufgetaucht war und mit dem der Breslauer Anstalt von Hoym verknüpft werden sollte, schrieb der König unter dem 28. August 1776 in seiner scharfen Weise, ein Armenhaus in Breslau das ginge nicht an, „und will ich Euch bei solcher Gelegenheit meine Ordres zu befolgen und Nichts auf euren Kopf zu thun wohlmeinend angerathen haben.“

Als Friedrich das schrieb, stand bereits sein Entschluss fest, ein Provinzial-Armenhaus zu errichten, und zwar in Kreuzburg, „weil es da wohlfeil sei und es in der Gegend viele Arme gäbe“, und ehe dasselbe noch errichtet war, erschien seine Verordnung vom 28. August 1776 „wegen des gänzlich abzustellenden Bettelns in Schlesien“. Dieselbe verbot nicht nur das Betteln, sondern auch das Almosengeben, so dass Private Unterstützungen an Arme nur durch Vermittelung des Armenvorstehers sollten geben dürfen. In dem Armenhause zu Kreuzburg sollten zwei Klassen bestehen, die erste für die unverschuldeten Armen, die zweite für muthwillige Bettler, welche Letztere übrigens auch unter Umständen ins Arbeitshaus gethan werden konnten.

Mit dem Bau des Landarmenhauses zu Kreuzburg ward 1777 begonnen und dasselbe nach einem Plane des Oberbauraths Langhans mit einem durch den König bestrittenen Kostenaufwande von 41850 Thlr. 1779 vollendet und eingeweiht. Es trug die Inschrift: *Miseris meliora Fridericus M. 1778*. Der König schenkte das Gebäude „dem Herzogthum Schlesien“, übernahm auch die bauständige Erhaltung und bewilligte jährlich 8000 Thlr., von denen aber aus-

schliesslich Invaliden erhalten werden sollten. Ein uns erhaltener Plan nimmt an, dass davon hundert erhalten werden könnten, 40, die sich Nichts verdienen könnten, à 8 Thlr. pro Monat und 60, die selbst Etwas verdienen könnten, à 2 Thlr. monatlich. Die Beschäftigung der hier verpflegten Armen bildete vornehmlich die Anfertigung von Fries. Die Haupteinnahme bildeten vier jährliche Haus- und Kirchenkollekten. Als deren Erträge allmählich zurückgingen, zürnte der König und drohte (1781) damit, das Institut ganz eingehen zu lassen. 1783 beherbergte das Institut 238 Arme.

Der Landeshauptstadt hat die Mittel zu einem städtischen Armenhause die Mildthätigkeit eines Mitbürgers, des Kaufmanns Esaias Sauer, verschafft. Als derselbe am 18. Juni 1776 sein Testament machte, schien es noch zweifelhaft, ob nicht das beabsichtigte Landarmenhaus in Breslau errichtet werden würde, doch bald darauf fiel die Entscheidung für Kreuzburg, und Sauer vermachte jetzt in einem Codizill vom 31. Oktober desselben Jahres 10000 Thlr. zur Errichtung einer Zufluchtsstätte für verarmte Bürger männlichen und weiblichen Geschlechts. Aber obwohl sein bereits 1777 erfolgter Tod das Kapital zu des Magistrats Verfügung stellte, so ward das Werk doch nicht sogleich in Angriff genommen, und noch 1780 unter dem 22. Juli mahnt Hoym den Breslauer Polizeidirektor, dem Bettel in der Stadt zu steuern, noch ehe der König bei Gelegenheit der Herbstübungen herkäme; denselben verstimme der Anblick von Bettlern immer in hohem Masse. Nicht lange nachher veranlasst der Minister die Kammer, den Magistrat zu drängen, endlich der Bettelei Einhalt zu thun. Angeblich wäre die Zahl der Almosen Heischenden bereits auf 3000 gestiegen. Der Magistrat müsse einmal eine gründliche Untersuchung derselben betreffs der wirklichen Bedürftigkeit vornehmen, dann werde die Zahl sich sehr mindern. Derselbe solle auch einen regulären Armenetat festsetzen. Auch jetzt noch verzögerte sich das Zustandekommen des Armenhauses, welches thatsächlich erst 1788 fertig geworden ist.

Davon, dass andre schlesische Orte dem Beispiele Hirschbergs nachgefolgt wären, erfahren wir zunächst Nichts, und es erscheint doch als eine vereinzelt Thatsache, dass im Jahre 1780 die Gemeinde zu Gross-Wandris (Kreis Liegnitz) ein eignes Gemeinde-Armenhaus sich gegründet hatte, ein Unternehmen, welches die Behörden mit Freuden begrüsst und auch mit einem Beitrage von allerdings nur 10 Thalern unterstützt haben.

Siebenter Abschnitt.

Militärische Angelegenheiten.

Unmittelbar nach dem Hubertsburger Frieden ging der König an eine Reorganisation seines Heeres, welches durch den langen Krieg wie er selbst schildert, arg zerüttet war. Bereits vom 11. Mai 1763 datiren die ausführlichen Instruktionen, welche er für dasselbe aufsetzte. Der Eifer, mit welchem man namentlich bei der Infanterie die in den Kriegszeiten verfallene Disziplin und die strenge Ordnung des Dienstes wieder herstellte, trug schnelle Früchte. 1764 schrieb Friedrich eben aus Schlesien zurückgekehrt an Fouqué, er freue sich, wie dieses Heer das er einst als so gut gekannt, und das er durch blutige Kriege habe ruinieren sehen, nun wieder sich von Neuem reformire und einem Phönix gleich aus der Asche auferstehe. Dabei wuchs im Heere gegenüber den angeworbenen Fremden mehr und mehr die Zahl der ausgehobenen Landeskinder, welche letzteren zwar lange bei der Fahne gehalten wurden, aber nachdem sie ausexerziert waren, für gewöhnlich nur drei Monate im Jahre eingezogen wurden. Die ihnen allgemein ertheilte Erlaubniss zu heirathen trug nicht wenig dazu bei, ihnen den Dienst erträglicher zu machen.

„In einem grossen Theile von Schlesien besonders gegen Polen hin,“ schreibt ein Zeitgenosse, „ist der Soldatendienst ein Mittel zu einiger Verfeinerung der Sitten und Lebensart. In der so praktischen Schule des Soldatenstandes werden die Neugeworbenen zur Ordnung, zur Reinlichkeit und zu der deutschen Sprache gewöhnt. Sie geben bei ihrer Zurückkunft Lehrmeister und Muster der Verfeinerung für ihre Dörfer ab und tragen etwas zu ihrer Aufklärung bei. Gemeinlich sind beurlaubte Soldaten in Oberschlesischen Dörfern die einzigen Einwohner, welche etwas deutsch sprechen und ein gesittetes Ansehen haben.“

Die Instruktion von 1778 stellt auch Unteroffizieren, die sich auszeichnen, das Adelspatent und die Ernennung zu Offizieren in Aussicht. Dagegen beeilte sich der König sogleich nach dem Hubertsburger Frieden das bürgerliche Element, welches während des Krieges vielfach in das Heer eingedrungen war, wieder auszuschneiden und dasselbe ausschliesslich den Garnisonregimentern zuzuweisen. Für das übrige Heer mussten Edelleute aus Sachsen, Mecklenburg und dem Reiche aushelfen. Die Offiziere wurden zum Studium der Befestigungskunst, der Geographie und der französischen Sprache angehalten; die in Schlesien und Preussen Garnisonirenden sollten sich auch das Polnische aneignen. Befähigte Offiziere wurden nach den Herbstübungen zu Studien nach ihrer Provinzialhauptstadt abkommandirt, um durch einen Ingenieur Unterricht in der Befestigungskunst und der Kriegskunst zu empfangen und auch noch sonstige Vorlesungen zu hören. In Breslau hat für sie einer der von Friedrich aus Frankreich verschriebenen Jesuiten Karl Martel vier Stunden wöchentlich über Ingenieur- und Befestigungskunst nach der von dem Abbé Dédier verbesserten Vaubanschen Theorie gelesen. Der König hatte angeordnet, dass Martel von jedem Zuhörer zwei Dukaten sich geben lassen solle zur Anschaffung von mathematischen und physikalischen Instrumenten. Aus diesen erlesenen Offizieren wurden dann wieder noch Einige ausgewählt, die der König zu höherer Ausbildung nach Berlin respektive

nach Potsdam in seine nächste Umgebung berief. Bei den Offizieren, namentlich den Jüngeren, sah es der König nicht eben gern, wenn sie heiratheten, wofern nicht eine sehr ansehnliche Mitgift die Sache annehmbarer erscheinen liess. 1779 schreibt er an den Erbprinzen von Braunschweig, der sich für den Hauptmann von Sebottendorf, einen Schlesier, und einen Lieutenant von Schwerin verwendet hatte, er wolle dem Ersteren den Konsens geben, „anlangend aber den Lieutenant von Schwerin so gehet das nicht wohl an, und sehe Ich nicht gern, wenn die Lieutenants heyrathen, denn wenn sie auch was mitkriegen mit den Frauens, so ist das doch nicht genug und nicht hinreichend, dass sie davon leben können. Es kommt also nicht viel dabei heraus“.

Die einzelnen Provinzen erhielten militärische Inspektoren, so Schlesien für die Infanterie den General Tauentzien, der seit der tapferen Vertheidigung Breslaus 1769 in Schlesien einer grossen Popularität sich erfreute. Die Reiterei inspizierte General Seidlitz, der Held von Rossbach. Nach seinem Tode 1773 ward die Inspektion der oberschlesischen Reiterregimenter von der der niederschlesischen getrennt, und dasselbe geschah auch mit der Infanterie, als Tauentzien wegen vorgerückten Alters 1785 sein Amt niederlegte. Wir mögen uns erinnern, dass Kaiser Joseph 1769 seinen Besuch in Schlesien so einrichtete, dass er die von Seidlitz geleiteten Reiter-Uebungen mit ansehen konnte. Truppenzusammenziehungen zum Zwecke von Manövern, immer in kleineren Verbänden als heut zu Tage, fanden an verschiedenen Orten der Provinz, aber vorzüglich bei Neisse und Breslau jährlich zwei Mal statt, im Frühling und im Herbst. Die letzteren galten für die bedeutenderen. Die Kosten derselben entnahm der König seit 1766 aus den gesperrten bischöflichen Einkünften. Den Herbstmanövern pflegte der König in Person beizuwohnen. Sein Blick war scharf und sein Urtheil streng; man fand auch, dass mit zunehmendem Alter auch die Schroffheit zunahm. So ist über die Herbstübungen in Schlesien bei Neisse und

dann bei Breslau im Jahre 1784 eine Kritik des Königs vorhanden, welche derselbe am 2. September an Tautentzien schickte, noch dazu mit der Weisung sie den Offizieren bekannt zu machen. Dieselbe ist merkwürdigerweise in zwei wesentlich von einander abweichenden Fassungen erhalten; doch auch die mildere Form, die wohl für die authentische gelten darf, enthält recht harte Urtheile, ganz besonders über General von Erbach, der bei den Uebungen mit seinen Truppen am Fusse von Hügeln stehen geblieben sei statt dieselben zu besetzen, ein Fehler, der im Ernstfalle hätte verhängnisvoll werden müssen. Er habe keine Lust, schreibt der König, wegen der Sottisen seiner Generale geschlagen zu werden. Dann könne er ja unbesorgt Schuster oder Schneider zu Generalen machen; die würden auch keine ärgeren Thorheiten begehen können. General Erbach habe er deshalb in Arrest geschickt. Auch General Schwarz wird wegen einer fehlerhaften Schwenkung bei dem Neisser Manöver, die eine Lücke verursachte, in welche die feindliche Reiterei bequem hätte einhauen können, hart getadelt. Der König habe auch den gemeinen Mann wenig ausgebildet gefunden, was Alles von der Faulheit der Offiziere herkäme, die kein Attachement an ihr Handwerk hätten und kein Ehrgefühl dafür, dass ihr Regiment in gutem Stande sei. Nächstes Jahr sollten die Regimenter 4 Tage vor dem Eintreffen des Königs gehörig eingeübt werden, damit alles besser in Ordnung käme. Komplimente werde er mit ihnen nicht machen.

Als dann nach diesem harten Schreiben ein weiteres vom 31. März 1785 dem General Tautentzien direkt den Vorwurf machte, sich zu wenig um das Heer zu kümmern, erbat dieser im August dieses Jahres seinen Abschied als General-Inspektor, ohne dabei jedoch sein Amt als Gouverneur von Breslau und Regimentschef niederzulegen. Im Jahre 1785 wurden die Manöver in Schlesien zu Ehren vornehmer Gäste, des Herzogs von York, des Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar, des Marquis Lafayette u. A. grossartiger als je in Scene gesetzt. Die gesammte schlesische

Armee, welche mit den dazu besonders Eingezogenen 50 650 Mann stark gewesen sein soll, fand sich bei Gross-Tinz, unweit Strehlen, vereinigt. Am 24. August, dem letzten Tage der Manöver hatte der König 6 Stunden von früh 6 bis 12 Uhr in strömendem Regen ohne Mantel gehalten; als er sich endlich umkleidete, konnte man aus seinen Stiefeln das Wasser wie aus Eimern ausgiessen. Einen hierdurch hervorgerufenen Fieberanfall schien seine gute Natur wieder überwinden zu können. Er geleitete seine Gäste nach Breslau, wo denselben am 27. August in dem neuerbauten Zwingersalon ein glänzendes Abendessen mit prächtiger Erleuchtung des Gartens geboten wurde. Aber als er am 29. wiederum nach Berlin aufbrach, nahm er doch einen Krankheitskeim mit, dem sein 73jähriger Körper nicht mehr gewachsen war. Er hat Schlesien nicht wieder betreten. Der Sommer 1786 fand ihn doch schon so geschwächt, dass er nicht daran denken konnte selbst zu den Uebungen zu kommen; er sandte an seiner Statt den Reiterobersten von Prittwitz, den Infanterieobersten von Hanstein und den Hauptmann von Rüchel, die heiligen drei Könige, wie sie der Soldatenwitz taufte, mit sehr speziellen von ihm aufgesetzten Instruktionen, auch für das Schlussmanöver bei Domanze (unweit von Schweidnitz).

Einer dieser drei Könige hatte dann auch noch gnädige Grüsse Friedrichs an die Stadt Landeshut zu überbringen, welche dieser vielleicht um ihrer traurigen Kriegserlebnisse willen in besondere Affektion genommen hatte. Als am 17. August 1786 Oberst v. Prittwitz die zusammenberufenen Häupter der Stadt der Huld ihres greisen Herrschers versicherte, ahnte er nicht, dass am Morgen desselben Tages sich dessen Augen zum ewigen Schlummer geschlossen hatten.

Schlesien hatte über 30 000 Mann Besatzung, welche in zahlreichen Garnisonen vertheilt waren, so dass von etwa 130 Städten nur 48, wie man damals sich ausdrückte, unbesetzt waren. Da nur in den Festungen Kasernen vorhanden waren und die Soldaten bei den Bürgern einquartirt

werden mussten, so konnte eine Vertheilung auf recht viele Orte billiger erscheinen, und es kamen deshalb z. B. von den 51 Schwadronen Reiterei fast durchgängig immer nur eine derselben auf einen Ort, und auch die Infanterie war vielfach in Garnisonen von 2—3, ja selbst von einer Kompagnie auseinander gelegt. Dafür hatten aber auch recht kleine Städte, wie z. B. Auras, Löwen, Pitschen, Juliusburg, Konstadt, Festenberg, Hultschin, Katscher, Guttentag, Loslau, Naumburg a/Bober, Raudten, Prausnitz, Sulau, Tschirnau u. s. w. Garnisonen, während dagegen die viel grösseren Städte am Gebirge, damit die hier vorzugsweise vertretene Industrie nicht gestört würde, und auch die Grafschaft Glatz mit Ausnahme der Festung Glatz gar nicht belegt waren. Die Zahl der Truppen hat sich allmählich erhöht, und wir erfahren z. B., dass 1786 von drei neu errichteten leichten Infanterieregimentern eins nach dem Obersten Chanmontet genannt in Schlesien Quartiere erhielt. In ihm hat Gneisenau als Lieutenant seine militärische Laufbahn begonnen.

Mit Rücksicht darauf, dass ein Krieg mit Oesterreich immer noch am Ehesten zu erwarten stand, waren auch in Schlesien die umfassendsten Vorkehrungen für solchen Fall getroffen. Die grossen Kriegsvorräthe namentlich an Proviant lagerten zur Hälfte in Magdeburg, zur andern Hälfte in den schlesischen Festungen. In keiner der preussischen Provinzen gab es der festen Plätze so viel wie in Schlesien. Zu den fünf, welche Friedrich beim Einrücken vorfand, hatte er dann noch drei weitere hinzugefügt, Kosel, Schweidnitz und Silberberg, und er selbst berichtet in seinem militärischen Testament vom Jahre 1768, dass er eben damals mit einer Verstärkung der schlesischen Festungen beschäftigt sei, ohne dabei irgend welche Ausgabe zu scheuen, da er es für besser hielte, überhaupt keine Festungen zu haben, als schlechte. So habe er, nachdem die Feldzüge von 1757 und 1760 die Bedeutung Breslaus als Festung an den Tag gelegt hätten, sich vorgenommen, dasselbe so zu verstärken, dass es sich zwei Monate halten könne, während welcher

Zeit für Entsatz gesorgt werden könne. In der That hat der König in dieser Zeit die Breslauer Befestigungen auf dem linken Oderufer wesentlich verstärkt und die Sandvorstadt namentlich durch die Anlage des sogenannten Springsternes (an den noch der Name Sterngrasse erinnert) erst eigentlich in die Befestigungen hineingezogen. Der König fährt dann fort, es sei noch in Glogau eine Vertiefung der Gräben und eine Verstärkung des Polygons nothwendig. Die Befestigung von Kosel sei vollendet, und die von Schweidnitz werde im nächsten Jahre fertig werden. Sowie man Silberberg werde vollendet haben, werde man mit Glatz beginnen, wo noch mancherlei zu thun sei.

Zur Gründung der Festung Silberberg hatten den König die Erfahrungen des siebenjährigen Krieges bestimmt, wo der Umstand, dass die Grafschaft Glatz gegen Schlesien nur den einen leicht zu sperrenden Zugang durch den Warthapass hatte, während von österreichischer Seite der Zugang ungleich bequemer war, dahin geführt hatte, dass nach dem Falle von Glatz 1760 die Oesterreicher sich bis zum Frieden im Besitze der ganzen Landschaft hatten behaupten können. Unmittelbar nach dem Kriege beschloss der König, einen Kolonnenweg nach Glatz zu bauen mit Umgehung des Warthapasses über die Höhe des dem Eulengebirge angehörigen Bergzuges, welcher die Grafschaft Glatz von dem Herzogthume Schweidnitz scheidet. Auf dieser Höhe sollte ein fester Platz erbaut werden, welcher dann nach des Königs Meinung zugleich die neue Strasse nach Glatz beschirmen und auch ein eventuelles Lager bei Landeshut, welche Stellung zur Deckung von Niederschlesien allzeit von hervorragender Bedeutung sein würde, auf der linken Flanke schützen würde. Als der König 1765 an die Ausführung ging, meinte er, hier auf der Höhe über dem einst wegen seines Bergbaues berühmten Städtchen Silberberg nur eine *maison forte*, ein Sperrfort für die neue Strasse nach Glatz anzulegen, aber bald nöthigte ihn die Beschaffenheit des Terrains mehrere der Höhen zu befestigen. Und so entstanden denn, während das im Thale sich

emporziehende Städtchen keine Befestigung erhielt, hier eine ganze Anzahl einzelner, nur durch offene Kommunikationen mit einander verbundener befestigter Bergforts, von welchen der Donjon mit seinen Aussenwerken den grössten Umfang hat und gleichsam den Kern der ganzen Befestigung bildet, obwohl derselbe von einigen Werken, nämlich den nordwestlich davon sich terrassenförmig vor einander erhebenden drei Strohhauben überhöht wird. Der Wallgang des Donjons liegt 2040 Fuss über dem Spiegel der Ostsee. Nach der andern Seite hin erheben sich dann die detachirten Werke des Hohensteins und des Spitzberges. Die Befestigungen haben die grosse Summe von $4\frac{1}{2}$ Millionen erfordert wegen des felsigen Untergrundes. Es war eine Riesenarbeit, die tiefen Gräben, welche die einzelnen Werke umgeben, in den Felsen zu sprengen. Auf der andern Seite vermochte dieser steinige Grund auch die Eröffnung von Laufgräben bei einer Belagerung zu hindern, und die in den Fels gearbeiteten Werke durften einer Belagerung spotten. Für Vorräthe war dabei hinreichender Raum geschaffen, und 9 verschiedene Brunnen schützten vor Wassermangel. Man hat 12 Jahre 1765—77 über dem „schlesischen Gibraltar“ gearbeitet, und das Hauptverdienst an dem Bau hat Oberst v. Regler. Vom Jahre 1777 an ward dann vom König zur Erhaltung der Festung eine jährliche Summe von 2000 Thlr. bestimmt, welche dem Staate als den Tropaupauer Jesuiten zuständige Einkünfte, nach Aufhebung des Ordens zugefallen waren.

Die Stadt Silberberg genoss als freie Bergstadt Kantonfreiheit, musste jedoch alljährlich 3 Rekruten für die Artillerie stellen.

Wir müssen hier darauf verzichten, die zahlreichen militärischen Anstalten, welche Friedrich in Schlesien geschaffen, aufzuzählen und nur mit einem Worte wollen wir des einst vielbewunderten Friedrichsthores in Breslau gedenken, des Eingangs zu der bereits erwähnten damals neu geschaffenen Befestigung des Springsterns vor dem Sandthor, das ein künstlerisches säulengetragenes Frontispiz der

Stadt zuwendete und von dem Könige in den Jahren 1770—76 mit um so grösserem Kostenaufwande errichtet worden war, als der sumpfige Grund einen dreifachen eichenen Rost erforderte, sowie der nach dem Plane von Langhans in den letzten Regierungsjahren Friedrichs gebauten Breslauer Hauptwache. Von einem schlesischen Invalidenhanse haben wir Nichts zu berichten, und wir erfuhren bereits, wie das Kreuzburger Armenhaus dafür mit aushelfen musste. Ueberhaupt sind wegen der mangelnden Fürsorge für die Invaliden dem grossen Könige selbst von seinen Bewunderern vielfach Vorwürfe gemacht worden. Vorwürfe, welche allerdings immer nur davon ausgehen können, dass ein Mann wie Friedrich nicht bloss nach dem Massstabe seiner Zeit beurtheilt werden dürfe, einer Zeit, die eine geordnete Invalidenverpflegung überhaupt noch nicht kannte, und wo nach jedem grossen Kriege das Elend der abgedankten, verstümmelten oder sonst arbeitsunfähig gewordenen Soldaten als allgemeine Kalamität empfunden wurde, für die man kein Heilmittel kannte.

Wohl werden wir sagen dürfen, dass König Friedrich in höherem Masse als irgend ein anderer Herrscher seiner Zeit die Verpflichtung anerkannt hat, für die im Dienste ihres Königs invalide gewordenen Soldaten zu sorgen; Stellen, wie die in der Kabinetsordre vom 15. Juni 1776, es sei „die grösste Billigkeit, dass Leute, welche dem Vaterlande Blut und Gesundheit aufgeopfert haben, in ihrem Alter dergl. Versorgung vorzüglich erhalten,“ treten uns wiederholt entgegen, und die Zahl der Kabinetsordres, welche nur bezüglich der aus Schlesien stammenden Invaliden von dem Könige erlassen worden sind, ist recht ansehnlich, aber sowie ja überhaupt die ganze Kriegsrüstung fast allzuschwer war für den Körper des damaligen Preussens und die Kräfte des nicht eben reichen Preussenlandes einem so langen und furchtbaren Kriege, wie der siebenjährige war, kaum gewachsen waren, so fehlten doch eben bei allem guten Willen dem Könige nicht selten die Mittel; und er schreckte vor einer solchen Belastung des

Staatssäckels zurück, wie sie entstanden wäre, wenn er einen Anspruch jedes Invaliden auf eine gewisse Versorgung anerkannt hätte, „ich kann ihnen nicht allen Pensionen geben“ klagt er einmal. Kaum dass er einem ganz invaliden Subalternoffizier seinen knappen Sold weiter liess, sonst aber sah er den Ruhestandsgehalt, den er höheren Offizieren gab, als reine Gnadensache an. Dagegen hat er sich vielfach bemüht, verabschiedete Offiziere, wenn sie irgend sich qualifizierten, namentlich bei den Kommunalverwaltungen als Bürgermeister oder Stadträte unterzubringen, und wie wir an anderer Stelle sahen, wurden ja zu den Feuerbürgermeistern ganz bestimmt nur gediente Männer genommen.

Desgleichen waren bereits seit 1763 für invalide Unteroffiziere und Gemeine eine Reihe von Aemtern im Staats- wie im Kommundaldienste vorbehalten, die der Landreuter, Exekutoren, Kanzleiboten, Polizeidiener u. dergl.; seit 1779 resp. 1781 wurden dann noch weitere Posten ihnen eröffnet als Holzwärter, Nachtwächter, Feldhüter, Gemeindegirten aber auch Hochzeit- und Leichenbitter, Küster und Landeschullehrer.

Im Jahre 1779 klagt der König, er habe noch 3440 unversorgte Invaliden, und darauf hin sehen wir ihn neue Anstrengungen zu deren Versorgung machen, er dringt strenger noch als früher darauf, dass zu den aufgeführten Posten eben nur Invaliden genommen werden, er versucht eine Anzahl derselben als Gemeindeschreiber anzusetzen; vor Allem aber befiehlt er, die neugegründeten schlesischen Kolonien wenigstens zum vierten Theile mit Invaliden als Häusler zu besetzen; eine ganze Anzahl von Kabinettsordres in dieser Richtung hin aus den Jahren 1779—81 liegen uns vor, und verschiedene Edikte schärfen dasselbe den Dominien ein mit der ausdrücklichen Hinweisung darauf, dass es die Pflicht jedes Einzelnen sei für die, „welche Leben und Gesundheit für das Vaterland gewagt, was in seinen Kräften stehe zu thun.“ Doch der Erfolg war nicht eben günstig. Mag es auch übertrieben sein, wenn die

Breslauer Kammer sich 1781 beklagt, es würden ihnen vielfach „abgelebte Greise, zusammengeschossene Krüppel und an Händen und Füssen gelähmte Leute“ als Kolonisten überwiesen, so wird das wohl wahr sein, dass der grössere Theil der Invaliden zu der harten Feldarbeit, ohne welche ein solcher Kolonist sich nicht erhalten konnte, wenig geeignet waren, und dass daher in den meisten Fällen diese militärischen Kolonisten, sowie sie den ihnen von den Dominien gewährten Vorschuss aufgezehrt hatten, wieder davonliefen. Eine Liste von 1782 weist nach, dass von 63 als Kolonisten angesetzten Invaliden nur 23 geblieben waren.

Alle die, welche keine weitere Versorgung erhalten konnten, blieben auf den sogenannten Gnadenthaler angewiesen, d. h. die Pension von einem Thaler monatlich, welche den hilfsbedürftigen Invaliden zugewiesen war, jedoch sofort wegfiel, sowie der Betreffende eine sonstige Stellung zu erlangen vermochte. Allerdings war in jeder Provinz nur eine Anzahl von Gnadenthälern zugewiesen, so dass ein Hilfsbedürftiger unter Umständen auf die Erledigung eines solchen zu warten hatte. Aus Kabinettsordres von 1784 ersehen wir, dass der König damals jährlich 6000 Thaler für den Gnadenthaler in Schlesien bedurfte und dürfen also daraus auf 500 hilfsbedürftige Invaliden in dieser Provinz schliessen. Der König wünschte damals 1784 die Erwerbung eines Gutes oder eines Antheils von einem Kupferbergwerke, so dass die Einkünfte davon eben jene erforderlichen 6000 ergäben, wofür er dann ein Kapital von 120000 Thaler anweisen wollte. Wenn ein Gut gekauft würde, sollte man darauf sehen, dass man einem österreichisch gesinnten Edelmann etwas abkaufen könne. Der ganze Plan scheint dann nach Friedrichs Tode fallen gelassen worden zu sein.

Es ist wohl zu glauben, dass von den Invaliden mit oder ohne Gnadenthaler eine grosse Anzahl im Elend darbt und leicht erklärlich, dass sie im Hinblick auf ihre dem Vaterland geleisteten Dienste einen gewissen Anspruch auf die Mildthätigkeit ihrer Mitmenschen geltend

machen zu dürfen glaubten. Vor allem aber waren sie unermüdlich dem König selbst ihr Unglück vorzustellen. Sowie in Berlin und Potsdam solche Invaliden sich an den König bei seinen Ausritten drängten, so benutzten dieselben auch seine Anwesenheit in der Provinz, um Gehör bei ihm zu erlangen oder wenigstens Bittschriften persönlich überreichen zu können. Bei den letzten Uebungen, die König Friedrich in Schlesien abhielt im August—September 1785, war dieses Andrängen in solchem Masse erfolgt, dass der König unmittelbar darauf eine zornige Verfügung erliess, welche sich namentlich gegen die Gutsherrschaften und Magisträte richtete, welche für ihre Armen so schlecht sorgten und deshalb durch Geldstrafen zur Besserung angehalten werden sollten.

Alles zusammengefasst, werden wir ja zugeben müssen, dass für die entlassenen und namentlich die invalide gewordenen Soldaten unzulänglich gesorgt worden ist, wohl aber hat der König selbst in höherem Masse als je ein Fürst vor ihm diese Angelegenheit im Auge behalten und ist in seiner Weise für das Wohl der Invaliden unermüdlich eingetreten.

Uebel sah es auch aus mit der Sorge für Wittwen und Waisen der Soldaten, obwohl auch hier der König sich für die Sache fortwährend interessirte. Wie wir wissen, hatte der König ein Kapital von 400 000 Thalern für Offizierswittwen und -Weisen ausgesetzt, das die schlesische Landschaft mit 2 % zu verzinsen hatte, allerdings höchst unzulänglich gegenüber der Zahl der Opfer des langen Krieges, wie denn der König auch im Gnadenwege reichlich gegeben hat. Sonst stand die Sache so, dass alle Militärbeamten ein Recht hatten, der 1775 gegründeten allgemeinen Wittwenverpflegungsanstalt beizutreten, aber im Falle eines Krieges auszutreten verpflichtet waren, wo sie dann ihre Beiträge zurückgezahlt erhielten und zwar, falls sie mindestens zehn Jahr Mitglieder gewesen waren, nebst 3 % Zinsen. Wenn im Kriege ein Militär starb und seine Familie in bedürftigen Umständen hinterliess, so hatte die Armenkasse des

Ortes, wo der Tod erfolgte, für die Hinterbliebenen zu sorgen, und wie sehr der König hier Antheil nahm, zeigt der Umstand, dass der schlesische Minister etwa seit 1774 verpflichtet wurde in jedem Monat zu berichten, wieviel derartige Hilfsbedürftige Unterstützung begehrt hätten.

Achter Abschnitt.

Die katholische Kirche.

Bezüglich der kirchlichen Verhältnisse vermögen wir den Faden der Darstellung nicht dort aufzunehmen, wo wir ihn in dem gleichnamigen Abschnitte des ersten Bandes fallen liessen, sondern wir sind genöthigt, hier auf die Kriegszeiten zurückzugreifen und die Okkupation Schlesiens und Breslau durch die Oesterreicher im Jahre 1757. Im Zusammenhange dieser Ereignisse haben wir an anderer Stelle berichtet, wie der einstmalige Günstling König Friedrichs, der Breslauer Fürstbischof Schaffgotsch, sich am Tage der Schlacht von Leuthen ins Lager der Oesterreicher begab. Diese Handlung hat nicht nur das Schicksal des Bischofs besiegelt, sondern auch auf die Gesinnungen des Königs seinen katholischen Unterthanen in Schlesien gegenüber einen wesentlichen Einfluss geübt.

Nach dem Hubertsburger Frieden hatte Schaffgotsch unter eifrigen Ergebenheitsversicherungen den König um seine Wiedereinsetzung gebeten und zugleich einen Vorschlag gemacht, in einem neu zu gründenden bischöflichen Seminar seine Kleriker zu Patrioten bilden zu lassen, auch Papst Clemens XIII. hatte sich für ihn verwandt. Dagegen hatte, als Friedrich bei den Friedensverhandlungen anfragte, ob Oesterreich auf der Restitution Schaffgotsch's bestände, der Wiener Hof verneinend geantwortet und sich damit

begnügt, dem Bischof des Königs Gnade zu empfehlen und nachmals auf die Freigebung der gesperrten bischöflichen Einkünfte zu dringen.

Des Königs Erbitterung gegen Schaffgotsch war viel zu gross, als dass hier eine Versöhnung denkbar gewesen wäre, und ein taktloser Bestechungsversuch bei dem Minister Schlabrendorf, den dieser natürlich sofort dem Könige meldete, hat kaum die Sache verschlimmern können. Dem Nuntius ward bezüglich der päpstlichen Verwendung erwidert, der Papst habe sich während des letzten Krieges so übel dem König gegenüber benommen, dass er seiner Intercession irgendwelche Bedeutung beizulegen nicht vermöchte. That- sächlich verstand er sich zwar dazu, die Amnestie auch auf Schaffgotsch auszudehnen, bestimmte demselben aber die Stadt Oppeln zu seinem beständigen Wohnsitze, den er nicht verlassen dürfe, um, wie er schreibt, sicher zu sein, dass er und der Bischof nicht an demselben Orte verweilten. Er verbittet sich jede Korrespondenz, lässt dem Bischof den Schwarzen Adlerorden abfordern, zwingt ihn, auf seine Würde als Abt des Sandstifts zu verzichten, gestattet nicht, dass derselbe als Aufenthaltsort sich statt Oppeln Neisse oder Ottmachau erwähle, nöthigt aber den Bischof, dem 1761 zum Weihbischefe ernannten Prälaten von Strachwitz als Generalvikar so umfassende Vollmachten zu ertheilen, dass dieser fortan als der eigentliche Leiter des Bisthums anzusehen war. Versuchen des Bischofs, allmählich wieder eine grössere Wirksamkeit zu erlangen, trat der schlesische Minister von Schlabrendorf mit feindseliger Wachsamkeit entgegen und bewirkte, dass Jener ernstlich bedroht wurde. Dagegen wollte der König von schärferen Massregeln, Haus- suchung und Beschlagnahme seiner Briefe und einer Un- fähigkeitserklärung nebst Bestellung eines Koadjutors Nichts hören. Augenscheinlich befand sich der Bischof auch finanziell in sehr übler Lage; er hatte bei seiner Rückkehr das Bis- thum mit 80000 Thlr. Schulden, welche der Krieg und die vom König geforderte Anleihe veranlasst hatten, belastet gefunden; zur Wiederherstellung des, wie wir wissen, 1759

durch Brand eingeäscherten Bischofshofes war ihm eine jährliche Zahlung von 17066 Thlr. auferlegt, und ebenso ward er eifrig angehalten, die durch den Krieg an den Baulichkeiten auf den bischöflichen Gütern angerichteten Schäden wiederherzustellen; die Staatssteuer drückte jetzt schwerer als früher, seitdem das Bisthum gleich den schlesischen Stiftern mit 50⁰/₀ statt früher mit 33¹/₂ herangezogen wurde; dazu hatten sich die Einkünfte gegen früher verringert, und namentlich brachten die jenseits der Grenze gelegenen Besitzungen, seit die österreichische Regierung die Ausfuhr des Holzes verboten hatte, ungleich weniger ein. Eine Vorstellung des Domkapitels, welche diese Nöthe dem Könige darlegte und daran eine Verwendung für den Bischof knüpfte, ward, wie Strachwitz vorausgesehen hatte, kurzer Hand abgewiesen, und ein von dem Kapitel dem Bischofe gewährtes Darlehn von 18000 Thlr. musste Jenes sofort aus den bischöflichen Einkünften zurückverlangen.

Nicht allein diese finanziellen Nöthe, sondern vielleicht mehr noch der ihm auferlegte Zwang und die Ueberzeugung von der Unversöhnlichkeit des Königs, bewogen nun den Bischof am 4. April 1766 nach seinem Schlosse Johannsberg im österreichischen Schlesien zu entfliehen, womit dann allerdings jedes Band sich löste, das ihn noch mit dem preussischen Schlesien verknüpft hatte. Der König belegte sofort alle Einkünfte des Bisthums mit Beschlagnahme und verbot der gesammten schlesischen Geistlichkeit jeden Verkehr mit Schaffgotsch. Man solle, schrieb der König dem Domkapitel, verfahren, als ob der Bischof gestorben wäre. Vergeblich versuchte der Bischof dadurch, dass er die Strachwitz als Generalvikar ertheilten Vollmachten zurücknahm, einen Konflikt hervorzurufen; der Weihbischof Strachwitz, ein entschiedener Gegner des Bischofs, hatte unmittelbar nach dessen Flucht in Hinblick darauf, dass der Bischof fortan verhindert sein werde, in einem grossen Theile seiner Diöcese sein bischöfliches Amt auszuüben, in Rom um Vollmacht zur Stellvertretung gebeten und bereits Mitte Juni 1766 seine vom 13. Mai datirte Ernennung zum apostolischen

Vikar in dem betreffenden Theile der Breslauer Diöcese, und solange des Bischofs Verhinderung dauern würde, in den Händen. Damit waren diese Angelegenheiten geordnet.

Schaffgotsch hat den grossen König überlebt und in dem österreichischen Antheile der Breslauer Diöcese seines Amtes fort und fort gewaltet. Für das preussische Schlesien existirte er nicht mehr.

Unzweifelhaft hat das, was der König mit dem Bischof Schaffgotsch erlebt hat, einen grossen Eindruck auf denselben gemacht, wir gewahren ja, wie er zur Begründung des Misstrauens, welches er gegen die schlesischen Katholiken hegt, mit Vorliebe auf diesen Fall sich bezieht; jene Erlebnisse haben ihn offenbar empfänglicher gemacht für die Anschauungen des schlesischen Ministers v. Schlabrendorf, der seit dem österreichischem Einfall von 1757 in jedem katholischen Schlesier einen geheimen Anhänger des Landesfeindes erblickt. Wir haben die Ereignisse von 1757 an anderer Stelle erzählt und nicht verschwiegen, dass die Thatsachen, welche sich unsrer Kenntniss darbieten, ebensowenig wie die Resultate der nach dieser Seite hin angestregten Untersuchungen jene schweren Beschuldigungen hinreichend zu stützen vermögen. Wir haben auch berichtet, wie der König unter dem Eindrucke der Ereignisse von 1757 am letzten Tage dieses Jahres eine Verordnung erlässt, welche den evangelischen Unterthanen die bisher an die katholische Geistlichkeit zu entrichtenden Stolgebühren erlässt und bald darauf dahin erweitert, dass auch die Entrichtung der Zehnten, Garben und Brote (Letzteres eine Leistung an die Küster als Entgelt für das Läuten bei Gewittern) an Katholische durch evangelische Eingepfarrte wegfallen solle.

Doch sollte dieser Wegfall sich nur eben auf das Verhältniss zwischen Eingepfarrten und Pfarrern beschränken, so dass z. B. althergebrachte Zehnten und Zinsen an den Bischof oder das Domkapitel auch von Protestanten weiter fortzuzahlen waren, und nur bei den Malteser- und Deutsch-

ordenskommenden, wo ja der Orden selbst zugleich den Gottesdienst besorgte, eine Ausnahme gemacht wurde.

Wenn diese Verordnungen anfangs gleichsam wie Strafbestimmungen für den katholischen Klerus wegen seiner schlechten Haltung in der Kriegszeit erschienen, so stellten sich die königlichen Behörden, als nach dem Frieden das Breslauer Domkapitel gegen jene Anordnungen Beschwerde erhob, in ihrer Antwort auf einen andern Standpunkt, indem sie als die Meinung des Königs erklärten, dass die Eingepfarrten überhaupt derartige kirchliche Leistungen nur an die Geistlichen ihres Glaubens zu entrichten haben sollten, und dass es ebenso als eine Unbilligkeit anzusehen sei, wenn katholische Unterthanen zur Erhaltung der protestantischen Geistlichen zu kontribuiren hätten.

Die hier ausgesprochene Gegenseitigkeit war eine nothwendige Folge der wiederholt proklamierten Gleichberechtigung beider Religionsparteien; doch hatten thatsächlich die Katholiken nicht viel Vortheil davon bei der geringen Anzahl der evangelischen Pfarrer, die von katholischen Eingepfarrten Abgaben zu verlangen gehabt hatten. Noch schlimmer für die Katholiken ward es, als das Ministerium unter dem 30. April 1765 endgültig entschied, der König habe eine vollständige Aufhebung des Parochialnexus im Sinne gehabt, womit dann auch alle sonstigen Beiträge zu Gunsten der Pfarrkirchen, vor Allem die Baulasten seitens Andersgläubiger wegfielen.

Bei den Friedensverhandlungen war die ganze Angelegenheit nicht berührt worden; vielmehr war, wie wir wissen, zu Hubertsburg jene die Souveränität des Königs in kirchlichen Dingen einschränkende Klausel des Berliner Friedens weggefallen, so dass der Letztere noch weniger als früher in seinen Verfügungen gehemmt war. Um so weniger hatte das Domkapitel Aussicht, nach dem Frieden eine Zurücknahme jener Verordnung im Beschwerdewege herbeizuführen. Wohl berief sich dasselbe auf den Altranstädter Vertrag und die Friedensschlüsse. Doch es ward ihm geantwortet, dass der Altranstädter Vertrag nur eben

die Grenze der den Evangelischen bezüglich ihrer Religionsübung gewährten Bewilligungen festsetze, während König Friedrich auch in den Friedensschlüssen sich das aus seiner Souveränität fließende Recht, den Protestanten volle Religionsfreiheit zu gewähren allzeit vorbehalten habe.

Uebrigens ward auch einem Missbrauche jener Verfügung vorgebeugt; 1770 entschied der König auf eine Vorstellung des Berliner Tribunals, dass Einkünfte der katholischen Kirchen, welche keinen unmittelbaren Bezug auf die Seelsorge hätten, sondern an gewissen Gütern hafteten, mit dem Bekenntnisse des Besitzers Nichts zu thun hätten und deshalb weiter zu zahlen seien.

Eine fernere Folge hatte diese Angelegenheit bezüglich der Kirchenpatronate. Zahlreiche protestantische Gutsbesitzer hatten mit ihrem Gute auch das Patronat über eine am Orte befindliche katholische Kirche erkaufte. Diese besorgten nun, nachdem die evangelischen Eingesessenen des Dorfes von allen Leistungen befreit worden waren, sehr ernstlich, dass sie fortan die ganze Baulast der Kirche und Schule allein zu tragen haben würden und beeilten sich auf das Ehrenamt eines Kirchenpatrons zu verzichten. Aber die katholische Geistlichkeit machte geltend, dass das Patronat eine an dem Gute haftende Pflicht sei, und der König hat schliesslich 1772 entschieden, dass die Gutsbesitzer auf das Patronat nicht verzichten, aber auch nicht zu höheren Beiträgen verpflichtet werden dürften, als sie früher zu leisten gehabt hätten.

Doch jene Kabinetsordre vom 31. Dezember 1757 hatte noch eine weitere Bestimmung enthalten, nämlich, dass falls an ausschliesslich evangelischen Orten katholische Pfarrer und Schullehrer sich befänden, diese sofort abgeschafft werden sollten.

Wenn diese Bestimmung anfänglich Gelegenheit dazu zu bieten schien, einen grossen Theil der in ganz protestantischen Gegenden 1653/4 weggenommenen evangelischen Kirchen zurückzufordern, so verschwand diese Hoffnung sogleich wieder, als der König unter dem 3. März 1758

erklärte, dass, wenn auch nur ein einziger katholischer Wirth an einem Orte vorhanden wäre, die Kirche sammt der Pfarrwohnung den Katholiken bleiben müsse.

Ja selbst, wenn an einem Orte, weil absolut keine katholischen Einwohner vorhanden, eine Kirche geschlossen worden wäre, sollte dies, wie der König dem Domkapitel zusicherte, nur so lange gelten, bis sich an dem Orte soviel katholische Einwohner angesiedelt hätten, dass sie „eine Gemeinde ausmachen“, in welchem Falle diese die Freiheit haben sollte, sich der Kirche „wieder zu ihren Religionsübungen zu bedienen“. Bis 1763 war im Breslauer Departement keine einzige katholische Kirche gesperrt worden, und wenn im Glogauer Departement wirklich einige Fälle vorgekommen waren, so war das allein das Werk Schlabrendorfs, welcher auch in dem Falle, dass an einem Orte nur 3—4 katholische Wirthe wären, den Uebergang der Kirche an die Protestanten herbeizuführen sich bestrebte, da nach seiner Ansicht, nachdem einmal der Parochial-Nexus gefallen, man die 3—4 katholischen Wirthe geradezu zu Bettlern machen würde, falls man ihnen alle die Kirchenlasten allein aufbürden wolle. Doch musste er gegenüber der erwähnten, so bestimmt ausgesprochenen Willensmeinung des Königs sich fügen; verschiedene von ihm gesperrte katholische Kirchen, wie die zu Nilbau und Hertwigswalde bei Glogau, wurden zurückgegeben, und die katholische Kirche wird nach dieser Seite kaum wesentliche Verluste zu verzeichnen gehabt haben.

Aber auch noch nach einer andern Richtung hin fand die durch die Vorfälle des siebenjährigen Krieges erregte Stimmung des Königs einen Ausdruck. Bereits gegen Ende des Jahres 1763 verlangt der König, der Weihbischof solle bei der Weihung eines Priesters demselben ein treues Verhalten gegen den Landesherrn „bei der grössten geistlichen Strafe injungiren und einbinden“, und die Kammer sollte dem Betreffenden dann noch anzeigen, dass der König an untreuen Priestern, die mit dem Feinde ein Verständniss unterhielten, ein Exempel statuiren und sie „ohne Umstände

am Leben bestrafen“ würde. Aber kurz darauf hielt er es im Interesse „der Sicherheit des Staates vor dem Tramiren der katholischen Geistlichen, welche ihre üble Gesinnung genugsam gezeigt hätten“, für nothwendig, von sämtlichen katholischen Geistlichen und Schulbedienten einen Eid der Treue schwören zu lassen. Der Eid war von einem grossen Theile der Geistlichen bereits geleistet worden, als das Breslauer Domkapitel den König um eine Aenderung der dem Eide beigefügten Bekräftigungsformel bat, in welcher der Schwörende erklärte, dass, wenn er zu irgend welcher Zeit und unter irgend welchem Vorwande gegen den geleisteten Eid verstosse, ihm „dieserhalb keine Vergebung weder in diesem noch jenem Leben zustatten kommen solle“. Die priesterliche Absolution, erklärte das Domkapitel, sei neben der Busse nach der Lehre ihrer Kirche ein Sakrament, dem sie nicht „absagen“ könnten. Sie meinten nicht zugeben zu können, dass die priesterliche Absolution unter Umständen auch nach erfolgter Busse unnütz und wirkungslos sei. Aber mit dieser Berufung auf die sakramentale Bedeutung der priesterlichen Absolution ward gerade ein besonders heikler Punkt getroffen.

Wir müssen an die verschiedenen Vorkommnisse der Kriegezeiten, die wir seiner Zeit berichtet haben, an die vielfach laut gewordenen Beschuldigungen des katholischen Klerus, einen staatsfeindlichen Einfluss auf seine Beichtkinder ausgeübt zu haben, erinnern, um zu verstehen, wie König Friedrich, dem ja die konfessionellen Unterschiede sonst so gleichgültig waren, in der grossen Macht des Beichtstuhles etwas dem Staatsinteresse Feindliches erblicken konnte und in der Bedeutung der priesterlichen Absolution eine Versuchung für Viele zur Begehung von Sünden mit Rücksicht auf die im Beichtstuhle zu hoffende Vergebung derselben.

Als er die neue Eidesleistung anordnete, hatte er dem schlesischen Minister befohlen, die Formel so abzufassen, dass Niemand dabei Mentalreservationen behalten, noch

nach dem Principe, einem Ketzer brauche man nicht Wort zu halten, handeln könne.

Allerdings hatte der Weihbischof von Strachwitz den Minister belehrt, dass bereits Papst Innocenz XI. 1679 alle Mentalreservationen gänzlich verdammt habe, und dass alle hervorragenden Kirchenrechtslehrer die Frage, ob man auch Ketzern Wort halten müsse, bejaht hätten; doch hielt Schlabrendorf an seiner Fassung der Bekräftigungsformel fest, und nachdem das Breslauer Justizkollegium vergeblich versucht hatte, die Domherren von ihren Bedenken zurückzubringen, kam die Sache zur Entscheidung des Königs, als dieser am 29. März 1764 in Breslau eintraf. Dieser konnte, nachdem der grösste Theil der schlesischen Geistlichen bereits den Eid geleistet hatte, kaum anders, als nun auch das Domkapitel und die Breslauer Klostergeistlichkeit, die sich dem Letzteren angeschlossen hatte, zur Eidesleistung anzuhalten. Auf die Drohung hin, dass einem sich ferner Weigernden seine Residenz geschlossen und er selbst binnen vier Tagen über die Grenze nach Böhmen geschafft werden würde, fügte man sich, und das Kapitel leistete ausnahmslos den Eid in der verlangten Weise. Uebrigens hatte die Geistlichkeit vorher noch die Versicherung erhalten, der König werde von ihnen Nichts verlangen, was wider die Religion sei und einen Gewissenszwang einschliesse. In Verfolg der Sache ward dann auch angeordnet, dass die schlesischen Verwaltungsbehörden über das Verhalten der katholischen Geistlichen Listen führen sollten, damit nur die, welche Treue und Anhänglichkeit ihrem Landesherrn gegenüber zeigten, Beförderungen erhielten. Noch 1781 schreibt der König an Hoym, er möge, soviel er nur könne, die katholischen Geistlichen einsehen lehren, dass, „wenn sie honnet und gut gesinnt sind, auf sie reflektiret und vor ihre Verbesserung gesorget wird, damit sie immer mehr abstrahiren von den alten Ideen und mehr preussisch gesinnt werden“. Nachdem, wie wir wissen, der König das Recht zur Besetzung aller geistlichen Benefizien in Anspruch genommen hatte, hatte sich die Praxis gebildet, dass die sonst zur Besetzung einer

geistlichen Würde Berechtigten einen Kandidaten dem schlesischen Minister präsentirten, welchem Letzteren dann die Annahme oder Verwerfung zustand und im letzteren Falle auch die eigene Besetzung des betreffenden Amtes. In der Kriegszeit war das Letztere die Regel gewesen, später liess man sich im Falle einer Verwerfung wohl noch weitere Vorschläge gefallen, und auch der König wünschte nicht, dass hier allzu scharf vorgegangen würde. Als aber 1772 der Minister von Hoym dem Weihbischefe über die schlechte Beschaffenheit vieler katholischer Geistlichen klagte, die ganz abgesehen von ihrer Gesinnung ihr Amt schlecht verwalteten und zu Beschwerden vielen Grund gäben, antwortete dieser, ohne die Thatsache ganz in Abrede zu stellen, dass doch hier viele Schuld die weltliche Obrigkeit treffe, welche besonders in der Kriegszeit vielfach ungeeignete Männer in geistliche Aemter gebracht hätte. Andererseits müsse er selbst oft minder geeignete Persönlichkeiten ins Amt kommen lassen infolge des Mangels an solchen, welche sich dem Studium der katholischen Theologie widmeten, und diesen Mangel habe zum grössten Theile das Edikt von 1765 herbeigeführt, welches „geringer Leute Kinder“ ganz und gar vom Studium ausschliesse.

Mit dem Patriotismus der katholischen Geistlichkeit in Schlesien blieb übrigens der König unzufrieden, und noch 1781 greift er auf den Rath des Erzpriesters Koblitz aus Frankenstein zu dem Mittel, junge Kapläne, die österreichische Unterthanen gewesen oder sonst aus der Nachbarschaft von Böhmen oder Mähren stammten, an die Grenze von Niederschlesien zu versetzen. Dagegen hegte er die Hoffnung, dass die wenig kirchenfreundliche Gesinnung des Kaisers Joseph die österreichischen Sympathien des Klerus abkühlen würde und befahl vor dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges bekannt zu machen, dass Kaiser Joseph die Säkularisation geistlicher Reichsstifter betreibe. Natürlich machte dann der Tod Maria Theresias einen gewissen Eindruck auf die katholische Geistlichkeit in Schlesien, und unter dem 17. Februar 1781 berichtet der schlesische Mi-

nister v. Hoym, wenn Maria Theresia in dieser Provinz immer noch einen gewissen Anhang gehabt habe, besonders unter den alten Geistlichen, welche schon zu österreichischer Zeit Pfarrer gewesen und jetzt bis auf neun ausgestorben seien, so habe sich diese Gesinnung nicht auf ihren Sohn übertragen, der als nicht gut katholisch gelte, ja sogar als darauf ausgehend, den Einfluss und auch die Einkünfte der Geistlichkeit zu schmälern und einzuschränken. Als dann Kaiser Joseph auch einen grossen Theil der Klöster aufhob, verlangte der König (1782) wahrheitsgetreuen Bericht von Hoym, was für Eindruck das auf die katholische Geistlichkeit mache. „Allein Ihr müsst mir das schreiben, wie es wirklich sich befindet und mich nicht flattiren, denn damit kommt Nichts heraus, sondern ich will die rechte Wahrheit wissen, wie es damit ist, damit man sich danach richten kann; denn wenn Ihr mir jetzt gleich flattirt und es kommt zum Kriege, so findet es sich sodann ganz anders.“ Darauf versichert Hoym, es sei sowohl bei dem katholischen Adel als auch bei der Geistlichkeit und den übrigen Katholiken in der Grafschaft Glatz wie in Oberschlesien ein Umschwung eingetreten, so dass, wenn ein Krieg entstehen sollte, der Kaiser unter den schlesischen Katholiken keinen Anhang mehr finden würde. Viel habe übrigens zu dieser Sinnesänderung auch das beigetragen, dass man allmählich die Katholiken namentlich in der Grafschaft Glatz milder und nicht ins Gesammt auf gleichem Fusse behandelt und auch einige katholische Edelleute zu Landräten ernannt habe. Wenn damals der König an dieser Wandlung der Gesinnungen noch zweifelte, so ist dieselbe doch in der That eingetreten.

Bei den ausschliesslich politischen Gesichtspunkten, welche die Kirchenpolitik Friedrichs bestimmten, nahm er natürlich grossen Anstoss daran, dass fremde Kirchenfürsten, die ihm mit keinem Eide verpflichtet waren, der Erzbischof von Prag in der Grafschaft Glatz und die Bischöfe von Olmütz und Krakau in einzelnen Theilen Oberschlesiens geistliche Befugnisse auszuüben berechtigt waren. Aber

als 1775/6 Oesterreich einen Austausch vorschlug, erklärte zwar der König selbst zustimmen zu können, fand es aber doch natürlich, dass der Weibischof widerstrebte, weil das Breslauer Bisthum bei dem Tausche 16 000 Thaler jährliche Einkünfte hätte einbüßen müssen und wich dem Vorschlage aus. Dagegen kam zu des Königs Freude 1780 eine Regulirung mit den Kirchenfürsten von Prag, Königgrätz und Olmütz in der Weise zustande, dass die Spaltung der Kirchspiele durch die Landesgrenze aufgehoben wurde. Infolge davon wurden 17 Dörfer aus dem Leobschützer, 11 aus dem Neisser Kreise und 6 aus der Grafschaft Glatz von ihren mährischen resp. böhmischen Pfarren getrennt und schlesischen zugewiesen, während man dagegen die nach Schlesien eingepfarrten Einwohner aus in Summa 18 mährischen und böhmischen Dörfern gleichfalls freiliess. Hoym vermochte dabei auch noch zu berichten, dass infolge des Austausches jährlich 1699 Gulden mehr im Lande bleiben würden.

Bei des Königs Denkart war ihm Alles zuwider, was nach Intoleranz schmeckte, und es erschien ihm als ein befremdlicher Unfug, wenn er auf einer Reise in Oberschlesien erfuhr, dass man in Ober-Glogau noch immer den Tag, wo man einst die Protestanten aus der Stadt verbannt habe, kirchlich festlich begehe. Ebenso schritt er mit einem allgemeinen Verbote ein, als sich herausstellte, dass in dem kleinen Städtchen Dyhernfurth den Kaufbriefen die Klausel angehängt zu werden pflegte, ein Verkauf dürfe nur an Bekenner der katholischen Religion erfolgen.

Bei einem Oberschlesischen Kaplane, der die Evangelischen von der Kanzel geschmäht, in einer gemischten Ehe Unfrieden gestiftet und Gesinde gegen andersgläubige Herrschaften aufgewiegelt haben sollte, verlangte der schlesische Minister Versetzung nach Niederschlesien. Vom Standpunkte der Toleranz aus mussten die Katholiken an Orten, wo es keine evangelische Kirche gab, ihre Friedhöfe den Protestanten und auch deren Geistlichen zur Begleitung öffnen, auch ihre Glocken dazu läuten lassen. Uebrigens fand man sich darein um so leichter, als dafür Gebühren

bezahlt wurden, und als die Protestanten in Tarnowitz sich einen eignen Kirchhof einrichteten, erhob der dortige Pfarrer allerdings fruchtlose Beschwerde über die daraus erwachsende Schmälerung seiner Einkünfte (1782). Einen Schritt noch weiter zu thun und etwa auch noch die Mitbenutzung einer auf dem Friedhofe stehenden Begräbnisskirche den Protestanten zu gewähren liess sich der König nicht drängen, das machte er von der Zustimmung der Katholiken abhängig. Ob diese in dem konkreten Falle (zu Wüste-Röhrsdorf) die Erlaubniss gegeben haben, wissen wir nicht; dass Derartiges aber vorgekommen, und dass jene tolerante Zeit an der Benutzung derselben Kirche, ja desselben Altars durch Geistliche verschiedener Konfessionen keinen Anstoss genommen, dafür liegen verschiedene Beispiele vor; auch der Klerus war eben damals nicht allzustreng gesinnt. Es haben damals z. B. katholische Geistliche in Oberschlesien vielfach Kinder evangelischer Eltern, denen der Weg zu dem nächsten evangelischen Geistlichen zu weit war, evangelisch getauft, und als die Oberamtsregierung deshalb an den König berichtete, hat dieser es in Fällen, wo wirklich die Entfernungen sehr gross waren, für zulässig erklärt und nur eine Anzeige an den nächsten evangelischen Prediger verlangt. Andererseits haben bis zum Jahre 1774 auch bei katholischen Angehörigen des preussischen Heeres die evangelischen Feldprediger Taufen und Trauungen verrichtet.

Ein Zeitgenosse schreibt: „die Religionsverschiedenheit hört immer mehr auf, ein Hinderniss des gegenseitigen Zutrauens und der gesellschaftlichen Bande zu sein. — Die Heirathen zwischen Personen aller Stände von beiden Kirchen sind nicht mehr ungewöhnlich.“

Auch kam man in der Praxis über die Schwierigkeiten, welche das kanonische Recht entgegenstellte, hinweg. Der Standpunkt, welchen die römische Kurie festhielt, dass die Kirche gemischte Ehen nur unter der Bedingung anerkenne, dass der nicht katholische Theil übertrete, war ja in einem Lande mit gemischter Bevölkerung wie Schlesien nicht

durchzuführen ohne Schädigung der Kirche infolge des sonst schwer vermeidlichen Uebertrittes vieler Katholiken zum Protestantismus. So hatte sich hier bereits seit 1743 die Praxis gebildet, dass die katholischen Pfarrer auch Mischehen einsegneten, wofern nur nicht etwa eine Erziehung der Kinder ausschliesslich im protestantischen Bekenntnisse verabredet worden war. Dagegen bemühte man sich natürlich, eine Stipulation ausschliesslich katholischer Kindererziehung von dem katholischen Theile zu erlangen.

Die milde Praxis erhielt eine gewisse Billigung, als Papst Clemens XIII. die von Benedikt XIV. 1741 für die gemischten Ehen in Belgien und Holland ausgesprochene Anerkennung auf die Breslauer Diöcese ausdehnte, ohne besondere Bedingungen zu stellen, wenn gleich nicht ohne die Weisung an die Pfarrer, ihren Kirchkindern nach Möglichkeit von derartigen Ehen abzurathen.

Demgegenüber suchte die weltliche Obrigkeit in der ganzen Frage nur eben das Prinzip der vollkommenen Gleichberechtigung beider Parteien zur Geltung zu bringen, ohne sich in die religiösen und politischen Verhältnisse einer Konfession irgendwie einzumischen. So liess der König, soweit es sich um Ehen zwischen zwei Katholiken handelte, das kanonische Eherecht auch in seinen Konsequenzen für die bürgerliche Gesetzgebung bestehen und deshalb auch, wie bereits erwähnt wurde, den das Eherecht behandelnden Theil des von Cocceji ausgearbeiteten neuen Gesetzbuches in Schlesien nicht veröffentlichen, um nicht Konflikte hervorzurufen; er verbot bei Ehen zwischen Katholiken, wo der eine Theil geschieden war, den evangelischen Geistlichen die Trauung zu vollziehen, hielt zur Gültigkeit einer Ehe unter Verwandten, soweit sie das kanonische Recht verbot, einen kirchlichen Dispens für unerlässlich und überliess das ganze Gebiet der Ehesachen dem Bischöfe oder dessen Stellvertreter.

Etwas anders stellte sich doch die Frage bei den gemischten Ehen. Allerdings zwang auch hier der König keinen katholischen Pfarrer zur Einsegnung einer Ehe, aber

er hielt es für seine Pflicht, den nicht katholischen Theil vor den Wirkungen des kanonischen Rechtes zu schützen, das ein Protestant anzuerkennen nicht gezwungen werden könne. So hatte bereits 1750 in Schlesien ein Edikt festgesetzt, dass bei gemischten Ehen vorherige Verabredungen bezüglich der Kindererziehung unstatthaft und rechtlich ungültig seien, dass für gewöhnlich die Söhne im Glauben des Vaters, die Töchter in dem der Mutter erzogen werden sollten, bis mit dem 14. Jahre sie selbst die Entscheidung über ihr Bekenntnis würden treffen können.

Dabei hütete sich jedoch die Gesetzgebung den Grundlehren der katholischen Kirche zu nahe zu treten. So ward auch eine gemischte Ehe nicht zugelassen, wenn der katholische Theil geschieden war, da dieser nach der Lehre seiner Kirche, so lange der erste Gatte noch lebte, sonst eine Bigamie begehen würde. Wenigstens hat der König in diesem Sinne entschieden, wengleich eine Ministerialentscheidung von 1778 vorhanden ist, die eine Wiedertauung in solchem Falle anordnet. Auch die katholischen Ehehindernisse bezüglich der Verwandtschaftsgrade liess er bei Mischehen in Geltung und schritt erst ein, als ihm das schlesische Generalvikariat bezüglich der in solchem Falle sonst meist mit Erfolg nachgesuchten Dispense erklärte, bei Mischehen dürfe nur der Papst Dispense ertheilen, und dieser pflege das nur dann zu thun, wenn der nicht katholische Theil überträte. Hierauf erhielt der preussische Agent in Rom Abbate Ciofani 1772 den Auftrag dem Papste zu erklären, dass diese Bedingung auf eine Proselytenmacherei hinauslaufe, die mit dem in seinen Staaten festgehaltenen Prinzipie der Toleranz in Widerspruch stehe. Der Papst möge auf eine Bedingung verzichten, welche seine Macht über Anhänger eines andern Bekenntnisses ausdehne und die Gewissen bedränge. Anderen Falls würde man sich genöthigt sehen, in solchen Fällen die Ehen durch einen protestantischen Prediger einsegnen zu lassen, ohne weiter um den Dispens des apostolischen Vikars sich zu kümmern.

Nachdem jedoch Clemens XIV. im September 1774 gestorben war und auch sein Nachfolger Pius VI. 1775 vergebens in dieser Sache angegangen worden war, musste Ciofani 1777 die Angelegenheit aufs Neue in nachdrücklichster Form zur Sprache bringen. Nun fügte sich der Papst wirklich und ertheilte unterm 11. September 1777 eine allerdings sehr verklausulirte Ermächtigung in besonders dringlichen Fällen Dispense zu ertheilen. Dass der König, dem diese Ermächtigung mitgeteilt wurde, an der Fassung derselben, in welcher z. B. gesagt wurde, dass die katholische Kirche Ehen mit Akatholiken immer perhorrescirt und nur an Orten, wo ungestraft Ketzereien grassirten, gegen ihre Ueberzeugung mit widerwilligem Schweigen dulde, Anstoss nahm und dem Sekretär der römischen Kanzlei bedeuten liess, er möge künftig in Expeditionen, die ihn, den König, angingen solche ärgerlichen und unpassenden Ausdrücke ganz vermeiden, wird erklärlich scheinen.

Was nun allgemein das Verhältnis König Friedrichs zur römischen Kurie anbetrifft, so hatte auch hier der Krieg trübend eingewirkt, insofern Friedrich es nicht vergessen mochte, dass Papst Clemens XIII. sehr entschieden für des Königs Gegner Partei ergriffen hatte. Als dieser 1764 auf einem Umwege über Warschau wieder anzuknüpfen versuchte, liess der König durch den dortigen Nuntius erklären, wenn der verstorbene Papst sein Freund gewesen, so habe dagegen der Jetzige überall seinen Hass gegen ihn, den König, gezeigt und sogar kein Bedenken getragen, „die Meuterei des katholischen Klerus in Schlesien gegen ihn zu nähren;“ infolgedessen würde er bei aller Consideration, die er für den römischen Stuhl hege, doch sich in keine Angelegenheit mischen, welche den jetzt regierenden Papst angehe.

Bei solcher Gesinnung des Königs konnte es nicht Wunder nehmen, wenn er mit grosser Entschiedenheit sein Souveränitätsrecht in der Ausdehnung behauptete, wie dies andere katholische Herrscher beanspruchten. So verfügte

er 1765 auf einen Vorgang Frankreichs hin, dass keine päpstliche Bulle in seinen Landen ohne landesherrliche Genehmigung bekannt gemacht werden dürfe. Papst Clemens XIII. wich übrigens Streitigkeiten mit dem Könige vorsichtig aus, und auch dieser vermied jede Erörterung mit Rom. Als dagegen auf ihn Clemens XIV. 1769 folgte, begann dieser Verkehr aufs Neue, und als im Jahre 1770 gelegentlich einer im Auftrage des Erzbischofs von Prag durch seinen Weihbischof in der bekanntlich zu seinem Sprengel gehörigen Grafschaft Glatz vorgenommenen Visitationsreise, wie solche übrigens schon vorher der Bischof von Olmütz in Oberschlesien unbeanstandet vorgenommen hatte, die königlichen Behörden sich aufmerksam und entgegenkommend gezeigt hatten, befahl der Papst ausdrücklich Ciofani zu versichern, wie sehr er von der Güte des Königs durchdrungen sei, und dem Letzteren kam auch Abschrift eines Briefes zu Händen, welcher den Erzbischof ermahnte, durch Aeusserung seiner Dankbarkeit in noch höherem Maasse die Gunst dieses Fürsten zu gewinnen.

Eine weitere Frucht dieses wiederhergestellten Einverständnisses war dann ein päpstliches Breve vom 24. Juni 1771, welches die bereits 1754 unter Zustimmung Papst Benedikts XIV. erfolgte Veränderung der Feiertage, der die meisten Heiligen- und Aposteltage sowie nach den hohen Festen die sog. dritten Feiertage zum Opfer gefallen waren, erst wirklich wirksam machte, indem sie die Messen an den aufgehobenen Feiertagen nur noch für die Geistlichen bestehen liess und die Gläubigen vom Kirchenbesuche an diesen Tagen entband.

Uebrigens haben sich doch mehrere Gelegenheiten gefunden, wo päpstliche Bullen das landesherrliche Placet nicht gefunden haben, so die von 1773 über die Aufhebung des Jesuitenordens, von der wir weiter noch zu sprechen haben werden, und ferner 1774 bezüglich der Ankündigung des im Jahre 1775 in Rom zu feiernden Jubeljahres, welches die dorthin pilgernden Gläubigen eines umfassenden Ablasses theilhaftig machen sollte. Da nun Wallfahrten nach dem

Auslande den in den preussischen Landen wohnenden Katholiken überhaupt untersagt waren, so ward auch die in jener Bulle enthaltene Aufforderung zu Romfahrten um der volkswirtschaftlichen ungünstigen Folgen willen für unzulässig erachtet und die Veröffentlichung der Bulle verboten.

Wenn trotz Allem, was hier hindernd im Wege stand, das Verhältnis des Königs zu dem päpstlichen Stuhle in seinen letzten Regierungsjahren ein geradezu freundliches geworden ist, so hat das mit den allgemein politischen Verhältnissen zusammengehangen und speziell auch mit der Angelegenheit der schlesischen Klöster, auf die wir nun zuförderst einen Blick werfen müssen.

Was die Klöster anbetrifft, so war unzweifelhaft der Geist der Zeit, die öffentliche Stimmung und zwar keineswegs nur unter den Protestanten ihnen abgeneigt, und die Mehrzahl der gebildeten Katholiken stimmte mit dem Könige überein, dass eigentlich nur die wohlthätigen, aufopfernder Krankenpflege sich widmenden Orden der barmherzigen Brüder und Elisabethinerinnen der menschlichen Gesellschaft Nutzen brächten. Diese wurden von dem Könige nicht nur bei den sonstigen den Klöstern auferlegten Beschränkungen immer ausgenommen, sondern der König bewilligte ihnen Landeskollekten im ganzen preussischen Staate und gab ihnen selbst Beisteuern. Im Uebrigen aber herrschte die Meinung, dass Menschen, die nur ein beschauliches Leben führten, ohne sonst Etwas für die menschliche Gesellschaft zu leisten, einem Staate nicht willkommen seien, und dass der Besitz „der todtten Hand“ volkswirtschaftlich nur als ungünstig betrachtet werden könnte.

So mussten sich denn die Klöster mancherlei Beschränkungen gefallen lassen. Zunächst hatte sie der König vom Auslande vollständig losgemacht; sie durften keine Ordensprovinziale ausserhalb der Landesgrenze haben und keine Ausländer in ihre Klöster aufnehmen. Die Zahl der Ordensbrüder war in jedem Kloster bestimmt, und jede neue Aufnahme erforderte eine Lizenz der Staatsbehörde,

welche keineswegs immer leicht zu erlangen war, da man die Anzahl der Klostergenossen nicht weiter vermehrt sehen wollte, als für die geistlichen Verrichtungen unumgänglich nothwendig wäre: ja man nahm eine Verminderung der Mönche um so unbedenklicher in Aussicht, als man in fast allen katholischen Staaten damals die gleiche Tendenz verfolgte. Gesund aussehende kräftige Leute, die zur Arbeit tauglich erschienen, erhielten überhaupt nicht leicht die Erlaubnis zum Eintritt in ein Kloster. Bei dieser Praxis war die Zahl der Klosterangehörigen, die 1756 noch 2205 (1811 Mönche, 394 Nonnen) betragen hatte, bei dem Tode Friedrichs auf 1373 heruntergegangen; dieser hat an der Ansicht festgehalten, tausend Ordensleute wären für Schlesien genug. Ganz besonders drang er auf Verminderung der Bettelmönche, da solche bloss dem Publikum zur Last fielen und nachweislich zuweilen auf schnöde Weise abergläubischen Leuten Geld abnähmen; wenn davon 5 oder 6 in einem Kloster sich befänden, sei es genug. Allerdings gab es ja in Schlesien eine grosse Anzahl alter Klöster mit umfangreichem Grundbesitze und ansehnlichen Einkünften. Das ward ihnen wohl gelassen, doch wurde eine Vermehrung sehr erschwert. Die Beschränkungen, welche hier, wie an anderer Stelle berichtet wurde, das Edikt vom 21. Juni 1753 verhängt hatte, wurden dann 1779 noch verschärft, so dass Niemand mehr als den 50. Theil seines Vermögens geistlichen Stiftungen zuwenden durfte. Ausgenommen waren Armen- und Waisenhäuser, Hospitäler, die Klöster der barmherzigen Brüder und Elisabethinerinnen, Stipendien für arme Studirende und Schulanstalten und auch die Kirchenkassen armer Kirchen. Vermächtnisse oder Schenkungen an *pia corpora* ausser Landes waren gänzlich untersagt.

Dabei hatten die Klöster nicht geringe Lasten zu tragen. Sie steuerten nach dem höchsten Divisor, nämlich 50% ihres Einkommens, und ausserdem hatte jedes derselben sich gleichsam in Ablösung der sonst beim Eintritt eines neuen Stiftsobern von ihnen, wie dies schon zu österreichi-

scher Zeit Sitte gewesen war, geforderten Konfirmationsgelder zur Zahlung einer jährlichen Summe verstehen müssen, sogenannter Pensionen, deren Gesamtsumme für die schlesischen Klöster 1780 27266 Thaler pro Jahr ergab, 1785/86 sogar 36432 Thaler. Ausserdem war seiner Zeit der Minister von Schlabrendorf, der ja um dieselbe Zeit, wie wir noch in einem der nächsten Abschnitte zu erzählen haben werden, den grösseren schlesischen Stiftern die Anlegung von Schulseminarien aufdrängte, auf einen besonderen Gedanken gekommen, „die todte Hand“ für den Staat und die Provinz nutzbarer zu machen.

Die Veranlassung hatte eine Abtswahl im Stifte Grüssau 1763 gegeben. Gerade dieses Kloster, der böhmischen Grenze sehr nahe gelegen, stand bei dem Könige und der Regierung schon seit den schlesischen Kriegen in dem Verdachte grosser Hinneigung zu Oesterreich, und es ist ja hier noch kurz vor dem bairischen Erbfolgekriege 1778 vorgekommen, dass ein Brief des Abtes nach Böhmen aufgefangen wurde, der von einer Pallisadenlieferung nach Schweidnitz erzählte und dem Stifte die Warnung eintrug, einen verrätherisch Gesinnten werde der König vor seinem Kloster aufhängen lassen.

Als nun damals im Dezember 1763 das Stift nach dem Tode des Abtes Benedikt Seidel drei Kandidaten dem schlesischen Minister präsentirte, schlug Schlabrendorf vor, dem neuen Abte die Bedingung zu stellen, auf den Stiftsgütern eine Damast- und Leinenweberei anzulegen, was der König genehmigte, aber noch eine zweite Bedingung stellte, dass nämlich das Stift ebensoviel evangelische Unterthanen, als einst der Abt Rosa im XVII. Jahrhundert um der Religion willen vertrieben hatte, aufs Neue ansiedelte.

Es hatte nun jener Gedanke seines Ministers dem Könige so wohlgefallen, dass er 1764 allgemein vorschrieb, bei jeder Ernennung eines Prälaten oder einer Aebtissin solle denselben aufgegeben werden je nach den Umständen des Stiftes „eine Anzahl nützlicher auswärtiger Fabrikanten zu etabliren“ und bei solchen eine zu bestimmende Anzahl junger Burschen

auf ihre Kosten anlernen zu lassen. Aber der König zeigte sich auch geneigt noch einen Schritt weiter zu gehen und, ohne erst den Fall einer Abtswahl abzuwarten, den schlesischen Klöstern überhaupt eine Reihe für das industrielle Gedeihen des Landes wünschenswerther Anlagen aufzutragen. Schlabrendorf hatte bereits ein Programm entworfen, und es handelte sich dabei um die Wiederherstellung 20 wüster resp. Brandstellen, die Errichtung 96 neuer Häuser, die Besetzung 11 lediger Häuser mit Wirthen, die Ansetzung 139 fremder Weber, die Anlegung von 547 Garnspinnereien, 12 Oelmühlen, 12 Bleichen, 9 Weinbergen, von Seiden-, Tuch-, Leinen-, Wollenzeug- und Parchent-, Zwirn- und Kanten-, Eisendraht- und Blech-, Leder- und Stärkefabriken. Dazu sollten alle Stifter Maulbeerplantagen anlegen, Hopfen, Rübsamen und Tabak bauen, die Bienenzucht treiben, wo sich Gelegenheit böte, auch Torf stechen lassen. Aus dem Jahre 1766 liegt dann eine genaue Spezifikation vor, was ein jedes der Stifter davon zu leisten hatte. Manches ist wohl bloß auf dem Papier geblieben, Anderes angefangen und wieder liegen gelassen worden, aber in der Hauptsache ist unter der Kontrolle der Kammer- und Landräthe den Bestimmungen nachgelebt worden, und wer jetzt eines unserer ehemaligen grossen Stifter besucht, hört wohl noch von einem Ortskundigen, dass dies Haus die ehemalige Gerberei und ein anderes die ehemalige Tuchfabrik war, die das Kloster einst habe anlegen müssen. Die Stifter haben sich gefügt, aber die Voraussetzung, die Schlabrendorf gehegt hatte, dass die Stifter „die auf die erste Anlage zu verwendenden Kosten mit der Zeit reichlich wiedergewinnen würden“, ist in den meisten Fällen nicht eingetroffen; ohne alle kaufmännischen Kenntnisse und Erfahrungen waren die Stifter den Leitern der Etablissements auf Gnade und Ungnade preisgegeben, und die ihnen angesonnenen industriellen Leistungen wurden thatsächlich nur eine Quelle neuer ansehnlicher Ausgaben. Der Minister Hoym berichtet 1780 dem Könige, dass die meisten schlesischen Klöster bei den vielen Lasten, die sie zu tragen hätten, kaum die Mittel

fänden, die Schulden, welche sie von der Kriegszeit hätten machen müssen, zu verzinsen und zu amortisiren.

Eine besondere Gunst hat der König dagegen den Jesuiten erwiesen, indem er, als im Jahre 1773 Papst Clemens XIV. den Orden aufhob, diese Bulle in Schlesien zu veröffentlichen verbot und so den Orden in allen Besitzungen und Rechten, welche er im preussischen Staate besass, schützte. Als Motiv giebt er selbst an, dass er die Jesuiten für bessere Lehrer hielte als sämmtliche andere Kuttenträger, und in Privatbriefen hat er auch angeführt, dass, da er einmal den *status quo* der katholischen Kirche in Schlesien zu erhalten versprochen habe, der Papst ihn als einen Ketzler von diesem Versprechen nicht entbinden könne.

Der König hat in verschiedenen Briefen an seine französischen Freunde den Schutz, welchen er den Jesuiten gewährte, vertheidigt und geltend gemacht, dass von seinen Jesuiten staatsgefährliche Intriguen, wie man sie in den romanischen Staaten dem Orden zuschrieb, nicht zu befürchten seien, namentlich nicht, nachdem der Orden durch die Verurtheilung seitens des Papstes um sein früheres Ansehen gebracht worden sei. In der That hatte im Laufe der Zeit und bei der geistigen Richtung des Jahrhunderts auch bei den Jesuiten der frühere Kampfesmuth gegenüber dem Protestantismus sehr nachgelassen, und der König durfte, worauf ihm sehr viel ankam, wohl erwarten, dass die Jesuiten nicht mit Oesterreich, das sie preisgegeben hatte, liebäugeln würden zum Schaden Preussens, das sie beschützte. Er hat sich auch wirklich in der Hoffnung nicht getäuscht, dass er durch seinen den Jesuiten in der Zeit der Verfolgung gewährten Schutz dieselben sich zu Dank verpflichten und sich geneigt machen würde. In ihren Reihen hat er zahlreiche, lebhaft und eifrige Anhänger und Verehrer gefunden, so dass dieselben dem Tadel eifriger Katholiken der Jetztzeit nicht entgangen sind. Allerdings hat der König den den Jesuiten gewährten Schutz nicht in vollem Masse aufrecht erhalten können, und ein Abkommen mit Papst Pius VI. 1775 liess die Jesuiten nur als Priester

des Schulinstitutes weiterbestehen, auf welche Verhältnisse wir in dem Abschnitte über den Unterricht noch einmal zurückkommen werden.

Wie wenig zufrieden nun auch die Jesuiten mit einem Abkommen waren, das thatsächlich ihren Orden als solchen auch in Preussen preisgab, so freute sich Friedrich doch des Entgegenkommens der päpstlichen Kurie, und es begann seitdem zwischen Rom und Potsdam ein immer erneuter Austausch von Höflichkeiten und Freundschaftsversicherungen. 1775 vermag der Abbé Ciofani dem König als eigne Worte des Papstes zu melden: „Dieser Held ist das Muster der Souveräne, die Ehre des Jahrhunderts,“ und 1776, er werde es immer als die Erfüllung einer Pflicht und zugleich als ein Vergnügen ansehen, ihm in Allem, was von ihm abhinge, genugzuthun, und der einflussreiche Kardinal Rezzonico, der sich in der Jesuitensache eifrig gezeigt hatte, hatte gleichzeitig geäußert, er segne diese glückliche Gelegenheit, welche ihm die Ehre verschafft habe, dem Heros des Jahrhunderts sich bekannt und nützlich zu machen.

Wenn trotz aller Freundschaftsversicherungen die römische Kurie nicht dahin gebracht werden konnte, dem Herrscher Preussens gegenüber offiziell den königlichen Titel zu gebrauchen, weil dieser Titel sich auf ein säkularisirtes Ordensland gründete, so war ein Geist wie Friedrich wohl fähig, sich über derartige Titelfragen hinwegzusetzen, und einem Kabinettschreiben vom 7. April 1782 fügt der König die eigenhändigen Worte zu: „Sie werden Seiner Heiligkeit sagen, dass ich in Allem, was die Hierarchie angeht, keine Neuerungen ohne seine Zustimmungen machen werde, und dass ich mich ihm für die Erhaltung meiner Jesuiten zu sehr verpflichtet fühle, um ihm den geringsten Kummer zu bereiten. Wir stehen auf verschiedenen Standpunkten, brauchen aber deshalb einander nicht zu hassen.“

Diese Gesinnung ward auf eine gewisse Probe gestellt durch das radikale Vorgehen Kaiser Josephs II.

Friedrich hatte sich Oesterreich gegenüber verpflichtet den *status quo* der katholischen Kirche in Schlesien auf-

recht zu erhalten unter Vorbehalt seiner Souveränitätsrechte; aber es war klar, dass, nachdem 1781 Joseph II. alle Klöster, die ein bloss beschauliches Leben führten, ohne der menschlichen Gesellschaft irgendwie sich nützlich zu machen, aufgehoben hatte, derselbe nicht wohl mehr hätte Einspruch erheben können, wenn Friedrich von seinem Souveränitätsrechte nach dieser Seite hin den gleichen Gebrauch gemacht hätte, und es war begreiflich, wenn die schlesischen Klostergeistlichen ernstlich bangten, ob ihr protestantischer Landesherr mehr Respekt vor jenen geweihten Stätten haben werde als der Kaiser, ihr Glaubensgenosse.

Um so grösser musste der Eindruck sein, als dem Weibbische von Rottkirch unter dem 26. August 1782 eine Erklärung des Königs zugeing, welche die Versicherung enthielt, der König werde, wofern sich die Geistlichen treu und redlich ihm gegenüber verhielten, keine Aenderungen machen noch Etwas einziehen, ausser wofern ihn Treulosigkeit dazu nöthige. Die Erklärung ward mit Jubel aufgenommen, in den Klosterkirchen sang man das Tedeum, und der Weibbischof schrieb dem König, wenn ihm je sein bischöfliches Amt süss und leicht vorgekommen, so sei es in dem Augenblick gewesen, wo er den sämmtlichen Stiftern und Klöstern dieses neue Zeugniß von des Königs Menschen- und Gerechtigkeitsliebe habe mittheilen können. Papst Pius trug dem Coadjutor von Kulm auf dem König zu sagen, in seiner Seele werde unerlöschlich die Erinnerung der königlichen Tugend und seines Wohlwollens haften, und er werde von seiner so grossen Humanität Zeugniß ablegen und sie preisen.

Friedrich hat bezüglich der Klöster Wort gehalten, und diese haben es ihm gedankt; von einer weiteren Sehnsucht wieder unter das österreichische Szepter zu kommen, hatte Kaiser Joseph die schlesischen Katholiken geheilt, und bei der damals herrschenden Strömung der Geister griff der Gedanke der Toleranz auch in weiten Kreisen der katholischen Geistlichkeit so um sich, dass ein eifriger Katholik der Jetztzeit ein solches Mass von Toleranz als Verrath

bezeichnen zu müssen glaubt und auch den damaligen Lehrern der Jugend, den Exjesuiten, vorwirft, sie hätten „mehr für eine aufgeklärte als eine wissenschaftliche und römisch-katholische Theologie gesorgt“.

Jedenfalls herrschte in diesen letzten Regierungsjahren Friedrichs hier in Schlesien voller Frieden zwischen den beiden Konfessionen und ein ungestörtes Zusammenleben, bei welchem das Glaubensbekenntniss kaum noch als eine trennende Schranke empfunden wurde. Weihbischof von Rothkirch, der 1781 bei dem Tode von Strachwitz die Leitung des Bisthums überkam, hat denselben milden und versöhnlichen Sinn gezeigt wie sein Vorgänger, und in allen Kreisen der Gebildeten galt die Beschuldigung eines Mangels an Toleranz für einen besonders schweren Vorwurf. Als 1786 von Berlin aus in der dortigen von Nikolai und Biester herausgegebenen Monatsschrift derartige Vorwürfe gegen die katholische höhere Geistlichkeit in Schlesien erhoben wurden, machte das ein geradezu unliebsames Aufsehen. Der schlesische Minister von Hoym empört „über diese Art von Aufhetzerei“ beschloss bei dem Könige Klage zu führen, und selbst der Philosoph Garve wünschte, dass die Bitterkeit der Berliner Herren gegenüber den Katholiken durch die Censur gemässigt würde.

In der Verehrung für den grossen König fanden sich Protestanten und Katholiken zusammen. Auch die Letzteren blieben nicht unempfindlich für den Ruhmesglanz, der Friedrich umstrahlte, und empfanden es um so lebhafter, wenn der von aller Welt gefeierte Held sich auf seinen vielen Reisen in Schlesien leutselig und auch dem Geringsten seiner Unterthanen zugänglich zeigte. Es machte Eindruck, als 1783 von allen katholischen Kanzeln verlesen wurde, der König wolle nicht, dass die Leute, die ihm Bittschriften überreichten, niederknieten; vor Gott sollten sie niederknien, nicht vor ihm. Und den patriotischen Empfindungen vermochte sich das Volk jetzt um so freier hinzugeben, seitdem der Einfluss der Geistlichkeit nicht mehr entgegenwirkte. Und das Letztere hatte eben aufgehört. Seitdem in dem

katholischen Oesterreich ein Kaiser herrschte, welcher dem Klerus eine rücksichtslosere Feindseligkeit zeigte als der protestantische Landesherr von Schlesien, schwand bei den katholischen Geistlichen dieses Landes der Wunsch, wieder unter das österreichische Szepter zurückzukehren, und allmählich gewöhnte man sich doch auch an die zu tragenden Lasten, zu denen seit 1765 auch noch, wie wir an anderer Stelle näher darstellen werden, die sogenannte Seminarienquarte gekommen war, d. h. die Verpflichtung für jeden neuen Pfarrer seinen ersten Vierteljahrsgehalt zum Besten des Seminarienfonds herzugeben. Erklärte man doch sogar in den schwer bedrängten Klöstern, wie Einer dieser Mönche es ausspricht, sie wollten lieber auf ihr Erbe drückende Schuldenlasten aufnehmen und es verpfänden als demjenigen untreu werden, den der Herr zum Könige über sein Volk gesetzt habe um es weise zu regieren, — — er der das Unrecht anderer Fürsten gesehen und das Erbe Gottes erhalten habe.

Zahlreich sind die von Lob und Preis überfließenden Gedächtnissreden katholischer Geistlichen auf Friedrich bei dessen Tode, und es darf als ein Zeichen der Zeit angeführt werden, dass in Glatz, welches neben Neisse als der Hauptsitz des schlesischen Katholizismus angesehen werden durfte, von der Kanzel der Schlosskirche der Kaplan Bienert eine fast überschwänglich zu nennende Lobrede auf Friedrich gehalten hat. Man wird in der That sagen müssen, dass, wenn Friedrich jetzt beschuldigt wird, „die katholische Kirche in die Fesseln staatlicher Willkür geschlagen zu haben“, die damaligen schlesischen Katholiken sehr anders gedacht haben.

Neunter Abschnitt.

Die evangelische Kirche.

Ungleich weniger als über die katholische Kirche haben wir über die evangelische zu sagen, aber doch hier ein grosses Ereigniss zu verzeichnen, nämlich das Aufhören jener geradezu anomalen Stellung, welche der Kirche, zu welcher der Landesherr sich bekannte, hier in Schlesien zugewiesen war, derzufolge die Protestanten sich in vier Fünftheilen des Landes gleichsam als geduldet ansehen mussten, während die Katholiken die Pfarrstellen innehatten, denen auch jene zu zinsen und die Stolgebühren zu zahlen hatten. Das ward nun mit dem Jahre 1758 anders; der Parochialnexus ward gelöst, Stolgebühren und Zehnten an Geistliche einer andern Konfession nicht ferner gezahlt. Mit dem Aufgeben der früheren Auffassung von der bevorzugten Stellung des *parochus loci* fiel auch jeder Grund, die nach 1740 gegründeten neuen evangelischen Gotteshäuser nur wie bisher als Bethäuser gelten zu lassen, sie wurden von 1764 an als Kirchen anerkannt und durften nun auch Thürme erhalten. 1776 entschieden dann die schlesischen Gerichte, dass über die an irgend einem Orte von evangelischen Einwohnern neu gegründeten Kirchen der Herr des Ortes um dieser seiner Eigenschaft willen ein Patronat nicht beanspruchen dürfe.

Wohl nicht mit Unrecht hat man beklagt, dass man die Zehnten und Zinsen von Protestanten, welche man den katholischen Pfarrern 1758 entzog, nicht einfach den nächsten evangelischen Geistlichen überwiesen hat, wodurch man die kümmerliche Lage der meisten dieser seit 1740 in Schlesien neu angestellten Pastoren hätte verbessern können, ohne ihren Kirchkindern neue Lasten aufzulegen. Zu einer frei-

willigen Weiterentrichtung des Decems an den evangelischen Pastor, wie solches der Gemeinde zu Pommerswitz bei Leobschütz nachgerühmt wird, entschloss man sich doch kaum und begnügte sich lieber mit sogenannten Deputaten, Naturallieferungen namentlich von Getreide, natürlich bei Weitem nicht in dem Betrage des früheren Zehnten.

An die eigentliche Entstehungsursache des Ediktes über die Aufhebung des Parochialnexus ward übrigens der König noch einmal erinnert, insofern 1766 die evangelischen Pfarrer von Nimptsch und Rothschloss, die, was ja sonst nicht oft in Schlesien der Fall gewesen war, durch die Aufhebung des Parochialnexus verschiedene Einkünfte von katholischen Parochianen eingebüsst hatten, darüber klagten und darauf hinwiesen, dass, wenn die Aufhebung dieser Einkünfte von Andersgläubigen über die katholischen Pfarrer wegen ihrer unpatriotischen Haltung bei der österreichischen Invasion 1757 verhängt worden sei, sie doch ganz unverschuldet von solcher Schmälerung ihrer Einkünfte betroffen würden, worauf dann der König wirklich den guten Willen sie zu entschädigen an den Tag gelegt hat.

Natürlich erleichterten jene Edikte auch die Errichtung neuer evangelischer Kirchspiele, da doch von jetzt an die evangelischen Gemeinden nicht mehr zu gleicher Zeit zwei Pfarrer zu erhalten hatten. An solchen war in jenen schlesischen Fürstenthümern, wo man, obschon die Mehrzahl der Bewohner Protestanten waren, einst sämtliche evangelische Kirchen geschlossen hatte, immer noch grosser Mangel, da ja nach der preussischen Besitzergreifung sich oft zwanzig und mehr Gemeinden zur Gründung eines Bethauses hatten zusammenthuen müssen, schon eben weil die Errichtung eines eignen Kirchspiels durch die Verpflichtung, zugleich an den katholischen Pfarrer Zehnten und Stollgebühren zu zahlen, doppelt kostspielig wurde. Auch dem König selbst war der Mangel an evangelischen Kirchen auf seinen Reisen in Schlesien aufgefallen. Jetzt konnte man nun daran denken, dem Mangel abzuhelfen, wengleich die Gründung eines eignen Kirchspiels immer noch grosse

Schwierigkeiten und Kosten machte. So sind denn in der Zeit nach dem Hubertsburger Frieden noch etwa 18 neue evangelische Kirchen gegründet worden, vornehmlich in Oberschlesien, wie denn z. B. Neisse und Ratibor erst damals 1779 und 1781 eigne evangelische Kirchen erhalten haben.

Dagegen schwand den Protestanten, wie wir in dem vorigen Abschnitte näher ausgeführt haben, die ihnen durch das Edikt vom 31. Dezember 1757 erweckte Hoffnung, einige der 1653/4 weggenommenen Kirchen zurückzuerhalten, falls an dem betreffenden Orte sich wenig oder gar keine Katholiken fänden, dahin, insofern des Ministers Schlabrendorfs Geneigtheit, jene Bestimmung möglichst weit zu interpretiren, nicht die Billigung des Königs und der Berliner Minister fand. Mit grosser Strenge hielt überhaupt Friedrich darauf, den Katholiken keinerlei Ursache zu Beschwerden zu geben; wir mögen hier wiederum auf den vorhergehenden Abschnitt verweisen und wollen hier nur noch anführen, dass evangelische Gutsbesitzer streng angehalten wurden von ihren katholischen Dienstleuten an den den Katholiken gelassenen Feiertagen keine Arbeiten zu verlangen.

Allerdings hatte es ja mit diesen Feiertagen eine besondere Bewandniss. Die Schlesier und vornehmlich die Breslauer hatten in Bräuchen und Aeusserlichkeiten Manches aus der alten Kirche beibehalten, in solchem Masse, dass ein Zeitgenosse daraus schliessen zu dürfen glaubte, eine Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche, welche letztere ja auch ihrerseits Manches reformirt und abgestellt habe und auch nicht mehr so sehr an Rom hänge, könne wohl sich anbahnen lassen. Den König hatte der schlesische Justizminister 1781 darauf aufmerksam gemacht, dass in Schlesien in den evangelischen Kirchen eigenthümliche eidliche Verpflichtungen bei Einsegnung der Ehen in Brauch wären. Aber der König hatte darauf bemerkt, dass man die Leute bei ihren Formen und Gebräuchen lassen müsse, „sonsten schreien sie noch mehr“. So hatten die schlesischen

Lutheraner die Aposteltage immer mitgefeiert und waren im Grunde wenig zufrieden, als 1754 die Feiertage eine wesentliche Beschränkung erfuhren. Und da das betreffende Edikt Weihnachten, Ostern, Pfingsten schlechthin als gebotene hohe Feste bezeichnete, feierten die Protestanten dieselben mit je drei Tagen, während den Katholiken Papst und Bischof den dritten Feiertag gestrichen hatten. Da sie nun ausserdem noch alle Vierteljahre einen Busstag hatten, den man allgemein als Feiertag anzusehen sich gewöhnt hatte, so litten auch die Protestanten an Feiertagen nicht eben Mangel. Um so mehr ist es bemerkenswerth, dass der damalige erste protestantische Geistliche Breslaus, der Kircheninspektor Dr. Burg, bei dem Könige Vorstellungen machte auf Erhaltung der sämtlichen früheren Festtage gerichtet, wobei er allerdings ganz besonders auf das Ausfallen der Erträge des Klingelbeutels an soviel Tagen, das für viele arme Gemeinden recht empfindlich sein werde, aufmerksam machte, allerdings vergeblich, da der König mehr mit dem Nationalökonomem jener Zeit sympathisirt haben wird, der ausgerechnet hatte, dass, wenn man den Werth einer Tagesarbeit auch nur auf 2 Groschen anschläge, zwei Wallfahrten und zehn Festtage dem Lande jährlich 637500 Gulden kosteten.

Uebrigens hat nachmals ein königliches Edikt von 1773 sowohl die dritten Feiertage als die vier Busstage abgeschafft und an der Letzteren Stelle nur einen gelassen, am Mittwoch nach Jubilate, der ja noch heut gefeiert wird.

Auch bei einer andern Reform des Königs stellten sich Rücksichten auf zu befürchtende finanzielle Ausfälle entgegen. Der König hatte bei seinem Aufenthalt in Breslau Ende August 1773 missfällig die Beisetzung von Leichen an den Kirchen innerhalb der engen Stadt bemerkt und sogleich aus sanitätspolizeilichen Gründen die Aufhebung von sämtlichen Begräbnisstätten innerhalb der Städte befohlen. Hierauf aber bat das geistliche Ministerium der Stadt Breslau um gnädige Zurücknahme des Befehls, weil „hiesigen Ortes mit den zeitherigen Begräbnissen in der

Stadt fast der alleinige Unterhalt unsrer Kirchen und Schulen und deren bei beiden arbeitenden Personen verbunden gewesen und letztere auf die davon fallenden Accidenzien als den grössten Theil ihres Salarii angewiesen werden“. Doch der König hielt an seiner Verordnung um so mehr fest, „als durch dieselbe am Füglichsten dem bisherigen bei den dortigen Leichenbegängnissen eingerissenen Luxus gesteuert wird“. Die Folge war dann für Breslau die Erwerbung des später sogenannten grossen Friedhofes vor dem Nikolaithore (1777), das erste Beispiel eines Kommunalkirchhofes in Schlesien. Die erwähnte Verordnung aber, welche die Begräbnisstätten ausserhalb der Städte anzulegen befahl, ist 1776 als allgemeines Gesetz in Schlesien veröffentlicht worden.

Die evangelische Kirche hat damals nun auch ihre Geschichtsschreiber gefunden, nachdem die Zeit vorbei war, wo, wie Hensel sagt „sogar die deutlichsten Facta der Verfolgung im Lande keiner Presse anvertraut werden durften, wenn man sie auch noch so gelinde hätte bekannt machen wollen“, und wir mögen der vier Pastoren nicht vergessen, welche damals die schlesisch protestantische Kirchengeschichte neu begründet haben, jenes berühmten Kanzelredners A. G. Rosenberg, Pastors von Mertschütz bei Wohlau, der eine schlesische Reformationsgeschichte schrieb, die aber (als Fragment) erst drei Jahre nach seinem 1764 erfolgten Tode das Licht der Welt erblickte, nachdem das Manuscript des Werkes wie durch ein Wunder der furchtbaren Zerstörung entgangen war, welche russische Barbarei am 4. September 1761 über das Dorf Mertschütz und das Pfarrhaus gebracht hatte, des liebenswürdigen J. A. Hensel, geb. 1689 † 1778, der in seiner bescheidenen Studirstube zu Neudorf am Gräditzberge eine Kirchengeschichte der Gemeinen in Schlesien ausarbeitete zu dem Zwecke, „damit seine Kinder und einige Angehörige lesen möchten, was für ein Unterschied zwischen den Zeiten — — in der gedruckten Kirche und der itzigen sei.“ Nachdem dann „eine unvermuthete Gelegenheit und Vorstellung

einiger grossen Gönner“ die Schrift zum Drucke gelangen liess, hoffte der Verfasser seine Glaubensgenossen durch eine wahre Geschichte der vorigen Zeit zum Danke gegen Gott und den liebevollen Monarchen, der ihre Kirche freigemacht „und zugleich zu ihren Bedrängern gesagt hat: „lasset sie doch ein wenig mehr Raum neben euch haben und vertragt euch einander in der Liebe,“ zu bewegen. So schildert er, wie sich der Protestantismus in Schlesien von einer bekümmerten und gedrückten zu einer freien Kirche unter Friedrichs Szepter entwickelt hat, nicht aber zu einer herrschenden. „Denn dieser stolze Namen klingt für demüthige und sanftmüthige Nachfolger des ebenso gesinnten Heilandes etwas zu hoch.“ Die Milde des Herzens, die uns auch aus den Zügen seines Bildes entgegenblickt, hat Hensel auch bei der Darstellung der Zeiten der Verfolgung geleitet, und eben diese überall durchblickende Gesinnung einer dabei von Indifferentismus weit entfernten Toleranz macht uns das Buch trotz seiner sonstigen Unzulänglichkeit namentlich für die älteren Zeiten in hohem Grade anziehend.

Und wie der Geist, in dem das Buch geschrieben ist, damals weiter Anklang fand, dafür mag folgender Umstand sprechen. Der oberste protestantische Geistliche Schlesiens, der auch von uns bereits vielfach genannte Kircheninspektor und Oberkonsistorialrath Dr. Burg hatte vielleicht durch Vermittelung von Hensels hohen Gönnern angegangen werden sollen, dessen Werk durch ein Vorwort einzuleiten. Burgs Tod 1766 hatte das verhindert, aber sein Nachfolger Friedrich Eberhard Rambach, Oberkonsistorialrath und Inspektor der Schulen in Schlesien, entsprach der an ihn ergangenen Bitte und liess dem Buche eine Abhandlung vorausgehen über das Thema, dass die Freiheit der Religion aus der Lehre des Christenthums folge und der Begriff einer herrschenden Religion der menschlichen Natur so wenig Ehre mache wie der Wahrheit.

Auch des Pastor Fuchs in Hünern an der Weide (1723—1800) werden wir gedenken müssen, dessen mit grosser Sorgfalt und umfassender Kenntniss ins Werk ge-

setzte Bemühungen, die noch ganz brache liegende Geschichte des Protestantismus in Oberschlesien zu erforschen, den ungetheilten Beifall des kenntnisreichen und kritischen Freundes von Lessing B. Klose gefunden haben.

Endlich dürfen wir auch des fruchtbarsten unter den schlesischen Kirchenhistorikern nicht vergessen, des Sig. Justus Ehrhard, der durch religiöse Verfolgung aus seiner Heimath im Würzburgischen vertrieben 1768 als Diakonus nach Steinau a. O. berufen, als Pastor in Beschine bei Wohlau 1793 gestorben ist. Er hatte schon verschiedene, natürlich jetzt veraltete diplomatische Arbeiten über die Geschichte Schlesiens veröffentlicht, als er 1780 das grosse „seinem Protektor“ dem Minister Carmer gewidmete und von dem Oberkonsistorialrath Gerlach als Censor approbirte Werk einer schlesischen Presbyterologie begann, von dem dann 4 ansehnliche Quartanten erschienen sind, 1. das Fürstenthum Breslau, 2. die Fürstenthümer Brieg und Krossen sowie die Standesherrschaft Carolath-Beuthen, 3. die Fürstenthümer Glogau und Jauer, 4. das Fürstenthum Liegnitz umfassend. Zur Kennzeichnung von Ehrhards Gesinnung brauchen wir nur anzuführen, dass er ein eifriger Freimaurer war und eine Geschichte dieses Ordens geschrieben hat.

Wir haben die vorstehenden Anführungen dem noch anzufügenden Abschnitte über das geistliche Leben der Epoche dieses vorweggenommen, weil sie an dieser Stelle von Bedeutung schienen zur Kennzeichnung des Geistes, der damals hier in protestantischen Kreisen herrschte, und der dann doch anders sich zeigte, als in früherer Zeit, wo namentlich die Reformirten auf die lutherischen Geistlichen in gewisser Weise herabgeblickt hatten als auf unwissenschaftliche und unduldsame Eiferer. Dass jedoch derartige Ansichten noch in gewissen Kreisen herrschten, zeigt das Urtheil, welches der von uns vielfach angeführte Regierungsrath von Klöver über die lutherische Geistlichkeit Schlesiens fällt. Er hebt dabei den Umstand besonders hervor, dass die lutherische Geistlichkeit ebenso wie die katholische

sich vorzugsweise aus den untersten Volksklassen ergänze, da die zahlreichen für evangelische Theologen auf den Hochschulen ganz besonders in Halle vorhandenen Stipendien und Freitische es armen Eltern ermöglichten, einen leidlich befähigten Sohn Theologie studiren zu lassen mit nicht mehr Kosten, als wenn sie ihn ein Handwerk erlernen liessen. Dieser Mangel an Erziehung habe dann meist ein linkisches und scheues Benehmen zur Folge, welches die lutherischen Geistlichen der Mehrzahl nach thatsächlich von der guten Gesellschaft ausschliesse, sehr im Gegensatz zu den reformirten, welche meistens durch einen aufgeklärten Geist und feines Betragen sich auszeichneten, wie sie denn auch nicht auf „Accidentienjagd“, noch darauf angewiesen seien zu Bauern zu werden, um ihr Wiedemuth zu verwerthen.

In dieser gepriesenen Lage befanden sich allerdings nur wenige Geistliche. Denn die Zahl der eigentlich reformirten Gemeinden war, wenn wir von den böhmischen Kolonien absehen, immer noch auf Breslau und Glogau beschränkt, bis 1770 die Kirche der Kolonie Anhalt im Plessischen dazu kam; an andern Orten, wo sich Reformirte vorfanden, fanden nur ab und zu Gottesdienste dieses Bekenntnisses statt, wie zu Hirschberg im Armenhause und zu Liegnitz seit 1766 in der Oberkirche jährlich zweimal. Ausserdem fanden sich in den auf oberschlesischem Gebiete neu angelegten Kolonien vielfach auch Reformirte, in deren Interesse denn auch wohl die reformirten Feldprediger, darunter auch Schleiermacher aus Breslau, der Vater des berühmten Philosophen, Reisen unternahmen.

Von der reformirten Gemeinde zu Breslau wird uns berichtet, dass sich in ihr damals eine gewisse strengere Richtung geltend machte, darauf gerichtet, den Gottesdienst nach den Zwinglischen Anschauungen in strengster Reinheit und Freiheit von allem Beiwerk, was abziehen könnte, zu erhalten. Infolge davon mussten Mitglieder des Presbyteriums davon abstehen, 1766 in der Hofkirche die Auführung einer geistlichen Passionsmusik zu veranstalten.

Zu den Ansiedlungen der Herrnhuter ist in dieser Periode noch 1780 Gnadefeld, Kreis Kosel, gekommen, wo die Kirche 1782 eingeweiht wurde.

Zehnter Abschnitt.

Der öffentliche Unterricht.

Volksschulen.

Es wird uns berichtet, König Friedrich habe in der furchtbarsten Zeit des siebenjährigen Krieges, als er nach der Niederlage bei Kunersdorf 1759 mit seinem Heere in der Mittelmark stand, doch die Zeit gefunden, sich um den Zustand der Volksschulen in jener Gegend zu kümmern und infolge des traurigen Zustandes derselben den Vorsatz gefasst, hier nach wiederhergestelltem Frieden allen Ernstes Wandel zu schaffen.

Dieser Vorsatz ist um so weniger in Vergessenheit gekommen, als sich der König selbst geradezu anklagt, eine so wichtige Angelegenheit, wie die Erziehung der Jugend sei, einigermassen vernachlässigt zu haben, so dass hier Reformen dringend nöthig gewesen wären. Auf den Dörfern, schreibt er, hätten meistens die Schneider die Schulmeister gespielt, und auch auf den Domänen habe man es den Schulzen überlassen, den ersten Besten zum Schullehrer zu machen. Ein Kabinettsbefehl vom 20. März 1763 an die geistlichen Behörden beider Konfessionen brachte in Schlesien die grosse Schulreform in Fluss, und indem der Minister für Schlesien die Sache mit dem grössten Eifer in die Hand nahm, verband er damit noch einen andern Zweck, den man bereits früher angestrebt, aber dann, als der Krieg dazwischen kam, wieder hatte fallen lassen, nämlich die Förderung des Deutschthums in den polnischen Landestheilen Schlesiens. Indem er die allgemeine Kenntniss der

deutschen Sprache als eine unerlässliche Vorbedingung der Schulreform ansah, kam er nun aber zu dem Schlusse, dass hier der Zweck nie zu erreichen sein würde, wofern nicht die katholischen Geistlichen selbst der deutschen Sprache mächtig wären. Es sei dies aber bis jetzt nur in geringem Masse der Fall. Unter sämmtlichen Geistlichen der Kreise Beuthen und Pless hätten sich nur zwei Deutschsprechende gefunden, und auch ausserhalb des eigentlichen Oberschlesiens in den Kreisen Namslau, Kreuzburg, Falkenberg, Brieg, Wartenberg, Ohlau, Oels, ja selbst im Kreise Breslau fänden sich noch viele Pfarrer, welche nicht deutsch verstünden. Er verlangt deshalb 1769, der Weihbischof solle allen polnischen Pfarrern empfehlen, binnen Jahresfrist deutsch zu lernen, wofern sie im Amte bleiben wollten, und keinen Kandidaten mehr anstellen, der nicht deutsch verstünde, auch Niemanden mehr in ein schlesisches Kloster aufnehmen, der nicht der deutschen Sprache mächtig sei. Der germanisatorische Zweck ward dann noch besonders durch eine Verfügung vom Jahre 1764 unterstützt, der zufolge ober-schlesischen Unterthanen das Heirathen nicht eher erlaubt werden sollte, bis sie die deutsche Sprache erlernt hätten, und die Gutsherrschaft bei Strafe angehalten wurde, von ihren Unterthanen Niemanden zur Bedienung oder unter das Hofe- oder Vorwerksgesinde aufzunehmen, welcher nicht der deutschen Sprache mächtig sei. Bloss polnisch sprechende Schullehrer sollten ganz abgeschafft werden.

Diese Bestimmungen waren bereits die Folge einer Reise, welche der schlesische Minister im Frühling 1764 nach Oberschlesien unternommen, und wo er sich dann selbst überzeugt hatte, dass es hier mit dem Schulwesen sehr übel bestellt sei, wie er denn z. B. hier wahrgenommen, dass in dem grossen Kreise Ratibor auf 169 Dörfer nur dreissig Schulen kämen und in den andern Kreisen Oberschlesiens es nicht besser stehe; die Folge sei dann, „dass die Kinder wie das Vieh aufwüchsen, vom Christenthume Nichts als ein *Pater noster* und ein *Ave Maria* und die deutsche Sprache gar nicht erlernten“.

Als dieses geschrieben wurde, hatte bereits der König für seine gesammten Staaten das General-Land-Schulreglement 12. August 1763 erlassen, welches nun als die eigentliche Grundlage des preussischen Volksschulwesens anzusehen ist. Dasselbe proklamirt die beiden wichtigen Grundsätze, einmal den Schulzwang mit eventueller Bestrafung der Eltern bei Versäumnissen der Kinder und dann die Nothwendigkeit einer obrigkeitlichen Approbation für jeden neu anzustellenden Lehrer, also zugleich eine Prüfung seiner Befähigung.

Die ganze Schulreform, insofern sie zugleich eine sehr erhebliche Vermehrung und ebenso eine Verbesserung der Lehrkräfte in Aussicht nahm, verlangte nun an erster Stelle nicht unbedeutende Geldmittel. Diese entschloss man sich von den Gemeinden zu verlangen und glaubte sich dazu berechtigt, da, wie Schlabrendorf schreibt, „einem Dominio der allergrösste Vortheil erwächst, wenn es Unterthanen erhält, die zur deutschen Sprache gewöhnt, im Christenthum gehörig unterrichtet, kurz dahin gebracht werden, dass sie menschlich denken lernen und gesitteter werden“. Hierfür die erforderlichen Mittel zu gewähren, könnte sich dasselbe so wenig sperren, wie eine Gemeinde, die gleichfalls keinen geringen Nutzen davon habe, wenn sie künftig von ihren Kindern erwarten kann, dass sie vernünftige Leute werden. Da nun aber leider „in diesen Gegenden“ sowenig die Dominien wie die Gemeinden aus freien Stücken Etwas thäten, auch wenn sie selbst davon Vortheil hätten, so müssten die Landrätthe energisch durchgreifen und ohne sich an Einwendungen zu kehren, bestimmt verfügen, wer dem neu anzusetzenden Schulmeister ein Haus zu schaffen habe mit dem nöthigen Land, Garten und Wiesenwachs, und wieviel Schulgeld die Kinder zu entrichten hätten. Das Schreiben Schlabrendorfs ist an die Breslauer Kammer gerichtet, und auf deren Eifer in der Sache erklärt der König um so mehr rechnen zu müssen, da man sich von den katholischen geistlichen Behörden nicht allzuviel versprechen dürfe.

Es liegt nun aber auf der Hand, dass, wenn selbst die Geldmittel geschafft werden konnten, immer noch eine grosse Schwierigkeit darin bestand, für die Hunderte von neuen Schulen geeignete Lehrkräfte zu finden, während doch für eine Heranbildung von Volksschullehrern noch gar keine Anstalten vorhanden waren und in dem erwähnten General-Schulenreglement von 1763 nur das Berliner Seminar, welches der berühmte Pädagoge Hecker, der eigentliche Urheber des erwähnten Reglements, hier eingerichtet hatte, genannt wird. Durch diesen Letzteren ward nun der Minister von Schlabrendorf, welcher einen Sohn auf Heckers berühmter Realschule unterrichten liess, auf die grossen Verdienste, welche der Prälat Felbiger zu Sagan um eine Reform des Schulwesens ganz im Geiste Heckers erworben hatte, aufmerksam gemacht.

Johann Ignaz von Felbiger, neben Trotzendorf der berühmteste Pädagoge Schlesiens, geboren 1724 zu Gross-Glogau als Sohn des dortigen Kammerfiskals und Postmeisters, seit 1758 Prälat und Abt des Augustinerstiftes zu Sagan, hatte, noch ehe der wiederhergestellte Frieden vielfachen Drangsalen des Stiftes durch Russen und Oesterreicher ein Ziel setzte, im Jahre 1761 eine Reform des Saganer Schulwesens begonnen. Hierzu bewog ihn neben seiner ausgesprochenen pädagogischen Neigung auch der Umstand, dass viele katholische Eltern bei dem schlechten Zustande der Klosterschule vorzogen, ihre Kinder in die evangelische Schule zu schicken. Die Früchte seiner Bemühungen zeigten sich aber erst, als er energisch die alten Uebelstände beseitigte, statt der untauglichen Lehrer neue einsetzte, die in Berlin bei Hecker eine andre Methode des Unterrichts gelernt hatten, und denen auch nun nicht mehr zugemuthet ward, wie dies bisher der Fall gewesen, zu zweien gleichzeitig in einem Schulraume Unterricht zu ertheilen. Der Abt organisirte den ersten Unterricht von Neuem, im Wesentlichen nach den Berliner Prinzipien, bei denen die Hauptsache war, die Gesammtheit der Kinder gleichzeitig durch gemeinsames Sprechen in Anspruch zu nehmen, und verfasste auch selbst die erforderlichen Lehr-

büchlein. Nicht zum Wenigsten aber hat sich Felbiger um die schlesische Schulreform dadurch verdient gemacht, dass er unablässig auf die Gründung von Bildungsstätten für die Lehrer drängte, selbst in Sagan Lehrer und Geistliche nach seiner Methode ausbildete, und dann 1764 Vorschläge zu einer Organisation dieser wichtigen Sache machte. Natürlich war auch hier wieder die Hauptsache die Beschaffung der Geldmittel, und es verfügte nun die Breslauer Kammer 1764, dass zur Bildung eines Seminarienfonds alle neu anzustellenden Pfarrer vor Antritt ihres Amtes den Gehalt des ersten Vierteljahres an jenen Fonds abzugeben hätten. Wenn dann die Seminarien gegründet wären, dürfe kein Kaplan ein Pfarramt erhalten, ohne eine Zeit lang sich in einem solchen Seminare aufgehalten zu haben, auch die Pfarrer sollten die neue Methode kennen lernen.

Es war erklärlich, dass der Prälat Felbiger Werth darauf legte, von dem Weibbische die Versicherung zu erhalten, dass er zu jener Verfügung, welche die Kosten der Seminarieneinrichtung den Geistlichen aufbürdete, nicht gerathen habe, jedenfalls ward diese Steuer streng eingetrieben, und ausserdem wurde auch noch von mehreren grösseren Klöstern (Grüssau, Rauden, Leubus, Heinrichau) verlangt, dass sie eigne Seminare einrichteten, was dann auch mehrere Städte thaten.

In dem grossen Schulreglement für die katholischen Landschulen in Schlesien vom 3. November 1765, welches der Prälat Felbiger auf des Ministers Wunsch entworfen hatte, und das dann bis auf unsere Zeit die gesetzliche Grundlage des katholischen Schulwesens in Schlesien geblieben ist, werden als derartige Seminarien genannt für Niederschlesien die Breslauer Domschule und die Stiftsschulen zu Sagan, Leubus und Grüssau, für Oberschlesien die Stadtschule zu Ratibor und die Stiftsschule zu Rauden, für die Grafschaft Glatz die Stadtschule zu Habelschwerdt. Bis diese Seminarien sämmtlich in Wirksamkeit treten konnten, hat Felbiger das Beste thun müssen; er hat den zahlreichen fremden Hospitanten, die oft von weiter Entfernung

her nach Sagan gekommen waren, täglich eine Vorlesung an der Hand eines von ihm verfassten Leitfadens über die Verbesserung der Trivialschulen gehalten und sich auch durch Fragen von dem Verständniss seiner Gäste überzeugt. Er hat ferner mit seltener Uneigennützigkeit seine beiden besten Lehrer, Wende und Coccius, die er in Berlin mit grossen Kosten hatte ausbilden lassen, an das Hauptseminar in Breslau abgegeben, so dass dieses im November 1765 unter Vorsitz des in Sagan ausgebildeten Direktors Ignaz Schneider eröffnet werden konnte. Felbiger erhielt dann auch die Oberaufsicht über die katholischen Volksschulen der Provinz sowie über die Kreisinspektoren, deren der Weihbischof für die Breslauer Diözese 25 ernannt hatte. Aber der Prälat war auch unermüdlich, die verschiedensten Gegenden Schlesiens zu bereisen und das Interesse für das Schulwesen wach zu erhalten, zu Verbesserungen anzuregen und Uebelstände abzuschaffen, wobei ihm der Minister von Schlabrendorf allzeit auf das Eifrigste zur Seite stand, wie denn noch 1767 die Verordnung erschien, dass kein Meister einen Knaben in die Lehre nehmen dürfe, der nicht durch ein Attest des Schulinspektors sich über seine Fertigkeit in der deutschen Sprache, im Rechnen und Schreiben ausweisen könne.

Natürlich blieb es trotz der Einrichtung der Seminarien immer noch schwer genug, die Lehrer in erforderlicher Zahl zu gewinnen, und ganz besonders schwer zeigte sich das in Oberschlesien, wo man bei sehr unzulänglicher Besoldung die Kenntniss zweier Sprachen, des Deutschen und Polnischen, verlangen musste. Hier half 1767 eine Verordnung nach, welche Unbemittelten, die sich für den Lehrerstand ausbilden lassen wollten, an dem Seminar zu Rauden wöchentlich einen Gulden versprach.

Eine wichtige Reform setzte dann Felbiger noch bezüglich des Schulgeldes durch. So niedrig dasselbe festgesetzt war (6 Pfg. wöchentlich auf der untersten Stufe, bei vorgeschritteneren Kindern 1 Sgr. und 1 guter Groschen), so war doch die Eintreibung desselben für den Lehrer eine sehr

beschwerliche und dabei unsichere Sache, und nachdem auf den Stiftsgütern von Heinrichau und Grüssau die Einrichtung getroffen worden war, allen Wirthen der Ortschaften einen mässigen Schulbeitrag aufzulegen, aus dem dann der Lehrer besoldet werden und der Rest zur Anschaffung von Schulbedürfnissen für die Armen verwendet werden sollte, beantragte Felbiger das allgemein einzuführen. Der Minister geht darauf (1768), ein und auch der König genehmigt es, wenn er gleich in dieser Sache keinen Zwang ausgeübt haben will.

Niemand wird in Abrede stellen, dass damals Grosses geschaffen worden und namentlich Oberschlesien ein ansehnliches Stück vorwärts gekommen ist. Wir erstaunen fast, wenn wir schon 1765 den Minister berichten sehen, dass bis dahin 257 neue katholische Schulen angelegt worden sind. Prinzipiell soll, wie es in dem Reglement heisst, dahin gestrebt werden, dass jedes Dorf seine Schule habe, oder dass wenigstens kein Schulkind im Gebirge mehr als eine Viertelmeile, in der Ebene mehr als eine halbe Meile zur Schule zu gehen habe. Die Reform knüpft sich an die Namen Schlabrendorfs und Felbigers, die Hand in Hand das grosse Werk geschaffen. 1768 widmete der Letztere dem Ersteren sein neues pädagogisches Buch: Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute, und es ist uns noch die warme Danksagung des Ministers erhalten, in welcher er versichert, die katholische Religion, der Staat und das Vaterland wären dem Prälaten für seine erfolgreichen Bemühungen zu unendlichem Danke verpflichtet.

Doch bereits im nächsten Jahre 1769 starb Felbigers mächtiger Gönner, der Minister von Schlabrendorf, und bald nahm man wahr, dass die staatliche Fürsorge nachliess, und dass man zur Besiegung der immer sich erneuenden Schwierigkeiten wegen Beschaffung des Geldes einerseits und strenger Aufsicht bezüglich der Vorbildung der Lehrer andererseits nicht mehr den gleichen Eifer anwendete. Sogleich erhoben sich auch die Stimmen der Unzufriedenen. Unter den katholischen Geistlichen gab es doch Viele,

welche die Schuld der unerwünschten Besteuerung für den Seminarfond Felbiger zur Last legten und mit ihrer vermehrten Arbeitslast hinsichtlich der Schulaufsicht ebenso wenig einverstanden waren wie mit der an sie herantretenden Nothwendigkeit, sich erst noch eine neue Methode anzueignen. Und insofern die studirten Weltgeistlichen im Grunde über den Ordensbrüdern zu stehen meinten, nahmen die Pfarrer Anstoss daran, in ihrer Eigenschaft als Kreis-Inspektoren einen Abt als Vorgesetzten anerkennen zu sollen. Dazu theilten sie mit gar manchen adeligen Gutsbesitzern die Befürchtung, eine Zunahme an Bildung unter dem niederen Volke werde dasselbe anspruchsvoller, unzufriedener und minder lenkbar machen. Passiver Widerstand, Verschleppung, musste ja wirksam werden, wenn nicht die weltliche Obrigkeit die strengste Aufsicht führte, und als wirksame Waffe liess sich schliesslich in Rom gegen Felbiger die Beschuldigung verwenden, seine ganze Schulreform wurzle auf protestantischem Boden.

Zu einem Vorgehen gegen den verdienten Mann ist es allerdings nicht gekommen, doch hat er die Nadelstiche der Feinde wohl empfunden und vor Allem beklagt, dass, wenn er auch unter der katholischen Geistlichkeit Schlesiens eine Anzahl treuer und ergebener Anhänger zähle, doch die Trägheit und der Neid Anderer den Fortgang seines Werkes schädige. Im Jahre 1774 ward er diesen Verhältnissen entrissen. Unter Genehmigung des Königs ging er nach Oesterreich, um dort im Auftrage der Kaiserin das Schulwesen neu zu organisiren. Hier hat er dann weitere Verdienste sich erworben, und als bei Ausbruch des bairischen Erbfolgekrieges König Friedrich ihm die Alternative stellte, zurückzukehren oder auf seine Abtei in Sagan zu verzichten, hat er das Letztere vorgezogen und ist 1788 zu Pressburg gestorben.

Wir haben in dem Vorstehenden immer nur von dem katholischen Schulwesen gesprochen. Unter dem 30. Oktober 1765 berichtet Schlabrendorf an den König, derselbe habe die Verbesserung des evangelischen Schulwesens den

Konsistorien übertragen, er habe sich deshalb vorzugsweise mit der besseren Einrichtung der katholischen Schulen beschäftigt, die in grosser Konfusion seien, und 1768 schreibt er an Felbiger, er wünsche nur, dass für die protestantische Kirche sich auch solch ein Mann wie Felbiger finden möge, der des Ministers guten Absichten für die evangelische Schule recht zu Hülfe käme. Zur Zeit sei es noch nicht dazu gekommen, doch hoffe er, dass Felbigers Beispiel zur Nachfolge reizen werde.

In Wahrheit hat es für die evangelischen Schulen und zu deren Verbesserung an erster Stelle an Geldmitteln gefehlt. Der König hatte hierfür nun einmal keine Fonds, und wenn man da nun auch eine grosse Anzahl neuer Schulen gegründet hat (über 250), so blieben doch die Lehrer so unzulänglich besoldet, dass sie nothwendig noch eine andre Beschäftigung zu suchen nicht umhin konnten. Und wenn der König, wie wir oben anführten, selbst darüber spottet, dass auf dem Lande meistens die Schneider Schulmeister spielten, so ist es thatsächlich dabei auch weiter so geblieben. Zwei Breslauer, welche 1765 zur Besichtigung der berühmten Heckerschen Realschule nach Berlin geschickt wurden, berichteten, dass die dort verweilenden Seminaristen zum allergrössten Theile Handwerksburschen, vorzugsweise Schneider wären. In dem katholischen Schullehrerreglement wird das Schneiderhandwerk schlecht gestellten Lehrern geradezu als Nebenbeschäftigung an die Hand gegeben. Und schliesslich waren die Schneider, welche auch in Schlesien thatsächlich das Monopol für die Nebenbeschäftigung des Schulamtes behaupteten, meistens noch vorzuziehen den Invaliden, welche der König, wofern sie irgend sich für qualifizirt zeigten, als Landschullehrer angestellt zu sehen wünschte, und deren Pädagogik nur allzuhäufig darin bestand, dass sie den Katechismus den Kindern im eigentlichsten Sinne des Wortes einbläuten.

Wenn nun in dem Punkte der unzulänglichen Lehrerbesoldung die Katholiken nicht wesentlich besser daran sein mochten als die Protestanten, so hatten sie dagegen einen

ansehnlichen Vorsprung erlangt durch den Seminarienfond, dem die Protestanten Nichts dergleichen an die Seite zu setzen vermochten, wengleich auch sie die Nothwendigkeit einer besseren Vorbildung der Lehrer vollständig erkannten. Eine Seminarquarte auch den zum grossen Theile so schlecht besoldeten evangelischen Geistlichen aufzulegen, ward zwar von Hoym einmal angeregt (1772), aber dann doch als misslich befunden, umsomehr, da man hier bereits den sogenannten Schulthaler von 1754, dessen wir an früherer Stelle bereits gedacht haben, erhob. Nur mit grossen Schwierigkeiten ist endlich in Breslau ein Seminar zu Stande gebracht worden.

Zu einem solchen hatte im Jahre 1767 der bereits an anderer Stelle erwähnte Oberkonsistorialrath Rambach, als Nachfolger Burgs der erste evangelische Geistliche Breslaus, dem Minister Schlabrendorf einen Plan vorgelegt, der dann noch besonders befürwortet durch den nachmals als Unterrichtsminister berühmt gewordenen Freiherrn von Zedlitz, damals Präsidenten der oberschlesischen Justizbehörden und des dortigen Konsistoriums, bereitwillig angenommen wurde, wengleich der Geldpunkt wiederum Schwierigkeiten machte. Als das Institut im Herbst 1768 ins Leben treten sollte, war es thatsächlich allein auf eine für dasselbe alljährlich zu Michaelis abzuhaltende schlesische Landeskollekte angewiesen, welche im ersten Jahre allerdings über 300 Thlr. eintrug, doch schon im folgenden so herabging, dass man sie wohl nicht höher als 150 Thlr. veranschlagen durfte. Mit so geringen Mitteln begann das erste protestantische Lehrerseminar in Schlesien, und dem entsprechend war auch der Anfang. Rambach gab selbst eine Stube seiner Wohnung her und unterrichtete dort die beiden ersten Lehrer, den Frühprediger Hoffmann und den Lektor Magister Steinberg, zu denen dann bald noch ein des Polnischen kundiger Prediger Twardi kam. 1770 verschaffte dem Institut eine Eingabe Rambachs wenigstens freies Holz aus den Staatsforsten. Von einem Kursus war damals noch nicht die Rede, die Seminaristen kamen eigentlich nur her, um ein

Befähigungszeugniss für eine Lehrerstelle zu erzielen, das ihnen dann auch meistens nach dem Aufenthalt von einigen Wochen gewährt wurde. Schon die Kränklichkeit Rambachs und seines Nachfolgers Müller wirkte hindernd ein. Erst vom Jahre 1780 an kann man von einem eigentlichen Seminare sprechen, welches nun auch einen zweimonatlichen Kursus erhielt, aber zu ausreichenden Fonds erst nach dem Tode des grossen Königs gekommen ist. Anfänge seminaristischer Ausbildung finden wir allerdings schon erheblich früher (1765) an dem Bunzlauer Waisenhaus.

Schliesslich mögen wir auch noch der so recht aus dem Geiste der Zeit hervorgegangenen Gründung einer Simultanfreischule zu Breslau durch den dortigen Freimaurerorden gedenken. Dieselbe war durch einen Aufruf zu einer öffentlichen Sammlung, erlassen am 26. Januar 1775, ins Leben gerufen worden mit dem ausgesprochenen Zwecke, „auch unter der niederen Klasse von Menschen allgemeinnützliche Kenntnisse gangbar zu machen, Kenntnisse, die dem gemeinen Menschenverstande angemessen sind, die, wenn sie ihm auch nicht die allerfeinste Politur geben, ihm wenigstens das Rohe und Schwankende seiner Begriffe benehmen und zugleich eine beträchtliche Menge von Vorurtheilen und abergläubischen Possen aus dem Wege räumen, die das Aufkommen der gesunden Vernunft hindern, und die sehr oft auch bei einer nicht ganz niedrigen Erziehung noch häufig anzutreffen sind.“ Im Jahre 1776 konnten 12 Knaben, von denen 6 lutherisch, 2 reformirt und 4 katholisch waren, in dieser Schule unterrichtet werden, welche allerdings, ganz auf milde Beiträge angewiesen, nicht lange bestanden hat.

Höhere Schulen.

Wenn wir Friedrich in gewisser Weise mit den Geldmitteln für Schulzwecke kargen sehen, so ist das keineswegs auf eine Unterschätzung der Bedeutung des Unterrichts zurückzuführen. Denn wir vermöchten leicht aus seinen Werken eine grosse Anzahl von Stellen anzuführen,

welche zeigen, wie hoch er den Werth eines guten Unterrichts schätzte. Spottet er doch selbst über die Meinung, ein unwissendes und ungebildetes Volk sei leichter zu regieren als eine aufgeklärte Nation. Und ganz besonders musste er den Schlesiern gegenüber bei der Meinung, die er von ihnen hatte, auf einen sorgfältigen Unterricht grossen Werth legen. In dem politischen Testamente von 1768, wo der König seine Provinzen und ihre Bewohner ihrer Eigenthümlichkeit nach kurz aber scharf charakterisirt, sagt er von den Schlesiern, allerdings mit Ausnahme der Oberschlesier: „Sie haben ein feines Benehmen, sogar die Bauern. Der Adel besitzt Geist, und wenn man seine Flüchtigkeit zügelt, kann man vortreffliche Dienste sowohl beim Militär als in Civilämtern von ihnen erhalten.“

Bei solcher guten Meinung hatte er dann eine grosse Anzahl von schlesischen Edelleuten in sein Heer aufgenommen, doch machte er mit Manchen desselben schlechte Erfahrungen. Es zeigte sich bei ihnen ein Mangel an festen Prinzipien, der sie schlimme Streiche begehen liess und den König veranlasste, den Minister von Hoym in den Jahren 1782—84 wiederholt zu mahnen, sich, soweit er es irgend vermöchte, darum zu bemühen, dass die schlesischen Edelleute ihren Söhnen eine bessere, sorgfältigere und strengere Erziehung gäben. Als bei diesem Briefwechsel Hoym des Königs Vorwürfe hauptsächlich auf den oberschlesischen Adel beschränken zu dürfen glaubt, belehrt ihn der König unter dem 5. Mai 1784, er habe bei seiner Mahnung nicht die Oberschlesier gemeint, sondern vielmehr „die Niederschlesier, da bei Glogau, Oels, Breslau, Liegnitz, Schweidnitz und der Gegend, wo sie evangelisch wären, wo die jungen Edelleute wie die Schweine erzogen würden, und wenn sie dann an die Regimenter kämen, so wüssten sie von Ehre, Ambition und anständiger *Conduite* Nichts und begingen lauter lüderliche Streiche, weil sie Nichts gelernt hätten und nicht dazu erzogen würden, wie sie sich anständig betragen müssten.“

Uebrigens war, wenn früher Adelige häufig gelehrte

Schulen durchgemacht hatten, dies zum Theil gerade dadurch anders geworden, dass jetzt Viele beim Militär eintraten. Damit dies möglichst früh geschehen könne, liessen Viele ihre Söhne lieber von Hofmeistern ausbilden, meistens von Theologen, deren Wissen ja allerdings oft recht unzulänglich sein mochte. Von dem katholischen Adel erhielten wohl die Jesuitenanstalten noch manchen Zögling, während protestantische Edelleute sich der Liegnitzer Ritterakademie zuwandten, allerdings nicht in solcher Zahl, dass nicht 1763 eine Mahnung zum Besuch dieser Anstalt hätte nothwendig erscheinen können. Die Anstalt war allmählich ausschliesslich von Edelleuten besucht, und nur ausnahmsweise wurden Söhne von bürgerlichen Akademieverwandten oder Liegnitzer Honoratioren aufgenommen, wenn gleich die Instruktion von 1726 dies ausdrücklich zuliess.

Die Ritterakademie war ganz auf dem Fusse einer Universität eingerichtet, insofern sie den Zöglingen die Wahl der Vorlesungen freiliess und ihnen alle möglichen juristischen Collegia ausschliesslich des kanonischen Rechtes, Genealogie und Heraldik, Kriegs-, Wasser- und Civilbaukunst u. s. w. darbot. Die ritterlichen Uebungen vornehmlich Reiten und Fechten spielten eine so grosse Rolle, dass der Stallmeister, der immer ein Adelliger sein musste, die nächste Stelle nach dem Direktor einnahm.

Zu jenem Gebahren der Anstalt als Universität stand es nun aber in üblem Gegensatz, dass bei den Neuaufzunehmenden keine Prüfung die wissenschaftliche Reife feststellte, und dass daher allerlei gänzlich unreifes Volk sich hier herumtrieb, ohne von dem Unterrichte, abgesehen vielleicht von den ritterlichen Uebungen, Rechtes profitiren zu können. Als die während des siebenjährigen Krieges arg heruntergekommene Ritterakademie wieder emporgebracht werden sollte, betrieb Schlabrendorf eine etwas wissenschaftlichere Gestaltung. Schon während des Krieges hatte man das Subdirektorat von dem ersten Stallmeister auf den ersten Professor übertragen, jetzt erklärte der Minister die Stellung der Anstalt so, dass auf ihr „Cavaliere zu höheren Studiis

auf Universitäten präparirt werden sollten“ und verlangte von den Schülern eine bessere Vorbereitung, vor Allem die nöthige Latinität, drang auch weiter auf Einführung des Religionsunterrichtes, der früher aus Gründen der Parität ausgeschlossen war. Doch kam, da hier nicht mit Zwang vorgegangen werden sollte, nichts Rechtes zu Stande, und wir werden kaum, wie Friedrich in seinem politischen Testament von 1768 thut, die Reform der Anstalt Schlabrendorf zuschreiben können, sondern dieselbe erst von dem Jahre 1774 datiren, wo der Unterrichtsminister von Zedlitz das Uebel an der Wurzel anfasste, und indem er den Unfug der freien Wahl der Unterrichtsgegenstände und die über den Schulkursus hinausliegenden Vorlesungen beseitigte, die Ritterakademie einfach zu einem Gymnasium machte.

Neben der Ritterakademie besass übrigens die Stadt Liegnitz auch noch ein städtisches Gymnasium, welches aus der Vereinigung der alten herzoglichen und der Stadtschule 1657 entstanden war und seitdem mit der Anstalt in der andern Fürstenstadt der Piasten Brieg, wo Herzog Georg II. 1564 auf das säkularisirte Hedwigsstift ein Gymnasium fundirt hatte, etwa auf gleicher Stufe stand, während auch das unmittelbar nach dem Altranstädter Vertrage gegründete Lyceum zu Schweidnitz, sowie die um dieselbe Zeit errichtete lateinische Schule zu Jauer Abiturienten der Universität zusandten. Dazu hatte es 1764 auch das evangelische Gymnasium in Hirschberg gebracht, unter dem Rektorate des Magister Bauer (1767—1799), wo der Ruhm dieses trefflichen für das Alterthum wahrhaft begeisterten Philologen, den dabei ein geradezu phänomenales Gedächtniss für Sprachen auszeichnete, weit über die Grenzen Schlesiens verbreitet war. Dieser hatte, noch ehe der Staat eine derartige Forderung stellte, 1775 eine Abiturientenprüfung eingeführt. Zu nennen sind auch die mit dem 1754 von dem Bürger Gottfried Zahn gegründeten Waisenhause in Bunzlau verbundene lateinische Schule und desgleichen die lateinische Schule zu Grünberg, während dagegen die früher angesehene Schule zu Landeshut inolge des siebenjährigen Krieges

zurückging, so dass sie seit 1762 nicht mehr Abiturienten entliess, und ebenso die evangelische Stadtschule zu Glogau nach dem Brande von 1758 mehrere Jahrzehnte still gestanden hat. Zu diesen Anstalten kamen dann noch in der Landeshauptstadt die beiden Gymnasien zu St. Elisabeth und Maria Magdalena.

In den meisten dieser Anstalten bestanden noch sehr mangelhafte und unzulängliche Einrichtungen. Die verschiedenen Klassen hatten häufig nicht einmal besondere Zimmer. Im Liegnitzer Gymnasium wurden noch 1761 die vier unteren Klassen in einem grossen Gemache, durch welches noch dazu die Primaner ihren Durchgang hatten, gleichzeitig unterrichtet. Die Begünstigung der klassischen Sprachen, die dem Latein 17 Stunden wöchentlich zuwies, führte nirgends zu einem Eindringen in den Geist des Alterthums, sondern meistens nur zu einem mechanischen Abrichten, zum Sprechen und Verseemachen in lateinischer Sprache; die Muttersprache, die Geschichte, selbst die Mathematik wurden vernachlässigt. Eine grosse Bedeutung hatten die Schulkomödien, welche zum Theil die Schulrektoren selbst verfassten, und welche vorzugsweise biblische Stoffe behandelten, oft aber auch allegorische Darstellungen brachten, was allerdings dem Publikum so wohlgefiel, dass in Hirschberg z. B. ein neu einstudirtes Stück in vier Tagen wiederholt werden musste zum Vortheil der Leiter und Mitwirkenden. Hier hat man sogar sich an Stücke von Lessing gewagt. Die Leiter der Anstalten waren zum grossen Theile querköpfige, hinter ihrer Zeit zurückgebliebene Pedanten. Der Brieger Rektor Theune schrieb (vor Klopstock) ein Heldengedicht in vier Gesängen unter dem Titel der Heiland, als dessen wesentlichster Vorzug er selbst die genaue Anschliessung an die Bibel und das Fernhalten jeder eignen Erdichtung bezeichnete. In Hirschberg hat der Vorgänger Bauers, Hensel, viel Mühe auf eine Widerlegung des Kopernikus an der Hand des Buches Josua und daneben auf eine blecherne Nachbildung von Salomos Tempel verwendet. Der berühmte Magister Bauer in Hirschberg stand

mit den Meisten der grossen Geister unsrer klassischen Periode auf gespanntem Fusse. Lessing bekriegte er als Philologe, Wielands Erotik beleidigte sein moralisches Gefühl, auch Göthes Moralität liessen ihm Werther und Stella als zweifelhaft erscheinen, und Kants strenger Logik gegenüber hielt er sich lieber an Ch. A. Crusius' Versuche, Vernunft und Offenbarung in Uebereinstimmung zu setzen. Der selbst von König Friedrich geschätzte Rektor des Elisabethans in Breslau, Arletius, ein Polyhistor im eigentlichsten Sinne des Wortes, trieb Alchymie und glaubte allen Ernstes an Geistererscheinungen.

Die Gymnasien gingen in jener Zeit an Schülerzahl sehr zurück, der siebenjährige Krieg, während dessen ja der Unterricht vielfach längere Zeit ganz ausgefallen war, schon weil die Klassenräume, wie z. B. in Brieg neun Jahre lang zur Aufbewahrung von Kranken und Gefangenen benutzt wurden, hatte ungünstig gewirkt, und auch nach Wiederherstellung des Friedens blieb die Zahl der Schüler sehr niedrig, 1771 hatte das Gymnasium zu Brieg im Ganzen 91 Schüler. Der König hat es selbst wiederholt ausgesprochen, dass sich zu Viele dem akademischen Studium zuwendeten, die in praktischer Thätigkeit dem Staate mehr nützen könnten, und hat deshalb 1765 den Söhnen von Bürgern den Eintritt in das akademische Studium nur dann gestattet, wenn die Eltern im Stande seien, ihnen ohne eignen Nachtheil die Mittel zu gewähren, die Söhne von kleinen Handwerkern aber „völlig vom Studiren excludirt“.

In dem Geiste der Zeit lag allerdings eine in weiten Kreisen herrschende Abneigung gegen die eigentlich gelehrte Bildung, wie solche auf den Gymnasien gepflegt wurde, welche, wie ein Zeitgenosse sagt, „so betrieben wurde, als ob sie keine Beziehung auf die Gegenstände des gemeinen Lebens hätte“. Diese Geistesströmung rief die Realschulen ins Leben, welche den für das praktische Leben brauchbaren Unterrichtsgegenständen, die das Gymnasium zu wenig betriebe, zureichende Vertretung sichern sollten. Hier und da hatte man nun wohl auf dem Gymnasium

und lateinischen Schulen den vielfach laut werdenden Forderungen insoweit Rechnung getragen, dass man, ohne den Stundenplan ganz umzugestalten, neueren Sprachunterricht zufügte und den Naturwissenschaften mehr Stunden einräumte.

Einen anderen Weg war nun der grosse Pädagoge Hecker mit seiner schnell berühmt gewordenen Berliner Realschule gegangen, und sein Beispiel ahmte in Schlesien zuerst die Breslauer reformirte Gemeinde nach, welche im Jahre 1764 hier eine Realschule gründete, die den Zöglingen von Sprachen Latein, Polnisch, Englisch und Italienisch und sonst Mathematik, Physik, Geschichte, Geographie, Rechnen, Schreiben und ausserdem Zeichnen, Tanzen, Klavierspielen und Deklamiren bot, aber Nichts davon obligatorisch, so dass für die Schüler am Anfang jedes Kursus je nach ihrem künftigen Lebensberufe von ihren Vätern oder den Lehrern ein Stundenplan festgesetzt ward, den dieselben dann innezuhalten hatten.

Die neue Anstalt durfte sich rühmen, von dem Könige, der ja die reformirte Kirche allzeit als dem Herrscherhause näherstehend anerkannte, subventionirt zu werden; derselbe hat ihr nach und nach Summen bis zur Höhe von 3329 Thaler geschenkt und 1776 ihr auch den Titel Kgl. Friedrichsschule verliehen.

Aber der für die Realschulen sehr eingennommene Minister Schlabrendorf wünschte auch noch eine der städtischen Anstalten in diesem Sinne umgestaltet und „dem Publikum nutzbarer“ gemacht zu sehen und liess von 1765 an durch die Kammer den Magistrat unablässig dahin drängen. Ganz in seinem Sinne machte dann der besondere Vertrauensmann der Regierung, Rathsherr Lipius, den Vorschlag, da die Zahl der Studirenden so sehr abnähme und deshalb zwei Gymnasien von derselben Einrichtung in einer Stadt zu viel seien, nur das Elisabethanum als akademisches Gymnasium fortbestehen zu lassen, das Magdalenäum aber in eine lateinische und die Neustädtische in eine deutsche Realschule für Knaben und Mädchen umzugestalten. Doch

der Breslauer Magistrat mochte sich nicht entschliessen, einer der beiden alten Anstalten den Charakter eines akademischen Gymnasiums zu nehmen, um dasselbe, wie Viele damals sagten, „zu einer Handwerkschule“ zu machen; er liess sich daher nicht weiter drängen, als an dem Magdalenum Parallelklassen zu errichten, um auch den jungen Leuten, welche sich einem praktischen Berufe widmen wollten, nützliche Kenntnisse beibringen zu können. Anfang 1766 machte der Magistrat bekannt, dass an dieser Anstalt fortan neben dem, was zur eigentlich gelehrten Bildung gehöre, auch die reine deutsche Sprache, Französisch, Englisch, Italienisch, Rechnen, Schönschreiben, Zeichnen, praktische Mathematik, Feldmessen, Kriegs- und Zivilbaukunst, Geographie, Geschichte, Wappenkunst und Genealogie, Moral, Naturlehre, Landwirthschaft, Buchhalten und andre nützliche Wissenschaften (auch vom Drechseln, Modelliren und Glasschleifen erfahren wir) gelehrt werden sollten. Einzelne Stunden mussten allerdings besonders honorirt werden. Für diese Menge von Unterrichtsgegenständen war es natürlich schwer, Lehrer und kaum minder schwer Schüler zu finden; es fiel da mit der Zeit Eins nach dem Andern aus dem Stundenplane heraus, so dass am Ende (1790) die Anstalt, namentlich seit Mansos Rektorat den Weg zum reinen Gymnasium wieder zurückgefunden hat.

Das Jahr 1767 brachte dann noch eine weitere städtische Gründung, eine Mädchenschule, die allerdings nicht gleich von Anfang an, wo sie ungemein niedrige Anforderungen stellte, den Namen einer höheren Töchterschule verdient, wohl aber zu einer solchen sich entwickelt hat.

Wie wir im Vorstehenden andeuteten, war man bei den Versuchen, den höheren Unterricht zu reformiren und ihn dem künftigen Lebensrufe der Schüler mehr anzupassen, allmählich ganz systemlos in die Breite gegangen. Von diesen Abwegen die Pädagogik wieder auf richtigen Pfad geführt zu haben, ist das Verdienst eines schlesischen Edelmannes Freiherrn von Zedlitz, geboren 1731 zu Schwarzwaldau bei Landeshut, welcher in den Staatsdienst eingetreten, 1759

Präsident der Brieger Oberamtsregierung geworden war. Von diesem Posten berief ihn, der die Erziehungswissenschaft als seinen Lieblingsgegenstand bezeichnet, Friedrichs Scharfblick 1771 als Minister, um ihm das gesammte preussische Unterrichtswesen mit Ausschluss der katholischen Schulen, welche der Provinzialverwaltung überlassen wurden, anzuvertrauen. Auch er hielt eine gemeinnützige Thätigkeit zur Beförderung des Wohls seiner Mitmenschen sehr hoch und wünschte, dass den Schülern gesagt werde, W. Beukel, der Erfinder, der die Kunst gelehrt, die Heringe einzupökeln, habe sich um sein Vaterland besser verdient gemacht als der Verfasser der Henriade; auch er hielt es „für eine Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler, Krämer wie einen künftigen Konsistorialrath oder Schulrektor zu erziehen“, und nur die Unzulänglichkeit des ihm zu Gebote stehende Fond hat ihn gehindert Mittelschulen zu gründen, welche über den Volksschulen stehend, doch von der Erlernung fremder Sprachen absehend, neben einer allgemeinen Bildung allerlei spezifisch technische Vorkenntnisse geben sollten.

Für die höheren Schulen aber hielt er, der begeisterte Verehrer der alten Klassiker, daran fest, auf diese letzteren ganz besonders den Unterricht zu fundiren und auf humanistischer Grundlage die allgemeine Geistes- und Charakterbildung aufzubauen, welche den Männern aus allen höheren Ständen gleichmässig ziemt. Diese Geistes- und Charakterbildung erschien ihm als die Hauptsache, erst in zweiter Linie kam die Sorge für „die Fundamentalbegriffe und Beobachtungen, worauf jeder besondere Theil der Wissenschaften und der Literatur sich gründet“.

Indem er nun grossen Werth auf die alten Klassiker legt, vergisst er dabei doch auch der Muttersprache nicht und betont besonders, die Nothwendigkeit, den Zöglingen die Fähigkeit, sich im Deutschen korrekt und folgerichtig auszudrücken, beizubringen. In diesen Anschauungen hatte er den König ganz und gar auf seiner Seite. Friedrich, der ja bekanntlich in seinem Alter die deutsche Sprache mehr und mehr

würdigen gelernt und ihrer Literatur eine grosse Zukunft vorhergesagt hat, drängte geradezu auf eine bessere Pflege der deutschen Grammatik und auf deutsche Stilübungen, was man damals unter dem Namen der Rhetorik zusammenfasste, und ebenso ist er für die klassischen Sprachen entschieden eingetreten. In einer Kabinettsorder von 1779 schreibt er an Zedlitz: „Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab, — — wenn sie auch Kaufleute werden oder sich zu was Andern widmen u. s. w., und auch das Griechische soll man ihnen auf die möglichst leichteste Methode beibringen.“ Die Schriftsteller, welche der König besonders empfiehlt, Xenophon, Demosthenes, Sallust, Livius, Tacitus, Cicero, Vergil, Horaz, wird man wohl gelten lassen können, wenn gleich Zedlitz ihnen noch einige Andere, vor Allem Homer, Herodot, Plato zuzufügen wusste.

Auf die Lektüre dieser klassischen Meisterwerke legte nun Zedlitz den allergrössten Werth und verlangte sogar, hierein offenbar zu weitgehend, dass Vieles von der Grammatik z. B. die ganze Syntax nur im Anschlusse an die Lektüre gelehrt werden solle, wie er denn auch die Logik an die Lektüre Platos angeknüpft wissen wollte. Abgesehen vielleicht hiervon wird man Zedlitz als den eigentlichen Reformator des Gymnasialunterrichts ansehen müssen. Er hat viel von dem alt überlieferten Zopfe abgeschnitten, hat das Verhältniss zwischen Gymnasium und Universität erst klar gestellt und Vieles was der Universität, aber nicht der Schule angehörte, herausgeworfen; so aus dem Religionsunterrichte, dessen Stundenzahl er übrigens an manchen Anstalten erhöhte, alles fachmässig Theologische, das Polemische und vieles todte Gedächtnisswerk, desgleichen schaffte er durchgängig die vielfach noch vorhandenen juristischen und kamentalistischen Vorlesungen ab, beschränkte zu weit gehende Ansprüche in der höheren Mathematik, nicht ohne der angewandten Mathematik und Physik, sowie dem Rechnen überhaupt sorgfältige Pflege zu sichern, und liess endlich auch von der Philosophie nur die formale Logik und

eine Uebersicht über die Geschichte der Philosophie bestehen.

Zedlitz hat nun seine Reformen nicht durch Reglements plötzlich den verschiedenen Anstalten aufgedrängt, er suchte nach Massgabe der lokalen Verhältnisse allmählich eine Besserung herbeizuführen. Die Abstellung der Schulkomödien hatten zwar 1774 die Oberkonsistorien verfügt, aber wir finden dieselben noch 1780 in Breslau bestehen. In Schlesien hätte Zedlitz es gern gesehen, wenn von den vielen evangelischen lateinischen Schulen, welche für die Universität vorbereiteten, manche sich mit der bescheidenen Stellung einer Mittelschule begnügt hätte, aber gedrängt hat er darauf nicht. Wir erfahren, dass der König dieses behutsame und allmähliche Vorgehen gradezu gewünscht hat.

Wie der Minister Herzberg wiederholt versichert, sei jenes erwähnte Kabinettschreiben an Zedlitz vom 5. September 1779, welches eigentlich den Umschwung zu Gunsten der humanistischen Studien bezeichnet, zu nicht geringem Theile die Folge einer Unterhaltung gewesen, welche der König im Anfange jenes Jahres, als er zur Zeit des Teschener Friedensschlusses in Breslau verweilte, mit dem dortigen Rektor das Elisabethans Arletius gehabt habe. Mag es nun auch zweifelhaft bleiben, ob Arletius wirklich solchen Einfluss auf König Friedrich zu üben vermocht hat, so steht das Eine doch fest, dass der König an dem etwas wunderlichen Polyhistor, seiner Gelehrsamkeit, seiner der 72 Jahre spottenden geistigen Frische und seinem naiven Freimuthe Gefallen gefunden. Er hat den Rektor nicht nur später wiederum zu sich gerufen, sondern ihm auch eine Gehaltszulage in Aussicht gestellt und wiederholt Geldgeschenke, jedesmal in der Höhe von 100 Thaler Gold gemacht. Aus diesen Letzteren hat der für seinen König begeisterte Arletius stattliche Goldmedaillen prägen lassen, von denen die Breslauer städtische Münzsammlung noch ein Exemplar aufbewahrt.

Infolge dieser Bekanntschaft hatte der König auch von der Anstalt, welcher Arletius vorstand, eine günstige Mei-

nung gefasst, und wenn er in dem mehrfach erwähnten Schreiben an Zedlitz vom 5. September 1779 den Minister anweist, „mit der Schulverbesserung in den grossen Städten als Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg etc.“ anzufangen, fügt er hinzu: „auch ist die Elisabethschule zu Breslau, wo gute Leute gezogen werden, die hernach zu Schulmeistern gezogen werden können“.

König Friedrich hat vielleicht eine zu günstige Meinung von dem Elisabethanum gehabt, und es ist zweifelhaft, ob Arletius trotz seiner guten Eigenschaften für einen guten Direktor oder einen guten Lehrer zu gelten den Anspruch hatte. Jedenfalls war er ein abgesagter Feind der Neuerungen, und als der Minister hier nun mit seinen Reformen beginnen wollte, vereinten sich zu lebhaftem Widerspruche der Rektor, der oberste evangelische Geistliche, Kircheninspektor, Oberkonsistorialrath Gerhard und selbst der geistvolle Neustädter Rektor Klose, dessen wir noch als eines verdienten Historikers zu gedenken haben werden. Dieser Widerspruch nahm eine so heftige Form an, dass der Minister dem Magistrate in seiner Antwort erklären musste, das eingestreute Raisonement stände in einem Berichte am unrechten Orte und würde durch mehr Bescheidenheit nicht ungründlicher geworden sein. Die Breslauer fanden in der That an Zedlitz' Plan sehr Vieles auszusetzen. Es schien ihnen ein Eingriff in ihre Religionsfreiheit, dass der Minister von den elf wöchentlichen Religionsstunden in der Sexta fünf streichen und den Katechismus erst Knaben, welche das zwölfte Lebensjahr erreicht, gelehrt wissen wollte. Sie hielten Zedlitz den Satz entgegen, der Unterthan sei der Beste, der am Besten glaube und der Schlechteste, der am Meisten rännonnire. Sie verwarfen den Gedanken, die lateinische und griechische Grammatik gleichsam nebenbei bei der Lektüre den Schülern beizubringen als unthunlich; alles Schwere aus der Erlernung der Sprachen und überhaupt aus jeder Art von Unterricht verbannen zu wollen, hiesse träge Weichlinge erziehen. Die höheren Ziele in der Mathematik seien stiftungsmässig. Von der Erweiterung

der Realien, Geschichte und Geographie, vornehmlich aber der Naturkunde und Naturlehre wollen sie Nichts hören, schon weil es an naturgeschichtlichen Sammlungen und Modellen fehle und die Schüler zu arm seien, um sich die neuen theuren Schulbücher zu kaufen, und weil dann auch die Anstellung neuer Lehrer nothwendig sein würde, wozu man keine Mittel habe. Die von dem Minister geforderte Abstellung der durch die Lehrer ertheilten Privatstunden werde diese bei ihrem unzulänglichen Gehalte auf das Schwerste schädigen; selbst für die Beibehaltung der Schuldramen trat man ein mit Rücksicht auf die Einnahmen, die sie brächten. So leicht es dem Minister werden konnte, diese Vorstellungen zu widerlegen, so schwer hielt es, die zu einer Verbesserung nöthigen Geldmittel flüssig zu machen, und man hat hier schliesslich zu einer Erhöhung des Schulgeldes und zwei jährlichen Hauskollekten gegriffen, worauf dann 1785 das Elisabeth-Gymnasium sich in wesentlich verbesserter Gestalt und mit erweiterter Lehrplane dem Publikum vorstellen konnte, als 1784 nach dem Tode von Arletius der als Pädagoge berühmte Lieberkühn aus Ruppin an die Spitze der Anstalt gestellt worden war.

Das eine Beispiel vermag zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Zedlitz zu kämpfen hatte. Doch hat sich allmählich das Gesunde in des Ministers Reformen Bahn zu brechen gewusst, und auch die Staatsbehörden haben in immer steigendem Masse ihre Theilnahme dem höheren Schulwesen zugewendet.

In wesentlich anderer Form und ungleich einheitlicher hat sich die Reform der katholischen höheren Schulen vollzogen. Hier lag ja auch der höhere Unterricht fast ausschliesslich in den Händen der Ordensgeistlichen. Das Gymnasium zu Leobschütz (1752 gegründet) leiteten die dortigen Franziskaner, bei den Stiftern zu Grüssau, Heinrichau und Rauden gab es höhere Schulen, die allerdings nur eben lateinische Grammatik lehrten. Allen voraus aber waren die Jesuiten, welche nicht nur an ihren schlesischen Kollegien zu Breslau, Glatz, Glogau, Liegnitz, Neisse,

Oppeln, Sagan und Schweidnitz, sondern auch in ihrer Residenz Hirschberg Schulen unterhielten, die auf den Titel Gymnasien Anspruch machten.

Von dem Unterrichte in diesen Anstalten entwirft der schon wiederholt genannte Abt Felbiger in einem auf des Ministers Schlabrendorf Wunsch unter dem 5. Januar 1769 geschriebenen Berichte ein nicht eben günstiges Bild. Der Unterricht war unentgeltlich, fiel aber an kalten Tagen, wo die Heizung der verschiedenen Schulräume grössere Kosten verursacht hätte, aus. Sechs Klassen hatte solch ein Jesuitengymnasium, von denen die vier untersten der Erlernung der lateinischen Grammatik vorzugsweise gewidmet waren, neben der das Griechische kaum erwähnt zu werden verdiente, für welches in der Woche nur zwei halbe Stunden bestimmt waren, und wo man sich mit der Erlernung des Alphabets und der Deklinationen begnügte. Felbiger zweifelt, ob Einer der Gymnasialprofessoren Verse aus dem Homer oder einem griechischen Autor zu übersetzen vermöge. Neuere Sprachen waren ausgeschlossen. Auf jene vier grammatischen Klassen folgten dann die beiden ästhetischen, zunächst die Poesie, welche lateinische Prosodie und Metrik lehrte und zur Anfertigung lateinischer Verse anleitete, dann die Rhetorik, welche an der Hand von Chrien und Redeübungen deutschen Stil übte. Geschichte ging nebenher, jede Klasse hatte ein Handbuch für dieselbe, doch ward sie nirgends im Zusammenhange vorgetragen, man begnügte sich vielmehr damit von Zeit zu Zeit einen Abschnitt aus jenem Handbuch wörtlich auswendig lernen zu lassen. Ein sehr dürftiger Unterricht in der Geographie war der fünften Klasse angeschlossen. Latein ward fast ausschliesslich gesprochen, doch ein erbärmliches Deutsch-Latein, welches nur direkte Verstösse gegen grammatische Regeln rügte und abwehrte. Von einem Eindringen in den Geist des Alterthums, ja auch nur einem Bekanntmachen mit den erhabenen Gedanken und edlen Gesinnungen, die wir in den Alten finden, ist, wie Felbiger berichtet, in keiner Weise die Rede. Derselbe wünscht eine Reform

durch ein direktes Eingreifen des Staates, doch ohne Beseitigung der Jesuiten, für die man nicht leicht einen Ersatz finden würde, namentlich bei dem Fehlen aller Fonds.

Felbiger vermochte nicht, wie Schlabrendorf hoffte, auch auf diesem Gebiete die Durchführung der von ihm gewünschten Reformen selbst in die Hand zu nehmen. 1769 starb der Minister, und wenn gleich der schlesische Justizminister von Carmer, der nun das katholische Schulwesen überkam, an Eifer Jenem nicht nachstand, so zeigten die Jesuiten wenig Neigung, sich zu den gewünschten Reformen zu verstehen und eine Form, dieselben ihnen aufzuzwingen, war nicht so leicht zu finden. So wurden denn diese Reformen erst zur Durchführung gebracht, als die Aufhebung des Jesuitenordens durch Papst Clemens XIV 1773, wie wir in dem nächsten Abschnitte noch näher sehen werden, den Jesuiten dem Könige gegenüber, der sie zu schützen verhiess, dankbare Fügsamkeit zur unabweislichen Pflicht machte. Wenn man jetzt auch auf die Felbigerschen Vorschläge zurückgriff, so musste man doch seiner Mitwirkung entbehren, da er 1774 nach Oesterreich übersiedelte, um auch dort eine Reform des Schulwesens ins Werk zu setzen. Der Minister von Carmer war es, der mit grossem Eifer und nicht geringerer Einsicht die Reform durchgeführt hat. Er war auch der königliche Kommissar, der fortan an der Spitze des gesammten höheren katholischen Schulwesens stand, und unter dem dann ein vom König zu ernennender Schulendirektor wirken sollte.

Die neue Organisation enthielt das Schulreglement vom 11. Dezember 1774. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts war festgehalten, doch durfte im Winter ein Holzgeld erhoben werden, damit nicht wie bisher an kalten Tagen die Schule ausfallen dürfe.

Die Aenderungen waren bedeutend und durchgreifend. Statt der bisherigen sechs Klassen wurden jetzt fünf festgesetzt, drei untere grammatische und zwei obere ästhetische, jede mit einem Jahreskursus. In die unterste sollten Knaben von 8—10 Jahren aufgenommen werden nach vorhergehender

Prüfung, und nachdem man Sicherheit erlangt hätte, dass sie zur Anschaffung der erforderlichen Lehrbücher Mittel hätten. Sehr im Widerspruche mit der bisherigen Praxis ward für das ganze Gymnasium das Deutsche zur Unterrichtssprache erklärt, mit alleiniger Ausnahme der für das Lateinsprechen und die lateinisch-metrischen Uebungen bestimmten Stunden. Die deutsche Sprache wird auch grammatisch ganz parallel der lateinischen gelehrt und geübt, und für die unteren drei Klassen müssen die Uebersetzungen aus dem Lateinischen zugleich als Uebungen für den Ausdruck im Deutschen gelten, während deutsche Aufsätze zugleich mit poetischen Uebungen erst in der vierten Klasse beginnen, wo dann, wie in der fünften auch im Deutschen, die besten Muster der Beredsamkeit und Dichtkunst den Schülern vorgeführt werden sollen. Der Lektüre wird im Lateinischen ungleich grösserer Raum eingeräumt; schon in der zweiten Klasse soll man Aesops Fabeln, Ciceros leichteste und kürzeste Briefe lesen, obwohl man in dieser Klasse erst die Genusregeln und die unregelmässigen Verba lernt. Man schreitet dann allmählich weiter vor bis zu Tacitus, Vergil und Horaz in der obersten, der fünften Klasse. Das Griechische beginnt auch bereits im zweiten Semester der ersten Klasse, wo man aber nur die Buchstaben und das Lesen erlernen will, in der dritten beginnt man mit ausgewählten Stücken aus der Cyropädie und den Memorabilien Xenophons und endigt in der fünften Klasse mit Demosthenes, Plato und der Ilias. Die Geschichte ist durch das Reglement erst zum vollberechtigten Unterrichtsgegenstande geworden. Auf der untersten Stufe sollen nur einzelne besonders wichtige Begebenheiten erzählt werden, um bei den Schülern Lust zur Geschichte zu erwecken; die zweite Klasse soll dann eine Uebersicht über die ganze Geschichte geben, deren Eintheilung und die Bedeutung der grossen weltbewegenden Ereignisse darlegen und so einen allgemeinen Rahmen schaffen, die dritte Klasse behandelt die alte Geschichte bis zur Gründung des römischen Kaiserreichs, die vierte die Fortsetzung bis zum Ende des

XVII. Jahrhunderts, zuerst ganz kurz, dann ausführlicher werdend. Der Kursus der fünften Klasse widmet ein Semester der Geschichte des XVIII. Jahrhunderts, das letzte der schlesischen Geschichte. Bei der Geographie, die ebenso schon von der untersten Stufe ab neben der Geschichte hergeht, wird gleichfalls von den allgemeinsten Begriffen ausgegangen und fortgeschritten bis zu genauer, auf die Statistik begründeter, eingehender Beschreibung der wichtigsten Staaten. Bei den mathematischen Wissenschaften und der Naturlehre wird den Lehrern zur Pflicht gemacht, namentlich in der obersten Klasse an den künftigen Beruf der Schüler zu denken.

Im Grossen und Ganzen das Reglement betrachtend, wird man kaum ohne eine bewundernde Anerkennung dieses Schriftstück vom Jahre 1774 mit allen seinen ins Einzelne gehenden Vorschriften durchlesen können und gern bereit sein, die ganze Schulreform als ein weiteres, ansehnliches Blatt in dem Ruhmeskranze des Ministers Carmer anzuerkennen.

Dass freilich von den vielen trefflichen Weisungen, die das Reglement enthält, ein sehr grosser Theil nicht beherzigt worden ist, müssen wir befürchten; immerhin ward ein mächtiger Fortschritt zum besseren gemacht, die alten Jesuitengymnasien hatten neue Ziele erhalten und doch auch vielfach neue Wege, dieselben zu erreichen.

Nachzutragen haben wir noch, dass von den 127 Jesuiten, welche Friedrich in Schlesien vorfand, nach Abzug der zu geistlichen Verrichtungen Aufgesparten doch nicht Alle zu Lehrern nach den neuen Vorschriften geeignet schienen. Diese Erwägung und andererseits die Unzulänglichkeit der vorgefundenen Mittel führte, da man das bei den Jesuitenschulen eingebürgerte Prinzip der Unentgeltlichkeit des Unterrichts nicht aufgeben mochte, dazu, dass man von den vorgefundenen Anstalten die am Wenigsten besuchten, nämlich die zu Schweidnitz und Liegnitz, die man ursprünglich als Untergymnasien mit den drei niedersten Klassen hatte weiter bestehen lassen wollen, ganz aufhob. Doch ward auf die Bitten der Bürgerschaften noch Fürsorge getroffen,

dass in Schweidnitz die Dominikaner und in Liegnitz die Franziskaner lateinische Schulen anlegten, welche beide dann auch ebenso wie die Leobschützer Franziskanerschule unter die Aufsicht des Schulinstitutes gestellt wurden.

Die Universität zu Breslau.

Die eben besprochenen Reformen der katholischen höheren Lehranstalten betrafen allzeit auch die Universität mit, deren Gründung die Jesuiten in Breslau allen Bemühungen des Magistrats zum Trotze im Jahre 1702 durchgesetzt hatten. Damals hatten die schlesischen Protestanten von diesem weiteren Fortschritte, der Gewinnung einer neuen befestigten Position in der Landeshauptstadt durch den von ihnen aufs Aeusserste gehassten Orden, das Schlimmste befürchtet; doch war von diesen Befürchtungen so gut wie Nichts eingetroffen, und der neuen Gründung war kein grosser Aufschwung beschieden.

Wohl hatte Kaiser Leopold 1702 bei der Gründung der nach ihm genannten Universität derselben alle Privilegien und Freiheiten, wie sie nur irgend eine andere Hochschule in der ganzen Christenheit besitze, zugesichert, und es mochte das für die Stellung nach aussen hin, für Immunität und dergleichen von Bedeutung sein; für das innere Leben aber war ja jede corporative Freiheit, wie sie doch die grossen Universitäten zu Paris, Bologna, Prag, denen man ausdrücklich die neue hatte gleichstellen wollen, besessen, ausgeschlossen durch die strenge Abhängigkeit von dem Orden, dessen Obere unbedingten Gehorsam von allen Angehörigen des akademischen Lehrkörpers zu fordern hatten. Der Orden hatte ein ausgebildetes System des Unterrichtes, das im wesentlichen gleich war in allen Landen, wo sich Jesuitenschulen befanden, und in das sich nun die neue Universität ohne weiteres einzufügen hatte. Thatsächlich ward also nur ein Ausbau der vorhandenen Jesuitenschule herbeigeführt, die Angliederung der bisher noch fehlenden beiden oberen Klassen, der philosophischen und der theologischen. Darauf

lief in der That alles hinaus, dass das Jesuitengymnasium, welches mit der Leopoldina nach wie vor verbunden blieb, nun zwei weitere obere Klassen erhielt. So die neu gegründete Universität als einen blossen Ausbau des bisherigen Gymnasiums anzusehen, wird man um so mehr gedrängt, als hier die grosse Kluft, die nach unseren Begriffen das Gymnasium mit seiner strengen Disciplin von der Freiheit des akademischen Lebens trennt, kaum vorhanden war. Die Zöglinge machten auf dem Jesuitengymnasium zuerst die verschiedenen Kurse der grammatischen Klasse, dann die der ästhetischen durch, und wenn sie aus dieser in die philosophische aufrückten, so wechselten sie wohl die Klassenzimmer und die Lehrer, aber nicht das Haus und am allerwenigsten die ganze Methode des Unterrichts; nicht einmal das für uns mit dem Begriffe des akademischen Studiums selbstverständlich verbundene Recht der freien Wahl seiner Vorlesungen erlangte der Jesuitenzögling, wenn er aus dem Gymnasium zur Universität übertrat; er hatte in der philosophischen Klasse ebenso die ihm in deren verschiedenen Kursen gebotenen Vorlesungen zu besuchen wie vorher in der ästhetischen. Ja die Jesuiten haben sogar, seit sie die Universität hatten, die obersten Klassen des Gymnasiums mit in diese hineingezogen, und wenn ein Schüler die vier ersten Kurse der untersten, der sogenannten grammatischen Klasse, also die Parva, die Principia, die Grammatica und die Syntaxis, absolvirt hatte und in die ästhetische Klasse, d. h. zunächst in die Poesis, wo Prosodik und Mythologie gelehrt wurden, eintrat, ward auch sein Name in das Album der Universität eingetragen, sodass thatsächlich das, was wir heute Secunda und Prima nennen würden, mit zur Universität gezogen ward.

Als die Universität gegründet ward, war wohl die Meinung gewesen, sie mit der Zeit zu einem *studium universale* zu entwickeln, ihr also auch eine juristische und medicinische Fakultät zu verschaffen. Dazu ist es nun nicht gekommen, und wir nehmen auch nicht wahr, dass die Jesuiten dafür besondere Anstrengungen gemacht hätten. Wir erfahren so-

gar, dass, als 1713 Kaiser Karl VI. ganz direct die Gründung einer juristischen Fakultät anregte und verlangte, die Universität Mangel an Raum und Geld vorschützte und sich mit der Anstellung eines juristischen Professors begnügte, um den schlesischen katholischen Adeligen, welche man ja gern nach der breslauer Hochschule ziehen wollte, etwas mehr bieten zu können; dieser Professor musste sich aber durch einen Revers verpflichten, kein Decanat oder eine andere akademische Würde ambiren oder noch weniger solche einem anderen conferiren zu wollen. Und als 1730 ein von hohen Gönnern protegirter Mediciner um die Erlaubniss bat, medicinische Vorlesungen an der Leopoldina zu halten, gab man auch diesem das Amt eines Professors, aber unter der gleichen Beschränkung wie bei dem Juristen. Es haben dann in den nächsten Jahren durchschnittlich vier Studenten medicinische Vorlesungen gehört; allmählich ist die Sache ganz eingeschlafen. Für die juristischen Vorlesungen haben sich, schon weil die jungen Edelleute in Frage kamen, mehr Hörer gefunden; an die Gründung einer juristischen Fakultät aber ist nie ernsthaft gedacht worden.

So hatte denn der Eintritt der preussischen Herrschaft thatsächlich die Leopoldina noch in der Verfassung gefunden, wie sie 1702 bei der Gründung ihr gegeben worden war, beschränkt auf zwei Fakultäten, die philosophische und theologische, von denen die erstere einen dreijährigen, die andere sogar einen vierjährigen Kursus hatte. Beide hatten ihre eigenen Dekane, ohne dass sie einander ganz koordinirt gewesen wären, insofern doch nach dem ganzen System des jesuitischen Unterrichts in der theologischen Klasse als der höchsten das Gebäude gipfelte. Bei dieser Einrichtung konnte die Breslauer Universität kaum für einen anderen Beruf ausbilden als den eines katholischen Priesters, um so weniger als ja auch alle Professuren an katholischen Gymnasien in den Händen von Geistlichen waren, also auch eine Vorbereitung für das höhere Lehramt nur an der Hand der Theologie möglich war. Allerdings würden die Jesuiten nie zugegeben haben, dass sie nur für einen Beruf vorbereiteten.

Ihre Methode erschien ihnen vorzüglich geeignet, den Geist und Charakter des Menschen innerhalb der Grenzen, welche die Kirche ihm zu seinem Heile steckte, auszubilden, und wir wissen ja, dass Jahrhunderte lang namentlich die katholischen Edelleute mit Vorliebe die Ausbildung ihrer Söhne den Jesuiten anvertraut haben. Für Alle nun, welche nicht die höchste Stufe menschlicher Erkenntniss im Studium der Theologie zu erklimmen gedachten, war die philosophische Fakultät bestimmt, welche auch die Theologen durchzumachen hatten, um auch für das mit dem geistlichen Amte häufig verbundene Lehramt vorbereitet zu werden. Nur von dieser philosophischen Fakultät haben wir in dem Folgenden zu sprechen. An die theologische Fakultät, deren Methode und Lehrart mochte die Staatsgewalt aus erklärlichen Gründen nicht gern rühren.

Ueber die philosophische Fakultät liegt uns nun aus jener Zeit der Bericht eines competenten Berichterstatters vor, nämlich des grossen Pädagogen, des Abtes Felbiger. Derselbe erzählt, es gäbe an der Universität für die Theologie vier Professoren, für jeden der vier Jahreskurse einen, in der Philosophie drei, deren einer im ersten Jahreskurse die Logik vorträge, während im zweiten Kurse von einem andern Mathematik und Physik und von einem dritten im letzten Kursus Metaphysik und Ethik gelehrt wurde. In jedem Kursus lernte man immer nur einen oder zwei Gegenstände, die für Alle obligat waren. Der Unterricht in der Philosophie beanspruchte täglich $3\frac{1}{2}$ Stunden, welche Zeit, wie Felbiger berichtet, so ausgefüllt ward, dass man $1\frac{1}{2}$ Stunden dictirte, ebensoviel Zeit mit Disputiren „verdarb“, und nur eine halbe Stunde zum Erklären Zeit behielt. Was man da vortrug, war, wie Felbiger sagt, „das Unnütze und Abgeschmackte der scholastischen Philosophie“. Die lateinische Sprache kam ausschliesslich zur Anwendung, und zwar ein Latein, welches „nichts weniger als die Sprache der Römer ist, sondern ein Deutsch-Latein, darin nichts von dem zu finden ist, was die lateinische Sprache Eigenes und Schönes hat“. Das Küchenlatein der Jesuiten war sprich-

wörtlich geworden. Man hat gesagt, Cicero würde, wenn er sie sprechen hörte, gefragt haben, was das wohl für eine Sprache sein möge. Selbst in den Kreisen des Ordens spottete man darüber, und der Jesuitengeneral Paulus Oliva schreibt 1680 an den böhmischen Provinzial: „Sie (die Professoren) scheinen jede Sprache für lateinisch zu halten, welche von der Muttersprache verschieden ist und zu einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Latein zurecht gemacht ist, indem man aus der mittelalterlichen Philosophie und anderen ernsteren Wissenschaften solche Worte aufnimmt, welche das gewöhnliche Leben barbarisch zu bilden pflegt.“

Felbiger bemerkt dann weiter, der Gebrauch der fremden Sprache erschwere nun aber in hohem Masse das Verständniss. Die Studenten müssten eine Menge fremder Namen ihrem Gedächtnisse einprägen, von denen sie den Sinn und die Bedeutung meistens nicht verständen oder erkannten. Jedenfalls wären sie ausser Stande, Jemandem deutsch auseinanderzusetzen, was sie auf lateinisch gelernt hatten. Bei der Mathematik, die gleichfalls lateinisch vortragen wurde, stellten sich dieselben Uebelstände heraus; man diktirte Lehrsätze, aber man lehrte die Studenten nicht dieselben zu beweisen, ebensowenig, wie man nach Felbiger in der Physik aus den Erscheinungen die Gesetze herzuleiten vermochte, sodass die Experimente nur als gelehrte Spielerei erschienen. Die Naturkunde sei ganz unfruchtbar, sagt er, da alle Sammlungen fehlten und die Professoren selbst die Natur nicht kannten. Professoren, die ein bestimmtes Fach ganz beherrschten, könne es bei den jesuitischen Einrichtungen gar nicht geben. Rein nach Gutdünken der Ordensoberen würden dieselben aus einer Klasse in eine andere versetzt, wo sie sich dann in ganz neue Disziplinen einarbeiten müssten. Um so weniger könne davon die Rede sein, dass sie irgendwie mit der Wissenschaft fortschritten. Sie ständen ganz ausserhalb des wissenschaftlichen Lebens, dürften mit andern Gelehrten keine Korrespondenzen haben, läsen keine Journale oder Zeitungen; neue Bücher zu kaufen hätten sie kein Geld, und wollten sie die Anschaffung solcher

von der Anstalt begehren, würden sie sich nur ihren Oberen verdächtig machen, die meistens von wahrer Gelehrsamkeit wenig verständen, aber in die althergebrachten Formen des Unterrichts um keinen Preis Aenderungen oder Neuerungen sich einschleichen sehen wollten. Von diesen Verhältnissen hatte König Friedrich, als er in Schlesien zur Herrschaft kam, kaum etwas gewusst. Als er das erste Mal Breslau betrat, hat ihm das erst kürzlich bis auf den projektierten Thurm über dem Kaiserthor fertig gewordene, stattliche Gebäude der Universität imponirt; er hat dann dessen Hörsäle während des Krieges zu Lazarethzwecken benutzen lassen, sodass erst im Dezember 1741 der Unterricht wieder beginnen konnte. Von dieser Anstalt wusste er nur, dass dieselbe zur Ausbildung der katholischen Geistlichen bestimmt und deshalb nothwendig sei.

Nachdem der Frieden geschlossen war, war es dann der damalige Bischof von Breslau, Kardinal Sinzendorf, welcher zuerst die Blicke des Königs auf die Universität lenkte, indem er 1743 vorschlug, einerseits den Kursus der philosophischen Klasse von drei auf zwei Jahre herabzusetzen, andererseits die Jesuiten anzuhalten. in ihrem ganzen Schulwesen mehr Gewicht auf die Ausbildung der Zöglinge in der deutschen Muttersprache zu legen. Es ward sogleich in diesem Sinne eine sehr nachdrückliche Ministerialverfügung erlassen und dem Kardinal die Sorge für die pünktliche Ausführung aufgetragen, welcher Letztere dann auch ausserdem sich bemühte, das Diktiren der Universitätsprofessoren abzustellen. Doch die Jesuiten haben alledem passiven Widerstand entgegengesetzt und da dann der zweite schlesische Krieg 1744/5 dazwischen kam, so hat die Sache bis 1747 geruht, wo eine Beschwerde des Kardinals eine Rüge an die schlesische Oberamtsregierung und eine Wiederholung jenes Ediktes veranlasste. Jetzt klagte der Kardinal zugleich über die Behandlung der Philosophie auf der Breslauer Universität ganz im Sinne der alten Scholastik, wobei auch die Lehren des Philosophen Wolf als ketzerisch verworfen würden.

Inzwischen hatte man nun auch durch Personenwechsel die Universität zu heben sich bemüht. Wie uns berichtet wird, sei, nachdem dem Könige schon wiederholt von schlesischen Katholiken schriftlich und mündlich über den Unterricht in den Jesuitenschulen geklagt worden, Ende Juli 1746 bei der königlichen Tafel in Breslau die Rede darauf gekommen, dass die Beslauer Universität keine Kenntniss von der für das Drama zu fordernden Einheit der Zeit habe, da sie in ihren Schuldramen sich ungescheut darüber wegsetze, und der König habe von der Nothwendigkeit gesprochen, tüchtige Lehrer hierher zu schaffen. Hierauf habe der anwesende Koadjutor Fürst Schaffgotsch berichtet, dass er zu Pont à Mousson in Lothringen im Jesuiten-seminare studirt und dort treffliche Lehrer gefunden habe; dieselben hätten aus der Champagne gestammt, noch bessere Lehrer fände man zu Paris und in anderen Provinzen Frankreichs. Schliesslich habe der König, der die Schlesier besonders lieb habe, erklärt, ihm thäten die Schlesier leid, denen es nicht an Geist, sondern nur an dessen Pflege gebräuche und den Bischof aufgefordert, den Jesuitengeneral um Absendung eines oder zweier Ordenspriester an die Breslauer Universität zu bitten. Der Jesuitengeneral Retz erklärt dann auf des Kardinals Brief, es sei ihm schwer, den Wunsch zu erfüllen, da er ohnehin zu wenig Leute habe, um für die ihm obliegende amerikanische Mission ausreichend zu sorgen, und anderseits die weite Reise nach dem entlegenen Breslau viele Kosten mache, welche das, wie er wisse, verschuldete dortige Kollegium nicht tragen könne. Doch wolle er aus Rücksicht für den König, dessen günstige Gesinnung er submissesst verehrt, den Pater Karl Portula aus der Provinz Lyon als Lehrer der Rhetorik für ein Jahr nach Breslau senden. Unter dem 21. Dezember kann der Bischof dem König melden, Portula sei in Breslau angekommen, und er hoffe ihn heut zur Tafel bei sich zu sehen, wie er hinzufügte, mit Damen, die ihn aber nicht in Versuchung führen würden.

Den König hat bei seiner Vorliebe für die französischen

Jesuiten neben der Ueberzeugung von deren vorgeschrittener Bildung augenscheinlich auch die Erwägung geleitet, dass von den Franzosen keine solche Sympathien für Oesterreich zu fürchten seien, wie der König sie sonst dem schlesischen katholischen Klerus zuschrieb. Uebrigens führte diese Anknüpfung mit dem Jesuitengeneral Retz noch zu einem direkten Briefwechsel des Königs mit Jenem, dessen gute Dienste er, als es sich um die päpstliche Bestätigung von Schaffgotsch zum Bischof handelt (1748), in Anspruch zu nehmen kein Bedenken trägt. Der König zeigt sich dem Orden wohlgesinnt und lobt dem Generale gegenüber verschiedene der schlesischen Jesuitensuperiore, am allermeisten den Pater Regent, Rektor zu Glogau. Doch liessen sich die Breslauer Jesuiten dadurch nicht im mindesten abhalten, den ihnen oktroyirten französischen Bruder mit höchst scheelen Augen anzusehen und ihm das Leben so schwer zu machen, als sie es irgend vermochten. Sehr entrüstet berichtet über diese Jalousie der von ihm als höchst unwissend bezeichneten hiesigen Jesuiten der sonst so milde schlesische Minister von Münchow und beklagt es, dass der ganz tüchtige Portula dem gegenüber nichts ausrichten könne, während diese Breslauer Hochschule, auf der an 450 Studenten (die Schüler des Gymnasiums eingerechnet) und darunter über 50 Edelleute seien, einer Reform des „elenden“ Unterrichtes sehr bedürfe. Eine solche würde, hofft der Minister, am besten durch weitere französische Jesuiten zu erzielen sein, sodass auf jede der acht Jesuitenklassen ein solcher Professor käme. Der König zeigt sich ganz damit einverstanden. Portula, den der altersschwache Kardinal Sinzendorf nicht hinreichend hatte unterstützen können, wird auf dessen Nachfolger vertröstet, dessen Bestätigung nur noch abgewartet werden solle; dann solle Portula nach Potsdam kommen, um die Reformpläne direkt mit dem Könige zu besprechen. Auf des letzteren Verlangen hatte inzwischen Schaffgotsch von dem Jesuitengeneral weitere Zusendungen von Professoren für die Breslauer Universität erbeten und kann am 26. März 1749 melden, dass vier

französische Jesuiten bereits in Prag eingetroffen seien und noch im Laufe der Woche in Breslau zu erwarten seien. Es waren dies Karl Martel, der Mathematik, und Karl Vogel, der Poesie lehrte, und dann die beiden Theologen Ludwig Reiner und Jean Dehabay. Auf des Bischofs Wunsch überträgt der König jetzt diesem die oberste Leitung der Universität und zeigt dem Rektor an, dass „die fünf französischen Professoren“ in alledem, was die Einrichtung der Studien und Lektionen und die dabei zu beobachtende Lehrart angehe, wie auch, bei was für einer Fakultät ein jeder von ihnen am besten zu gebrauchen sein möchte, von niemand anderem als von Sr. Liebden dem Bischofe immediate dependiren sollen.

Es zeugt für die geringe Streitbarkeit der damaligen Jesuiten, dass sie nicht unter Berufung auf die Privilegien der Universität dieser Unterordnung unter den Bischof widerstrebten. Ihren Oberen werden sie wohl geklagt haben, wie ihre ganze Organisation aufgelöst sei, wie die französischen Jesuiten machen könnten, was sie wollten; aber auch die Oberen haben, soviel bekannt geworden ist, keinen Einspruch erhoben. Jedenfalls ist durch die Franzosen die alte Form des jesuitischen akademischen Unterrichts etwas aufgefrischt worden. König Friedrich schreibt 1751 dem Pater Dehabay höchst schmeichelhaft über die Erfolge, die er erzielt habe, da er sogar die schlesischen Edelleute, die hier studirten, zu einem regen Eifer zu entflammen vermocht habe. Der König wünschte, er solle ihm die Namen solcher, die sich auszeichneten, nennen, er werde sich ihrer schon seinerzeit erinnern. Ihm selbst waren die Fortschritte der Universität um so erwünschter, als er damals wiederholt Edikte ergehen liess, welche den Besuch ausländischer Universitäten verboten. Dass die französischen Jesuiten hier wirklich vortheilhaft gewirkt haben, wird uns glaubwürdig versichert. Felbiger erwähnt in dem angeführten Berichte, ihre Vorstellungen hätten doch bei Einem und dem Anderen ihrer Ordensbrüder so viel gefruchtet, dass sie das Unnütze und Abgeschmackte der

scholastischen Philosophie eingesehen und das zeitraubende Diktiren abgeschafft hätten, sie legten jetzt einen gedruckten philosophischen Leitfaden zugrunde, ja Felbiger rühmt den Franzosen sogar nach, dass sie Schüler gebildet, die er vorzugsweise für Lehrer geeignet hält. Aber von den Franzosen wollte doch Keiner hier auf die Länge aushalten. 1753 rief der Jesuitengeneral Visconti sie wieder ab, weil er sie zu Hause nicht entbehren könne, und obwohl er auf des Königs dringenden Wunsch nach Möglichkeit ihm zu Diensten zu sein verhiess, was dieser wiederum dankend acceptirte, so sind doch in dem Schuljahre 1754/5 nur noch zwei da, Vogel und Portula. Und auch dem letzteren hatte der König 1753 versprochen, falls er einen geschickten Mann an seine Stelle schaffe, ihn heimziehen zu lassen. Und als nun 1755 auf des Königs Drängen wieder ein Nachschub von drei Franzosen, Nic. Bridan, Phil. Bichet und Pierre Delanc kommt, ist Portula nicht mehr zu halten. So fanden sich, als der siebenjährige Krieg ausbrach, noch vier Franzosen hier, die aber, als derselbe 1757 Schlesien erreichte, wo dann in den Hörsälen Gefangene bewacht und Verwundete gepflegt wurden, auch verschwanden. Zwei davon sollen in Breslau gestorben sein, einer auf der Heimreise in Bamberg.

Nach dem Frieden, wo der König von so vielen Sorgen in Anspruch genommen ward, hören wir von der Universität erst wieder durch einen Einfall des schlesischen Ministers von Schlabrendorf, der 1765 zum Zweck einer Vervollständigung der Anstalt eine Verlegung derselben nach Liegnitz und eine Verschmelzung mit der dortigen Ritterakademie vorschlug. Der König wies das damals kurz von der Hand, weil es zu viel Geschrei machen würde und wohl auch, weil er die Schwierigkeiten voraussah, die das Project nach den verschiedensten Seiten hin bei dem Versuche einer Ausführung gehabt haben würde. Auch der Minister ist nie mehr darauf zurückgekommen. Wohl aber hat er, da es eben damals die Zeit war, wo er im Bunde mit dem Saganer Prälaten Felbiger an einer Reform des schlesischen katho-

lischen Volksschulwesens arbeitete, den letzteren zu einer Aeußerung auch über das höhere Schulwesen veranlasst, und in Ausführung einer unter dem 9. December 1768 an ihn vom geistlichen Departement gerichteten Weisung hat derselbe nun unter dem 5. Januar 1769 jenen Bericht abgestattet, aus dem wir das die Universität Betreffende bereits mitgetheilt haben. Wie wir uns erinnern mögen, hat er die Mängel dieser Anstalt sehr bestimmt hervorgehoben, und wir dürfen hinzufügen, dass er eine wirkliche durchgreifende Reform für äusserst schwierig erachtet, da der König „kaum einen Mann von hinlänglichem Muthe und Ansehen in Schlesien finden würde, der solche Neuerungen durchtreiben dürfte.“ Er selbst habe von den zahlreichen Verehrern des Schlendrians bereits „Hass, Verfolgung, hundert Widerwärtigkeiten“ in solchem Masse erfahren, dass er dringend bitte, bei den etwaigen Reformen aus dem Spiele bleiben zu dürfen.

Wichtig ist es nun, dass auch Felbiger daran festhält, die Universität wie das höhere katholische Schulwesen den Jesuiten zu lassen aus Mangel an anderen tauglichen Personen, vor allem aber aus Mangel an Fonds. Es ist gar nicht zu zweifeln, dass der König das Gewicht dieser Gründe in vollem Masse gewürdigt hat. Um so bedeutungsvoller musste es nun werden, als 1773 die Aufhebung des Jesuitenordens durch den Papst Clemens XIV. hier alles in Frage stellte.

Wenn der König durch wiederholte Edicte seinen Unterthanen den Besuch fremder Universitäten principiell verboten hatte und nur in Ausnahmefällen zuliess, schon damit nicht das Geld aus dem Lande getragen würde, so hatte er ein erhöhtes Interesse daran, ein solches Verbot dem katholischen Klerus gegenüber aufrecht zu halten. Für diesen kamen hier von Schlesien aus natürlich nur österreichische Universitäten in Betracht, und wenn man zuliess, dass junge Leute, die sich dem geistlichen Stande widmeten, auf österreichischen Anstalten ihre Bildung empfangen, so lag die gegründete Befürchtung vor, dass dieselben mit feind-

seligen Gesinnungen gegen Preussen und ihren Landesherrn erfüllt zurückkehrten. Um die schlesischen Katholiken davor zu bewahren, war aber eine höhere Bildungsanstalt in Schlesien für die katholische Geistlichkeit, wie solche die Leopoldina darbot, unentbehrlich. Es entstand daher für den König geradezu eine Verlegenheit, als die Aufhebung des Jesuitenordens 1773 auch das Weiterbestehen der Breslauer Jesuitenuniversität fraglich machte. Wohl hatte die Universität ihre eigenen Rechte und Privilegien, die mit dem Falle des Jesuitenordens nicht zugleich begraben zu werden brauchten, und ohne Zweifel blieb auch die Möglichkeit offen, mit den Einkünften des aufgehobenen Ordens eine neue Universität auf freierer Grundlage zu schaffen. Doch der König hat keinen Augenblick an derartiges gedacht. Für die Universitätsideale hatte er kaum ein rechtes Verständniss, wohl aber eine grosse Abneigung gegen weitaussehende und kostspielige Neuerungen; er erwog jetzt sehr kühl und nüchtern, dass er die Breslauer Hochschule bedürfe, und dass dieselbe ohne die Jesuiten neu zu gründen viel Schwierigkeiten machen und viel Geld kosten würde. Diese Rücksichten einer weisen Oekonomie die er ja sehr zu würdigen wusste, haben sicherlich entscheidend mitgewirkt zu seinem denkwürdigen Entschlusse, als Schützer der Jesuiten aufzutreten und der päpstlichen Aufhebungsbulle in seinen Landen eine Gültigkeit abzusprechen. Es mochte dazu kommen, dass er mit dem Orden und seinen letzten Generalen, wie wir wissen, in einem gewissen freundlichen Verkehr stand. Sie zu fürchten glaubte er umsoweniger Veranlassung zu haben, seit sie von der Kirche geächtet und aufgegeben waren. Er wünschte sie sich als Lehrer zu erhalten und auch die Universität in ihren Händen zu lassen. An Voltaire schreibt er 1777 ganz offen, hier zu Lande finde man wissenschaftlich und pädagogisch Befähigte eben nur unter den Jesuiten, hier hätte man keine Oratorianer, keine Piaristen; die sonstigen Mönche seien von krasser Unwissenheit; hätte man nicht die Jesuiten behalten, würde man die Schulen haben eingehen lassen müssen. Der Orden vermöge auf

seine Kosten die Schulen zu erhalten und mit Lehrern zu versehen, aber seine Mittel würden nicht hingereicht haben, anstelle der Jesuiten Laien zu berufen.

Einen Ausbau der Leopoldina zu einer wirklichen Universität hatte er nicht im Sinne, und als sein Minister Carmer ihm 1775 einen solchen vorschlägt, weil nach der Aufhebung der verschiedenen Jesuitenanstalten in Polen die Breslauer Hochschule zahlreiche Fremde anziehen würde, lehnt der König es ab, damit nicht den Universitäten Halle und Frankfurt Abbruch geschähe. Er wollte die Leopoldina in der alten Beschränkung und hauptsächlich als Bildungsanstalt für den katholischen Klerus behalten; für diesen Zweck schienen ihm die Jesuiten zu genügen, und er setzte bei diesen mit Bestimmtheit voraus, einmal, dass sie in ihrer jetzigen bedrängten Lage willig sein würden, Opfer zu bringen, sich der Staatsaufsicht bezüglich ihres Unterrichts zu fügen und gewisse für zweckmässig erachtete Reformen einzuführen, und dass sie andererseits bereit sein würden, ihren Zöglingen loyale und patriotische Gesinnungen gegen den Monarchen, welcher ihnen Schutz gewährte, einzupflanzen.

Jetzt konnte man auch die Reformpläne Felbiger's wieder hervorsuchen. Die ganze Reform war durch den Tod Schlabrendorf's 1769 einigermaßen ins Stocken gekommen. Der schlesische Justizminister von Carmer, der diese Angelegenheiten nun übernahm, musste sich erst hineinarbeiten, doch war auch er der Ueberzeugung, dass jetzt die rechte Zeit für Reformen wäre, wo die Bedrängniss des Ordens denselben nach jeder Seite hin gefügig machen müsste. Der König selbst interessirte sich für die Reform. Wahrscheinlich war es Felbiger gewesen, der Carmer auf einen jungen Professor der Breslauer Universität als eine zur Mitwirkung an der Reform geeignete Persönlichkeit aufmerksam gemacht hatte. Es war dies Zeplichal, geboren 1737 zu Trebitz in Mähren, ein Mann, der als Mathematiker ohnehin schon in besondere Bahnen gelenkt, der Aufklärung eifrig zugethan und das viele Veraltete in dem Jesuiten-

unterricht erkennend, gern bereit war, zu einer Reform desselben die Hand zu bieten. Ihn liess sich der König rufen, als er Ende August 1774 in Breslau verweilte, und unter seiner Mitwirkung entstand dann das von Carmer unterzeichnete Schulreglement für die Universität in Breslau und die katholischen Gymnasien im Herzogthum Schlesien und der Grafschaft Glatz vom 11. Dezember 1774. Man wird nicht sagen können, dass das Reglement das Felbiger'sche Programm bezüglich des Universitätsunterrichts sich ganz angeeignet hätte. Dieser hatte verlangt, dass mit dem jesuitischen Klassensystem, demzufolge jeder Kursus eine oder zwei Disziplinen vollständig absolvirte, auf die man dann nicht weiter zurückkam, gänzlich gebrochen und auf der Universität den Studirenden Gelegenheit geboten werde, in den wichtigeren der auf dem Gymnasium gelehrten Disziplinen, wenn sie es wünschten, „vollständigeren Unterricht“ zu empfangen. Das hat man nun nicht gethan, ebensowenig, wie man den Studirenden das von Felbiger nicht eigentlich verlangte aber vorausgesetzte Recht, die Vorlesungen zu wählen, gewährt, oder die von Felbiger sehr sorgfältig ausgewählten pädagogischen Fragen dem Rektor der Universität zum Bericht vorgelegt hat. Man hat sich damit begnügt, das Jahrespensum der drei Kurse der philosophischen Fakultät wesentlich reicher zu machen. Ein Student hatte im ersten Jahre zu hören: 1) Logik, 2) Ontologie und Kosmologie, 3) reine Mathematik, Algebra, Infinitesimalrechnung, gemeine und höhere Geometrie, 4) griechische und römische Alterthümer, 5) Staatsgeschichte; im zweiten Jahre: 1) Psychologie und natürliche Theologie, 2) Natur- und Völkerrecht, 3) Naturgeschichte, 4) angewandte Mathematik, Mechanik, bürgerliche und Militärbaukunst und Kosmographie, 5) deutsche Reichsgeschichte; im dritten Jahre: 1) Physik, 2) physikalische Mathematik, 3) Theorie der Landwirthschaft, 4) Geschichte der Gelehrsamkeit, Philosophie und Literatur, 5) philosophische Aesthetik. Alle diese Vorlesungen dürfen (sehr im Widerspruche mit Felbigers Forderung) in lateinischer

Sprache gehalten werden mit Ausnahme der Landwirthschaft und der Aesthetik. Diktiren ist verboten. Die Theologie behielt ihren vierjährigen Kursus, und es sollte niemand zur Priesterweihe zugelassen werden, der nicht zum Zeugniß seines Fleisses den akademischen Grad eines Baccalaureus der Theologie erlangt hatte. Zeplichal hatte das noch durchgesetzt, um aus den Gebühren (die Baccalaureus- oder Magisterwürde kostete 6 resp. 8 Thaler) einen kleinen Fonds für mathematische und physikalische Instrumente zu gewinnen.

Das Wichtigste in jenem Reglement war aber offenbar die Aenderung der allgemeinen Verfassung. Bisher hatten die Staatsbehörden, wenn sie nicht den gewährleisteten *status quo* beeinträchtigen wollten, kaum ein Mittel in den Händen gehabt, auf den Unterricht der Jesuitenanstalten direkt einzuwirken, sofern nicht Uebergriffe oder Beschwerden eine Veranlassung boten. Jetzt stand das anders. Der König hatte unzweifelhaft das Recht, dem vom Papste aufgehobenen Jesuitenorden die Bedingungen vorzuschreiben, unter denen er den Orden in seinen Landen weiter schützen wollte, und er stand nicht an, von diesem Recht Gebrauch zu machen. Die gesammten höheren katholischen Schulanstalten, die Universität eingeschlossen, wurden fortan unter die Aufsicht des schlesischen Justizministers gestellt, dem sowohl die Bestätigung eines neu anzustellenden Lehrers als die letzte Entscheidung über jede Aenderung in der Methode der Einrichtung des Schulwesens, ja selbst in der Wahl der Lehrbücher vorbehalten blieb. Unter dem Minister sollte dann ein Direktor des gesammten schlesischen Schulwesens stehen, welchen der König aus dem Orden zu nehmen verhiess, und der infolge davon auch dem Ordensprovinzial im Range nachstand. Sie beide bildeten dann mit dem Rektor der Universität, dem Oberstudienpräfekten (dessen Amt gewöhnlich mit dem des Kanzlers vereinigt war), und den beiden Dekanen den grossen Schulenrath, welchen der Justizminister zu berufen und zu leiten hat, zum Zwecke etwaiger Veränderungen auf dem Gebiete des

Schulwesens. Zum Schulendirektor ernannte dann 1775 der König den Professor Zeplichal auf die Vorstellung Carmer's hin, dass dieser sich am eifrigsten bei der Reform erwiesen und auch „die am Mehrsten gereinigten Begriffe zu erkennen“ gäbe.

Der Universität war unter ihrem Rektor und den Decanen eine gewisse Selbständigkeit erhalten, doch standen die Professoren einmal als Ordensbrüder unter ihrem Oberen und dann auch unter dem Schulendirektor, welcher letztere verpflichtet wurde, „mit dem Rektor der Universität, den Decanis und Präfectis über die Aufnahme des Schulwesens und was dazu irgend beitragen kann, fleissig zu concertiren und überhaupt Sorge zu tragen, damit der Endzweck dieses Reglements nicht etwa durch den Eigensinn, Vorurtheil, Untüchtigkeit oder Trägheit einzelner Lehrer irgendwo unerreicht bleiben möge.“ Hervorzuheben ist noch, dass in dem Reglement der Jesuitenorden als in Schlesien noch bestehend vorausgesetzt und dem Oberen desselben als solchem eine Stelle in dem Schulenrathe gewährt wird. Um so williger liessen sich die Jesuiten die ihnen auferlegten Beschränkungen und die staatliche Aufsicht gefallen, wie sehr auch ihre alten Privilegien dabei geschädigt wurden. Um vieles lieber sahen ja die Jesuiten einen ketzerischen Staatsbeamten über sich, als einen geistlichen Würdenträger ihres Glaubens, der, wie Zeplichal schreibt, „sich gleich autorisiren lassen würde, mit ihnen nach aller Ausschweifung der Ganganelli'schen Raserei verfahren zu können.“ Denn so weit war es gekommen, dass die Jesuiten, so lange die tapfersten Kämpfer für Kirche und Papstthum, jetzt als Rebellen angesehen wurden, die statt sich dem Willen des h. Vaters demüthig zu fügen, in einigen ketzerischen Landen sich zu behaupten wagten, vor allem sich stützend auf den Schutz des mächtigen Preussenkönigs. In der That war dieser ja auch entschlossen, die Jesuiten in ihrem Besitze zu schützen und ihre Thätigkeit als Lehrer der Jugend sich zu erhalten und zwar ohne dabei sich auf die Privilegien der Universität zu berufen. Aber auf der andern Seite

konnte er sich doch auch den Vorstellungen des thatsächlichen Verwalters des Bisthums, des von ihm als loyal hochgeschätzten Weihbischofs von Strachwitz nicht ganz verschliessen, den der Widerspruch zwischen dem Verdammungsurtheil des Papstes, das zwar nicht hatte publizirt werden dürfen, aber doch aller Welt bekannt war, und den Weisungen des Königs in arge Noth brachte, da die Jesuiten doch zugleich Priester waren und geistliche Funktionen ausübten, welche sie nach dem Ausspruche des Papstes nicht mehr ausüben durften. Der König wünscht deshalb sehnlichst eine Verständigung mit dem Papste, die seinen Absichten bezüglich der Erhaltung der jesuitischen Lehrthätigkeit nicht entgegenstände.

Ein solcher Vergleich kam nun 1775 mit dem Nachfolger Clemens XIV. zustande, und die Kosten der Ueberkunft hatten die Jesuiten zu tragen. Dieselben büssten ihren Namen und damit die Kontinuität ihrer Geschichte, ihre ganze internationale Stellung ein. Sie durften fortbestehen nur als Priester des königlichen Schulinstituts, und waren als Priester der bischöflichen Gewalt unterworfen. Ob nun diese Aufsicht sich auf die gesammte Thätigkeit der früheren Jesuiten erstrecken, und ob also das gesammte katholische Schulwesen und natürlich auch die Breslauer Universität fortan vom Bischof abhängen sollte, ward eine Frage von grosser Wichtigkeit. Strachwitz wünschte natürlich das letztere und obwohl, wie Zepichal versichert, „der gesundeste Theil der Lehrer entschlossen war, eher das äusserste Schicksal in der Welt zu erfahren, als in die Hände ihrer Feinde zu fallen“, wie wenig sie auch sonst den Bischöfen die Subordination in geistlichen Sachen weigern würden, so brachte Strachwitz doch den Universitätskanzler Pater Entzendorffer so weit, in einer Konferenz, zu welcher Carmer am 5. Juni 1776 den Schuldirektor und den akademischen Magistrat berufen hatte, ein Promemoria zu überreichen des Inhalts, dass nunmehr an die Stelle des Ordensoberen der Bischof getreten sei, von dem also Anstellung oder Absetzung der neuen Lehrer ab-

hing, der über das ganze Schulwesen mit zu entscheiden hätte, und ohne dessen Zustimmung die übrigen Glieder des Schuleninstituts nichts beschliessen dürften. Auf das entschiedenste ward diese Auffassung durch Carmer zurückgewiesen, der nur das eigentlich Geistliche dem Bischof zugewiesen sehen wollte, das Erziehungswesen aber in seinem ganzen Umfange nach dem Beispiel der katholischen Mächte dem Staate vorbehielt. In diesem Sinne verfasste dann in des Ministers Auftrage Svarez unter Einfügung des von Zeplichal verfassten, in jener Konferenz berathenen organisatorischen Theils die unter dem 26. August veröffentlichte königliche Instruktion für die Priester des königlichen Schuleninstitutes in Schlesien. Im Eingange derselben werden dem Bischofe noch einige Konzessionen gemacht, der auch bezüglich des Religionsunterrichtes und der theologischen Fakultät eine Aufsicht ausüben, auch bei der Anstellung eines theologischen Professors ein Einspruchsrecht haben soll und bei Verstössen eines Mitgliedes des Schuleninstitutes gegen die Regeln der Glaubens- und Sittenlehre bei der Schulenkommision Klage führen darf.

Diese letztere ist fortan die eigentliche Leiterin des höheren katholischen Schulwesens in Schlesien. Dieselbe besteht unter dem Vorsitze eines von dem Könige zu bestellenden Chefs und Kurators der Breslauer Universität aus dem Schulendirektor, dem Rektor der Universität, dem Kanzler, den Dekanen und Seniores der beiden Fakultäten und dem Schulpräfekten, d. h. dem Rektor des akademischen Gymnasiums. Man sieht, die neue Verfassung hat den Oberen der Jesuiten, der noch in dem Reglement von 1774 seine Stelle hatte, ausgemerzt. Der neue General der Jesuiten war, wie man scherzend gesagt hat, der Protestant Carmer. Dieser, der königliche Kommissar, ernennt auch den Rektor der Universität wie die der Gymnasien, und zwar nicht auf Lebenszeit, sondern auf eine bestimmte Zeit. Das Schuleninstitut ist verpflichtet, stets zwölf Kandidaten des Lehramtes auf der Universität zu erhalten. Diese sollen aus den fähigsten Studirenden auserwählt werden, und zwar

denen, welche bereits den Grad eines Magisters der Philosophie erlangt haben; dieselben werden, nachdem sie vor einer akademischen Kommission eine Prüfung abgelegt haben, durch den Schulendirektor unter Genehmigung des königlichen Kommissars in das Schuleninstitut aufgenommen und erhalten nun von Stund an freie Wohnung und Kost und „auch ein Gewisses an baarem Gelde“. Der Universität wird das Recht zugesprochen, bei der Meldung eines Studirenden vor der Immatrikulation sich von dessen Reife durch eine Prüfung zu überzeugen und bei schlechtem Ausfalle derselben den Zögling in diejenige Klasse des Gymnasiums zu weisen, für welche er sich eigentlich qualifizire. Die Jesuiten waren ihrer Mehrzahl nach sehr zufrieden, wenigstens als Lehrer eine Unabhängigkeit von dem Bischofe erlangt zu haben, desto weniger war es der Weihbischof von Strachwitz, und zwischen ihm und Carmer, welcher eifersüchtig die Rechte des Staates wahrte, bestand fort und fort eine grosse Spannung; der letztere hat nicht eher geruht, bis der schon erwähnte Kanzler Entzendorffer, welcher fast allein noch die Anschauungen des Weihbischofs an der Universität vertrat, trotz Strachwitz' Widerstreben beseitigt wurde. Derselbe musste 1776 die Pfarrstelle in Kreuzendorf übernehmen. Andererseits vermied es aber der Minister vorsichtig, Anlass zu Beschwerden zu geben, und als 1778 ihm sein Kollege Zedlitz vorschlägt, den gelehrten, aber der Heterodoxie beschuldigten Professor Isenbiehl aus Mainz an die Breslauer Universität zu berufen, macht Carmer vorsichtig seine Bemühung dafür davon abhängig, dass Isenbiehl in das Schulinstitut eintrete und den Weihbischof von Strachwitz von seiner Rechtgläubigkeit überzeuge, womit dann die Sache begraben war.

Mit Carmer's Berufung zum Grosskanzler 1780 hört die Periode der Reformen für die Breslauer Universität auf, umsomehr, da auch Felbiger einen Ruf nach Oesterreich angenommen hatte. Das, was im vorstehenden angeführt ward, wird hinreichen, um es erklärlich zu finden, dass aus der Leopoldina doch schliesslich nichts Rechtes

geworden ist, wenigstens nichts, was dem Begriffe einer Universität, wie wir ihn haben, irgendwie entspräche, und das war natürlich. Denn ob man die Jesuiten umtaufte, ihnen einige neue Unterrichtszweige aufnöthigte, sie unter Staatsaufsicht stellte, so konnte man sie doch nicht mit einem Male zu Männern der Wissenschaft machen. Die Ziele des Jesuitenunterrichts lagen eben nicht auf dem Gebiete der Wissenschaft; und die Professoren, die ganz nach dem Belieben ihrer Oberen in einem Semester Philologie, im nächsten Metaphysik oder Poesie zu lehren hatten, waren nicht dazu angethan, eine Disziplin wissenschaftlich zu beherrschen. Abgesehen von einigen vereinzelt mathematischen Leistungen, hat kaum ein Professor der Leopoldina die Wissenschaft zu bereichern vermocht. Die Anstalt hat eigentlich nur vegetirt, bis endlich 1811, weit hinter den hier gesteckten Grenzen in das stattliche Haus am Oderstrande eine wirkliche Universität ihren Einzug gehalten hat.

Elfter Abschnitt.

Geistiges Leben.

Die Universität Breslau konnte in ihrer Beschränkung als Bildungsanstalt für katholische Theologen kaum einen wesentlichen Einfluss auf das geistige Leben der Landeshauptstadt und der ganzen Provinz erlangen. Wohl erfahren wir, dass einer der aus Frankreich herberufenen Jesuitenprofessoren, der Mathematiker Karl Martel, für die alle Winter hierher kommandirten Offiziere Vorlesungen über Mathematik und Fortificationslehre gehalten hat, aber abgesehen von diesem einzelnen Falle haben die Universitätsprofessoren an diesen Kursen so wenig sich betheiligt, wie an den medicinisch-chirurgisch-geburtshülflichen Vorlesungen, welche, nachdem hier innerhalb des städtischen Hospitals zu Allerheiligen 1773 ein anatomisches Theater gegründet

worden war, der Medicinal-Assessor Neugebauer und der Professor Morgenbesser hielten, und deren Besuch angehenden Aerzten, Chirurgen und Hebammen zur Pflicht gemacht wurde. Dieselben wurden von dem schon seit 1744 hier bestehenden Medicinal-Kollegium veranstaltet. An diesem *Collegium medicum* hat auch der Mann gewirkt, den wir als den berühmtesten schlesischen Arzt dieser Epoche bezeichnen dürfen, Balthasar Ludwig Tralles, der in Breslau 1708 geboren, fast 90jährig hier 1797 gestorben ist, ohne dass ihn zahlreiche Berufungen nach auswärts hätten der Heimath abspenstig machen können. Infolge mannigfacher wissenschaftlicher Leistungen ward er Mitglied der Akademien von Wien und München. Als Arzt hat er sich ein grosses Verdienst erworben durch die Rettung des Prinzen Ferdinand aus schwerer Krankheit 1758, was ihm dann auch die Anerkennung des Königs und die Ehre einer langen Unterredung verschafft hat. Der vielseitig gebildete Mann wird auch unter den schlesischen Dichtern genannt, hauptsächlich wegen seines sich an Haller's „Alpen“ anlehenden beschreibenden Gedichtes über das Riesengebirge, das vor seinen Vorgängern wenigstens das voraus hat, dass es uns mit der altfränkischen mythologischen Staffage verschont, wogegen es ein tiefgewurzelt religiöses Gefühl stark und wiederholt zum Ausdruck bringt. Dieser Standpunkt eines strenggläubigen Christen hat ihn denn auch gegen die französischen Encyklopädisten auftreten lassen, und eine Schrift über die Unsterblichkeit der Seele, die er seinem König, dem Beschützer La Mettrie's, zu widmen Bedenken trug, hat er der Kaiserin Maria Theresia gewidmet und dafür von dieser bei persönlichen Begegnungen Beweise von Huld und Versicherungen ihrer nie erloschenen Zuneigung für die Schlesier erhalten. Tralles' frommer Eifer hat ihn dann auch verleitet, seiner Unzufriedenheit über Lessing's „Nathan“ in einem zweibändigen Werke Luft zu machen, welches des Dichters Bruder in einem Briefe an diesen so charakterisirt: „Man beweist Dir im ersten Theile, dass Du kein Christ bist, im zweiten, dass Du kein Deutsch verstehst.“ Lessing

antwortet: „Nur sein hohes Alter rettet den Mann vor einem bunten Tanze, den ich sonst mit ihm verführen würde.“ Lessing erkundigt sich in diesem Briefe, was das Buch für einen Eindruck in Breslau gemacht habe; er nahm ja an dieser Stadt einen näheren Antheil, in Erinnerung an die fünf Jahre, die er hier verlebte. Die Schlesier sind stolz auf diese Zeit, wo einer der grossen Geister unserer klassischen Literatur in ihrer Mitte gewelt hat, stolz, als hätten sie damit einen Antheil gewonnen an jener grossen Epoche, deren Inhalt doch erst sehr allmählich den Schlesiern zum Bewusstsein gekommen ist.

Gotthold Ephraim Lessing, geboren 1729 zu Kamenz in der Oberlausitz, hatte 1755 seine schriftstellerische Thätigkeit in Berlin unterbrochen, um von Leipzig aus einen Patriziersohn auf weiten Reisen als Hofmeister zu begleiten. Die Reise fand jedoch bereits in Amsterdam ihr Ende durch die Nachricht von dem Einrücken der Preussen in Sachsen. Nach der Rückkehr machten sich die politischen Gegensätze übel geltend. Das Leipziger Haus brach, weil Lessing in die Entrüstung der Sachsen über König Friedrich nicht einstimmen und den Umgang mit preussischen Offizieren nicht aufgeben mochte, jede Verbindung mit ihm ab, so dass er durch einen langwierigen Prozess die Erfüllung seines Kontraktes zu erzwingen genöthigt war. Sonst brachte dieser Leipziger Aufenthalt ihm reichen Gewinn durch die Freundschaft mit dem 1757 hierher kommandirten preussischen Major Ewald von Kleist, dem Dichter des „Frühlings“, von dessen glühender Begeisterung für Friedrich sich auch Lessing einiges mittheilte. Kleist war auf das eifrigste bemüht, seinem Freunde eine Stellung in Preussen zu verschaffen, und klopfte deshalb an die verschiedensten Thüren, doch immer vergebens. Als dann endlich Ende 1760 der General Tauentzien, der alte Freund Kleist's, den ihm 1758 in Leipzig vorgestellten jungen Schriftsteller zu seinem Sekretär berief, konnte dieser auf seiner Reise von Berlin nach Breslau in Frankfurt das Grab seines edelmüthigen Freundes Kleist besuchen, der inzwischen den von ihm

allzeit ersehnten Heldentod bei Kunersdorf gefunden hatte.

Lessing hat hier in Breslau von 1760—65 gleichsam inkognito gelebt; in sorgenfreier Stellung hat er nach ermüdenden Amtsgeschäften im Kreise der Offiziere, mit denen ihn sein Beruf in Verbindung brachte, fröhlich gezecht und vor allem mit Leidenschaft gespielt, hat das Theater besucht, wo ihn, wie er offen eingesteht, die Hanswurstiaden Schuch's mehr anzogen als die rührseligen Familiendramen, die damals in der Mode waren, neben denen allerdings auch wohl Lessing's „Miss Sarah“ und „Der Freigeist“ gespielt wurden, hat dann auf den reichen Bibliotheken der Stadt eifrig studirt und von da die Werke alter schlesischer Dichter, Scultetus, Tcherning, Logau, neu ans Licht gezogen, unterstützt und gefördert von Breslauer Gelehrten, dem schon genannten Rektor Arletius und dem noch näher zu besprechenden Benjamin Klose. Aber Lessing hat, obwohl ihn sein Chef Tauentzien fast täglich an seine Tafel zog, die höheren Gesellschaftskreise Breslaus gemieden, und dem König Friedrich, der bei längeren Aufenthalten in Breslau alle möglichen Leute hat zu sich kommen lassen, die hier über das Dutzendmass herausragten, hat niemand von dem Sekretär seines getreuen Tauentzien gesprochen, und er ist um die Freude gekommen, einem Geiste zu begegnen, der dem seinen ebenbürtig, es mit jedem der Franzosen aufnehmen konnte, die der König so hoch schätzte, und dem das preussische Heer seine stolzeste Verherrlichung verdanken sollte. In der That hatte Lessing nicht umsonst so lange intim mit Offizieren der fridericianischen Armee verkehrt und schliesslich im Jahre 1762 als Sekretär Tauentzien's sogar ein Stück des letzten Feldzuges mitgemacht; es war ihm ein tiefer Eindruck von diesen Preussen, denen, wie er einmal gesagt hat, die Heldentugenden ebenso angeboren seien wie den Spartanern des Alterthums, in der Seele zurückgeblieben. In derartigen Empfindungen wurzelt das Stück, das hier in Breslau entstanden ist, das herrlichste Lustspiel, dessen sich die deutsche Nation rühmen kann, und dabei ein treues und

glorreiches Spiegelbild des Geistes, der in Friedrich's Heere herrschte: „Minna von Barnhelm“. Nur mit Unrecht weist man hier von der Königsbrücke aus an den grünen Ufern des Bürgerwerders auf ein altfränkisches kleines Tempelchen als die Laube, in welcher Lessing an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1764 den Plan des Stückes niederschrieb. Es erfolgte dies vielmehr in des Ziergärtners Göldners Garten, der, sieben Jahre später an die Kaufmannschaft verkauft, die erste Zuckerraffinerie entstehen sah.

Eine Szene, die sich hier in dem Gasthause zur goldenen Gans abspielte, gab den Anlass zur Fabel des Stückes; Züge seines verewigten Freundes Kleist fügten sich ihm zum Bilde Tellheims, selbst für die spitzbübischen Bedienten des Majors hatte er Modelle kennen gelernt. Er arbeitete in jenem Göldner'schen Gartenhause an seinem neuen Stücke mit inniger Freude, „ich war in einem Train zu arbeiten“, schreibt er, „wie ich selten gewesen bin“. Er hatte die Ahnung, dass sich ihm damals etwas Grosses gestaltete, und sprach es aus, er wolle, falls das nicht etwas Besseres würde als seine früheren Stücke, sich nie wieder mit dem Theater abgeben. Aber inmitten dieser Schaffensfreude erfasste ihn ein heftiges Fieber, das ihn schwer daniederwarf. Und schon in der Genesung, im August 1764, zeigt er sich noch sehr missmuthig gestimmt; er ärgert sich über seinen Arzt, den alten Stadtphysikus Morgenbesser, der ihm von Gottsched vorschwärmt, über traurige Verhältnisse im Vaterhause, denen er immer wieder durch Geldsendungen abhelfen sollte, darüber, dass der hässliche Leipziger Prozess noch immer nicht zu Ende kam, vor allem aber über sich selbst, da er nicht wieder in den rechten Zug zum dichterischen Schaffen hineinkommen könne. Obwohl er vor Begierde brenne, die letzte Hand an „Minna von Barnhelm“ zu legen, schreibt er damals, möge er doch nicht mit halbem Kopfe daran arbeiten. Aber endlich gelangte es doch zur Vollendung, und den Dichter hatte seine Ahnung nicht betrogen, dass er hier etwas schaffen würde, was hoch über allen seinen bisherigen Geisteswerken stände. Mit diesem

nicht wie seine früheren an fremde Muster sich anlehnenden Stücke hatte er ein durch und durch deutsches Lustspiel geschaffen und zur Erfüllung der von ihm selbst gestellten Forderung, jedes Volk müsse seine eigene Bühne haben, den Deutschen ein mustergültiges Lustspiel gegeben. In ganz vollendeter Weise treten uns die bis ins Kleinste ausgearbeiteten Charaktere entgegen, wenn man auch den Kritikern zugeben mag, dass die weiblichen dabei zu kurz gekommen sind. In der That wird man sagen können, dass, wenn in der „Minna von Barnhelm“ die sächsische Anmuth der preussischen soldatischen Ehrenhaftigkeit hat sollen gegenübergestellt werden, die letztere den Löwenantheil davon getragen hat. Gerade das aber ist noch besonders bedeutsam geworden, dass hier der Geist des fridericianischen Heeres eine solche Verherrlichung gefunden hat, während sonst die Barden des grossen Königs eben nur diesen selbst besangen. Als die Hamburger dann an diesem Lustspiele sich nicht satt sehen konnten, da mussten sie doch inne werden, dass in diesem preussischen Geiste, den die Hohenzollern in ihrem Volke ausgebildet hatten, etwas Besonderes und Bedeutendes liege. Dieser spezifisch preussische Geist hat vor und nach Lessing dem übrigen Deutschland wie etwas Fremdes spröde gegenübergestanden. Dass er hier in poetischer Verklärung vor das deutsche Publikum gebracht wurde, war zugleich eine patriotische That.

Als Lessing die „Minna“ schrieb, war er bereits entschlossen, sein Verhältniss zu Tauentzien zu lösen, Breslau zu verlassen. Er sei, schreibt er am 13. Juni 1764 an seinen Vater, über die Hälfte seines Lebens und wisse nicht, was ihn nöthigen könne, sich auf den kürzeren Rest desselben zum Sklaven zu machen. Es zöge ihn fort, schrieb er, von diesen ihn „ermüdenden Beschäftigungen und erlogenen Vergnügen“. Und doch ist gerade der Breslauer Aufenthalt für ihn unendlich bedeutungsvoll, zum eigentlichen Wendepunkte seines Lebens geworden. Wer darauf angewiesen ist, von seiner Feder zu leben, dem bleibt häufig nicht die volle Wahl seiner Arbeiten; äussere Rücksichten

wirken bestimmend und leiten nur zu oft von höheren Zielen ab. So hat denn Lessing eben hier in Breslau, wo er frei von Sorgen um die äusseren Lebensnothwendigkeiten seine Mussestunden zu freier Verfügung hatte, gelernt, höher zu streben. Hier hat sein Geist, wie Fichte schön gesagt hat, „unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besonnen und in sich selbst Wurzel geschlagen“. Er selbst schreibt aus Breslau nach jener Krankheit im Sommer 1764 an Ramler: „Die ernstliche Epoche meines Lebens nahet heran; ich beginne ein Mann zu werden und schmeichle mir, dass ich in diesem hitzigen Fieber den letzten Rest meiner jugendlichen Thorheiten verraset habe.“ Wie sich sein Verhältniss zu Tauentzien gelöst hat, wissen wir nicht. Ostern 1765 hat er Breslau verlassen. Als er hierher ging, hatte er geschrieben: „Ich will mich eine Zeit lang als ein hässlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können.“ Jetzt flog er davon, der glänzende Vogel, auf der einen seiner leuchtenden Schwingen trug er die „Minna von Barnhelm“, auf der anderen die Anfänge des „Laokoon“.

Mit betrübterem Herzen hat Niemand in Breslau Lessing scheiden sehen als sein gelehrter Freund Samuel Benjamin Klose, geboren zu Breslau 1730 und gestorben daselbst 1798, seit 1763 Rektor der Heiligengeisteschule, einer Mittelschule, wie wir heut sagen würden, der er auch treu geblieben ist, obwohl man ihn zweimal zur Leitung des Elisabethgymnasiums berufen wollte. Lessing hat er gleich nach dessen Ankunft aufgesucht, und ist dann sein Führer geworden in den grossen, an Handschriften reichen, und mit den drei Hauptkirchen der Stadt verbundenen Büchersammlungen, deren eine er ja selbst unter sich hatte. Man kann wohl sagen, dass hier in Breslau niemand Lessing näher getreten ist als eben Klose, mit dem er auch in brieflicher Verbindung geblieben ist. Derselbe hat noch in der letzten Lebenszeit die weite Fusswanderung von Breslau nach Wolfenbüttel nicht gescheut, um den geliebten und bewun-

derten Freund noch einmal zu sehen. Und als er in seinem Alter sich als missvergnügter Sonderling von aller Welt abschloss, da wussten seine Bekannten, dass es einen Namen gab, dessen Nennung den alten Griesgram heiter und gesprächig machen konnte, es war der Lessing's. Wenn wir die kritischen Schriften Klose's, vornehmlich die „Neuen literarischen Unterhaltungen“, Breslau 1774—75, durchblättern, mögen wir finden, dass er seinen Lessing nicht ohne Nutzen gelesen hat. Seine Kritiken können durch die Schärfe des Urtheils, durch Witz und Geist zuweilen an Lessing erinnern, wenn er gleich dann wieder auch seinem Vorbilde sehr unähnlich in lehrhafter Breite sich gehen lässt. Aber Klose's Hauptverdienste liegen auf dem Gebiete der Geschichte.

Die Geschichtsschreibung schien in Schlesien, nachdem der Druck der österreichischen Herrschaft aufgehört hatte, einen neuen Aufschwung nehmen zu können, und der alte Patrizier Friedrich von Sommersberg, der erste Herausgeber einer Sammlung schlesischer Geschichtsquellen, hatte schon 1742 geäußert, nachdem er darüber geklagt, was er seinerzeit von der österreichischen Censur zu leiden gehabt, er wolle jetzt vieles noch einmal bearbeiten im Geiste der jetzigen erleuchteten Zeiten. Es ist nicht dazu gekommen, und thatsächlich sind nur die protestantischen Theologen, denen die österreichische Zeit den Mund geschlossen gehalten hatte, daran gegangen, die Geschichte ihrer Kirche darzustellen; die kirchengeschichtlichen Werke der Rosenberg, Hensel, Fuchs, Ehrhard werden immer mit Achtung genannt werden. Näher auf sie oder das einzugehen, was sonst von kleinen editorischen oder lokalgeschichtlichen Arbeiten jene Zeit hervorgebracht hat, würde zu weit führen. Wir wollen uns begnügen, hier einen in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Mann zu nennen, Karl Friedrich Flögel, geboren zu Jauer 1729, gestorben als Professor der Liegnitzer Ritterakademie 1788, dessen auf gründlichen Studien beruhenden Werke: „Geschichte der komischen Literatur“, „Geschichte der Hofnarren“, „Geschichte des Burlesken“

noch heut geschätzt werden. Vor allem aber müssen wir Klose nennen, der in seinem anonym erschienenen Werke „Von Breslau, dokumentirte Geschichte und Beschreibung, in Briefen“ 1783 eine auf Urkunden und Chroniken gegründete Geschichte seiner Vaterstadt lieferte, ausgezeichnet vor allem durch ein Mass historischer Kritik, wie es jene Zeit kaum kannte. Das Buch ist noch heute für den Historiker unentbehrlich und durchaus zuverlässig. Einer Form und Gestaltung entbehrt es allerdings. Ein Urkundenauszug reiht sich an den andern, und nachdem fünf Bände das Werk bis 1526 gebracht hatten, verlor der Verleger die Geduld, und die von dem Verfasser bereits ausgearbeitete Fortsetzung, bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts, die leicht auch noch fünf Bände hätte ergeben können, blieb ungedruckt; nur einen Theil über innere Verhältnisse im XV. und dem Anfange des XVI. Jahrhunderts hat Stenzel in der Sammlung schlesischer Geschichtsquellen herausgegeben, wo er einen Quartanten füllt, hochschätzbar jedem Forscher. Missmuthig kehrte Klose jetzt dem Publikum den Rücken und legte ganz ungeheure Sammlungen für die heimische Geschichte an, theils aus dem Breslauer Stadtarchiv, um dessen Ordnung er sich grosse Verdienste erworben hat, theils aus andern. Diese Sammlungen, die nach manchen Wechselfällen wieder an die Breslauer Stadtbibliothek gekommen sind, füllen nicht weniger als 248 schön und sauber geschriebene Bände, meist in Folio. Stenzel hat seine schlesische Geschichte den Manen Klose's gewidmet.

Ein Historiker sehr anderen Schlages war Karl Ludwig von Klöber und Helsenborn, geboren 1738 zu Reichenbach in der Pfalz, dem seine Verbindung mit dem schlesischen Minister von Schlabrendorf, dessen Sohn er als Hofmeister auf Reisen begleitet, den Eintritt in den Staatsdienst geebnet hatte, und der, seit 1766 Rath bei der Breslauer Kriegs- und Domänenkammer, 1785 anonym unter dem Titel: „Schlesien vor und nach dem Jahre 1740“ eine Geschichte von Schlesien herausgegeben, die zwei Auflagen erlebt hat und namentlich in ihrem zweiten Theile, welcher

die eigentliche fridericianische Zeit schildert, wegen des darin verwertheten Aktenmaterials, und weil er in geistig belebter Weise die Stimmung der Zeit uns treu entgegenbringt, noch heute eine grosse Bedeutung hat.

Ueber Lessing's Aufenthalt in Breslau verdanken wir manche Züge der Erinnerung einer trefflichen Frau, die er schätzte und ehrte. Es war dies Frau Garve, Wittwe eines bemittelten Färbereibesitzers, welcher der frühe Tod des Gemahls die Sorge für die Erziehung eines talentvollen, aber schwächlichen Knaben, Christian, geboren 1742, allein überlassen hatte, eine Pflicht, welche sie mit ihrem treuen Herzen, ihrem durch keine Frömmerei getrüben religiösen Sinne, ihrem Interesse für Wissenschaft und Dichtung redlich erfüllt hat. Studien in Frankfurt und Halle brachten dem jungen Garve die Magisterwürde, und als er 1766 nach Leipzig übergesiedelt war, wohnte er auf den Wunsch seiner Mutter bei dem damals hochgefeierten Dichter Gellert, mit dem er in ein Verhältniss zärtlichster Freundschaft trat. Aus Breslau, wohin er um seiner Kränklichkeit willen schon 1767 zurückgekehrt war, zog ihn 1768 eine Berufung nach Leipzig auf den durch Gellert's Tod erledigten Lehrstuhl der Philosophie, welches Amt er jedoch bereits 1772 wieder niederlegte, um nun in seine schlesische Vaterstadt zurückzukehren, die er dann bis zu seinem 1798 erfolgten Tode nicht mehr verlassen hat. Hier hatte ein ihm befreundet gewordener schlesischer Edelmann von Paczensky mit solcher Bewunderung von Garve zu König Friedrich, der am Schlusse des bayerischen Erbfolgekrieges 1779 bekanntlich längere Zeit in Breslau verweilte, gesprochen, dass dieser ihn mehrerer Unterredungen würdigte, in deren einer er den gerade als Uebersetzer berühmten Garve aufgefordert hat, Ciceros Buch über die Pflichten deutsch zu bearbeiten. Garve hat sich der Aufgabe nach manchen Skrupeln und nach sorgfältigen Studien in der Einsamkeit des freundlichen Badeortes Charlottenbrunn, wo ja noch heut der schönste Punkt der Anlagen seinen Namen trägt (1779/80), mit der ihm eigenen Feinfühligkeit zu des Königs lebhaftem Beifall entledigt.

Musterhafte Uebersetzungen namentlich aus dem Englischen (Ferguson, Burke, Macfarlan, Ad. Smith) haben vor allem Garve's Ruhm begründet, und zahlreiche eigene Abhandlungen, darunter ein Buch: „Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrichs II.“ (2 Bde. Breslau 1798) haben diesen Ruhm befestigt. Garve und Moses Mendelssohn dürfen für die vorkantische Zeit, oder richtiger gesagt für die Zeit, bis Kant's ganze Bedeutung erkannt wurde, als die beiden grössten deutschen Philosophen gelten, und Garve besonders wünschte populär zu schreiben, für Gebildete. Seine Abhandlungen enthalten nicht tiefsinnige Erörterungen, sie behandeln die verschiedensten Gegenstände in leicht fasslicher, immer geistig belebter Weise. Er ist recht eigentlich ein Philosoph der Aufklärung. Seine philosophischen Anschauungen, an die Engländer Locke und Hume sich anlehnend, mussten den Grundsätzen einer geoffenbarten Religion widersprechen; für ihn lag der Schwerpunkt aller Religion in der Moral, und die weitgehende Duldsamkeit, die er predigte, hatte ihn sogar in Streitigkeiten mit den Berliner protestantischen Theologen verwickelt. Alles zusammenfassend möchten wir Garve als den hervorragenden Vertreter einer absterbenden Geistesrichtung bezeichnen. Den grossen Aufschwung der deutschen Wissenschaft und Dichtkunst hat er zwar noch mit erlebt, aber nicht recht zu würdigen vermocht. Vor der unerbittlichen Logik Kant's erschrak er, und wenn er in seinem Buche über Friedrich den Grossen dessen Urtheile bekämpft, so kommt er doch über dessen Standpunkt nicht wesentlich hinaus; sein liebster Dichter bleibt ihm Gellert, und wir müssen viel von seinen liebenswürdigen und geistvollen Briefen und Abhandlungen gelesen haben, um es verzeihlich zu finden, dass er hier in Verlegenheit zu sein bekennt, auf die Aufforderung „eines Ausländers oder eines Friedrich“ klassische deutsche Dramen zu nennen, welche als solche allgemein von der Nation anerkannt würden, zu antworten. So konnte er in seinem Todesjahre 1798 schreiben, wo weit über Deutschlands Grenzen hinaus der Ruhm

der dramatischen Meisterwerke Lessing's, Schiller's, Goethe's die Welt erfüllte.

Unter den eigentlichen Gelehrten Schlesiens in jener Zeit gebührt ein hervorragender Platz dem Freiherrn Heinrich Gottfried von Matuschka (1734—1779) als dem Verfasser einer schlesischen Flora von einer Vollständigkeit, wie solche andere deutsche Landschaften so früh kaum aufzuweisen vermochten. Der Verfasser, Spross einer alten katholischen Adelsfamilie, hatte zuerst die Universität Breslau besucht, dann aber auf den Wunsch seines Vaters Jura studirt, um in den Staatsdienst zu treten. Zweiundzwanzig Jahre alt ward er zum Rathe bei dem Breslauer Justizkollegium der Oberamtsregierung ernannt, verliess aber während des siebenjährigen Krieges den Staatsdienst, um sich in ländlicher Musse seiner Neigung nach mit mathematischen und naturwissenschaftlichen Studien zu beschäftigen. 1776 erschienen die beiden Bände seiner „*Flora Silesiaca*“. Matuschka ist zugleich der berühmteste unter den Mitarbeitern der Patriotischen Gesellschaft, der wir als einer Schöpfung Carmer's noch mit einigen Worten gedenken müssen.

Bereits kurz nach dem Hubertsburger Frieden hatte König Friedrich durch ein Zirkular an alle schlesischen Landwirthe zur Bildung einer ökonomischen Gesellschaft nach dem Muster einer derartigen, von den Ständen des kursächsischen Thüringens vorgenommenen Gründung angeregt, ohne dass, soweit wir erfahren, der Gedanke zur Ausführung gekommen wäre. 1768 regt denselben Carmer von neuem an und zwar in erweiterter Form; er bittet den König, die Errichtung „einer Gesellschaft von geschickten Leuten zur Beförderung der Landesökonomie, des Handels und der Fabriken in Schlesien zu gestatten“. Gern stimmte der König zu, doch das grosse Werk der schlesischen Landschaft lenkte die Gedanken nach anderer Richtung. Aber Carmer vergass es nicht und trug kein Bedenken, nachdem die Landschaft gegründet war, deren Organisation zugleich für die von ihm erstrebte Gesellschaft zu benutzen, wie er

denn gleich bei der ersten Zusammenkunft der Stände seine Hoffnung aussprach, dass „diese auf Wiederherstellung und Unterstützung des Kredits abzielende Verbindung zugleich ein Mittel zur allgemeinen Aufnahme unseres geliebten Vaterlandes werden könnte.“ Carmer's Gedanke war, durch eine Vereinigung von Landwirthen, Kaufleuten, Fabrikanten und Gelehrten dem gesammten „Nährstande“ höhere Bildung und einen erweiterten Gesichtskreis zu verschaffen. Sein getreuer Helfer Svarez musste eine Eröffnung an die versammelten Stände der Landschaft machen, und bei dem Ansehen, das Carmer genoss, erklärte sich alles bereit; 1772 trat unter königlicher Genehmigung die „Patriotische Gesellschaft zur Aufnahme des Nahrungsstandes“ ins Leben. In der Allgemeinheit nun, wie es sich Carmer gedacht hatte, liess sich das Projekt nicht durchführen. Die Gesellschaft musste sich bald mit dem nachmals angenommenen Titel einer ökonomisch-patriotischen Sozietät begnügen und ist über das Gebiet der beiden Herzogthümer Schweidnitz-Jauer nur auf eine kurze Zeit hinausgekommen. Und auch auf dem engeren Gebiete der Landwirthschaft ging es minder glatt, als Carmer es sich vorgestellt hatte. Die gegenseitigen Mittheilungen von gemachten Erfahrungen und gewonnenen Resultaten fanden doch Schwierigkeiten. Die Neigung, Vorträge zu halten, war nicht weit verbreitet und nicht einmal die, solche anzuhören. Es kam kein rechter Zug in die Gesellschaft, obwohl es ihr Vorsitzender Carmer an Ermahnungen, in denen er auch wohl zu schelten verstand, nicht fehlen liess. Wenig befriedigt schied Carmer bei seiner Berufung nach Berlin 1780 von dieser seiner Schöpfung. Der Minister Hoym übernahm nun den Vorsitz, und seine gewandte Feder hat es vermocht, König Friedrich einen so günstigen Begriff von dem Wirken der Gesellschaft beizubringen, dass derselbe unter dem 4. März 1784 ein äusserst schmeichelhaftes Schreiben an dieselbe richtet und darin z. B. ausspricht: „es wird doch denen Leuten und den anderen Provinzen viel Mühe machen, der schlesischen Landwirthschaft so nachzuahmen.“

Unter den ersten Direktoren der Patriotischen Gesellschaft hat auch der als Pädagoge bereits berühmte Abt Felbiger aus Sagan figurirt, der ja auch verschiedene naturwissenschaftliche Schriften, z. B. über die Höhe des Riesengebirges (1769), Erkenntniss und Anwendung der verschiedenen Erdarten zur Verbesserung des Ackerbaues (1770), Vorschläge, wie Nordlichter zu beobachten sind (1771) veröffentlicht hat. 1764 hatte er an seinem Stifte eine Sternwarte angelegt und mit guten Instrumenten versehen, während die Breslauer Universität erst 1790 ihre Sternwarte erhalten hat. Felbiger hat sich auch das grosse Verdienst erworben, die Blitzableiter in Schlesien eingeführt zu haben; 1769 liess er einen solchen auf den Thurm der Stadtpfarrkirche zu Sagan setzen und hatte damals noch nöthig, dies durch eine besondere Schrift vor seinen Zeitgenossen zu rechtfertigen. Nur sehr langsam folgte man seinem Beispiele. Erst 1779 machte man in Breslau den Versuch, das dortige Pulvermagazin mit einem Blitzableiter zu versehen, und es machte in der Stadt, welche die Schrecken der durch einen Blitzschlag hervorgebrachten furchtbaren Pulverexplosion von 1749 noch in lebhafter Erinnerung hatte, einen gewaltigen Eindruck, als dann am 4. Dezember 1779 ein Blitzstrahl unschädlich an jenem Pulvermagazin, das damals 200 Ctr. Pulver in sich schloss, niederfuhr. Von den Breslauer Thürmen hat erst 1790 der zu St. Elisabeth einen Blitzableiter erhalten.

Klöber rühmt seinen schlesischen Zeitgenossen nach, dass man in allen Klassen der Gesellschaft eine Ehre darin finde, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und führt speziell eine Anzahl von hier verweilenden, literarisch thätigen Offizieren an, so den Autor der Kriegsbibliothek, von Gröben, den Dichter des „Brennus“, von Grävenitz, den Verfasser der Abhandlung über Romane, von Blankenburg, den Lyriker Lieutenant von Rhamel. Das hat nun allerdings nicht gehindert, dass in der Landeshauptstadt, wo damals doch die Kaufmannschaft den Ton angab, die grösste wissenschaftliche Vereinigung, die schon erwähnte

Patriotische Sozietät, nur mühsam ihr Dasein bis 1791 ge-
 fristet hat. Recht eigentlich vom Geiste der Zeit getragen
 wurden die Freimaurerlogen mit ihren Humanitätsbestrebun-
 gen, die in Breslau wie in den grösseren Provinzialstädten
 aus den besten Ständen zahlreiche Theilnehmer fanden;
 daneben bildete sich in Breslau kurz nach dem Huberts-
 burger Frieden 1765 die älteste Ressource und 1786 die
 vorzugsweise aus jüdischen Kreisen hervorgegangene Ge-
 sellschaft der Freunde.

Aus Breslau hat sich das Protokollbuch eines „*Collegium
 journalisticum*“ erhalten, welches im Dezember 1740, also
 charakteristischer Weise auf die erste Nachricht von dem
 Einrücken der Preussen, gegründet wurde und dann aller-
 dings in einer beschränkten Mitgliederzahl, die sich nie
 über 10 erhob, ohne Unterbrechung durch die schweren
 Kriegszeiten jeden Monat an seine Theilnehmer ein Journal,
 eine Flugschrift oder auch ein selbständiges Werk, meistens
 philosophischen, ästhetischen oder theologischen, zuweilen
 auch schönwissenschaftlichen Inhalts, deren jedes Mitglied
 eines darzubieten hatte, zur Lektüre versandt hat. Uebri-
 gens versichert ein Zeitgenosse, dass man in Breslau eine
 grosse Menge politischer, schönwissenschaftlicher und kriti-
 scher Zeitschriften antreffe, und dass die Zahl der Journal-
 leser ungemein gross sei. Das 1742 ins Leben gerufene
 offizielle Intelligenz- d. h. Anzeigebblatt erhielt 1765 einen
 Anhang, um „dem Publico verschiedene Abhandlungen und
 Nachrichten, welche wegen ihres nützlichen Einflusses im
 gemeinen Leben verdienen gemeinnütziger gemacht zu wer-
 den, mitzuthellen“. In Breslau bestand die 1741 für den
 Buchhändler Korn privilegirte Schlesische Zeitung, welche
 dreimal in der Woche auf einem Quartbogen erschien. Sie
 war eine wesentlich politische Zeitung, und das Provinzielle
 wie das Lokale fanden in ihr eine nur unzulängliche Ver-
 tretung. Eine Ergänzung lieferten von 1785 an die mit
 dem Beginne dieses Jahres in Monatsheften erscheinenden
 „Schlesischen Provinzialblätter“, welche neben grösseren
 Aufsätzen alle möglichen provinzialen, lokalen und personalen

Vorkommnisse zusammenstellten. Eine andere Tendenz verfolgte die seit 1774 erscheinende „Bunzlauische Monatschrift zum Nutzen und Vergnügen“, welche das dortige Waisenhaus, der ein Wohlthäter eine Druckerei geschenkt hatte, herausgab, wöchentlich zwei Bogen für einen guten Groschen mit der Absicht, „das weniger Bekannte aus der praktischen Sittenlehre, der Völker- und Naturgeschichte, der Erdkunde und Ackerbaulehre, Gedichte, Erzählungen der vornehmsten Weltbegebenheiten und vaterländischen Ereignisse mitzutheilen“. Als eine der ersten populären Belehrungszeitschriften brachte die Wochenschrift, verbunden mit einem kleinen Sonderblatte „Das schlesische Allerlei“, es bald auf 4000 Abonnenten, und sie hat 34 Jahre bestanden. Der Klose'schen kritischen Zeitschriften ward bereits gedacht. In Schlesien hatte sich seit der preussischen Herrschaft die Zahl der Buchhandlungen verdoppelt, und auch die Leihbibliotheken waren jetzt erst recht in Schwung gekommen. Klöver schreibt über diese 1778: „Selbst in Oberschlesien, wo ehemals kaum Kalender und Zeitungen hinkamen, sind gegenwärtig wenig Städte und Dörfer, wo man nicht einige Abonnenten der Lesebibliothek trifft.“

Wenn wir allgemein den Charakter des geistigen Lebens jenes Zeitraumes ins Auge fassen, drängt sich uns die Wahrnehmung auf, dass der französische Geist und Geschmack, dem ja bekanntlich der grosse König ganz ausschliesslich huldigte, bei dem gebildeten Publikum Schlesiens keineswegs unbedingt herrschte. Wenngleich in den höheren Gesellschaftskreisen die Fähigkeit, sich französisch ausdrücken zu können, verlangt ward, so wetteiferte doch sonst der englische Einfluss siegreich mit dem französischen. Auf dem Gebiete des Romanes gehörte der sentimental englischen Richtung das Feld; J. Th. Hermes, seit 1769 fürstlich Anhalt'scher Hofprediger in Pless, seit 1771 in Breslau, wo er 1821 als Kircheninspektor starb, hat mit seinen Romanen „Miss Fanny Wilkes“ nach Fielding'schem und „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“ nach Richardson'schem Muster grosse Er-

folge erzielt. „Sophien's Reisen“ hatten von 1770—1778 bereits 5 Auflagen erlebt und wurden ins Dänische und Holländische übersetzt, und auch auf der Bühne machten die englischen Familiendramen, die ja auch auf Lessing's „Sarah Sampson“ Einfluss geübt haben, den französischen den Rang streitig. Garve's Philosophie lehnte sich ganz an die Engländer Locke und Hume an, und in Klöver's schlesischer Geschichte häufen sich gerade englische Citate. Eben damals trug ja der englische Geschmack einen glänzenden Sieg über den französischen davon auf dem Gebiete der Gärtnerkunst. Immer allgemeiner ward auch in Schlesien die Anschauung, dass die Gestalt, welche einst der berühmte Lenôtre den Gärten von Versailles, Marly und der Tuilerien u. s. w. gegeben, diese steifen geradlinigen und rechteckigen Gänge und Taxishecken, der Natur widerspräche und eine Verstümmelung derselben bedeute. Man lernte allmählich die englische Art vorzuziehen, welche, wie es ein schlesischer Zeitgenosse ausdrückt, davon ausging, den Park eine schöne Landschaft im kleinen vorstellen zu lassen, in der man vieles von demjenigen, was man im grossen zerstreut und angenehm findet, näher zusammen antrifft, doch so, dass es von der Natur selbst an dem Orte hervorgebracht zu sein scheine. Schon war nach englischem Muster der Park zu Wörlitz 1768 entstanden, von 1776 an unter Goethe's Leitung der zu Weimar, und fast gleichzeitig schuf der schlesische Minister von Hoym auf seinem Besitzthum Dyhernfurt nach den Entwürfen des Oberbauraths Langhans, dessen wir noch rühmend zu gedenken haben, den ersten englischen Park, den wir ja noch heut zu bewundern vermögen. Und von 1782 hat dann der Erbprinz von Hohenlohe, der nachmalige Sieger von Kaiserslautern und Besiegte von Jena, den an seine Villa in Scheitnig anstossenden städtischen Wald mit Genehmigung des Breslauer Magistrats in gleichem Geschmacke umgestalten lassen. Wenig später ward durch den Grafen Reden, den eigentlichen Begründer des schlesischen Bergbaues, der Park zu Buchwald bei Hirschberg angelegt, dessen Ausblicken dann das nahe Riesengebirge erhöheten Reiz

verlieh, und durch den Herzog von Württemberg-Oels der zu Karlsruhe.

Die althergebrachte Neigung der Schlesier für das Verse machen fiel auch in jener Zeit Fremdhergekommenen auf, und Klöver ist so freundlich, seinen Zeitgenossen nachzusagen, sie hätten allmählich einsehen gelernt, dass nicht alles Gereimte für Poesie gelten dürfe. Uns kann die von dem schlesischen Arzte Lentner zu Breslau 1773 in zwei Bänden herausgegebene schlesische Anthologie an der kritischen Fähigkeit eher zweifeln machen, und auch des Brieger Syndicus Stöckel's Heldengedicht „Das befreite Schlesien“ (Breslau 1745) vermag uns nur wenig anzumuthen. Mit einigen Worten müssen wir aber der Karschin gedenken, der man, wenn wir sie gleich nicht mit Sulzer, Rammler und Gleim als die deutsche Sappho zu preisen geneigt sind, doch ein bedeutendes lyrisches Talent nicht abstreiten darf. Anna Louise Dirbach ward 1722 dicht an der schlesisch-märkischen Grenze in dürftigen Verhältnissen geboren. Beim Hüten des Viehes schrieb sie ihre ersten kunstlosen Verse. Sechszehn Jahre alt, schloss sie mit einem Tuchweber aus Schwiebus einen Ehebund, der sich bald nicht ohne ihre Schuld sehr unglücklich gestaltete und zur Scheidung führte. Aus dem Elende, das sie bei ihrer Rückkehr in dem verarmten Elternhause fand, sollte sie eine neue Heirath retten, stürzte sie aber nur noch in tieferes Unglück, da ihr Gatte, der Schneider Karsch, unter dessen Namen sie dann der Welt bekannt geworden ist, sich als ein arger Trunkenbold erwies. Mit ihm hat sie in Freistadt und Glogau schwere Tage durchgemacht, und man berichtet uns, dass sie damals durch die kleinen Verse, mit denen sie die fertigen Röcke, Westen, Hosen den Kunden überbrachte, ebenso viel verdient habe als der Mann durch seine Schneiderarbeit. Aus dieser kläglichen Existenz rettete sie 1761 das Einschreiten vornehmer Gönner, die ihr ihre poetischen Leistungen verschafft hatten. Sie kam nach Berlin, wo verschiedene literarische Grössen, Rammler, Sack, Sulzer, Mendelssohn, sich ihrer annahmen, sie belehrten und weiter förderten,

während der wohlwollende Gleim ihr von der Stolberg'schen Familie ein Jahresgehalt auswirkte. In Berlin ist sie dann 1791 gestorben. Unzweifelhaft war ihr ein grösseres Mass von Schwung und ungekünstelter Begeisterung eigen als manchem der damaligen gefeierten Dichter.

Wenn wir nun auch der Kunst einige Blätter gönnen, so haben wir an erster Stelle der Schöpfungen des Oberbaurathes Langhans zu gedenken. Als Erbauer des Brandenburger Thores in Berlin ist er der Unsterblichkeit sicher, aber die Schlesier dürfen noch besondere Ansprüche an ihn geltend machen, einmal, weil er 1733 in der schlesischen Gebirgsstadt Landeshut geboren ist, und dann, weil er so ziemlich alles, was die Zeit Friedrichs des Grossen in Schlesien und vornehmlich in Breslau an nennenswerthen Bauwerken hervorgebracht, geschaffen hat. Von ihnen ist allerdings nicht mehr viel vorhanden, in Kreuzburg das Landarmenhaus und in Breslau das Oberpräsidialgebäude, das einstmalige Hatzfeldt'sche Palais, das Langhans nach der Einäscherung bei der Belagerung von 1760 wieder aufgebaut hat; aber ältere Breslauer haben doch auch noch andere von ihm herrührende Gebäude geschaut, so das erst kürzlich verschwundene, 1770 errichtete Zwingergebäude mit seiner von dem Kaufmann Molinari erfundenen sinnreichen Inschrift *Mercurio telis certanti*, d. h. der kaufmännischen Schützengesellschaft, so das Friedrichsthor auf der Sterngasse, zwischen 1770 bis 1776 errichtet, die Zuckerraffinerie (1771), das Theater an der Ecke der Taschen- und der Ohlauerstrasse (1782), an dessen Proscenium man die von dem Breslauer Bildhauer Echtler gefertigten und geschenkten Statuen der Tragödie und der Komödie sowie zwischen den Logen die von demselben Meister geschaffenen Karyatiden bewunderte. Man rühmte Langhans damals nach, er „vereine die griechische und römische Eurhythmie der Formen mit den Vorzügen der neueren Baukunst in Ansehung der Bequemlichkeit und inneren Einrichtung.“

Bei jenem eben erwähnten Musentempel auf der Ohlauer Strasse mögen wir noch einen Augenblick verweilen, weil

die Freude an dramatischen Aufführungen in der That den Schlesiern von alten Zeiten her eigen war. Wenn schon während des Mittelalters in manchen schlesischen Städten von jungen Bürgern und Gesellen geistliche Spiele aufgeführt worden waren, in welche man dann humoristische Szenen zu grösserer Ergötzlichkeit eingeflochten hatte, so hatten sich in einzelnen Theilen Schlesiens, namentlich aber in der Grafschaft Glatz, noch Reste jener Sitte erhalten, und es haben hier namentlich zur Advents- und Fastenzeit in mehreren Städten, Neurode, Reinerz, Lewin, Landeck u. s. w., junge Burschen, fast ausschliesslich Handwerker, verschiedene Stücke aufgeführt, die als geistliche angesehen zu werden den nicht allzeit berechtigten Anspruch machten. Der Widerspruch der Behörden wich der Erwägung, dass sonst ähnliche Aufführungen in den nabeliegenden böhmischen Grenzorten von den Schlesiern vielfach besucht und so Geld ausser Landes geschleppt werden würde, während nun die Böhmen zu den schlesischen Vorstellungen gelockt werden konnten. Auch die kunstlosen Schüler-Aufführungen hatten ja in den verschiedensten schlesischen Städten ein dankbares Publikum gefunden und den Lehrern eine erwünschte Nebeneinnahme gebracht, sodass von diesen die von dem Minister von Zedlitz 1774 verfügte Abstellung der Schuldramen schwer beklagt wurde.

In Breslau ist ja schon in österreichischer Zeit Komödie gespielt worden, und in preussischer Zeit hat der ältere Franz Schuch bereits 1742 eine Konzession erhalten, welche für ganz Schlesien galt, sodass derselbe mit seiner Gesellschaft auch in anderen Städten Schlesiens herumreisen durfte, ohne dass freilich die im Prinzip zugesicherte Ausschliessung aller anderen Theaterunternehmer in sämtlichen schlesischen Städten ganz streng durchgeführt worden wäre, wie ja denn auch zeitweise, wenn Schuch anderswo verweilte, dieser selbst einem anderen Unternehmer Erlaubniss gab, in Breslau zu spielen. Nach manchen Wechselfällen hat dann des genannten Sohn, der jüngere Franz Schuch 1756 die Konzession erlangt, und dessen Gesellschaft war es,

deren Aufführungen Lessing sehr viele Abende seines Breslauer Aufenthaltes geschenkt hat. Franz Schuch der Jüngere hatte dazu das die „kalte Asche“ genannte Eckhaus der Ohlauer- und der Taschenstrasse, das er als einen „wüsten Stall“ bezeichnete, gekauft und allda 1756 einen Komödiensaal erbaut, aber als der Krieg ausbrach, Schweres erlebt. Die Vorstellungen hatten natürlich aufgehört; seinen Schauspielsaal benutzten während der österreichischen Okkupation Kroaten als Quartier,

Bei der Belagerung Breslaus durch die Preussen im Dezember 1757 hatte die Explosion des Pulvermagazins in der Taschenbastion auch den Musentempel arg beschädigt und mecklenburgische Rekruten, die längere Zeit darin einquartiert waren, denselben nicht verbessert. Dennoch unternahm Schuch noch während des Krieges 1760 einen erweiternden Umbau, hatte aber begreiflicher Weise bis zur Wiederherstellung des Friedens mit seinen Vorstellungen wenig Glück. Von da ab besserte sich auch seine Lage, und von jetzt an hatte er als Steuer für jede Vorstellung einen Thaler an die königliche Kasse zu zahlen. 1764 erhielt er eine neue Konzession. Schuch war selbst wohl der bedeutendste Schauspieler seiner Truppe, und Lessing gesteht, dass er sich an seiner etwas burlesken Komik, in der Schuch dem, wie man damals sagte, als Hanswurst berühmten Stranitzky, auch einem Schlesier († um 1750), nacheiferte, ganz besonders ergötzt habe. Brandes, der als Held und Liebhaber bei der Gesellschaft spielte, erzählt in seiner Selbstbiographie, wie Schuch es möglich gemacht habe, mit seiner Gesellschaft ganze Stücke zu improvisiren. Brandes erhielt z. B. einfach die Weisung, allgemein über Liebe und Liebeskummer sich zu äussern, dann kam Schuch als der vertraute drollige Diener (der Kasperle unserer Puppentheater) dazu, warf im Gespräch die Exposition hin, und so spielte sich der Faden des Stückes ab. Nach Schuch's Tode 1771 wurde die Konzession zwar der Wittwe gelassen, doch ging dieselbe bald ausser Landes und erfüllte ihre Obliegenheiten überhaupt so schlecht, dass man 1773 eine

neue Konzession dem Schauspielunternehmer Wäser ertheilte, und dessen Wittve war es dann, welche 1782, als die Polizei das bisherige Theater wegen Baufälligkeit zu sperren drohte, das neue Haus nach Langhans' Plänen erbauen liess. Dieses hat nun auch jetzt bereits seit einem halben Jahrhundert einem neueren Theater an günstigerem Platze weichen müssen.

Zwölfter Abschnitt.

Handel und Industrie.

Die von König Friedrich mit einer beispiellosen, ewig bewundernswerthen, bis ins Kleinste gehenden Fürsorge konsequent durchgeführte Ueberwachung des ganzen Gebietes von Handel und Industrie tritt uns in der Zeit nach dem grossen Kriege ganz besonders ausgeprägt entgegen. Bei des Königs Gesinnungen galt die Hauptsorge der heimischen Gewerbsthätigkeit, die er soweit zu entwickeln sich bemühte, dass sie alle nur irgend denkbaren Erzeugnisse menschlichen Kunstfleisses im eignen Lande herstellte. Natürlich war das nicht so leicht zu erreichen, und es ist staunenswerth zu beobachten, mit welchem nie ermattenden Eifer er nun darauf aus ist, die Gewerbsthätigkeit zu steigern. Fremde Fabrikanten, die sich hier niederlassen, erhalten verschiedene Vergünstigungen, Abgabefreiheit für mehrere Jahre, Freiheit von der Militärpflicht für sich und ihre Söhne, unter Umständen freie Bauplätze und auch wohl Geldvorschüsse, für neu einzuführende Industriezweige gab es Prämien, und vor allem durfte ein solcher Fabrikant, wenn er irgend Tüchtiges leistete, auf energische Förderung seines Absatzes rechnen. Zu seinem Schutze ward dann das betreffende Industrieprodukt gegen das Ausland mit einem

Schutzzoll gesichert, und wenn die Fabrikation eine hinlängliche Ausdehnung gewonnen hatte, wurden dem betreffenden Unternehmer wohl eine Provinz oder auch mehrere, wie es hiess, privative überwiesen, in denen der Betreffende dann den Debit ganz ausschliesslich hatte, und am Ende die Einfuhr des betreffenden Artikels vom Auslande her gänzlich verboten. Die Zahl der Gewerbsprodukte, die der König in seine Lande einzuführen verboten hat, ist ganz erstaunlich gross, und es blieb allmählich nicht mehr viel übrig, was von Industrieerzeugnissen in Schlesien oder Preussen ohne hohen Zoll einzuführen gestattet gewesen wäre. Allerdings ward jedes solche privilegirende oder monopolisirende Edikt immer damit eingeleitet, dass der betreffende inländische Fabrikant den Artikel ebensogut wie der ausländische und ebenso billig liefere, aber die Abnehmer fanden dann meistens doch, dass sie die Waare minder gut erhielten, wobei ja oft genug auch ein Vorurtheil mitsprechen mochte, was sich zu Gunsten der einmal gewöhnten früheren Bezugsquelle gebildet hatte. Aber noch ungleich schlimmer wurden die Kaufleute von jenen Massregeln getroffen. Um den schlesischen Handel profitabel zu machen, hatten sich bestimmte Anordnungen eingebürgert, so dass die Wagenzüge, welche z. B. schlesische Leinwand oder schlesische Wollwaaren nach dem Auslande brachten, dann andre Produkte der Nachbarländer als Rückfracht heimbrachten oder umgekehrt darauf gerechnet wurde, dass die Wagen fremder Kaufleute, die fremde Erzeugnisse hierher lieferten, dann von hier mit schlesischen Waaren befrachtet heimgingen. Unvermeidlich traten hier die sich mit jedem Jahr mehr häufenden Einfuhrverbote in hohem Grade störend dazwischen. In sehr vielen Fällen hörten überhaupt die Handelsbeziehungen auf, wenn keine Gegenseitigkeit mehr vorhanden war, und mochte nun auch die schlesische Ausfuhr immer noch bestehen bleiben, so brachte doch schon der Wegfall der Rückfrachten zahlreichen Handelstreibenden nicht ganz unbeträchtliche Verluste; und für die schlesischen Kaufleute lag nicht viel Tröstliches in dem Gedanken, dass durch

jene Einfuhrverbote irgend welche einheimische Fabrikanten in Potsdam oder Magdeburg oder vielleicht auch in Schlesien geschützt wurden. Für sie war ja überhaupt Alles, was als Monopol oder Privileg erschien, höchst beklagenswerth, und die 1772 gegründete Seehandlung, welche nach des Königs Absicht dem schlesischen Handel grosse Vortheile bringen sollte, war ihnen in Wahrheit höchst lästig und störend.

Dem Verbot der Einfuhr fremder Industrieerzeugnisse entsprach nun auf der andern Seite das Verbot der Ausfuhr von Rohstoffen, wie Eisensteine, Häute, Wolle, Flachs und Garn u. desgl., weil der Gewinn der Verarbeitung im Lande bleiben und es den Fabrikanten nicht an Material fehlen sollte. Es liegt auf der Hand, dass die Ausführung dieses Prinzips mancherlei Konsequenzen haben musste. Wenn man die Rohstoffe im Lande festhielt, musste man auch für deren Absatz sorgen, was doch eine schwierige Sache war. So klagten in den Jahren nach 1770 die ober-schlesischen Landwirthe lebhaft über die schlechten Wollpreise, worauf dann die Regierung eifrig sich bemüht, die Zahl der Wollwaarenfabriken in Oberschlesien zu erhöhen, und um den Bedarf an Lederwaaren in Schlesien zu erzielen, musste man grosse Anstrengungen machen und selbst die geistlichen Stifter zu derartigen gewerblichen Anlagen zwingen. Dass auch hier die vielfachen Ausfuhrverbote dem Handel sehr unerwünscht kamen, braucht kaum gesagt zu werden. Nun kam seit 1766 noch die Regie dazu als ein neues Aergerniss, insofern dieselbe dem Schmuggel zu Leibe ging, mit dem jeder schlesische Kaufmann zu rechnen gewöhnt war, und andererseits durch die Plackereien und zeitraubenden Prozeduren, mit welchen sie die Kaufleute heimsuchte, die Fremden in der That abschreckte und zur Aufsuchung anderer Handelswege drängte.

Schwer fiel nun auch das ins Gewicht, dass nicht lange nach dem Hubertsburger Frieden der Nachbar Schlesiens, Oesterreich von Jahr zu Jahr mehr seine Grenzen in schutz-zöllnerischem Interesse verschloss und bald, namentlich seit

Joseph, der mit dem ihm eignen ungestümen Eifer durch den Ausschluss fremder Produkte die Industrie der Erblände mit einem Male in die Höhe zu bringen trachtete, die schlesische Einfuhr auf ein Minimum reduzirte. War dies für den schlesischen Handel in hohem Masse störend und verderblich, so waren es kaum minder die Repressalien, die Schlabrendorf auf des Königs Gebot anordnete.

Wenn jetzt auf der ganzen langen österreichischen Grenze hüben und drüben eine Zollmauer bestand, und wenn dann seit 1765 auch gegen das industrielle Sachsen hin fast das gesammte Gebiet der Textilindustrie eben so wie das Porzellan einen Transitozoll von 30% zu tragen hatte und schliesslich überhaupt für alle durchgehenden Waaren 8% gefordert wurden, so traf das namentlich den Breslauer Handel, bei dem der Durchgangsverkehr nach dem Osten eine sehr grosse Rolle spielte, auf das Allerschwerste. Der schlesische Minister von Hoym gesteht 1787 offen ein, dass „der einträglichste von allen Arten des *Commerces*, der Transito- und intermediaire Handel sich ganz weggezogen“ habe. In düstern Farben schildert den Verfall des Handels eine Denkschrift der Breslauer Kaufmannschaft von 1782: „Die Märkte, die sonst von Menschen in Breslau voll waren, sind leer. Es ist eine Seltenheit, wenn man jetzt einen fremden Fuhrmann hier ankommen sieht, da vordem alle Wirthshäuser damit besetzt waren“. Der Verkehr Schlesiens und ganz besonders der Breslaus sei um viele Hunderttausend Thaler pro Jahr zurückgegangen. Die Hauptursache des Verfalls sehen die Breslauer Kaufleute in der ganzen Handelspolitik, der Aufhebung des auf Austausch der Produkte beruhenden Baratthandels, in den Plackereien der Regie und nicht zum kleinsten Theile in den Massregeln des Ministers von Schlabrendorf, der, wie einsichtsvoll er auch sonst gewesen, doch an sich in dem Wahne, er könne mit dem fremden Handel machen, was er wolle, durch die Auflegung eines Durchgang-Zolles von 8—10, ja bei manchen Stücken von 30% den ganzen schlesischen Transitohandel ruinirt habe.

Diese Beschuldigung gegen Schlabrendorf wird dann in späteren Denkschriften wiederholt und hat sich hier fest eingebürgert, obwohl sie gänzlich unbegründet ist. So lange Schlabrendorf lebte, hat der Transitzoll von 8—10% ausschliesslich für die von Sachsen nach Polen gehenden Waaren gegolten, und erst ein Jahr nach des Ministers Tode 1771 hat der König, erzürnt über verschiedene von den Kaufleuten gefundene Mittel, den Zoll ganz zu umgehen, den Transitzoll von 8% eingeführt auf „alle fremde seidene, wollene, leinene, lederne und andre Fabrikate, so in Unsern Staate verfertigt werden, mit einer Ausnahme zu Gunsten der Frankfurter Messe“. Natürlich hat an der Verordnung der Minister Hoym so wenig Antheil wie sein Vorgänger; derartige durchgreifende Massregeln gegen wahrgenommene Missbräuche entsprangen der eigensten Entschliessung des Königs, und wer will sagen, ob er nicht dabei über das Ziel hinausgeschossen und um ein Uebel zu bekämpfen auf einer andern Seite schlimmeren Schaden angerichtet hat? Im Grunde entsprach es ja ganz und gar seinem handelspolitischen Programme, im Interesse der inländischen Industrie fremden Fabrikaten auch den Durchgang zu erschweren.

Uebrigens war König Friedrich nicht im Entferntesten gleichgültig gegen die Interessen seiner schlesischen Kaufleute. Alle Monate musste ihm der dirigirende Minister einen ausführlichen Bericht abstatten, in welchem der Handel eine bedeutende Rolle spielt, und wo dann jede ungünstige Veränderung, jedes Minus in der Ausfuhr dem betreffenden Monate im Vorjahre gegenüber sorgsam erklärt und zum Ausgangspunkte eingehender Rathschläge gemacht wird. Allerdings traute der König den Klagen der Kaufleute nur zum kleinen Theile; dieselben seien, schreibt er einmal, wie die Landwirthe, denen es der liebe Gott niemals recht machen könnte, und soviel ist gewiss, dass es mit dem schlesischen Handel von damals nicht so schlecht bestellt war, wie es die Breslauer Kaufmannschaft 1782 angab, ebenso wenig wie man die Angabe, dass infolge der Einführung der französischen

Regie in der Zeit von 1766—1778 die schlesische Ausfuhr um zwei Millionen Thaler zurückgegangen sei, wird gelten lassen können. Mit mehr Recht wird man zugeben mögen, dass der Ueberschuss der Ausfuhr über die Einfuhr nach dem siebenjährigen Kriege nie mehr die Höhe erreicht hat, wie vorher, vielmehr von zwei Millionen Thaler auf etwas über eine Million gesunken ist, wofür der Hauptgrund in dem Abschlusse Oesterreichs und andererseits in den schutz-zöllnerischen Verordnungen des Königs zu suchen ist. Der hier zu Tage tretende Verlust traf natürlich in erster Linie den auf Gegenseitigkeit beruhenden Baratt- und den Transit-handel, und aus dem Umstande, dass eben dieser Handel vorzugsweise in Breslau seinen Sitz hatte, erklären sich zur Genüge die oben angeführten Klagen der Breslauer Kaufleute.

Wenn man die angeführten Umstände in Erwägung zieht, wird man noch eher darüber staunen können, dass die Balance so konstant von 1763—1786 sich auf der Höhe von über eine Million zu Gunsten Schlesiens gehalten hat mit alleiniger Ausnahme des Jahres 1765, wo als Nachwirkung des Krieges eine arge Geldklemme herrschte und des Jahres 1779 wegen des bairischen Erbfolgestreites. Und bei der Betrachtung jenes Mankos wird man noch in Erwägung ziehen müssen, dass, wenn die Einfuhr in Schlesien der Ausfuhrziffer näher gekommen ist, dabei die Einfuhr aus den übrigen preussischen Provinzen eine sehr grosse Rolle gespielt hat, schon weil der König die Schlesier zwang, verschiedene Artikel aus märkischen Fabriken ausschliesslich zu beziehen. Doch waren ja derartige Privilegien nur auf kurze Zeit gegeben, und nach deren Ablauf konnte die schlesische Industrie die Artikel selbst fabriziren, wie denn z. B. der Zucker, für den früher mehr als $\frac{1}{2}$ Million Thaler jährlich aus dem Lande gegangen war, und der seit 1749 aus der Splittgerberschen Fabrik zu Berlin genommen werden musste, seit 1771, wo die Breslauer Zuckerraffinerie errichtet ward, hier fabrizirt wurde. So ging es doch vielfach, und indem man Geld im Lande behielt, gewann die Industrie mehr, als der Handel einbüsste.

Uebrigens wie sehr auch das Preussischwerden der Provinz die industrielle und kommerzielle Lage verändert und umgestaltet hatte, so waren doch im Grossen und Ganzen die eigentlichen Grundlagen der schlesischen Industrie und der schlesischen Ausfuhr dieselben geblieben. So bildet wie hundert Jahre früher die Färberröthe, welche ganz besonders die sogen. Kräuter um Breslau anbauten, einen ansehnlichen Ausfuhrartikel, von dem für jährlich etwa 120000 Thaler nach Italien und dem Reiche ging. Allen voran stand aber wie in allen Zeiten die Leinwandproduktion, die in den Kreisen des Gebirges eifrig gepflegt wurde.

Allerdings war die Zeit vorbei, wo die schlesische Leinwand fast ausschliesslich den Weltmarkt beherrscht hatte; jetzt bereitete Frankreich und Irland grosse Konkurrenz, der die schlesische Leinwand eigentlich nur noch wegen ihres billigen Preises sich gewachsen zeigte; ferner stand nicht mehr wie vor 1740 Alles, was in Böhmen von Leinwand gefertigt wurde zur Verfügung der schlesischen Kaufherrn, welche den Handelsgewinn auch davon zogen; ja nach dem Hubertsburger Frieden schloss sich sogar Böhmen ganz und gar ab und versuchte auch in andern Landen Konkurrenz zu machen; endlich hatte der siebenjährige Krieg, der ja ganz besonders das schlesische Gebirge so schwer heimsuchte, hier grossen Schaden angerichtet, sehr viele Webstühle zerstört und viele Weber ihrer Beschäftigung entzogen. Trotz aller dieser ungünstigen Umstände hat sich die Ausfuhr der schlesischen Leinwand fast die ganze Regierungszeit Friedrich des Grossen hindurch auf einer sehr respektablen Höhe erhalten und hat fast regelmässig jährlich 4 Millionen Thaler repräsentirt d. h. durchschnittlich die Hälfte der gesammten Ausfuhr Schlesiens. Die Hauptabnehmer waren Spanien und dessen amerikanische Kolonien, und wenn im Frühling die grosse spanische Flotte aus Veracruz in Cadix erwartet wurde, herrschte hier grosse Spannung wegen der zu erwartenden Bestellungen. Den Handel hierher und nach Portugal vermittelten hauptsächlich Hamburger und holländische Kaufleute, die dann allerdings

50⁰/₁₀ des Gewinnes für sich nahmen. Doch haben auch Schlesier den weiten Weg nach Cadix nicht gescheut, um dort selbst Geschäfte zu machen; wir erfahren, dass bis zum Jahre 1774 der Hirschberger Kaufmann Doerner Theilhaber eines Kompagniegeschäftes in Cadix war, und der berühmteste schlesische Kaufmann jener Zeit, Peter Hasenclever, ein geborener Westphale, hatte neben seinen schlesischen Häusern zu Landeshut und Schmiedeberg auch ein Kompagniegeschäft in Cadix. Allerdings hat der direkte Handel mit Spanien bald wieder aufgehört, da die schlesischen Kaufleute dabei zu lange auf ihr Geld warten mussten und das unvermeidliche Risiko um so weniger auf sich nehmen mochten, als der preussische Staat keine Flotte zum Schutze ihres Handels besass. Diese Ausfuhr schlesischer Leinwand nach Amerika über Spanien, England und Holland war die Hauptsache für diesen Handelszweig, und ihr Ertrag bildete fast $\frac{2}{3}$ der Gesamtsumme des Leinwandexportes. Daneben kamen noch die östlichen Lande Polen, Ungarn, Siebenbürgen, die Türkei und andererseits Italien in Betracht, wo allerdings die schlesischen Kaufleute immer davor zittern mussten, dass Oesterreich den Transitzoll erhöhte. Für jenen spanisch-amerikanischen Leinenexport war es nun natürlich ein schwerer Schlag, als Spanien 1779 in den Seekrieg mit England verwickelt wurde. Desto lebhafter war dann der Aufschwung nach dem Friedensschlusse (Ende 1782) und die höchste Ziffer brachte das Jahr 1785, wo der Leinwandexport nach jenen westlichen Gegenden über $4\frac{1}{2}$ Millionen Thaler abwarf. 1782 war es auch der preussischen Diplomatie gelungen, in Spanien für die schlesische Leinwand eine gleich hohe Besteuerung mit der französischen durchzusetzen, wo dann die schlesische, weil sie trotz des weiten Transportes billiger sich stellte, den Sieg davon trug.

Natürlich lag bei der ganzen Industrie eine gewisse Schwierigkeit darin, diese Massen Leinwand, die nun aus vielen hundert Weberhütten herkamen, vollkommen gleichmässig und in allen Stücken probemässig hergestellt zu erhalten. Hier war eine Kontrolle und Aufsicht seitens des

Staates erwünscht und geradezu nothwendig. Das Fehlen einer solchen Aufsicht hat ja, wie man vielleicht wird sagen können, das Bestreben Kaiser Josephs, durch die böhmische Leinenindustrie der schlesischen gerade an ihren Hauptabsatzplätzen Konkurrenz zu machen, vornehmlich vereitelt. Peter Hasenclever, der auf seinen weiten Reisen den grössten Theil Europas gesehen und die kaufmännischen Einrichtungen aller bedeutenden Handelsplätze kennen gelernt, hebt rühmend hervor, wie trefflich die von der Regierung erlassenen Spinn-, Leinwand-, Schleier- und Bleich-Ordnungen seien, beklagt aber, dass unredliche Fabrikanten sie zu umgehen verständen und dadurch den Ruf der schlesischen Leinwand im Auslande schädigten. Er verspricht sich viel von dem Plane, dass die Kaufmannschaft der Gebirgskreise den Garnhandel selbst in die Hand nähme, grosse Garnmagazine errichte und aus diesen die Weber versorge. Dann werde man eine bessere Kontrolle ausüben können und andererseits dem Unwesen der herumziehenden Garnhändler, welche den bedürftigen Webern auf Borg schlechtes Garn theuer verkauften, steuern können. Aber seine Bemühungen waren vergeblich, und er ist sehr unzufrieden mit den schlesischen Kaufleuten, welche für irgend welche gemeinnützige Unternehmungen, selbst wenn für sie damit ein wesentlicher Vortheil in der Zukunft gewonnen werden könnte, niemals Geld hätten, welche z. B. nie daran dächten, auf gemeinsame Kosten unterrichtete Leute in andere Länder zu senden „um Fabriken- und Handelsgeheimnisse zu erforschen“. Er wirft es der Landes- huter Kaufmannsinnung ganz direkt vor, dass sie in den 110 Jahren ihres Bestehens noch nicht einen Groschen für einen kaufmännischen Fonds gesammelt habe, und in Hirschberg stehe es nicht besser. Klagen über die Kurzsichtigkeit und Bequemlichkeit der schlesischen Kaufleute, über ihren Mangel an Unternehmungsgeist, der sie vor dem kleinsten Risiko zurückschrecken liesse, werden auch von anderer Seite ausgesprochen.

Sie hätten es, schreibt ein Zeitgenosse, aus diesen Gründen noch nicht zu einer einheimischen Versicherungsgesellschaft

gebracht, obwohl sie jährlich Waaren in der Höhe von einigen Millionen Thalern versicherten und dafür an 100 000 Thaler ausser Land gehen liessen. Auch die Vortheile der vortrefflichen Erfindung, Zahlungen von Millionen mittelst weniger Federstriche auf zwei Blättern eines Buches in die Bank in wenig Minuten zu bewerkstelligen, hätten sie sich entgegen lassen, obwohl solche Einrichtung einem Lande von beträchtlichem Handelsverkehr ganz unentbehrlich scheinen müsse. Ob der letztere Vorwurf ganz zutrifft, bleibt zweifelhaft, man wird nicht ausser Acht lassen dürfen, dass die 1765 gegründete Berliner Bank ebenso wie ihre gleich mit ins Leben gerufene Breslauer Filiale zuerst verschiedene Wandlungen durchzumachen gehabt hat, nachmals aber dadurch, dass seit 1768 alle Stiftungs-, Mündel- und Depositen-gelder ihr zur Verzinsung anvertraut werden mussten und durch die Nothwendigkeit, ihre gesammten Ueberschüsse an den Staat abzuführen, mehr und mehr in eine Richtung gedrängt worden ist, welche sie mehr als ein staatliches Geldunternehmen als ein Hilfsinstitut für Handel und Gewerbe erscheinen liess.

Der König selbst und seine Behörden sind sich der Bedeutung der Leinenindustrie für Schlesien vollkommen bewusst gewesen und haben sich redlich um deren Gedeihen bemüht. Als es sich zeigte, dass durch den siebenjährigen Krieg die Zahl der Weber sehr abgenommen hatte, scheute König Friedrich keine Kosten, um Ersatz zu schaffen; jeder von fremdher einwandernde Weber erhielt einen Werkstuhl geschenkt und Freiheit von Abgaben für mehrere Jahre. Auch sonst zahlten alle die Spinner, Weber, Bleicher und andere Arbeiter, die bei dieser Industrie mitwirkten, nur sehr geringe Steuern; dieselben waren nicht wie die übrigen Handwerker an Innungen gebunden, mit Frohndiensten nicht beschwert und vom Militärdienst frei. In dem Gebirge gab es Dörfer, in denen bis tausend Webstühle im Gange waren. Des Königs besondere Sorge ging dann auch dahin, gerade den Webern das tägliche Brot immer zu dem gleichen Preise zu verschaffen. Seine Praxis, in billigen Jahren die Maga-

zine zu füllen und in theuren zu öffnen, machte dies möglich, und die Weber wurden davor behütet, in Zeiten des Mangels zu darben, kamen aber allerdings auch um den Vortheil, einmal besonders billiges Brot zu haben, schon weil die Erfahrung gelehrt hatte, dass dann auch ungleich weniger gewebt wurde.

Natürlich erstreckte sich die Fürsorge des Staates auch auf die Herstellung des Materials, aus dem die Leinwand hergestellt ward, des Garnes. Die Landwirthe wurden (1765) gezwungen, eine grosse Quantität Flachs anzubauen und die gesammte ländliche Bevölkerung zu spinnen. Alle Kinder, die in der Schule entbehrlich waren, mussten in der schulfreien Zeit besonders im Winter von 6—9 Uhr des Abends im Spinnen Unterricht nehmen, vornehmlich bei den Frauen der Schullehrer. 1783 gab es in Schlesien 3169 Spinnschulen. Auch Knechte und Mägde hatten Unterricht zu nehmen, und ein Knecht unter dreissig Jahren durfte nur dann heirathen, wenn er das Spinnen gelernt hatte. „In einigen Gegenden,“ schreibt Klöver, „spinnt Alles auf dem Lande, Männer, Weiber, Kinder, Knechte, Mägde. Der König hat selbst die Flachs- und Wollspinnerei als ein nicht unanständiges Nebenverdienst den Soldaten in den Garnisonen anempfehlen lassen; es ist nicht ungewöhnlich, junge Herkulesse mit Schnurrbärten bei der Spindel oder bei dem Wollrade zu sehen.“ Ein Fleck Land mit Lein besät bildete häufig den Lohn des ländlichen Hofgesindes.

Neben der Spindel, welche seit 1765 durch den Wirtel beschwert sein musste, um so einen gleichmässigeren Faden zu erzielen, fand auch das Spinnrad Eingang, ohne jene doch verdrängen zu können, man beobachtete, dass Jedes seine Vorzüge habe, und wenn das Rad die Leinwand fester und ebener machte, gab ihr die Spindel grössere Geschmeidigkeit. Die französische, ausschliesslich aus Spinnradgarn hergestellte Leinwand brach leichter als die schlesische.

Ganz in dem Sinne des Königs verfolgte der Minister von Schlabrendorf mit gespannter und nie ermattender Aufmerksamkeit die gesammte Bewegung der Leinenindustrie,

zugänglich nicht minder den Wünschen der Fabrikanten wie den Klagen der Weber und stets bereit durch obrigkeitliche Dekrete mit einzugreifen. Allerdings scheiterte seine Energie und Macht zuweilen an dem passiven Widerstande, den die schlesischen Industriellen dem Bestreben, sie in neue Bahnen zu drängen, entgegenzusetzen vermochten. Wir haben bereits an anderer Stelle (I S. 498, 99) von den Schwierigkeiten berichtet, welche der König bei dem Versuche fand, die in Sachsen mit Erfolg gepflegte Damastweberei im Gebirge einzuführen. Als man nun nach dem Hubertsburger Frieden wieder daran ging, diesen Industriezweig, der in den Kriegzeiten gänzlich danieder gelegen hatte, um Grüssau, in Hirschberg, Schmiedeberg, Greiffenberg aufs Neue zu beleben, begannen auch die Schwierigkeiten aufs Neue, und alle Energie Schlabrendorfs, selbst die wiederholten Drohungen mit militärischer Exekution vermochten nicht die Abneigung zu überwinden, mit der die Kaufleute nun einmal diese Neuerung ansahen, noch die Klagen der Weber zu stillen.

Alles das, was die schlesische Leinenindustrie anging, lag dem König über Alles am Herzen. In ihrem ganzen Bezirke sollte, damit den Bleichen nicht das Holz entzogen würde, kein Bergbau getrieben werden, selbst auf Gold zu bauen, schreibt er, würde er in solchen Gegenden nicht nachgeben. Eben dafür spricht auch die von dem Könige festgesetzte Einrichtung des monatlichen sogenannten Zeitungsberichts des Ministers über die schlesische Verwaltung, in welchen unter dem Titel der Kommerziensachen an erster Stelle die Leinenindustrie und der Leinenhandel jedesmal einen besonderen Abschnitt bildete.

Des gleichen Vorzugs erfreute sich dann nur noch die schlesische Wollenindustrie, die ja auch schon seit alten Zeiten neben jener genannt zu werden pflegt, wenn sie gleich mit ihr nicht wetteifern konnte, insofern sie es in dem jährlichen Durchschnittsertrage ihrer Ausfuhr nur auf etwas über eine Million brachte, gegenüber den vier Millionen der Leinenindustrie. Die Wollenweberei ward in einem grossen Theile Schlesiens betrieben; in der Grafschaft Glatz

waren es besonders Neurode und Reinerz, die (neben Leinweberei) Tuche und wollene Zeuge webten und einen lohnenden Export nach Triest, Linz, Tirol, Italien hatten. Allerdings trat hier allmählich die Schutzzollpolitik Oesterreichs hemmend dazwischen. 1770 wurde die Einfuhr von Tüchern in Tirol ganz verboten, und der Transitzoll war bereits seit 1768 fast ums Doppelte erhöht worden; schliesslich hat man nach Italien den Umweg durch die Schweiz machen müssen. Infolge davon ging, wenngleich noch ins Reich und nach Hamburg exportirt wurde, die Wollindustrie der Grafschaft etwa seit 1770 zurück, und schliesslich hat dann der Tod des Tuchfabrikanten Gnedel in Neurode (April 1779), der, wie der ministerielle Bericht sagt, fast sämtlichen Webern der Grafschaft ihre Waaren abgenommen, auch ungünstig gewirkt. Weiter waren dann eine Reihe niederschlesischer Städte seit alter Zeit Sitze der Wollenweberei, so Haynau, Lüben, Löwenberg, Bunzlau, vor Allem aber die alte Tuchmacherstadt Goldberg, welche über 12⁰/₀ der gesammten schlesischen Tucherzeugung auf sich nahm, dann eine grosse Anzahl von Städten an der Oder oder auf deren rechten Ufer bis nach Oberschlesien hinauf, nach Pless und Ratibor, als Schlawa, Guhrau, Gross-Tschirnau, Oels, Namslau, ja sogar das kleine Festenberg, Allen voraus Grünberg, in dessen Mauern der sechste Theil aller Wollengewebe, die Schlesien hervorbrachte, gefertigt ward. Alle diese Städte hatten von der nahen polnischen Grenze Vortheil, welche ihnen zur Verarbeitung billige Wolle lieferte. Der Handel mit diesen Stoffen ging nach dem Reich, nach Hamburg, Altona und Danzig, nach Polen, wo natürlich die Unruhen der Konföderirten von 1768—72 grosse Störungen verursachten und namentlich in späterer Zeit, etwa von 1773 an auch vielfach nach Russland. In den Jahren 1770/72 hatten schlechte Ernten die Lebensmittel vertheuert, so dass die Weber höheren Lohn forderten, während dabei die Fabrikanten, wie sie klagen, höhere Preise nicht fordern dürften, ohne ihren auswärtigen Absatz aufs Spiel zu setzen. Auch die Wolle einschliesslich der polnischen stieg im Preise.

Unablässig drängte König Friedrich darauf, dass die schlesischen Tuchfabriken auch die grossen Messen zu Braunschweig, Naumburg a/S., Frankfurt a/M. beschickten, setzte sogar besondere Prämien darauf, und die Erfolge sind in der That nicht ausgeblieben. In den siebenziger Jahren kam im Eulengebirge um Reichenbach die Industrie von halbwoollenen Zeugen (Rasche) sehr in Schwung und gewann ansehnlichen Absatz nach der Moldau, Wallachei und Südrussland. Wie uns berichtet wird, hätten hier die Herrnhuter in Gnadenfrei, die bei Astrachan Ansiedlungen besaßen, sich um die Anknüpfung der Handelskolonien verdient gemacht. Der Kaufmann Sadebeck verkaufte in dem letzten Monate des Jahres 1785 1700 Dutzend nach Schweizer Art gedruckte Taschentücher; gerade die billigeren Stoffe, Halbrasche und Kattun, fanden immer grösseren Absatz nach Osten.

Für diesen ganzen östlichen Handel ward es als ein Unglück angesehen, dass die Theilung Polens 1772 Galizien an Oesterreich brachte. Die ganze Ausfuhr nach den untern Donauländern musste jetzt immer davor zittern, dass Oesterreich die Durchfuhr wesentlich erschweren könne. Den einst so ansehnlichen Viehhandel mit dem Osten hat Schlesien zum grössten Theile durch die neuen österreichischen Zölle eingebüsst, und auch sonst gelang den Oesterreichern, manche Zweige des östlichen Handels von Schlesien abzulenken, um so leichter, da hier die strengere Handhabung des Zollwesens die Fremden abschreckte. Allerdings hat man für das, was auf der einen Seite verloren ging, auf einer andern immer wieder Ersatz zu finden vermocht, und von einem Zurückgehen auf industriellem Gebiete kann für Schlesien in jener Zeit nicht die Rede sein.

Wenn wir hier zum Schlusse noch einige Worte über Seidenindustrie anfügen, so geschieht dies nicht um der Bedeutung derselben für das industrielle Leben unserer Provinz. Neben jenen beiden grossen Pfeilern des gewerblichen Wohlstandes von Schlesien, der Leinwand- und Tuchindustrie, genannt zu werden hat die Seidenindustrie weniger Berechtigung als viele andere Gewerbszweige, deren Besprechung an

dieser Stelle uns zu weit führen würde. Aber an den Seidenbau knüpft sich ein ganz besonderes Interesse; ihn hat einzig und allein der Wille des Königs hier ins Leben gerufen und ihn gehalten; es ist mit ihm schnell wieder abwärts gegangen, als Friedrichs Augen sich geschlossen hatten. Man glaubt es da gewissermassen dem Andenken des grossen Herrschers schuldig zu sein, noch einige Worte über dieses so ausschliesslich fridericianische Produkt zu sagen.

Erst nach dem siebenjährigen Kriege ist die Seidenfabrikation ebenso wie der Seidenbau in Schlesien einigermaßen in Schwung gekommen. Während man den Seidenbau in der Kurmark bereits 1744 energisch in Angriff genommen, unterbrach hier der siebenjährige Krieg die ersten Anfänge, und erst vom 16. April 1763 datirt das königliche Edikt, welches nun im Sinne der für die übrigen Provinzen ergangenen Verordnungen die Anlegung von Maulbeerplantagen den Vorstehern der Königlichen Domänen, den Stadtobrigkeiten, den verschiedenen Stiftern zur Pflicht macht, speziell den Geistlichen beider Konfessionen die Pflege des eigentlichen Seidenbaues warm ans Herz legt und das Ganze unter die Aufsicht der beiden Kammern stellt. Bald ernannte man auch zwei besondere Plantageninspektoren für jedes der beiden Departements. Aber der Erfolg war nicht gross, obwohl man von 1764 an sogar den Geistlichen und Schullehrern Prämien von 50 resp. 20 Thalern bewilligte und den Ersteren ausserdem besondere Berücksichtigung bezüglich besserer Pfründen versprach. 1770 fanden sich nur vier evangelische und fünf katholische Geistliche, welche sich mit Seidenbau beschäftigten. Jetzt gewährte man auch Privatleuten Prämien und legte auf königliche Kosten auf dem Amte Ohlau eine grössere Plantage an. Allmählich trug die grosse Energie der Regierung doch auch Früchte, 1776 waren eine Million Bäume vorhanden, und die Ernte, die 1767 nur 133 Pfund betragen hatte, ergab 1776 gegen 1200 Pfund.

Der König drängte immer weiter; 1779 schreibt er seinem Minister, man habe namentlich auf dem rechten

Oderufer soviel schlecht zu verwerthendes Sandland, darauf möchte man nur brav Maulbeer-Plantagen anlegen. Wenn die Provinz jährlich 10000 Pfund Seide baue, so gäbe das dann doch den recht ansehnlichen Gewinn von 50000 Thalern.

Es wollte aber immer nicht recht vorwärts gehn, 1781 erregt es des Königs Unzufriedenheit, dass Schlesien in diesem Punkte hinter seinen andern Provinzen weit zurückbliebe und die Zahl der Maulbeerbäume eher ab- als zunähme. Die Kammer- und Landräthe werden ernstlich ermahnt „in der Poussirung des Seidenbaus sich zu distinguiren und eine ganz besondere Merite zu erwerben“. Das half Etwas; man wandte sich jetzt nicht ohne Erfolg statt an die Geistlichen nun mehr an die Dorfschullehrer, die auch zahlreich sich am Seidenbau betheiligten. Den Eifrigsten von ihnen ward Gelegenheit geboten, in Potsdam einen Kursus über Seidenbau durchzumachen. 1785 bestimmte eine Königliche Verordnung, dass den Schullehrern, welche sich „dieser nützlichen Beschäftigung unterziehen“ wollten‘ auf Königliche Kosten eine Stube an das Schulhaus angebaut oder falls der Raum dies nicht gestatte, eine besondere Baracke erbaut und im Stande gehalten werden sollte.

Eine Verarbeitung der Seide in Schlesien hatte König Friedrich anfänglich nicht haben wollen, weil er meinte, diese Provinz habe an ihren Leinen- und Wollmanufakturen genug. Nach dem siebenjährigen Kriege ward aber auch dieser Industriezweig von der Regierung lebhaft begünstigt und den betreffenden Industriellen wurden dieselben Vortheile, welche den Wollfabrikanten zugesichert waren, gewährt, freilich ohne dass dieser Industriezweig hier eine rechte Bedeutung hätte gewinnen können. Beim Tode des Königs beschäftigte derselbe 371 Arbeiter an 241 Stühlen; er ward ausser in der Landeshauptstadt in Bolkenhayn, Brieg, Landeshut, Neisse, Neumarkt und Schweidnitz betrieben, hauptsächlich in der Beschränkung auf Bänder und Posamenten, und der Ertrag ward auf 59000 Thalern veranschlagt.

Der Handel ebenso mit unverarbeiteter Seide wie mit Seidenfabrikaten war schon, als die Preussen in Schlesien

einrückten, nicht unbeträchtlich. Man schätzte damals die Einfuhr französischer Seidenwaaren auf 43 000 Thaler pro Jahr, und 1746/47 stieg der Betrag auf über 100 000. In Breslau waren die aus Italien eingewanderten Kaufleute Molinari, Salice und Forni stark daran betheiligt und ausserdem eine Anzahl jüdischer Kaufleute, welche allerdings im Rufe standen, stark Kontrebande zu treiben. Es handelte sich dabei nicht allein um die Versorgung der Provinz, sondern auch um einen gewinnbringenden Zwischenhandel nach Polen hin. Des Königs Massnahmen um den von ihm begünstigten Seiden- und Sammtfabriken zu Berlin und Potsdam im Lande Absatz zu sichern, vermöge deren z. B. in Breslau die Seidenkaufleute den dritten Theil ihrer Waaren aus jenen Fabriken beziehen mussten, die jüdischen Kaufleute sogar die Hälfte, haben, obwohl sich Schlabrendorf viele Mühe gab, sie zu mildern, doch jenen Handel geschädigt, und ganz besonders hat die Zollgesetzgebung von 1775, welche die nach Polen auszuführenden Seidenwaaren mit $4\frac{1}{2}\%$ besteuerte und dabei die Mitnahme der Hälfte in einheimischen Waaren verlangte, wenn nicht der höhere Zoll von 12% eintreten sollte, viele polnische Händler verscheucht, so dass die Ausfuhr von Breslauer Seidenwaaren von jährlich durchschnittlich 18 800 Thalern auf 5 200 herabsank. Dagegen hat der König den Berliner und Potsdamer Fabriken einen grossen Absatz nach Schlesien verschafft. Derselbe hat gegen das Ende seiner Regierung einen Werth von 157 000 Thaler pro Jahr erreicht.

Dreizehnter Abschnitt.

Landwirthschaft.

Kolonien.

Für König Friedrich, der es ausgesprochen hat, dass die Zahl der Unterthanen den Reichthum des Staates ausmache, war die Sorge für ein Anwachsen der Bevölkerung,

oder wie er es nannte, die Peuplirung des Landes etwas in hohem Grade Wichtiges, und wenn er schon unmittelbar nach der Gründung seiner Herrschaft namentlich die grossen Herren in Schlesien, den Fürsten von Pless, die Grafen Hochberg, Maltzan, Reichenbach zur Anlegung von neuen Dörfern und zur Ansiedlung fremder Kolonisten bewogen hatte, so wurden derartige Bestrebungen ihm noch näher gelegt durch die Thatsache, dass der siebenjährige Krieg die Einwohnerschaft Schlesiens um 115 000 Seelen vermindert hatte. So sehen wir ihn denn nach dem Frieden und vorzüglich von 1767 an, wo er auf einer Reise durch die Provinz besondere Beobachtungen gemacht hatte, eifrig die Beförderung von Einwanderungen und die Anlegung von Kolonien betreiben. Noch 1768 erklärte er, nach seiner Meinung müsse man noch an 200 000 Menschen mehr haben, ehe man wieder auf den Bestand von 1755/56 käme. Als er nun den Minister Schlabrendorf drängte, namentlich in Oberschlesien die Grundbesitzer mehr zur Anlegung von Kolonien anzuhalten, so verschwieg dieser die Bedenken nicht, welche ihm namentlich in den oberschlesischen Wäldern die dem Ackerbau wenig günstige Bodenbeschaffenheit erzeuge. Trotzdem seien doch hier schon 29 Dörfer mit 723 Possessionen erbaut worden, was allerdings dem König noch nicht genug schien.

In grösserem Stile ward darauf die Kolonisation in Angriff genommen, nachdem der 1769 gestorbene Schlabrendorf in Hoym einen unter allen Umständen gefügigen Nachfolger erhalten hatte. Man wartete noch die beiden theuren Jahre 1770 und 1771 ab, dann erging unter dem 28. August das grosse Edikt über die Kolonien, welches nun direkt für die zu gründenden und mit fleissigen Ausländern zu besetzenden neuen Dörfer Staatsprämien aussetzte und zwar je 150 Thaler für eine neue Besetzung, deren jeder dann mindestens 8 Morgen zugewiesen werden sollten, während eine Neugründung, die auf Staatsunterstützung Anspruch machte, mindestens 6 Besitzungen umfassen musste. In die polnisch sprechenden Gegenden dürfen nur deutsche Kolo-

nisten kommen. Dieselben sollen als freie Leute angesetzt werden, nur bezüglich der Jurisdiktion dem Dominium unterthan; vom Auslande kommende Kolonisten haben Freiheit vom Militärdienste für sich und ihre Kinder. Inländer dürfen, wofern sie 24 Jahr alt und 6 Zoll über das Mass haben, enrolirt werden, doch soll nicht nur der einzige Sohn eines Landmannes, sondern auch bei mehreren Söhnen der einzige Erwachsene frei sein. Jede Kolonie durfte sich an eine naheliegende kirchliche Parochie anschliessen, eine Schule musste sie aber für sich haben, wo dann der Schullehrer eine der neu errichteten Stellen bekommen könnte. Jedem Gutsbesitzer ward durch den Landrath eine Erklärung abverlangt, ob und eventuell wie viel Kolonien er zu gründen beabsichtige, und falls er auf eine solche Gründung einging, musste er mit seinem gesammten Eigenthume für Erfüllung der damit verbundenen Pflichten haften.

Thatsächlich haben die Kolonisten je ein Haus mit Stall und Scheuer nebst 12—20 Morgen Rodeland und Wiesen, einen Morgen Garten und zum Theil auch das benöthigte Vieh erhalten und sind einige Jahre frei von Steuern und Abgaben geblieben. König Friedrich hatte die Neugründung von 200 Dörfern in Aussicht genommen und hat dieses Ziel auch bis Ende 1777 erreicht; wenn er daneben zur Verbesserung des Obstbaues, dessen Pflege er in Schlesien sehr vernachlässigt fand, noch besondere Obstbaukolonien namentlich durch Pfälzer gegründet sehen wollte, so ist daraus anscheinend Nichts geworden. Die Kolonisten sind hauptsächlich aus Sachsen, Polen und Oesterreich gekommen, aber auch weiterher aus dem Reich. In Niederschlesien sind die Kolonien durch Sachsen und theilweise auch durch Deutsche aus Polen besetzt worden, in der Grafschaft Glatz meistens durch Böhmen, nach Oberschlesien kamen Ansiedler aus dem Reiche und zum Theil auch aus Mähren. Die protestantische Gemeinde Seifersdorf bei Bielitz beschloss, unzufrieden wegen vielfacher erlittener Religionsplackereien, nach Schlesien auszuwandern, und da die Gutsherrschaft dem Hindernisse in den Weg legte, liess

der König am 24. Mai 1770 eine Schwadron Husaren über die Grenze rücken, unter deren Schutze dann die Gemeinde übersiedelte und die Kolonie Anhalt gründete, welche vielfach gefördert durch den Standesherrn von Pless, den Fürsten Friedrich Erdmann von Anhalt, eine gedeihliche Entwicklung gefunden hat.

Neben der eigentlichen Koloniengründung ging noch die Etablierung neuer Häuslerstellen in bereits vorhandenen Dörfern her, wo dann der König die Ansetzung eines Häuslers mit Haus und Garten den Gutsherrn, „wenn dieselben Bauholz haben“, mit 70, sonst mit 100 Thaler vergütete. Die Häusler haben nach einigen Freijahren einen kleinen Grundzins an den Gutsherrn und sonst das übliche sogenannte Nahrungsgeld (Gewerbsteuer) an den Staat zu zahlen, sind aber im Uebrigen frei. Man berechnet, dass bis 1778 2060 neue Häuslerstellen geschaffen wurden. Ebenso ward die Einwanderung in den Städten unausgesetzt gefördert. Bereits 1775 schreibt der König seinem Bruder Heinrich, die Einwohnerschaft Schlesiens sei auf 1 400 000 gestiegen und so trotz des Krieges 200 000 Seelen stärker als im Jahre 1740. 1787 wurden 1 710 070 Einwohner gezählt. Im Ganzen rechnet man die Zahl der von Friedrich während seiner Regierung angesetzten Kolonisten auf 61 000. Die seit 1763 Eingewanderten haben ein Baarvermögen von 861 562 Thalern ins Land gebracht, abgesehen von der durch sie herbeigeführten nicht unbeträchtlichen Vermehrung des Viehstandes.

Allerdings wird man zweifeln dürfen, ob die ganze Koloniengründung dem Lande wirklich im Grossen und Ganzen zum Vortheile gereicht hat. Von vorn herein wird man sagen können, dass die neben dem Zwecke „der Peuplirung“ mitwirkende Absicht des Königs, dass „die faule und schläfrige Haushaltung des Landmanns durch neues Blut korrigirt und dem Lande ein Exempel besserer Wirthschaft gegeben werden“ solle, unmöglich durch diese fast durchgängig kümmerlichen Kolonien erreicht werden konnte. Bezüglich Oberschlesiens hat Schlabrendorf mit seinen Bedenken im Wesent-

lichen recht behalten. Sein schmiegsamer Nachfolger Hoym hat zwar niemals einen derartigen Widerspruch gegen die Wünsche des Königs gewagt, wohl aber hat er, sowie König Friedrich gestorben war, diese Kolonieranlagen scharf verurtheilt, die Leute wären sehr häufig davongelaufen, schon weil man ihnen Orte angewiesen habe, wo ihnen der Erwerb zu schwer geworden sei. Es war dies ganz besonders in Oberschlesien der Fall. Einwanderer aus dem Westen erhielten hier in unwirthlicher Gegend oft mitten in Wäldern unter polnischem Volke ein Stück Land, an sich dem Umfange nach unzulänglich und doppelt unzulänglich wegen des geringen Ertrag bietenden Bodens. Die besseren Elemente suchten da häufig bald wieder fortzukommen, die Zurückbleibenden fanden kärglichen Lohn als Holzschläger, und viele dieser Kolonien kamen bald in den üblen Geruch der Holz- und Wildddieberei. Aber auch ausserhalb Oberschlesiens wurden, wie ein Kundiger schreibt, die Kolonien gewöhnlich „an abgelegenen, unbenutzten, zum Theil sogar unbenutzbaren Stellen der Feldflur angelegt oder in die Wälder gesteckt, wo das kümmerliche, so knapp wie möglich bemessene Land nicht halb zur Ernährung einer Familie ausreichen konnte“. Kein Wunder, dass viele von ihnen zu Hungernestern wurden, auch wenn die Einwohner in der Noth zur Weberei griffen. Verhältnissmässig noch am Besten haben sich die auf dem Grund und Boden des Kgl. Amtes Herrstadt an der Bartsch angelegten vier Kolonien entwickelt, deren grösste Königsbruch war, und welche in Summa 40 hauptsächlich für Viehzucht und Michwirthschaft bestimmte Besitzungen (Holländereien) enthielten und 1781 240 Personen ernährten.

Gemeinheitstheilungen.

Von gewisser Bedeutung für die gesammte Landwirthschaft ward dann auch die von dem Könige 1771 in Angriff genommene Gesetzgebung bezüglich der Gemeinheitstheilungen und der besseren Zusammenlegung der Ländereien. Es

handelte sich dabei um die gemeinschaftliche Benutzung hauptsächlich zum Zwecke der Viehhütung zugewiesener Theile der Feldmarken, der sogenannten Gemeinheiten oder Kommunen. Insofern diese Weideflächen meist ohne Pflege gelassen verwilderten und das Vieh, dessen Dünger doch nur zum Theil dem Ackerbau zu Gute kam, hinreichender Wartung entbehrte, erschien die Thatsache, dass hier ein ansehnlicher Theil der Bodenfläche der denkbar schlechtesten Benutzung anheimfiel, während bei einer Vertheilung dieser Feldmarkstücke eine ungleich bessere Pflege gesichert werden konnte, dem Könige unerträglich, und eine zur Abstellung dieser Uebelstände vorzunehmende Theilung und Auseinandersetzung sollte dann gleichzeitig auch eine bessere Zusammenlegung der Grundstücke herbeiführen, die jetzt vielfach bunt durcheinander gewürfelt waren, wo dann der herrschende Flurzwang Alle zu gleichzeitiger Bestellung und Aberntung nöthigte, so dass sich bessere Einsicht und grössere Thätigkeit der Einzelnen kaum geltend machen konnten.

Der König hatte bereits vor dem siebenjährigen Kriege die Sache angeregt und sie nach dem Frieden noch eifriger betrieben, sofern er aller Orten zu den erforderlichen Auseinandersetzungen anregte, und damit auch in den alten Provinzen ziemliche Erfolge erzielt, während man in Schlesien wesentlich aus „Vorurtheil vor das Alterthum“, wie das Edikt von 1771 sich ausdrückte, von der Neuerung wenig wissen mochte. So entschloss sich denn der König 1771, hier mit einem Edikte vorzugehen, welches nun insoweit obligatorisch war, als es festsetzte, dass, wofern nur ein Theil, Herrschaft oder Gemeinde, die Auseinandersetzung beantragte, dieselbe in Angriff genommen werden sollte. Das Auseinandersetzungsverfahren sollte geleitet werden von den landesherrlichen Oberamtsregierungen und den Mediatregierungen. In jedem Kreise hatten die Landstände aus dem ansässigen Adel zwei Mitglieder als Kommissare dazu zu wählen, mit denen zwei oder mehrere ältere erfahrene Wirthe aus dem Bauernstande zusammenarbeiten,

denen dann ein rechtserfahrener, in der Landwirthschaft bewandeter Aktuar und ein tüchtiger Feldmesser beigegeben werden sollte. 1776 wurden jeder Dorfschaft, welche „von selbst“ ihre Gemeinheiten unter sich theilen würde, 30 Thaler Prämie zugesichert.

Ueber den Erfolg der ganzen Massregel ist es schwer, Genaueres anzugeben. Ein hervorragender Kenner unserer Agrarverhältnisse und ihrer Entwicklung schreibt, in dem er allgemein den gesammten preussischen Staat im Auge hat: „Ein grosser Theil der Ritter- und Freigüter verdankt dieser Zeit ihr Ausscheiden aus dem Gemenge der bäuerlichen Gemeinden und die freie Ueberweisung ihrer verhältnissmässigen Antheile an den bisherigen raumen Besitzungen. Dies hat wesentlich zum Aufschwung der Wirthschaft auf den grossen Besitzungen beigetragen“.

Für Schlesien werden wir den Erfolg nicht zu hoch anschlagen dürfen. Es hat sich aus dem Jahre 1780 ein alphabetisches Verzeichniss der Orte des Breslauer Kammerdepartements, in welchen Gemeinheitstheilungen eingeleitet worden waren, erhalten. Hier finden sich dann für diesen Bezirk, der doch ziemlich zwei Drittheile der Provinz umfasste, nur 149 Dörfer (einige Städte sind noch eingeschlossen) angeführt, und bei 32 der Ortschaften findet sich angegeben, die Auseinandersetzung sei aus irgend welchem Grunde, vielfach weil das zu theilende Objekt zu klein war, nicht zustande gekommen, bei vielen wird sie als noch ausstehend bezeichnet. Allerdings wird nicht geleugnet werden können, dass damals auch viele gebildete Landwirthe bei den obwaltenden Verhältnissen und der zähl an dem Gewohnten hängenden Art der ländlichen Bevölkerung die ganze Massregel für bedenklich und nach manchen Seiten hin für schädlich ansahen. Es blieb da augenscheinlich noch viel zu thun, und der vielgenannte Historiker Klöver, der 1778 schrieb, sieht in seinem Buche „die häufigen Gemeinrifton und Weideplätze“, welche er „einen Beweis des Rückstandes in dem schlesischen Landbau“ nennt, als noch bestehend an, findet es aber erklärlich, wenn der König hier lieber durch

ausgesetzte Prämien, durch Vorstellungen und Gründe zu wirken suche als durch Befehle, um nicht eines despotischen Eingriffes in das Eigenthumsrecht beschuldigt zu werden.

In der That hat der König, in dieser Angelegenheit um der herrschenden Vorurtheile willen eben sowenig mit Zwang vorgehen mögen, wie er dies z. B. bei der Kuhpockenimpfung „um des Gewissensbedenkens der Leute“ willen gethan hat, die er als Schutzmittel gegen die besonders auf dem platten Lande sehr viele Opfer fordernden Blattern überall „auch bei dem gemeinsten Landmann“ angewendet zu sehen sehnlichst wünschte, wo er sich aber (1770) damit begnügte, die weltlichen und geistlichen Behörden zur Belehrung der Leute aufzufordern und andererseits den Kreisphysicis, die zahlreiche Impfungen vorzunehmen vermöchten, Belohnungen zu versprechen.

In einer der Flugschriften, welche in der Sache der Gemeinheitstheilungen ans Licht treten (Schreiben eines Landwirths an die Bauern), werden die Letzteren daran erinnert, dass ihnen schon manches Edikt nicht in den Kopf gewollt habe und sie dann nachmals mit Beschämung erkannt hätten, wie vortrefflich die Sache sei, so bei den Kartoffeln, die Niemand habe bauen wollen, wo der König mit Strafen habe einschreiten müssen, und deren Einführung sich doch so sehr bewährt habe. Wir haben an früherer Stelle (I. 532) berichtet, wie langsam es gerade in Schlesien hiermit gegangen ist; noch 1768 erklärt sich der König höchst unbefriedigt von dem Umfange des Kartoffelbaus in Schlesien und gebietet deshalb allen Landrätthen streng darauf zu halten, dass jeder Bauer mindestens $\frac{1}{2}$ Scheffel, jeder Gärtner wenigstens 4 Metzen Kartoffeln stecke, und dass diesen Früchten auch eine bessere Wartung zutheil werde; ebenso werden die Domänenpächter ernstlich ermahnt, nach dieser Seite hin mehr Eifer an den Tag zu legen. Als dann 1769 eine schlechte Ernte erfolgte und 1770 die theure Zeit begann, die lange andauerte, zeigte sich der Segen der Kartoffeln. Der schlesische Minister preist es als besonderen Vortheil, dass im Gebirge soviel Kartoffeln gebaut würden,

das erspare viele Tausend Thaler an Brotkorn, und als 1775 eine schlechte Ernte droht, verlangt der König, dass sowie der Roggen eingebracht sei, auf das betreffende Feld gleich wieder Kartoffeln gesteckt werden sollten, „damit dieselben vor dem Winter noch reif werden und dem Mangel an Brotkorn zu Hilfe kommen, weil sie die Stelle des Brotes vertreten“. Uebrigens ist der Anbau der Kartoffeln bald mächtig gestiegen, in den Jahren von 1770—1798 von 227000 Scheffeln auf 2114000 also mehr als das Zehnfache, so dass man gegen das Ende des Jahrhunderts es bereits als einen Uebelstand bezeichnet, dass das Volk in Schlesien zu viel von den nicht genug Nährstoff enthaltenden Kartoffeln genieße.

Wie den Anbau der Kartoffeln, so verdankt auch den der Oelfrüchte Schlesien den Anregungen des grossen Königs und ebenso den des Klees und zahlreicher anderer Futterkräuter. Bezüglich des Kleebaues hat derselbe fort und fort mit dem Vorurtheile zu kämpfen, in vielen Gegenden sei der Kleebau eine Unmöglichkeit. Noch 1785 lässt er erklären, „nur ein Feld, das mit Wassergallen oder mit Felsen behaftet, ist dem Klever (Klee) zuwider. In jedem andern Boden kann der Klever zu erbauen möglich gemacht werden“. Auch die Lupine hat erst Friedrich in Schlesien wie in Norddeutschland überhaupt heimisch gemacht. Durch Lupinen- und Luzernenbau glaubt er auch die „niedrigsten Aecker“ in Wiesen umschaffen zu können. Eine Vermehrung der Weideflächen und damit des schlesischen Viehstandes musste ja dem Könige ganz besonders am Herzen liegen. Der Reichthum des Landes hing bis zu einem gewissen Grade davon ab. Ohnehin bedrohten denselben ungleich häufiger noch als in unsern Tagen Viehseuchen, gegen die man keine Heilmittel fand, obwohl der König eine Prämie von 4000 Thaler aussetzte. Friedrich hielt diese Angelegenheit für so wichtig, dass in den monatlichen Berichten des Ministers jedesmal auch der Gesundheitszustand des Viehes in der Provinz berührt werden musste. Zum Schutze gegen solche Kalamitäten ward 1765

eine auf Gegenseitigkeit gegründete Viehassekuranz, der sich Niemand entziehen durfte, und welche dann 1783 auch auf Verluste durch Brand oder Blitzschlag ausgedehnt ward, gegründet. Wiederholt werden die Landleute wegen rationaler Fütterung ermahnt oder gewarnt. So werden im Jahre 1782, wo giftiger Mehlthau alles Kraut verdorben „die *Præcautiones*“ angegeben, unter denen das Kraut verfüttert werden könne, und 1785 wird der Landmann dringend gewarnt, dumpfiges oder verschlemmtes Heu nicht anders zum Futter zu benutzen, als wenn es klein geschnitten und gebrüht worden; die kleine Mühe werde durch die Konservirung des Viehes reichlich belohnt. Eine Vermehrung des Viehes lag Friedrich schon deshalb am Herzen, weil er aus den Zollregistern ersehen hatte, dass jährlich 280 000 Thaler für Butter aus den preussischen Landen gingen. Er hatte berechnet, dass um dieses Geld im Lande zu behalten ein Mehr von 67 000 guten Kühen nothwendig wäre und wünschte sehnlichst, dass die zahlreichen von ihm angeregten Meliorationen und Urbarmachungen zur Erreichung dieses Zieles dienten. Auch bei der Pferdezucht musste Zwang nachhelfen und Strafen die lässigen Bauern zur Vermehrung derselben anhalten.

Unermüdlich war er dann darauf aus, dem Landmann neue gewinnbringende Beschäftigungen anzuempfehlen. Bereits an anderer Stelle wurde berichtet, wie eifrig er den Seidenbau und die Maulbeeranpflanzungen gefördert hat. Eine Flugschrift äussert darüber (1771): „kein Mensch hat Ohren dafür, und doch hat man mir von einem Dorfe gesagt, wo manche Bauern schon jährlich 10—20 Thaler lösen vor Seide, die sie selbst bauen, welches Geld sie allemal in 6 Wochen ohne Mühe und Versäumniss verdienen“. Ebenso stand es mit der Bienenzucht: es ginge für Wachs so viel Geld nach Polen, schreibt der König 1779, das könnten die Schlesier so gut sich selbst verdienen, wenn sie sich etwas mehr auf die Bienenzucht legten, im Gebirge würde vielleicht die beste Gelegenheit sein. Ebenso beklagt er „die entsetzliche Menge von Eiern“ die jährlich aus Sachsen ins Land kämen, man solle die Hühnerzucht besser betreiben.

Auch den Weinbau möchte er verbessert sehen; er schreibt: „in Schlesien wird Wein für 200 000 Thaler jährlich gebaut (wohl zu hoch angeschlagen). Aus einem Theile dieses Weines macht man Essig, und mit dem andern macht man viele Betrügereien; man versendet ihn nach Stettin und dann kommt er von da als Pontac zurück“. Nach seiner Meinung ist oft „ein ingrates Terrain“ durch den Weinbau gut zu nützen und „aus der *stérilité*“ in einen nutzbaren Stand zu setzen. Wenn man gute Reben in Oberschlesien anpflanze, könne man wohl Wein erzielen, der, wenn nicht dem ungarischen, so doch dem mährischen und österreichischen gleichkäme. Er wies besonders auf die Gegenden von Annaberg, Neisse und Kunzendorf hin. Ausgehen sollte die Verbesserung der Weinkultur von den Stiftern, welche ja sämmtlich, um eines reinen Abendmahlsweines sicher zu sein, Weinberge angelegt hatten. Ihnen wurden 1765 schwäbische Winzer zugeschickt, welche die Klöster dann zu erhalten hatten. Für den Grünberger Weinbau hat Friedrich sich lebhaft interessirt, und wir mögen an das oben S. 286 mitgetheilte Geschichtchen von 1769 erinnern. Freilich Geschmack hat er, dem selbst der Rheinwein noch sauer erschien, dem dortigen Weine nicht abzugewinnen vermocht. Ueber die Vernachlässigung der Obstkultur hat der König wiederholt geklagt und auf diesem Gebiete in der That keine grosse Resultate erzielt. Endlich wurden von Handelsgewächsen namentlich Hopfen, Waid, Wau, Kümmel, Anis, Krapp, Safran, Saffor, Tabak empfohlen und amtliche Anleitungen für den Anbau und die Verarbeitung mitgetheilt.

Grosse Erfolge haben allerdings alle diese mannigfachen Anregungen nicht erzielt bei der bekannten schwerfälligen und am Alten fest hängenden Art des Landmannes, und wenn es auch in Schlesien Gegenden gab, wo eine besondere Kultur dem Boden gesteigerte Erträge zu entlocken wusste, waren dies meist ältere Anlagen. So der Gemüsebau in der nächsten Umgebung von Liegnitz; dessen Ertrag ward 1782 auf 100 000 Thaler angeschlagen, er versorgte das bevölkerte schlesische Gebirge, und ein Theil dieser Er-

zeugnisse ging auch nach Sachsen. „Du findest hier Nichts als Gartenerde,“ schreibt damals ein Berichterstatter, „die Bauern fahren in Kutschen, und wenn eine wandernde Schauspieltruppe einzieht, findest du den Schauplatz mit Bauern besetzt.“

Ein zweites Beispiel boten die Kräuter um Breslau, deren man einige Tausend zählte. Die Färberröthe, welche sie bauten, gewährte die günstigste Verwerthung des Bodens, welche man in Schlesien kannte, insofern hier die Quadratruthe Ackers jährlich bis einen Thaler eintrug.

Aber besonders haben wir noch in Ergänzung des an anderer Stelle (I. 524) über eine frühere Zeit Angeführten zu berichten, wie der König nach dem Frieden um die Hebung des Bauernstandes sich bemüht hat. Begreiflicher Weise waren während der langen Kriegszeit recht viele Bauern um ihr Gespann gekommen. Nun drängte die Regierung auf Ergänzung derselben, verschaffte aber auch den Unbemittelten ein entsprechendes Darlehn, das auf Kredit der Herrschaft und der Gemeinde aufgenommen und auf das betreffende Gut eingetragen werden sollte, und zwar sollte hier, wenn der Gutsherr sich säumig zeige, ein Kreiskommissar eintreten.

Ebenso war Friedrich jetzt darauf aus, den Landbewohnern zu einem festeren Besitze zu verhelfen. Schon 1764 hatte er für alle die, wie wir wissen, damals nach dem Kriege in grosser Zahl neu ausgesetzten Stellen die Erblichkeit als unerlässliche Bedingung verlangt und 1765 befohlen, den Ortschaften, wo dieser Verordnung nicht Genüge gethan würde, alle Staatshülfe bei Unglücksfällen vorzuenthalten, so dass, wenn solch ein Fall vorkäme, die Gutsherrschaft der Hülfe verlustig ginge, aber für die Gutsangehörigen dieselbe aus eignen Mitteln zu zahlen hätte. Eine weitere Verordnung von 1766 verlangt ganz direkt die Erblichmachung der noch im Lande befindlichen unerblichen Stellen. Allerdings haben sich die Gutsbesitzer vielfach hiergegen gesperrt, um die Bauern mehr in ihrer

Hand zu haben, und namentlich in Oberschlesien haben auch die Bauern selbst nicht darauf gedrängt, weil sie es bequemer fanden, dem Gutsherrn noch eine Mitverantwortlichkeit für ihr Eigenthum zu lassen. Um solche Massregeln mit Nachdruck durchzuführen, war der Minister Schlabrendorf der rechte Mann. Sein Nachfolger Hoym verstand es, durch die Finger zu sehn.

Dies zeigte sich ganz besonders in der Frage, welche vielleicht für die ganze Lage der Landbewohner die wichtigste war, in der Frage der gutsherrlichen Dienste. Mitten im Kriege (1760) hatte der König dieser Angelegenheit seine Aufmerksamkeit zugewandt und die Herrschaften, welche „von ihren Unterthanen viele ihre Kräfte übersteigenden Robote und Dienste erpressen und solche zur Entweichung ausser Landes oder wenigstens in andre Kreise bewegen“ eventuell ermahnt und mit exemplarischen Ahndungen bedroht, und dann 1761 gegen den Missbrauch geifert, dass Gutsherrschaften Bauerhöfe an sich zögen, ohne die auf solche entfallenden Lieferungen, Transportfuhren, Vorspann etc. zu übernehmen.

Nach dem Kriege waren Klagen in dieser Richtung immer von Neuem laut geworden. Die Dienste der Unterthanen wurden in erhöhtem Masse beansprucht, einmal weil es Vieles nachzuholen galt, was im Kriege unterlassen worden, und dann weil die verschiedenen Neuerungen, zu welchen der König die Landwirthe direkt anregte, neue Kulturen, Ausrodungen, Urbarmachungen und dergleichen wiederum auch mehr Arbeitskräfte verlangten. Bereits unmittelbar nach dem Frieden unter dem 7. April 1763 befiehlt der König den Landräthen, gegen die harte Behandlung der Unterthanen durch die Dominien und die Aufbürdung unstatthafter Dienste ernstlich einzuschreiten und den Widerstrebenden „unausbleibliches schweres Ressentiment“ in Aussicht zu stellen; den Landräthen selbst wird, wenn sie hier nicht „sonder Ansehen der Person vorgehen“, mit „ohnfehlbarer Kassation“ gedroht. Wir erfahren aber noch später aus einem Edikte von 1766, in welcher Weise

gewissenlose Gutsherrschaften diese Dienste auszunutzen vermochten. Solche erpressten von ihren Unterthanen gleichsam zum Loskauf von Diensten, deren die Herrschaft gar nicht benötigte, und die sie nicht verlangt haben würde, noch baares Geld, so namentlich für 3 Dienstjahre der Kinder, oder Solche hielten ihre Unterthanen im herrschaftlichen Dienste 10—12 oder noch mehr Jahre „für das geringste Lohn“ und brachten es so dahin, dass, die einmal im Hofdienst waren, niemals Etwas erwerben konnten, um sich einmal selbst ansässig zu machen. Sehr zahlreich sind die missbilligenden Aeusserungen des Königs über die ungebührlichen Forderungen der Gutsherrschaften bezüglich der bäuerlichen Dienste. Und doch war er bereit, denselben ziemlich grossen Spielraum zu lassen. „Drei Tage in der Woche zu dienen“, schreibt er 1773, „ist billig, und dabei kann er auch bestehn; aber wenn er alle Tage im Dienst sein soll, so ist er ja nicht im Stande, in seiner eignen Wirtschaft was zu unternehmen und muss am Ende dabei zu Grunde gehn.“

Der König war sich allerdings selbst bewusst, dass er hier eben nur ab und zu gegen Missbräuche einschreiten konnte; das Uebel an der Wurzel zu fassen und die bäuerlichen Dienste ablösen zu lassen wagte er nicht. Er schreibt 1777: „in den meisten Staaten Europas findet man Provinzen, wo die Bauern an die Scholle gebunden Leib-eigene ihrer adligen Gutsherren sind; es ist dies von allen das unglücklichste Verhältniss, gegen das sich das menschliche Gefühl am Meisten empört. Sicherlich ist kein Mensch dazu geboren der Sklave von Seines gleichen zu sein. Mit Recht verdammt man solchen Missbrauch und glaubt, man brauche nur den Willen zu haben, um diese barbarische Gewohnheit abzuschaffen. Doch so steht es nicht, dieselbe wurzelt in alten Verträgen zwischen den Herren der Ländereien und ihren Ansiedlern. Der Landbau ist eingerichtet auf der Grundlage der bäuerlichen Dienste. Wer mit einem Schlage diese abscheuliche Einrichtung abschaffen wollte, würde die ganze Oekonomie des Landes über den Haufen

werfen und bis zu einem gewissen Grade die Landedelleute für den Verlust an ihren Einnahmen entschädigen müssen.“

Wir wollen nicht mit den historischen Anschauungen des Königs rechten, welcher von Verträgen spricht, wo es sich doch nur um Observanzen handelt, welche an der Stelle der alten Bauernfreiheit namentlich nach dem schrecklichen 30jährigen Kriege dem niedergetretenen Landvolke aufgedrängt worden waren; wir mögen jener Anführung nur soviel entnehmen, dass der König um nicht in ein weit-
aussehendes und kostspieliges Unternehmen, dem er die Kräfte seines Staates nicht gewachsen glaubte, sich einlassen zu müssen, Zustände bestehen liess, die er selbst beklagte, und die doch noch in manchen Stücken an die Leibeigenschaft erinnerten.

Uebrigens hat der König nach dieser Seite hin in seinen letzten Lebensjahren doch noch einen bedeutsamen Schritt zur Besserung dieser Verhältnisse gethan durch den Befehl zur Anlegung von Urbarien 1784. Die beiden Provinzialminister der Verwaltung und der Justiz wurden beauftragt dafür zu sorgen, dass in allen Dörfern der Provinz die „Dienste, Pflichten, Schuldigkeiten, auch Gerech-
same der Unterthanen aufgenommen, die vorhandenen Urbarien nachgesehen, nöthigen Falls supplirt, wo bisher noch keine gewesen, dergleichen angefertigt, konfirmirt und zu jedes Guts Grundakten abschriftlich beigelegt werden,“ wofür dann 2 Haupturbarienkommissionen zu Breslau und Glogau errichtet werden sollten.

Es liegt auf der Hand, dass die ganze Massregel im Interesse der Unterthanen geplant war, damit die „unge-
messenen Dienste“ derselben in „gemessene“ verwandelt würden und der Uebelstand aufhörte, von dem Hoym schreibt: „Se. Majestät finden es allerdings hart, wenn die armen Leute niemals wissen, woran sie sind, sondern beständig bereit sein müssen, so wie es die Herrschaft verlangt, zum Dienste sich einzufinden.“

Die Anleitung zur Einrichtung von Urbarien enthält sogar die ausdrückliche Bestimmung, dass in keinem Falle

dem Bauern mehr Tage zum Dienen auferlegt werden sollten, „als die Beschaffenheit seiner eignen Wirtschaft, wenn sie bestehen soll, nach ökonomischen Principiis ertragen kann.“ Eine strenge Durchführung dieser Direktive konnte ja nun wohl vielfach den Ansprüchen der Gutsherren und dem, was sie als ihr observanzmässiges Recht fordern zu können glaubten, Abbruch thun, so dass es begreiflich wird, wenn Viele derselben nur widerstrebend auf die Urbarienfrage eingingen. Aber auch das Landvolk in seiner Unwissenheit und seinem tiefgewurzelten Misstrauen gegen neue Gesetze überhaupt erblickte vielfach in der ganzen Verordnung nur ein Mittel, den auf ihm lastenden Druck zu verstärken und zugleich zu verewigen. Es entstand ohnerachtet aller Versicherungen seitens der Landräthe und Kreiskommissare unter den Landleuten eine nicht geringe Aufregung, und wir erfahren, dass ein ungenannter „Possessionirter in Schlesien“ dem Könige eine Reihe von Vorschlägen einsendet, wie man das Volk beruhigen könne. Der schlesische Justizminister Danckelmann zeigt sich so eingeschüchtert, dass er den Rath giebt, die ganze Sache fürs Erste auf die Fälle zu beschränken, wo es sich um schwebende Prozesse handelt, doch Friedrich weist das weit von sich; möchte immerhin die Angelegenheit weitläufig sein und viel Zeit kosten, bei dem Nutzen, den sie für das ganze Land bewirken werde, sei sie wohl der Mühe werth. Die Aufregung der Leute, die, wie es scheint namentlich in den Gebirgsgegenden bereits zu Tumulten geführt hatte, schob der König allein darauf, dass aus Böhmen, wo es in jener Zeit unter dem Landvolke an vielen Orten gährte, „gottlose Leute sich hier einschlichen, welche die längst der Grenze wohnenden Leute durch falsche Vorspiegelungen aufwiegelten und zu Unruhen aufhetzten“. Man solle nur aufpassen, solche Kerls bei den Ohren nehmen und in die Festung stecken. Die Kommandeure der Garnisonen erhielten Befehle, in Fällen von Widerspenstigkeit aufs Schleunigste einzuschreiten.

Allmählich ist dann doch die Einsicht gekommen, dass

die Urbare, welche nun aller Orten angelegt wurden, einen wirklichen Fortschritt bedeuteten.

Bei dieser Sache und überhaupt bei Allem, was die schlesische Landwirthschaft jener Zeit betrifft, wird man Eins nie ganz aus den Augen verlieren dürfen, dass es nämlich grade in dieser Proviuz ganz besonders schwer war, allgemein gültige Bestimmungen zu treffen und durchzuführen, weil das fast ganz der slavischen Nationalität angehörige Landvolk in Oberschlesien nun einmal nicht mit demselben Masse sich messen liess wie die deutsche Bauernschaft Niederschlesiens und Einrichtungen, die für die Letzteren passen mochten, sich für Jenes nicht zu eignen brauchten. Wir wissen, dass der Unterschied noch heut zu tage recht merkbar ist, aber noch ungleich schärfer war er in jener Zeit. Zeitgenossen halten dafür, dass am Schlusse der Regierung Friedrichs des Grossen im Herzen Schlesiens der Landbau so weit entwickelt gewesen sei wie in den besten Gegenden Deutschlands, schildern aber mit den schwärzesten Farben das damalige Oberschlesien, wo in demselben schmutzigen ungedielten Raume Menschen, Schweine, die Kartoffel- und Krautvorräte und dergleichen sich zusammenfänden, wo der Acker wie in grauer Vorzeit nur geritzt, nicht ordentlich gepflegt wenig Ertrag brächte, wo die Kartoffel die Nahrung und der Branntwein den Genuss böte, wo der gemeine Mann mit Frohnden belastet allerdings kaum einen Tag in der Woche für die eigne Ackerbestellung übrig behielte, doch auch die Freiheit selbst nicht begehrte, da er bei seiner Trägheit der Fürsorge eines Herrn gar nicht hätte entbehren mögen.

Als man im Jahre 1776 im Interesse der Assekuranz das Vieh abschätzte, schlug man in Mittel- und Niederschlesien durchschnittlich einen Ochsen auf 10, eine Kuh auf 6 Thaler an, in Oberschlesien auf 5 bzw. 4 Thaler, und eine Kuh mochte hier auch nicht mehr Werth haben, wenn sie, wie das hier sehr häufig der Fall war, täglich nur 2 Pfund Milch gab. Einen ordentlichen Ertrag der Aecker hinderte hier schon die ganz unzulängliche und

liederlich ausgeführte Düngung, welche die wiederholten Rathschläge der Obrigkeit nicht zu ändern im Stande waren.

In Oberschlesien vermochte natürlich die Zeit der Aufklärung sehr wenig gegen die abergläubischen Vorstellungen, in denen die grosse Masse namentlich des Landvolkes befangen war. Wenn wir uns hier auch nur an die Fälle halten wollen, welche Gegenstand amtlicher Untersuchung geworden, so können wir z. B. berichten, wie die Wahrnehmung, dass ein 1748 zu Lonkau verstorbener Knecht am Tage nach dem Tode noch gar nicht starr sich angefühlt habe, für die Einwohnerschaft des Dorfes hinreichte, um den Verstorbenen als Vampyr anzusehen, worauf dann jeder Knecht und jede Magd, die in der Nacht Alpdrücken spürten, darauf schworen, dass jener Glowatsch sie gepresst und gequält habe. Nicht die Vorstellungen des Kreisphysikus und des Landrathes, wohl aber die Kunde, dass der Vampyr über die Grenze ins Teschensche gezogen sei und dort sein Wesen treibe, haben endlich dem Spuk ein Ende gemacht. In der Gegend von Neustadt wird 1767 eine in einem Dorf grassirende Augenkrankheit allgemein auf Hexerei zurückgeführt und dementsprechend behandelt. Das letzte Blatt des betreffenden Aktenstückes bildet die noch späterer Zeit entstammende Bittschrift eines anscheinend deutschen Leinwebers aus Friedrichsgrätz bei Oppeln, dahin gehend, der König möge doch die Marianne Maley zwingen das Gebrechen, das sie ihm angehext, wieder von ihm zu nehmen; unter den Böhmen (Friedrichsgrätz ist eine böhmische Kolonie) kämen solche Hexereien vielfach vor, aber eine andere Zauberperson habe dann auch wieder „zur vorigen Gesundheit verholfen und die Hexerei abgethan“.

Allerdings ereignete sich Derartiges damals nicht allein in Oberschlesien. 1781 brennt fast das ganze Dorf Lippen bei Freistadt nieder, weil eine Bauerfrau unvorsichtig mit dem Feuer umgegangen war, als sie in der Walpurgisnacht im Kuhstalle geräuchert hatte, um die Hexen von dem Vieh abzuwehren. Der Minister von Zedlitz verlangt für

den Volksunterricht etwas Naturgeschichte und Naturkenntniss schon deshalb, damit der Bauer nicht bei jedem Missgeschick, das ihn treffe, gleich an Hexerei denke.

Die nach Aufklärung drängende Zeit ward sich des hartnäckigen Widerstandes, den gerade die Landbevölkerung der Zeitrichtung entgegenstellte, wohl bewusst, und daher stammt wohl zum grossen Theil die höchst ungünstige Meinung, welche fast ohne Ausnahme die litterarische Welt von damals, wenn sie auf den Bauernstand zu sprechen kommt, über diesen ausspricht. Aber wie viel Wahrheit auch in diesen Urtheilen liegen mochte, sie berücksichtigten nicht hinreichend die allgemeine Wahrnehmung, dass aller Orten in unterdrückten Volksklassen, wie ein neuerer Schriftsteller es sehr wahr ausdrückt, unholde Gewohnheiten sich ausbilden und auch nach Aufhebung des Druckes nicht so bald verschwänden. Jedenfalls schuldet der unparteiische Geschichtsschreiber dem grossen Könige die Anerkennung, dass dieser redlich und unermülich an einer Hebung des Bauernstandes gearbeitet hat.

Und so macht denn vielleicht nicht unzweckmässig dieser Abschnitt den Schluss der Darstellung der Regententhätigkeit Friedrichs, indem grade auf diesem Gebiete ganz besonders des Königs Alles erspähendes und erfassendes Auge, seine nie ermattende landesväterliche Fürsorge uns entgegentritt.

So ist es auch ein landwirthschaftlicher Schriftsteller, der an die Betrachtung der Regententhätigkeit Friedrichs das schöne Wort knüpft: „jedem neuen Bürger des Staats wird von seinen Vorfahren, von der Geschichte die Freude an diesem grossen Leben als ein köstliches Erbtheil überliefert. Was in diesem Leben dem menschlichen Irren angehörte, dem auch der grosse König seinen Tribut zollen musste, ist von der dankbaren Erinnerung vergessen; sie hält sich an sein selbstloses Sinnen, Sorgen und Mühen für das Gedeihen des Staates und Volkes, in dem sein ganzes Herz aufging.“

Vierzehnter Abschnitt.

Ergebnisse.

Allerdings lassen sich den Zeugnissen einer unablässigen und eingehenden Fürsorge des Königs für die Landwirtschaft auch andere an die Seite stellen, zum Beweise dafür, dass er mit nicht minderem Eifer sich um alle Einzelheiten der industriellen und kommerziellen Entwicklung seiner Provinzen kümmerte, und wir dürfen uns schliesslich auch bewusst bleiben, dass der Herrscher, welcher in Schlesien auf seinen Reisen das lebhafteste Interesse für den Anbau der Futterkräuter und die Düngmittel an den Tag legte, zugleich nicht blos der grösste Kriegsheld seiner Zeit war, sondern auch der Fürst, der alle Fäden der grossen Politik in seiner Hand hielt, der den Frieden Europas weise hütete, und ausserdem noch der grosse Philosoph von Sanssouci, ein Regent ohne Gleichen. Aber nicht in dem Preise des grossen Königs werden wir diese Blätter, die ein Stück schlesischer Geschichte behandeln sollten, ausklingen lassen dürfen. An dieser Stelle wird die letzte Frage immer die sein, was aus Schlesien und den Schlesiern in der Hand von König Friedrich, unter dessen Regierung geworden ist.

Hier können wir nun, wenn wir das Schlesien, wie es Friedrich 1740 eroberte, mit dem vergleichen, das er 1786 bei seinem Tode zurückliess, einen ungemeinen Fortschritt der Entwicklung konstatiren.

Die Zahl der Gotteshäuser, der Schulen war auf das Ansehnlichste gestiegen, an Stelle der früheren engherzigen Unduldsamkeit war die vollste Glaubensfreiheit getreten, der Unterricht war in den höheren wie in den Volksschulen wesentlich verbessert worden, die Bevölkerung erfreute sich einer Rechtssicherheit, von der die österreichische Zeit keine Ahnung hatte, auch der Geringste durfte begründete

Hoffnung hegen, eine gerechte Sache selbst einem Hochstehenden gegenüber siegreich durchzufechten, die Lage der unteren Volksklassen namentlich der ländlichen Bevölkerung hatte sich gehoben, die Urbariengesetzgebung schützte sie vor ungemessenen Anforderungen der Gutsherren; ein Netz von Versicherungen, die auf Gegenseitigkeit beruhten, überzog das ganze Land zur Hilfeleistung bei Unglücksfällen, während für die Gutsbesitzer das Musterinstitut der Landschaft den Credit aufrecht erhielt. In Zeiten des Misswachses, der Theuerung öffnete der König seine Magazine und kargte bei grossen Bränden mit Unterstützungen nicht. Trotz der vielfachen Kriegsnöthe und der nicht eben günstigen Handelskonjunkturen war der durchschnittliche Wohlstand gestiegen, die Zahl der Einwohner hatte sich um mehr als eine halbe Million vermehrt, das Land war besser angebaut, die Städte gewährten einen freundlicheren Anblick, die Zahl der massiven, ziegelgedeckten Häuser hatte ungemein zugenommen.

Was den Handel anbetrifft, so hatte Schlesien unzweifelhaft seit dem Eintritte der preussischen Herrschaft vornehmlich infolge der von dem benachbarten Kaiserstaate immermehr durchgeführten Zollabschliessung nicht unbedeutliche Einbussen erlitten, und dem besonders in Breslau gepflegten althergebrachten Speditions- und Transithandel hatte die Zollpolitik König Friedrichs vielfach Hemmungen und Schwierigkeiten bereitet, aber für die Verluste war es doch vielfach gelungen, anderweitigen Ersatz zu finden, die alten Pfeiler des kommerziellen und industriellen Lebens, die schlesische Leinwand und die Erzeugnisse der schlesischen Wollweberei behaupteten immer noch einen angesehenen Platz auf dem Weltmarkte, und die unter dem Schutze des Staates auf den verschiedensten Gebieten emporkommende Industrie belebte doch auch wieder den Handel. Kurz wir haben kein Recht, von einem Zurückgehen zu sprechen, sondern eher einen stetigen allmäligen Aufschwung zu verzeichnen. Die von Friedrich erstrebte und erzielte geringere Abhängigkeit vom Auslande, die Empor-

bringung einer heimischen Industrie war mit einer durchschnittlichen Minderung des Handelsgewinnes nicht zu theuer erkaufte, und wenn früher es Einzelnen leichter geworden war, sich ein namhaftes Vermögen zu erwerben, so vermochten jetzt unvergleichlich mehr Personen durch Industrie und Handel — wengleich nicht ohne Anstrengung — ein leidliches Auskommen zu finden, Etwas das man immerhin als einen wirthschaftlichen Fortschritt wird ansehen dürfen.

Dabei war das Land aus dem Zustande einer patriarchalischen Regierung in die Bahnen eines modernen Rechtsstaates, wie sie der aufgeklärte Absolutismus schaffen konnte, hinübergeführt worden. Was dafür geschehen war, das war von oben gekommen, alle die neuen Einrichtungen hatte der König mit seinem überall hinblickenden Auge, mit seiner nie rastenden landesväterlichen Fürsorge geschaffen. Die ständische Verfassung, die er vorgefunden, hatte seinem Machtspruch weichen müssen, ohne dass man im Lande darüber irgend einen Schmerz empfunden oder das Verlorene zurückgesehnt hätte, wie denn auch darüber kaum ein Zweifel obwalten kann, dass für eine gesunde politische Entwicklung auch nach dem Endziele verfassungsmässiger Freiheit hin die Institutionen des Rechtsstaates, wie sie Friedrich in Schlesien geschaffen, von ungleich höherer Bedeutung geworden sind, als dies eine Erhaltung und Weiterentwicklung der schlesischen Stände hätte sein können.

Es liegt nun ungemein nahe, die segensreichen Ergebnisse der Regententhätigkeit in Zusammenhang zu bringen mit der unzweifelhaften Popularität des grossen Königs grade in diesem Lande, in dieser gleichsam den Dank des Volkes für die unablässigen landesväterlichen Mühen und Sorgen ihres Herrschers zu erblicken. Wie naheliegend aber diese Voraussetzung ist, so bedarf sie doch einer gewissen Richtigstellung.

Wer wollte leugnen, dass für die Schlesier Friedrich der populärste Herrscher war? Der Zauber, den ein ge-

kröntes Haupt auf seine Unterthanen leicht auszuüben vermag, musste den Schlesiern gegenüber sich doppelt wirksam zeigen, weil dieser Zauber überhaupt für diese Einwohnerschaft, welche in österreichischer Zeit keinen ihrer Herrscher von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, etwas ganz Neues war; wie hätte es nicht einen mächtigen Eindruck machen sollen, dass den neuen Landesherrn, der sein Heer selbst anführte, der jedes Jahr in seiner neuen Provinz auf längere oder kürzere Zeit verweilte selbst zu schauen Jedem seiner Unterthanen vergönnt war? Und das Bild dieser Persönlichkeit, welche Hoheit und Würde mit herzwinnender Leutseligkeit zu paaren wusste, haftete in den Gemüthern der Menschen. Bilder des Königs, Abbildungen von ihm und Szenen aus seinem Leben wurden eifrig gekauft zur Zier der Wohnungen. Wer sich hier näher um Land und Leute kümmert, der staunt wohl über die Fülle von Erinnerungen an den alten Fritz, die allerorten noch heut lebendig sind. Nicht nur dass zahllose Anekdoten und Charakterzüge über ihn im Munde der Menschen umlaufen, die Ueberlieferung bringt auch die mannigfachsten Lokalitäten mit ihm in Verbindung, sie bezeichnet alte Bäume, unter denen er gerastet, Häuser, wo er in bedeutungsvoller Zeit genächtigt, Berge von denen er Umschau, Fluren, auf denen er Musterung gehalten, Verstecke, in denen er Schutz gesucht vor Verfolgern. Mag davon der grösste Theil nur sagenhaft sein; was uns daran interessirt, ist das überall sichtbare Bestreben des Volkes, sich ein Andenken zu gewinnen an den grossen König. Wahrlich auf ihn und Schlesien kann man mit Fug das Dichterwort anwenden:

Nach hundert Jahren klingt

Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.

Aber wenn wir die Zeugnisse für den Kultus des alten Fritz in Schlesien näher ins Auge fassen, kann es uns doch nicht entgehen, dass die Erinnerungen vorwiegend aus den Kriegszeiten stammen, dass der Heldenruhm Friedrichs in ihnen eine grosse Rolle spielt. Wir vermögen dies wohl zu begreifen und natürlich zu finden.

Er hatte das Land erobert, er hatte es gegen einen Bund übermächtiger Feinde behauptet; auf schlesischem Boden hatte er, wo er selbst den Befehl führte, allezeit den Sieg an seine Fahnen gefesselt; zweimal 1757 und 1760 hatte sein Kommen das Land aus schwerster Bedrängniss gerettet. 1757 als Alles verloren schien, das Land den Feinden preisgegeben, die Hauptstadt gefallen, das preussische Hauptheer geschlagen und aufgelöst, die sonst so tapferen Generale verzagt und entmuthigt waren, da war er herbeigeeilt, hatte ein dreifach überlegenes feindliches Heer vor den Mauern seiner Hauptstadt bei Leuthen geschlagen, Breslau zurückerobert, in wenigen Wochen das Land von den Feinden befreit. Das Geschlecht, welches diesen ans Wunderbare grenzenden Umschwung erlebte, konnte das kaum wieder vergessen, und die Bewunderung für den Heldenkönig füllte alle schlesischen Herzen. Von dem Ruhme Friedrichs, der bald die ganze Welt durchdrang, nahmen sich auch die Schlesier ihren Theil, wie sie denn thatsächlich in den schweren Kriegszeiten an dem Vertrauen auf den grossen König und seinen Genius sich aufrecht erhalten, von seinem Ruhm gleichsam gezehrt haben.

Dass dann diese Begeisterung der Schlesier für ihren Heldenkönig durch seine Regententhätigkeit in den Friedensjahren noch gesteigert worden sei, würden wir, die wir eben diese Regententhätigkeit nicht minder bewundern als seine Kriegsthaten, von vornherein voraussetzen geneigt sein. Doch das eben vermögen wir nicht zu behaupten. Wenn der alte Fritz in Schlesien populär war, seine Regierung war es nicht eigentlich, und dass die Schlesier unter ihr sich recht wohlgefühlt hätten, wird man nicht behaupten können.

Es kann diese Wahrnehmung auf den ersten Blick befremden, aber sie ist doch leicht zu erklären. Zunächst wird man darauf hinweisen dürfen, dass berühmte Organisatoren und Gesetzgeber in den meisten Fällen die volle Würdigung ihrer Schöpfungen erst bei späteren Geschlech-

tern finden. Bei der grossen Menge des Volkes sind auch die segensreichsten Neuerungen nicht willkommen, wenn sie Kosten verursachen. Die Schlesier hatten ja einen grossen Respekt vor dem tapfern und wohlgeübten Heere, das sie vor äusseren Feinden schützte, aber das hinderte sie nicht, über die Opfer zu seufzen, welche dessen Erhaltung erheischte. Eine schlesische Stadt, welche eine Feuersbrunst eingeäschert hatte, empfand es mit freudiger Dankbarkeit, dass hier zunächst die gegenseitige Feuerassekuranz Mittel zum Wiederaufbau darbot, und dann der König im Gnadenwege ansehnliche Summen zuschoss. Jedem Bauer that es sehr wohl, wenn bei irgendwelchen Kalamitäten, bei Viehsterben und Misswachs Hilfe bereit stand, die über schwere Zeiten hinweghalf, aber das hinderte in keiner Weise, dass die grosse in den Tag hinein lebende Menge, wenn neben den Steuern der Servis, die Feuer- und Viehassekuranzgelder u. s. w. eingezogen wurden, sich höchst beschwert fand und schliesslich eine Berechnung anstellte, deren Ergebniss war, dass man zu österreichischer Zeit doch weniger zu zahlen gehabt hätte, eine Berechnung, bei der eben in gedankenloser Weise die Errungenschaften der preussischen Regierung nicht in Anschlag gebracht wurden. Es zeigte sich dies auf allen Gebieten. Gemeinden, die unter österreichischer Herrschaft zur Zeit des Glaubensdruckes die grössten Opfer willig gebracht haben würden, um für sich eine protestantische Kirche zu erlangen, kargten jetzt in der Zeit der Glaubensfreiheit mit jedem Groschen zur Dotirung ihres Pastors.

Ferner dürfen wir auch das nicht verschweigen, dass in weitesten Kreisen die Meinung verbreitet war, die Erhebung der Zoll- und Accisengelder sei unzweckmässig und vexatorisch. Endlich müssen wir auch noch folgendes Moment hervorheben. Die Schlesier hatten in der Regierungszeit Friedrichs des Grossen eine ganze Fluth von Verordnungen und Gesetzen über sich ergehen lassen müssen, Etwas was ihnen höchst ungewohnt und schon deshalb nicht behaglich war. In scharfem Gegensatz zu dem be-

quemen Gehenlassen der österreichischen Zeit ward jetzt ungemein viel regiert und reglementirt. Und wenn nun gleich die wohlmeinende Absicht der Regierung vielfach unverkennbar zu Tage trat, wenn gleich die Fürsorge des Staates ganz unmittelbar Segen brachte, so hatte doch die Thatsache, dass der Staat jetzt dem Einzelnen so sehr auf den Leib rückte, sich um ihn so viel kümmerte, ihm doch oft recht enge Schranken setzte, etwas wenig Erwünschtes, und wenn wir daran denken, dass die altpreussische Zucht bei aller innern Tüchtigkeit doch nicht eben liebenswürdige Formen zeigte, so wird es erklärlich werden, dass ein Gefühl des Eingeengtseins, der Gebundenheit auch in den höheren Kreisen Schlesiens vorhanden war.

Wohl ist es schwer, solche Stimmungen vergangener Zeit zu belauschen, sie finden nicht leicht einen Niederschlag in schriftlichen Zeugnissen, und der Historiker späht lange umher, bis ihm einmal ein günstiger Zufall ein Blatt zuführt, aus dem wirklich die Stimme des Volkes zu sprechen scheint. Und doch ist da kaum eine Täuschung zu fürchten; wer sich in die Beobachtung eines gewissen Zustandes eingelebt hat, dem schärft sich das Ohr und das Auge für die damals herrschende Denkweise. Ein einzelnes Zeugniß aber noch anzuführen möge gestattet sein.

Unmittelbar nach dem Tode Friedrichs des Grossen schrieb ein Mann von Scharfsinn und Einsicht, dessen Chiffer *C. W.* nicht den Verfasser errathen lässt, für die „Schlesischen Provinzialblätter“ einen Aufsatz „über den Einfluss der preussischen Regierung auf Schlesien“. Auch er kennt wohl die vielfach laut gewordenen Klagen, erachtet sie aber, vielleicht mit Ausnahme der über die Zoll- und Acciseeinrichtungen, nicht für begründet und stellt diesen Klagen eine Aufzählung der Wohlthaten, welche Schlesien der Regierung Friedrichs verdanke, gegenüber. Zusammenfassend urtheilt er dann: „wir haben vielleicht an Unabhängigkeit der Einzelnen, vielleicht durch vereinigte Ursachen in den Jahren seines Alters an Fröhlichkeit abgenommen, aber wir haben an der Aufklärung,

Sicherheit der Rechte eines Jeden, an Ordnung, an *Sobriété*, an Industrie, an jeder Tugend gewisslich zugenommen.“

Vertheidiger wie dieser unser Autor fand der König leicht, wenn in den Kreisen der Gebildeteren die politischen Zustände besprochen wurden, und der Respekt vor ihm war so gross und so tief eingewurzelt, dass auch Aeusserungen der Unzufriedenheit sich nur schüchtern und verklausulirt hervorwagten. Für die breiteren Schichten des Volkes bedurfte es kaum der Vertheidiger. Ihnen lag es keineswegs so ganz nahe, den König für das Drückende der wirthschaftlichen Zustände verantwortlich zu machen. Der über sie herrschte, war der grosse Friedrich, von dessen Heldenthaten man in der entlegensten Hütte erzählte, und dessen Ruhm nicht davon betroffen ward, dass man über die Steuern zu seufzen, über den Landrath oder den Bürgermeister zu klagen hatte. Zu hoch stand dies Gestirn über ihren Häuption, als dass der Schatten ihrer kleinen Leiden dessen Glanz hätte trüben können.

Wohl war das, was die Schlesier für ihren Herrscher empfanden, nicht jene naive ungestüme Zärtlichkeit, wie sie zuweilen einem geliebten Herrscher und oft auch einem minder bedeutenden aus dem Volke entgegenklingt, es hat sich hier in die bewundernde Verehrung, namentlich in den letzten Lebensjahren, wo Friedrichs Auge immer strenger und durchbohrender darein schaute, mehr und mehr ein gutes Theil ehrfurchtsvoller Scheu gemischt. Aber das Band zwischen Herrscher und Volk war und blieb stark und fest geschürzt, und über allem Zweifel steht die Thatsache, dass der König das Land, das er erobert und in schweren Kämpfen behauptet hat, auch innerlich sich und seinem Staate zu eigen zu machen, mit einem Gefühle tiefgewurzelter Anhänglichkeit zu erfüllen und zu durchdringen vermocht hat.

Er hat das erreicht ohne jedwedes Haschen nach Popularität, indem er unentwegt dem folgte, was er als seine Herrscherpflicht ansah, häufig sogar mit dem vollen Bewusstsein, dass seine Neuerungen der an dem Gewohn-

ten hängenden Menge unbequem und missliebig sein würden. Und doch dürfen wir grade in dieser Errungenschaft, die ihm, ohne direkt erstrebt zu sein, trotz allem zugefallen ist, als Frucht einer ruhmgekrönten, aber mit unablässigem Ringen und Streben erfüllten Heldenlaufbahn das grossartigste Ergebniss der Regierung Friedrichs für Schlesien erblicken.

Denn indem er eine Bevölkerung, für welche in österreichischer Zeit der Begriff des Patriotismus überhaupt nicht vorhanden war, gelehrt hat, ihre Herzen für einen ruhmreichen und allgemein bewunderten Landesherrn höher schlagen zu lassen und damit zugleich dem Staate, den derselbe beherrschte, sich innerlich anzuschliessen, hat er ihr erst ein Vaterland gegeben, ein Gut von so unschätzbarem Werthe, dass Alles, was sonst an Segnungen diese Regierung den Schlesiern gebracht hat, dem gegenüber billig zurückstehen muss. Die Geschichte zeigt uns, dass das Band, durch welches der grosse König seine schlesischen Unterthanen ihrem Herrscher zu eigen zu machen verstanden hat, stark genug war, um auf Nachfolger, welche nicht die Verdienste Jenes aufzuweisen vermochten, vererbt werden zu können, und die Geschichte legt auch dafür Zeugnis ab, dass die Vaterlandsliebe, die Königstreue der Schlesier die schwere Prüfung der Franzosenzeit glänzend bestanden hat, sie lässt keinen Zweifel darüber, dass in dieser schweren Zeit hier die Herzen für den unglücklichen König Friedrich Wilhelm III. nicht minder warm geschlagen haben als in den altpreussischen Landen, dass 1812 die Flamme der Begeisterung am hellsten in Breslau emporgeflammt und der Ruf: für König und Vaterland nirgends vollstimmiger erklungen ist als in diesem Lande — fürwahr das schönste, das glorreichste Zeugnis für das, was Schlesien dem Andenken Friedrichs des Grossen zu danken hat.

Zweiter Band.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Quellennachweisungen.

Zweiter Band.

Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

- S. 3. Schles. Provzbl. 1827 Ergänzgsbog. Juli.
- S. 5, Abs. 3. Hensel, Chron. v. Hirschberg 419. Polit. Corr. Friedrich d. Gr. XIII, 24. Werner, Chron. v. Friedland 448.
- S. 6, Z. 2. Polit. Corr. XIII 284.
- S. 6, Z. 6. Ebendas. 16.
- S. 6, Abs. 2. Band I, S. 460. Lehmann, katholische Kirche (Archivpubl. X, 666, 670, 675).
- S. 7, Abs. 1. Polit. Corr. XIII, 235, 243.
- S. 7, Abs. 2. Ebendas. 205, 165.
- S. 8, Z. 4. Bresl. Staatsarch. P.A. VII, 25 f. Bresl. Stadtarch. Sammelbd. 576, f. 5 Brief vom 10. Sept. 1756.
- S. 8, Abs. 2. Sturm, Gesch. v. Goldberg 359.
- S. 9, Z. 3. Bresl. St.A. P.A. VII, 23c.
- S. 9, Z. 9. Polit. Corr. XIII, 370.
1757. S. 9, Z. 4 v. u. Polit. Corr. XIV, 172.
- S. 10, Z. 10. Berliner geh. St.A. Immediatber. Schlabrendorfs, März 1757. Polit. Corr. XIV, 399.
- S. 12, Abs. 2 Mitte. Bresl. Stadtarch. Sammelbd. 576 f. 57.
- S. 12, letzte Z. Breslauer St.A. P.A. VII, 21 d.
- S. 13, Z. 9. Bresl. St.A. P.A. VII, 25 n.
- S. 13, Abs. 1 Ende. Ebendas. VII, 215.
- S. 13, letzte Z. Gottwalds Handschr. Tageb. im Bresl. St.A. u. Immediatber. Schlabrendorfs. Juli 11. Berliner geh. St.A.
- S. 14, Z. 12. Ebendas. Juli 13.
- S. 14, Abs. 2. Ebendas. und Bresl. St.A. P.A. VII 25 f.
- S. 15, Z. 5. Schlabrendorf, Juli 17.
- S. 15, Z. 9. Kerber, Gesch. v. Fürstenstein, S. 92.
- S. 15, Z. 18. Sutorius, Gesch. v. Löwenberg I, 308.
- S. 15, letzte Z. Sturm, a. a. O. 361, 362.

- S. 17, Z. 3. Schlabrendorf, August 13.
 S. 17, Z. 15. Ebendas.
 S. 17, Abs. 1 Ende. Jahnus' Bericht, Danziger Beitr. III, 262.
 S. 17, Abs. 2. Polit. Corr. XV, 302. Luge, Chron. v. Greifenberg S. 120, 121.
 S. 18, Abs. 1 Ende. Gottwald, a. a. O. f., 16.
 S. 19, Z. 3 v. u. Wengen, Karl Graf zu Wied S. 127 ff.
 S. 20, Z. 16. Polit. Corr. XV, 349, Anm. 3, wo der Druckfehler Bautzen statt Bunzlau zu verbessern ist.
 S. 21, Z. 2. Generalstabswerk I, 399.
 S. 22, Z. 13. Sutorius, Gesch. v. Löwenberg I, 307.
 S. 22, Z. 16 v. u. Verf. vom 30. September 1757. Polit. Corr. XV, 392.
 S. 23, Z. 19. Archivpublik. XIII, 695.
 S. 23, Z. 4 v. u. Polit. Corr. XV, 403.
 S. 24, Z. 7. Winter, Der Feldzug des Herzogs von Bevern, Jahrb. f. d. dtische. Armee u. Marine, Jahrg. 1886, S. 171.
 S. 24, Z. 15 v. u. Schlabrendorf, Bericht Okt. 3.
 S. 25, Abs. 1 Ende. Polit. Corr. XV, 412.
 S. 25, Abs. 3. Polit. Corr. XV, 420.
 S. 26, Abs. 2. Schl. Ztsch. VII, 67.
 S. 26, Z. 6 v. u. Tielke, Beitr. zur Kriegskunst IV, 24.
 S. 28, Abs. 1. Des Herz. Bericht bei Ollech, Fried. d. Gr. v. Berlin bis Rossbach u. Leuthen. Berlin 1858, des Kgs. Briefe i. d. Polit. Corr. XV.
 S. 29, Z. 3. Polit. Corr. XV, 419.
 S. 30, Abs. 1. Winter, der Feldzug des Herz. v. Bevern i. Schles. Jahrb. f. d. dtisch. Armee u. Marine Bd. 60, S. 262 ff.
 S. 30, Z. 1 v. u. Noch am 21. Nov. wird darüber korrespondirt, städt. Akten 13, 142.
 S. 31, Z. 12. Ollech, S. 105, 107.
 S. 32, Abs. 2. Kutzen, a. a. O. S. 166, glaubt durch die Mittheilung der umständlichen Darstellung der Gefangennahme, wie sie Gaudi auf Grund von eignen Mittheilungen des Herzogs in seinem Journale II, 401 gegeben, jene Annahme vollkommen widerlegt zu haben. Die Gaudische Darstellung erweitert des Herzogs beide Relationen (bei Ollech S. 105 u. 107), bringt aber verschiedene augenscheinliche Unrichtigkeiten herein, z. B. der Herzog war, als er den Ritt antrat, nicht so früh aufgestanden, sondern noch nicht schlafen gegangen, ferner: österreich. Wachtfeuer konnten jenseits der Weide nicht wohl gesehen worden sein, sondern nur grade in der entgegengesetzten Richtung, endlich erscheint die bei Gaudi neu hinzugekommene Idee des Herzogs, von einer Anhöhe hinter Leipa die Gegend rekognosciren zu wollen früh um 4 Uhr, zu einer Zeit, wo

der Mond eben unterging und es keineswegs, wie Gaudi schreibt, „bald zu tagen anfang“ (am 24. November!) gradezu abenteuerlich. Dass der Herzog den Bauer zu Leipa, nachdem er denselben hat wecken lassen, um wie er schreibt, „ihn als Wegweiser“ zu holen, dann doch nicht mitnimmt, sondern in ganz unbekannter Gegend ausserhalb seiner Postenkette nächtlicher Weile ins Dunkle allein hineinreitet, erscheint für einen erfahrenen Feldherrn doch immerhin auffallend genug, um da besondere Motive vorauszusetzen.

S. 34, Abs. 2. Polit. Corr. XVI, 45.

S. 35. Ebendas. 234.

S. 35, Z. 7 v. u. Vgl. den Brief des königl. Kabinetaths Eichel vom 30. November 1757, Polit. Corr. XVI, 61, der allerdings nur mit grosser Vorsicht benutzt werden darf, da er offenbar mehr umlaufende Gerüchte als wirkliche Thatsachen bringt, wie er denn z. B. die erst nach der Kapitulation Breslaus am 25. November geschriebenen Briefe als schon vorher von Kyau empfangen darstellt und Lestwitz's Verhalten gegenüber dem Kattes rühmt, während gerade L. von dem Kriegsgericht zu der schwersten Strafe verurtheilt worden ist. Auch die im Texte erwähnte Plünderung eines Magazins durch den Pöbel wird, von dem damaligen Breslauer Stadtdirektor Conradi bestritten (nach nachträglich eingesehenen Akten des Berl. Generalstabsarchivs).

S. 36, Z. 8. Danziger Beitr. III, 626.

S. 36, Z. 19. Der Bericht des öst. Kommandeurs v. Sprecher u. zwei Briefe eines öst. Intendanturbeamten v. Hauer im Wiener Kriegsarchiv v. 25. u. 26. Novbr. bezeichnen die Verzögerung des Ausmarsches bis zum eingebrochenen Dunkel als Hauptveranlassung der massenhaften Desertion.

S. 37, Z. 2. Schäfer, Gesch. d. siebenj. Krieges I, 506.

S. 37, Z. 3. Danziger Beitr. III, 646, u. so auch in den erw. Hauerschen Briefen mit dem Zusatze, dieselben wären durch das Oderthor passirt.

S. 37, Z. 9. Kutzen, Der Tag von Leuthen S. 9.

S. 37, Z. 12. Handschriftl. Bresl. Tageb. Bresl. Stadtbibl. 2493 H.

Zweiter Abschnitt.

S. 38, Z. 8. Polit. Corr. XVI, 41.

S. 38, Z. 8 v. u. Polit. Corr. XVI, 44.

S. 39, Z. 5. Ebendas. 49—52.

S. 39, Z. 12 v. u. Ebendas. 56.

S. 39, Z. 7 v. u. Bresl. St. A. Ziehkursch, Handschr. XIV, 183.

S. 40, Z. 10. Danz. Beitr. III, 530. Kutzen 169, Anm. 16.

Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Grossen. II. 37

S. 40, Abs. 3. Briefe des Königs an Schlabrendorf, ebend. S. 242 ff.

S. 41, Abs. 1 Ende. Oeuv. de Fréd. XXVII, 3, 261 und dazu Preuss' Bemerkgn. XXXI.

S. 42. Anm. v. Preuss, a. a. O. XXXV.

S. 43, Z. 13. Arneth, Mar. Ther. V, 262.

S. 43, Abs. 2 Ende. Brief aus Brieg in den Danziger Beiträgen IV, 111 und übereinstimmend in der kleinen Druckschrift Tageregister eines Theils der preuss. Armee von ihrem Marsche durch Böhmen, Lausitz und Schlesien 20. April bis 24. Dez. 1757 (Bresl. Stadtbibl.) Uebrigens berichtet der Minister Schlabrendorf u. d. 13. Juli 1757, dass der österreichischerseits gleich im Anfange des Feldzugs gefasste Plan, mit einer grösseren Heeresabtheilung über Neustadt, Steinau, Grottkau auf Brieg loszugehen und diesen Platz den Degen in der Faust *coute qu'il coute* zu erstürmen, jetzt wiederaufgenommen worden sei. Immediatber. im Berl. Archive.

S. 44, Z. 1. Arneth S. 261 bestreitet das allerdings.

S. 44, Abs. 2. Generalstabswerk I, 436. Kutzen 253.

S. 44, Z. 2 v. u. Kutzen 174, Anm. 28.

S. 47, Abs. 1. Kutzen 72.

S. 47, Z. 20. Oben I, S. 412.

S. 48, Z. 10 v. u. Kutzen 90.

S. 50, Z. 20. Pfister, Gesch. der Teutschen V, 367 Anm.

S. 53, Abs. 1 Ende. Oeuv. IV, 167.

S. 53, Z. 5 v. u. agf. bei Kutzen 213, Anm. 10.

S. 54, Z. 10. Kutzen 217.

S. 54, Z. 14 v. u. Kutzen 208, Anm. 114.

S. 55, Abs. 1. Kutzen 120, 121. Nikolai, Anekdoten v. Kg. Friedr. d. Gr. I., 228 ff.

S. 55, Z. 18 v. u. Kutzen 124 u. 209 ff.

S. 56, Z. 5. Kutzen 123, 129.

S. 56, Abs. 2. Kutzen 124.

S. 57, Z. 5. A. Pech, Hist. Nachr. v. d. evang. K. z. Leuthen 1793, S. 8.

S. 57, Abs. 2 Ende. Kutzen 194, Anm. 66.

S. 58, Abs. 2. Anklageschrift gegen Gen. Sprecher im Wiener Kriegsarchiv.

S. 58, Abs. 2 Ende. Handschr. d. Bresl. Stadtbibl. 2494, S. 75.

S. 58, Abs. 3. Brief der Kaiserin an Erzh. Karl vom 14. Dez. im Wiener Kriegsarch.

S. 59, Abs. 2 Ende, Journal Sprechers im Wiener Kriegsarch.

S. 59, Z. 2 v. u. Das angeführte Journal Sprechers enthält

kein Wort über die Sendung, von der wir nur durch eine Stelle aus den späteren Untersuchungsakten gegen Sprecher (im Wiener Kriegsarchiv) erfahren.

S. 60, Z. 6. Polit. Corr. XVI, 83.

S. 60, Z. 12. Erwähnt in d. angeführten Untersuchungsakten.

S. 61, Abs. 1 Ende. Handschr. d. Bresl. Stadtbibl. 2494, 72.

S. 61, Abs. 2. Ebendas. 86.

S. 62, Z. 3. Ebendas. 84.

S. 62, Z. 7. Ebendas. 95.

S. 62, Abs. 2. Wiener Kriegsarch.

S. 62, Abs. 3. Schles. Ztschr. XXIV, S. 81, Anm. 5.

S. 63, Z. 4. Das ebendas. agf. undatirte Schriftstück.

S. 63, Z. 8. (Belach) Der Christ im Kriege, S. 204. Auch Burg preist Conradi aus diesem Grunde, Schles. Ztschr. XXIV, S. 81. Anm. 5.

S. 63, Abs. 1 Ende. Bresl. Handschr. 2494, S. 98.

S. 63, Abs. 2. Sprechers Journal i. Wiener Archiv.

S. 64, Abs. 1. Ebendas.

S. 64, Abs. 2. Schles. Ztschr. XXIV, S. 83, Anm. 3.

S. 64, Z. 7 v. u. Arneht V, 367.

S. 65, Z. 13 v. u. Sprechers Journal im Wiener Kriegsarch.

S. 66, Z. 6 v. u. Danziger Beitr. III, 723.

S. 67, Z. 1. Ebendas. IV, 132.

S. 67, Abs. 1 Ende. Kutzen 137.

S. 67, Abs. 2. (Belach) Der Christ im Kriege, S. 241.

S. 67, Abs. 3. Ebendas. 242 u. Bresl. Handschr. 2494, S. 100.

S. 68, Z. 15 v. u. Agf. bei Kutzen 131.

S. 69, Z. 6. Polit. Corr. XVI, 83. Merkwürdig ist der Zusatz in dem früheren französ. Abdr. bei Fr. v. Blumenthal, Vie de Zieten II, 89.

S. 69, Z. 10 v. u. Ebendas. II, 94. Prinz Karl zeigt dies den Kommand. v. Breslau u. Liegnitz an.

S. 69, Z. 9 v. u. Fischer, Chronik v. Jauer II, S. 315.

S. 69, Z. 4 v. u. Polit. Corr. XVI, 126.

S. 69, Z. 3 v. u. Sturm, Gesch. v. Goldberg 370.

S. 70, Z. 17. Polit. Corr. XVI, 131.

S. 70, Z. 20. Danziger Beitr. IV, 102.

S. 70, Z. 12 v. u. Kraffert, Chron. v. Liegnitz III, 205.

S. 71, Z. 5. Ueber die Gerüchte, die damals in der Kgl. Umgebung umliefen, vgl. Eichels Brief, Polit. Corr. XVI, 63.

S. 71, Abs. 1 Ende. Bresl. Stadtbibl. Handschr. 2494, S. 72.

S. 72, Z. 9. (Belach) Der Christ im Kriege etc. S. 60.

S. 72, Z. 8 v. u. Bresl. Handschr. 2494, S. 23.

S. 72, Z. 3 v. u. Brief aus Breslau vom 18. Dez. 1757, Denk-

würdigk. Friedrichs d. Gr. 1759 III, 509. Deutsche Kriegskanzlei I, 264.

S. 73, Z. 15. Bresl. Stadtbibl. Hdschr. 576, f. 156.

S. 73, Z. 18. Mentzel, Topogr. Chron. v. Breslau S. 746. Die Aussage des O.-Cons.-R. Gerhard differirt bezügl. des Textes mit der eben agf. Handschr.

S. 73, Z. 9 v. u. Mentzel a. a. O.

S. 73, Z. 2 v. u. Die agf. Bresl. Handschr. f. 157.

S. 74, Abs. 2 Ende. Wiener Kriegsarch.

S. 74, Abs. 3. Anf. Dez. erschien das Bresl. Intelligenzblatt m. d. doppelten Adler. Bresl. Hdschr. 2493 K. Arneht V, 259, 260.

S. 75, Abs. 1. Kutzen S. 14, 15.

S. 76, Abs. 1. Bresl. Staatsarch. St. Breslau III, 3 a.

S. 83, Z. 2. Huschberg-Wuttke, Die 3 Kriegsj. 1756—58, S. 200.

S. 83, Mitte. Danziger Beitr. III, 520 u. 462.

S. 84, Z. 13. So das Patent des Ob. Jahnus, der übrigens selbst dem reform. Bekenntnisse angehörte.

S. 84, Z. 10 v. u. 1758 Febr. 10. Bresl. St.A. PA. VII, 25 v.

S. 85, Z. 9. Immediatber. von Schlabrendorf, Aug. 25. 1757, Berl. St.A.

S. 85, Z. 19. Ebendas. Aug. 31, Sept. 7.

S. 86, Z. 1. Schreiben an Gloxin vom 24. Aug. 1757, Bresl. St.A. MR. XIII, 4 a.

S. 86, Abs. 1 Ende. Archivpubl. XIII, 694, 5.

S. 86, Abs. 2. Ebendas. 718.

S. 87, Z. 1. Schlabrendorf, Immediatber.

S. 87, Z. 4. Archivpubl. XIII, 694.

S. 87, letzte Z. Ebendas. 695.

S. 88, Z. 3. Aug. 30. 1757, Rotulus zu d. Kab.-O. im Bresl. St.A. III, 92. Auf dem Rücken des minist. Immediatber. v. 11. Sept. 1757 findet sich die Bleistiftbemerkung „habe schon befohlen“.

S. 89, Z. 10. Bresl. St.A. PA. VII, 25 a und c.

S. 89, Z. 17. Archivpubl. XVIII, 6.

S. 89, Z. 23. Ebendas. 9 u. PA. VII, 25 c.

S. 90, Abs. 1 Ende. Immediatber. Schlabrendorfs 1757 Sept. 3. Berl. St.A.

S. 90, Z. 11 v. u. Bach, Die Grafschaft Glatz unter Fouqué, ed. Volkmer, Habelschwerdt 1885. S. 63, wo das ganze Material zusammengestellt ist. Archivpubl. XVIII, S. 1. Wenn der Landrath v. Pfeil ebendas. auf Befragen des Ministers berichtet, dass Faulhaber nicht der offizielle Beichtvater der Garnison war, so ist dagegen zu bemerken, dass die Einführung der offiziellen Beichtväter vom 30. Aug. datirt und F. anfang Sept. verhaftet worden ist.

- S. 91, Abs. 1 Mitte. Bach a. a. O. 11.
 S. 92, Z. 4. Archivpubl. XIII, 699.
 S. 92, Z. 13. Ebendas. 693.
 S. 92, Z. 16. Ebendas. 669.
 S. 93, Z. 3. Ebendas. S. 10, Anm. 2.
 S. 93, Abs. 2 Ende. Ebendas. 696.
 S. 93, Z. 5 v. u. Bresl. Staatsarch. MR. XIII, 4 a.
 S. 94, Z. 3. Archivpubl. XIII, 699.
 S. 94, Z. 5. Ebendas. XVIII, 10, Anm. 2.
 S. 94, Z. 10. Ebendas. XIII, 696.
 S. 94, Z. 12. Ebendas. 697.
 S. 94, Z. 10 v. u. Das spätere Schreiben von 1758 Jan. 30,
 Archivpubl. XVIII, S. 7, lässt darüber keinen Zweifel.
 S. 94, Z. 2 v. u. Ebendas. XIII, 700.
 S. 95, Z. 3. Polit. Corr. XVI, 408.
 S. 95, Abs. 1 Ende. Archivpubl. XIII, 700.
 S. 96, Z. 11. Polit. Corr. XVI, 63.
 S. 96, Abs. Ende. Archivpubl. XVIII, 8.
 S. 96, Z. 15 v. u. Ebendas. 9.
 S. 97, Z. 3. Memoiren de Catts, ed. Koser. Archivpubl. XXII,
 S. 33, vorher 30 u. 32.
 S. 97, Mitte. Archivpubl. XVIII, 138 u. XIII, 652.
 S. 97, Z. 2 v. u. Bresl. St.A. PA. VII, 25.
 S. 98, Abs. 1 Ende. Archivpubl. XIII, 702.
 S. 98, Abs. 2 Ende. Ebendas. XVIII, 3.
 S. 99, Z. 7. Bd. I, S. 477.
 S. 100, Z. 4 v. u. Oben S. 64.
 S. 101, Z. 13. Arneht V, 428.

Dritter Abschnitt.

- S. 101, Z. 6 v. u. Polit. Corr. XVI, 187.
 S. 101, Z. 3 u. 4. Ebendas. 137.
 S. 102, die Verse. Handschr. der Bresl. Stadtbibl. 576, f. 219.
 S. 102, Z. 2 v. u. Schles. Ztg.
 S. 103, Z. 4. Korn's Ed.-S. VI, 702.
 S. 103, Abs. 1 Ende. Heyne, Gesch. von Neumarkt 262.
 S. 103, Z. 7 v. u. Polit. Corr. XVI, 234.
 S. 104, Z. 9. Ebendas. 272 u. 275.
 S. 104, Z. 9. Ebendas. 143.
 S. 105, Z. 10. Ebendas. 187.
 S. 105, Mitte. Bresl. Stadtbibl. 576, f. 221.
 S. 106, Z. 2. Archivpubl. XVIII, 39 u. 66 u. Korn's Ed.-S. VI,

- S. 106, Z. 12. Sutorius, Gesch. v. Löwenberg I, 334.
 S. 106, Z. 16. Bresl. Stadtbibl. Handschr. 576, f. 279.
 S. 107, Z. 4. Ebendas. f. 268.
 S. 107, Z. 8 v. u. Danziger Beitr. IV, 457.
 S. 107, Z. 4 v. u. Polit. Corr. XVI, 265 u. 270.
 S. 108, Z. 8. Ein Brief in dem erw. Sammelbd. d. Stadtbibl. 567, f. 232 (Landshut, 4. März 1758), der scheinbar ganz genau Tag und Stunde angiebt, lässt den König am 27. früh nach Reichenbach fahren, während in der Polit. Corr. XVI, 266 ein Brief aus Reichenbach vom 25. angeführt wird, und auch Rödenbeck, Geschichtskalender I, 339 den König am 26. Febr. wieder nach Breslau zurückkehren lässt.
 S. 108, letzte Z. Danziger Beitr. IV, 158, Glatzer Vierteljahrsschr. V, 8.
 S. 109, Z. 13. Tielke, Beitr. zur Kriegskunst IV, 45.
 S. 109, Mitte. Tagebuch der Belagerung von Schweidnitz, ed. Grünhagen schles. Ztschr. VII, 262. Schmidt, Gesch. v. Schweidnitz II, 263, 264.
 S. 110, Z. 7 v. u. Am 12. April waren nur noch 4500 M. übrig.
 S. 110, Z. 4 v. u. Tielke IV, 62.
 S. 111, Abs. 1 Ende. Schles. Ztschr. VII, v. S. 260 an.
 S. 112, Z. 4. Generalstabswerk II, 175.
 S. 112, Z. 9. Polit. Corr. XVI, 399 Anm. 3.
 S. 112, Z. 18. Ebendas. XVII, S. 1. In einem Briefe an seine Schwester (ebendas. S. 2) giebt der König sogar 7 Märsche an.
 S. 113, Z. 17. Janko, Leben Laudons, 59. Anm.
 S. 114, Z. 10. Ebendas. 121, 122.
 S. 114, Z. 3 v. u. Ebendas. 116.
 S. 115, Z. 7. Schlabrendorfs Immediatber.
 S. 115, Z. 7 v. u. Fürstl. Archiv zu Trachenberg.
 S. 116, Z. 3. Danziger Beitr. V, 377. Polit. Corr. XVII, 117.
 S. 116, Z. 11. Ebendas. 138.
 S. 116, Mitte. Weltzel, Gesch. v. Kosel, 2. Aufl., v. S. 63 an.
 S. 116, Z. 14 v. u. Denkwürdigk. Friedrichs d. Gr. 1779, IV.
 S. 116, vorletzte Z. Polit. Corr. XVII, 181.
 S. 117, Z. 2. Stenzel, Anhang zu d. Nachr. über die Ueberschwemmung des Bobers 1804, S. 241.
 S. 117, Z. 4. Janko 65.
 S. 117, Z. 9. Bresl. Handschr. 576, 261.
 S. 117, letzte Zeile. Polit. Corr. XVII, 134.
 S. 118, Mitte. Schlabrendorfs Immediatber. vom 24. Sept. 1758.
 S. 119, Abs. 1 Ende. Ebendas. 15. Okt. 1758.
 S. 119, Z. 8 v. u. Archenholtz (Siebenjähr. Krieg I, 200) hat den Vorfall aus d. Munde des Baron Eichberg gehört.

- S. 121, Z. 17. Schl. Ztschr. XXV, S. 329 ff.
 S. 123, Z. 4. Danziger Beiträge XVI, S. 673.
 S. 124, die Verse. Bresl. Hdschr. 576, 274.
 S. 124, Z. 5 v. u. Gottwald, Handschr. Hirschberger Tage-
 buch 58.
 S. 125, Z. 1. Oeu. de Fr. XVIII, 56.
 S. 125, Z. 3. Ebendas. 61 u. De Catt ed. Koser 218.
 S. 125, Z. 10 v. u. Oeu. XVIII, 60.
 S. 125, letzte Z. Gottwald f. 204.
 S. 126, Z. 8. Schäfer a. a. O. II, 1, 253.
 S. 126, Z. 12 v. u. Stenzel a. a. O. 241. De Catt 226.
 S. 126, Z. 3 v. u. Agf. bei Schäfer 289.
 S. 127, Z. 5. Oeu. XIX, 64.
 S. 127, Abs. 1 Ende. Gottwald 63.
 S. 128, Z. 4. Abbildg. in Mentzels Chron. v. Breslau S. 258.
 S. 128, Z. 10. Bresl. St.A. BA. III, 76 n.
 S. 128, Abs. 1 Ende. Archivpubl. XVIII, 69.
 S. 129, Z. 11. Luge, Greifenberg 146 ff. Sutorius, Löwen-
 berg 329, 330.
 S. 129, Z. 7 v. u. Denkwürdigk. Fouqués ed. Büttner I, 94, 99.
 S. 130, Z. 6. Mit den Briefen Fouqués (a. a. O.) steht das Ge-
 neralstabswerk nicht ganz im Einklang.
 S. 130, Z. 12. De Catt 232.
 S. 130, Z. 18. Ebendas. Was in Rödenbeck I, 394 berichtet
 wird, erscheint unhaltbar.
 S. 131, Abs. 2. Schles. Ztg. war Hauptquelle. Generlisch,
 Chron. v. Militsch S. 20.
 S. 132, Abs. 2. De Catt 234.
 S. 133, letzte Z. De Catt 248, 249.
 S. 134, Abs. 1. Bresl. St.A. PA. VII, 25 h.
 S. 134, Z. 13. Immediatber. Schlabrendorf.
 S. 135, Z. 11. (Büttner) Fouqué II, 8.
 S. 135, Z. 13 v. u. Büttner II, 15.
 S. 136, Z. 3. Schöning, Siebenjähr. Krieg II, 181.
 S. 136, Z. 13. Ebendas.
 S. 136, Z. 3 v. u. Die Darstellung in Gottwalds Handschr.
 101 erscheint nicht glaubhaft.
 S. 137, Z. 5. Danziger Beitr. IX, 410.
 S. 137, Abs. 2. Schles. Ztg. 1759 Sept. 3, Okt. 3.
 S. 138, Abs. 1 Ende. Büttner II, S. 63.
 S. 139, Z. 7 v. u. Bresl. Handschr. 576, f. 275.
 S. 139, Z. 4 v. u. Gottwald f. 109. Bresl. St.A. PA. VII, 21 c.
 S. 140, Z. 8. Schlabrendorf Immediatber. 1759 Nov. 9.

Vierter Abschnitt.

- S. 140, Z. 2 v. u. Immediatber. Schlabrendorfs.
 S. 141, Z. 2. Ebendas. 1760 März 9.
 S. 142, Z. 2 v. u. Danziger Beitr. IX, 740, X, 422.
 S. 142, letzte Z. Janko, Laudon 137.
 S. 143, Abs. 1 Ende. Janko 145.
 S. 143, Abs. 2. Janko 146.
 S. 144, Z. 3. In den Immediatberichten des Ministers von 1760 (Berl. geh. St.A.) finden sich aus jener Zeit nur undatirte Blätter als Nachrichten aus Schlesien, dagegen erwähnt Retzow II, 197 eine Vorstellung Schlabrendorfs, welche die schlechte Lage der Fabriken und das Stocken des Handels im Gebirge geschildert habe.
 S. 144, Abs. 1 Ende. Schöning II, 320, 325.
 S. 146, Abs. 1. Bernhardi, Friedrich d. Gr. als Feldherr II, 44.
 S. 147, Abs. 1. Laube, Die Katastrophe v. Landeshut 1861.
 S. 147, Abs. 2. Gottwald f. 126—128, Laube 41.
 S. 148, Z. 9. De Catt 325.
 S. 148, Abs. 2. Bernhardi II, 44. Friedr. an Schlabrendorf in d. Immediatber o. T. doch nach dem 25. Juni. Schöning II, 337. Sodenstern, Feldzug Fouqués, 2. Aufl., 175. Oeu. de Fr. V, 47.
 S. 148, Ende. In den Immediatber. Schlabrendorfs.
 S. 149, Abs. 2. Schöning II, 341.
 S. 150, Z. 8 v. u. Janko 178 ff. Glatzer Vierteljahrsschr. II, 36 ff., IV, 40, V, 17, 18.
 S. 151, Z. 10. Immediatber. Schlabrendorfs.
 S. 151, Z. 20. Schöning II, 369.
 S. 152, Abs. 1. Arneth VI, 99, 100. Janko 188.
 S. 152, Abs. 2. Danziger Beitr. X, 731. Jankos (188) Angabe, dass Breslau bereits am 26. Juli eingeschlossen worden, ist irrig.
 S. 155, Z. 10. Danziger Beitr. X, 735 u. 739.
 S. 155, Abs. 2. Ebendas. 737.
 S. 156, Z. 2. Abgeb. bei Mentzel, Topogr. Chron. v. Breslau S. 152.
 S. 156, Abs. 2. Danziger Beitr. X, 735.
 S. 156, Z. 7 v. u. Markgraf im Feuill. der Bresl. Ztg. 1883 Sept. 2, 5. u. 8.
 S. 157, Abs. 2. Janko 191.
 S. 158, Abs. 1. Danziger Beitr. XI, 649, 650, 340, 341.
 S. 159, Abs. 2. Oeu. V, 56.
 S. 159, Abs. 3. Schäfer II, 2, 46.
 S. 160, Z. 14. Oeu. V, 58.
 S. 161, Z. 3. Schöning II, 383.

- S. 161, Z. 4. Oeu. V, 60.
 S. 161, Abs. 1 Ende. Stuhr, Forschungen etc. II, 332, Anm.
 S. 162, Abs. 2 Ende. Kutzen, Tag v. Liegnitz 51.
 S. 164, Z. 6. Janko 196.
 S. 169, Abs. 3 Anfang. Janko 200.
 S. 171, Abs. 2 Ende. Bresl. Hdschr. 577.
 S. 171, Z. 7 v. u. Ebendas.
 S. 172, Abs. 1 Ende. Ebendas.
 S. 173, vorletzte Z. Sutorius, Löwenberg I, 341. Danziger Beitr. XI, 653, 654.
 S. 174, Z. 7. Gottwalds Handschr. f. 148.
 S. 174, Z. 10. Ebendas.
 S. 174, Z. 15 v. u. Fischer, Jauer II, 319.
 S. 174, Z. 9 v. u. Gottwald f. 155.
 S. 174, Z. 6 v. u. Gottwald 159.
 S. 175, Z. 17 v. u. Arneth VI, 448.
 S. 176, Z. 11. Schöning II, 408,
 S. 176, Z. 18. Ebendas. 409.
 S. 176, Abs. 1 Ende. Oeu. XIX, 193.
 S. 176, Z. 4 v. u. Oeu. II, 76. Wengen, Karl Graf zu Wied 258, 259.
 S. 177, Z. 3. Schöning II, 415.
 S. 177, Abs. 3. Ebendas. 423.
 S. 178, Z. 9. Janko 212.
 S. 179, Abs. 2. Nach Janko 218 hätte sich Laudon nicht über die Stärke der Goltzschen Heeresabtheilung getäuscht, wie Bernhardi II, 221 annimmt.
 S. 179, Z. 2 v. u. Danziger Beitr. XI, 662. Weltzel, Kosel 367, 369.
 S. 180, Abs. 1. Abgeb. bei (Zimmermann) Beitr. zur Beschr. v. Schles. II, 292.
 S. 180, Abs. 2. Janko 218.
 S. 180, Z. 8 v. u. Danziger Beitr. XI, 665.
 S. 181, Abs. 2. Bresl. St.A. PA. VII, 21 l.
 S. 181, Z. 7 v. u. Archivpubl. XVIII, S. 76.
 S. 182, Z. 5. Schles. Ztschr. XXII, 168, 176 ff.
 S. 182, Abs. 1 Ende. Janko 204.
 S. 182, Abs. 2. Janko 213, 214.
 S. 183, Z. 6. Schlabrendorfs Immediatber. v. 28. Nov.

Fünfter Abschnitt.

- S. 184, Mitte. Arneth VI, 211.
 S. 184, Z. 12 v. u. Schöning III, 20.
 S. 184, letzte Z. Ebendas. 22.

- S. 185, Abs. 1 Ende. Oeu. XIX, 220.
 S. 186, Z. 3. Kögler, Chroniken der Grafschaft Glatz 134.
 Volkmer i. d. Glatzer Vierteljahrsschr. V, 19.
 S. 186, Z. 10. Arneth VI, 258.
 S. 186, Z. 17. Ebendas.
 S. 186, Z. 23. Ebendas. 259.
 S. 186, Abs. 1 Ende. Schlabrendorfs Immediatber. 1761 Aug. 18.
 S. 187, Z. 4. Ebendas. Aug. 20.
 S. 187, Z. 10. Schöning II, 23.
 S. 187, Mitte. Berl. St.A.
 S. 189, Z. 5. Bernhardi II, 283 widerlegt das.
 S. 189, Z. 14 v. u. Danziger Beitr. XII, 372.
 S. 190, Z. 7 v. u. Schlabrendorfs Immediatber. Bresl. St.A.
 S. 192, Z. 9. Generalstabswerk V, 194, 195.
 S. 192, Abs. 2 Ende. Bresl. St.A. PA. VII, 21 nn.
 S. 192, Z. 7 v. u. Janko 237.
 S. 193, Abs. 1 Ende. Janko 238.
 S. 196, Z. 12. Oeu. XIX, 347.
 S. 196, Mitte. Agf. bei Bernhardi II, 247.
 S. 196, Z. 8 v. u. Schlabrendorfs Immediatber. vom 12. u. 18.

August.

- S. 196, Z. 3 v. u. Oeu. V, 115.
 S. 197, Z. 3. Vgl. o. S. 120 u. 154.
 S. 197, Z. 10. Danziger Beitr. XII, 585.
 S. 197, Abs. 2. Generalstabswerk V, 320 Anm 1.
 S. 199, Z. 3. Henckel, Milit. Nachlass II, 164.
 S. 199, Z. 9 v. u. Schöning III, 47.
 S. 202. Danziger Beitr. XIV, 292, 293.
 S. 202, Abs. 3. Ungedruckte Nachrichten II. 476.
 S. 206, Z. 2. Tielke, Beitr. IV, v. 77 an. Die harten Schicks.
 der Festg. Schweidn. 1762, o. J., o. O.
 S. 206, Abs. 2. Bernhardi II, 407, 408. Auch Janko giebt
 die Plünderung zu.
 S. 206, Abs. 3. Tielke IV, 115, Schöning III, 376.
 S. 206, Abs. 4. Schöning III, 177.
 S. 206, Z. 11 v. u. Schlabrendorfs Immediatber. Okt. 1761.
 S. 206, Z. 6 v. u. Schöning III, 174.
 S. 208, Z. 2. Danziger Beitr. XIV, 306.
 S. 206, Z. 14. Archenholtz, Gesch. des siebenjähr. Krieges
 II, 192, und dazu die Anführg. bei Rödenbeck, Geschichtskalender
 II. 126 Anm. Am 15. August war Friedrich gar nicht in Schön-
 brun; am 4., wo der König nur über Nacht daselbst verweilte.
 würde zu irgend welcher Verabredung keine Zeit gewesen sein, und
 vor Allem zeigt der Bericht Laudons, den Janko (S. 312) anführt.

dass Warkotsch bei dem eigentlichen Attentate Ende Oktober Mittel und Wege noch wenig kannte.

S. 208, Mitte. Berl. St.A.

S. 212, letzte Z. Janko S. 312.

S. 214, Z. 6. Ein sonst genauer Bericht im Bresl. St.A. MR. III, 7 erwähnt eine Rückfrage in Wien, was mit der Darstellung bei Janko, 312, nicht stimmen würde.

S. 217, Z. 6 v. u. Schreiben des Wiener Statthaltereiraths in d. erw. Aktenst.

S. 219, Z. 19. Wie man aus einem Briefe an seine Gemahlin i. d. erw. Aktenst. schliessen kann.

S. 220, Z. 13 v. u. Der Bericht i. d. erw. Akten.

S. 220, Z. 3 v. u. Nach dem erw. Bericht.

S. 221, Z. 7. Janko 314.

S. 223, Z. 1. Schöning III, 242.

S. 223, Abs. 1 Ende. Oeu. V, 129.

S. 224, Z. 8. Schöning III, 241.

S. 225, Abs. 1 Ende. Volkmer, Glatzer Vierteljahrsschr. V, 20, 21.

S. 225, Abs. 2. Danziger Beitr. XVI, 318. Janko S. 315. Wengen, Graf Wied 358.

S. 228, Z. 8. Ebendas. 359.

S. 228, Abs. 2 Ende. Volkmer a. a. O. 21.

S. 228, letzte Z. Wengen 360.

S. 227, Z. 7. Der bisher. „partikulären Auswechselung“ gedenkt z. B. das Patent vom 2. April 1762.

S. 227, Z. 5 v. u. Schlabrendorfs Immediatber.

S. 228, Abs. 1 Ende. Wengen 353.

S. 229, Z. 5. Danziger Beitr. XVI, 315.

Sechster Abschnitt.

S. 229, Abs. 2. Oeu. XXIII, 91.

S. 230, Abs. 1 Ende. Oeu. XII, 204.

S. 230, Abs. 2. Ebendas. 207—213, 193, 194.

S. 231, Abs. 1. Oeu. XIX, 279, 282, 283.

S. 231, Z. 15 v. u. Generalstabswerk VI, 2, 9.

S. 232, Z. 3. Schöning III. 208.

S. 232, Abs. 2. Ebendas. 267.

S. 232, Z. 7 v. u. Ebendas. 274. Oeu. XXV, 308.

S. 232, Z. 4 v. u. Schöning III, 275.

S. 233, Abs. 2. So das Generalstabswerk. Volkmer hat den 27. März.

S. 233, Z. 12 v. u. Volkmer a. a. O.

- S. 234, letzte Z. Archenholtz II, 223.
 S. 238. Am Ausführlichsten bei Wengen v. S. 376 an.
 S. 238, Abs. 2 Ende. Oeu. V, 185.
 S. 239, Z. 7. Schöning III, 382.
 S. 241, Abs. 2 Mitte. Generalstabswerk VI, 1, 181.
 S. 242, Abs. 3. Ebendas. 212.
 S. 245, Abs. 2. Vergl. die Briefe bei M. Lehmann, Archivpubl. XVIII, 92 u. Anm. 2 dazu. Was bedenklich machen muss, die Sachlage nach dem eben dort abgedruckten Briefe des Gen. Grant zu beurtheilen, ist die Art, wie nachmals (1765) Schlabrendorf, der grösste Gegner Schaffgotsch's, von dem Vorfalle spricht. Ebendas. 274. Auch der König würde, wenn eine solche direkte Verrätherei Schaffgotsch zur Last gefallen wäre, mit einer Aeusserung kaum zurückgehalten haben.
 S. 246, Z. 4 v. u. Oeu. V, 203.
 S. 248, Abs. 1 Ende. Ausführl. Tielke, Beitr. IV, v. S. 149 an.
 S. 249, Abs. 2. Volkmer a. a. O. 23 u. Mosers Europ. Völkerrecht X, 2, S. 10.
 S. 249, Z. 7 v. u. Auf diesen nimmt die gleich anzuf. Konvention vom 24. Nov. Bezug, vergl. auch Schäfer siebenj. Krieg II, 2, 534.
 S. 249, Z. 3 v. u. Teutsche Kriegs-Kanzlei 1762, II, 410.
 S. 250, Z. 3. Volkmer a. a. O. 22.

Siebenter Abschnitt.

- S. 250, Abs. 2. Schöning III, 495, 496. Arneth VI, 381 und 391.
 S. 251, Mitte. Beaulieu-Marconnay, Der Hubertsburger Friede, S. 9.
 S. 252, Mitte. Ebendas. 32, 33.
 S. 252, Z. 6 v. u. Arneth VI, 369.
 S. 253, Z. 8 v. u. Ebendas.
 S. 254, Z. 12 v. u. Beaulieu 212.
 S. 256, Mitte. Arneth 406, 407.
 S. 257, Z. 6. Archivpubl. XVIII, 96.
 S. 258, Z. 4. Vergl. Bd. I, S. 212.
 S. 258, Abs. 1. Archivpubl. XVIII, 101.
 S. 258, Z. 8 v. u. Beaulieu 75, 76.
 S. 259, Z. 6 v. u. In Bunzlau erhielten sie 2 Thl. Wernicke, Gesch. v. Bunzlau S. 503.
 S. 260, Z. 4. Beschreibg. der Freudensbezeuggn. etc. Breslau bei Korn 1763, S. 300.
 S. 260, Z. 9. Gottwald, Hdschr. f. 246.

- S. 260, Abs. 4. Leben Lessings v. s. Bruder 1793 I, 247.
- S. 261, Z. 1. Die agf. Beschr. 1—4.
- S. 262, Abs. 2. Gottwald f. 248 ff. Bresl. St.A. PA. I, 13 f., vol. VI.
- S. 262, Mitte. Sutorius, Löwenberg I, 357, 358, irrthüml. m. März 5.
- S. 263, Z. 10. Filla, Gesch. v. Striegau S. 273, irrthüml. zum 13. statt 18. März.
- S. 263, Mitte. Das erfreute Schles. (1763) S. 4.
- S. 264, Z. 5. Volkmer, Glatzer Vierteljahrsschr. V, 234.
- S. 264, Abs. 2 Ende. Das erfreute Schles. 1 u. 2.
- S. 265, Z. 5. Oeu. VI, 4, 74.
- S. 266, Abs. 1 Ende. Oeu. VI, 4, 75.
- S. 266, vorletzte Z. So Filla 275, der König spricht v. 40000.
- S. 267, Z. 8. Kerber, Fürstenstein 103.
- S. 267, Z. 12. Preuss, Friedr. d. Gr. II, 352.
- S. 267, Z. 13. (Klöber) Schles. vor u. seit 1740 II, 204.
- S. 268, Abs. 2. Oeu. XXIII, 112.
- S. 268, Z. 2 v. u. Bresl. St.A. PA. VIII, 69d, ergänzt durch 69c.
- S. 269, letzte Z. Görlich, Strehlen 579.
- S. 270, Z. 12. v. u. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonis. S. 310, 311.
- S. 271, Abs. 1. II, 205.
- S. 271, Mitte. Korn Ed.-S. VII, 215. Beheim 310.
- S. 271, Z. 3 v. u. Korn VI, 156, 158.
- S. 272, Z. 3. Korn VII, 311.
- S. 272, Abs. 1 Ende. Ebendas 333.
- S. 272, Abs. 2. Ebendas. 219.
- S. 272, Z. 13 v. u. Ebendas. 231.
- S. 272, Z. 10 v. u. Mader, Gesch. v. Lewin S. 81.
- S. 273, Z. 6. Bresl. St.A. PA. VII, 27k, vol. I.
- S. 273, Abs. 2. Mader 81.
- S. 274, letzte Z. Hensel, Hirschberg 462.
- S. 274, Z. 11 v. u. Görlich, Strehlen 578.
- S. 274, Z. 5 v. u. Wernicke, Bunzlau 503.
- S. 276, Abs. 2. Fischer, Jauer II, 322.
- S. 276, Z. 7 v. u. Riedel, Der Brandenburg-Preuss. Staats-haushalt S. 90.
- S. 277, Z. 9. Korn Ed.-S. XVIII, 68.
- S. 277, Mitte. Riedel 109, 110.
- S. 277, Z. 13 v. u. Görlich, Strehlen 578.
- S. 278, Z. 5. Preuss, Friedr. d. Gr. II, 388.
- S. 278, Z. 10. Riedel 92.

Achter Abschnitt

- S. 281, Z. 4. Oeu. VI, 11.
- S. 282, Z. 13 v. u. Arneth VIII, 103, 104.
- S. 282, Z. 4 v. u. Ebendas. 110 ff. u. Reimann i. d. Ztschr. f. preuss. Gesch. 1880 S. 317.
- S. 283, Z. 8. Beer, Zusammenkünfte S. 55.
- S. 283, Z. 7 v. u. Arneth VIII, 131.
- S. 284, Z. 12. Ebendas. 135.
- S. 284, Z. 6 v. u. Ebendas. 146 ff.
- S. 285, Z. 2. Ebendas. 149. Wenn Joseph für den Kanzler einige Schmeicheleien hat, so ist doch andererseits seine Kritik des Planes vernichtend.
- S. 287, Z. 4. Bresl. St.A. MR. III, 24 a, vol. I.
- S. 287, Z. 7 v. u. Ebendas. Bericht eines Herrn Müller aus Glatz vom 19. Aug. 1769.
- S. 288, Z. 12 v. u. Herzog Alb. von Teschen bei Arneth VIII, 566.
- S. 289, Abs. 2. Arneth (VIII, 187) wird nicht leicht einen Historiker finden, der es für möglich hält, dass Kaiser Joseph, wenn er statt französisch deutsch geschrieben hätte, das Wort „Schurke“ an der Stelle von *fourbe* gebraucht haben würde.
- S. 291, Z. 2. Duncker, Aus der Zeit Friedrichs etc. S. 241.
- S. 291, Z. 9. Ebendas. 243.
- S. 291, Abs. 2 Ende. Ebendas. 255.
- S. 291, vorletzte Z. Arneth X, 361.
- S. 292, Abs. 1 Ende. Duncker a. a. O. 249.
- S. 293, Abs. 2. Reimann, Gesch. des preuss. Staats II, 13.
- S. 294, Z. 10 v. u. Preuss, Urkdb. IV, 196, wo auch weitere Schreiben an Hoym.
- S. 295, Z. 1. Schles. Ztschr. XXIV, 251, wo die Kab.-O. vollständiger und korrekter abgedruckt ist als bei Preuss a. a. O. 196.
- S. 295, Z. 9. Preuss a. a. O. von S. 207 an.
- S. 295, Abs. 2. Gottwald f. 271.
- S. 295, Abs. 3. Arneth X, 364, Mähr.-schles. Notizenbl. 1764, S. 41 u. 42.
- S. 295, Z. 2 v. u. Bresl. St.A. PA. VII, 29 b.
- S. 296 Z. 4. Ebendas.
- S. 297, Z. 9. Schöning, Der bair. Erbfolgekr. 110.
- S. 298, Z. 11. Werner, Friedland 482, 483.
- S. 298, Z. 11 v. u. Werner 484.
- S. 299, Abs. 1 Ende. Werner 485.
- S. 299, Z. 10 v. u. Volkmer i. d. Glatzer Vierteljahrsschr. III. 27, 28.

- S. 300, Mitte. Volkmer 31.
 S. 300, Z. 10 v. u. Ebendas.
 S. 302, Z. 4. Schöning 181.
 S. 302, Z. 11. Schöning 143.
 S. 303, Z. 10. Brief in der Schles. Zeitung. Reimann, Bair. Erbfolgekrieg 140. Die österreichische Darstellung des Krieges von 1778/9 in Mähren und Schlesien, Mährisches Notizenblatt 1864, No. 6, ist merkwürdig widerspruchsvoll.
 S. 303, Z. 12. Arneth X, 307.
 S. 304, Z. 1. Ebendas. 533.
 S. 304, Z. 9. Mähr.-schles. Notizenbl. 1864, No. 6.
 S. 304, Abs. 2. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 133. Schöning 181, 182, 185, 187. Hoym an Herzberg 1778 Nov. 25. Bresl. St.A. PA. VII, 29 a. Mähr. Notizenbl. a. a. O.
 S. 305, Z. 1. Schöning 191.
 S. 305, Z. 12. Bericht i. d. Schles. Ztg. Mähr.-schles. Notizenblatt a. a. O.
 S. 305, Abs. 1 Ende. Schöning 208 u. 210.
 S. 305, Z. 9 v. u. Schöning 222, 223.
 S. 306, Z. 2. Schöning 235.
 S. 306, Z. 7. Ebendas. 187, 188.
 S. 306, Z. 3 v. u. Ebendas. 197.
 S. 307, Z. 2. Ebendas. 221.
 S. 307, Z. 10. Schöning, Erbfolgek. 123.
 S. 307, Mitte. Schöning, Korr. 193.
 S. 308. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 389. Volkmer a. a. O. 36.
 S. 309, Z. 11. Volkmer 35 ff. Schöning, Erbfolgek. 254.
 S. 309, Abs. 1 Ende. Volkmer 38.
 S. 309, Z. 4 v. u. Droysen, Leben Yorks I, 13.
 S. 310. Volkmer 39.
 S. 310, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 64.
 S. 310, vorletzte Z. Seyfart, Bair. Erbfolgek. 780 ff.
 S. 311, Z. 10. Schöning, Korr. 230.
 S. 311, Mitte. Ebendas. 234, 235, 239.
 S. 312, Z. 2. Preuss, Urkdb. IV, 252.
 S. 312, Abs. 2 Ende. Ebendas. 238.
 S. 312, Z. 11 v. u. Schöning, Korr. 241.
 S. 313, Z. 2. Ebendas. 250.
 S. 313, Z. 7 v. u. Nach dem österr. Berichte bei Seyfart. Zuverläss. Nachrichten v. d. baier. Erbfolgek. II, 792, hätte Wurmser erst am 26. Februar Habelschwerdt geräumt, doch stimmt damit nicht der Zusatz: „nachdem derselbe sich fast einen Monat lang in der Gegend von H. aufgehalten“, da die Besetzung bekanntlich bereits am 18. Januar erfolgte. Reimann, Baierischer Erbfolgekrieg, S. 216,

giebt den 16. Februar als Termin der Räumung von H. an, was ja der Zeit nach besser passen würde.

S. 314, Z. 11. Schöning, Korr. 239.

S. 314, Abs. 2. Arneth X, 608 u. 823. Ob vielleicht hier nur ein Druckfehler vorliegt: Febr. 17. statt Febr. 27.?

S. 315, Z. 19. Schöning, Erbfolgekr. 277.

S. 316, Z. 10. Bericht in Henckels Nachl. S. 225.

S. 316, Abs. 2. Ebendas.

S. 317, Z. 15. Henckel 227.

S. 318, Z. 4. Weltzel, Gesch. v. Neustadt 338.

S. 318, Z. 13 v. u. Schöning, Korr. 261.

S. 318, Z. 8 v. u. Ebendas. 264, 265.

S. 318, Z. 5 v. u. Weltzel a. a. O. 342.

S. 318, Z. 3 v. u. Ebendas.

S. 319, Z. 4. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 178.

S. 319, Abs. 2. Schles. Ztg. 1779 Apr. 6. Leider hat das un-gegründete Gerücht Aufnahme bei Weltzel S. 338 gefunden.

S. 319, Abs. 3. Schöning, Korr. 205.

S. 319, Z. 7 v. u. (Seyfart) II, 802.

S. 319, Z. 4 v. u. Schöning, Korr. 266.

S. 320, Z. 10. Arneth X. 632.

S. 320, Mitte. An De Catt Oeu. XXIV. 28.

S. 321, Abs. 1 Ende. Schöning, Korr. 264.

Zweites Buch.

Erster Abschnitt.

S. 325, letzte Z. Preuss I, 382.

S. 326, Z. 7. Preuss III, 133, Anführngn. aus d. polit. Testamente bei Reimann, Gesch. des preuss. Staates II, 410.

S. 327, Z. 4. Preuss III, 133.

S. 327, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. Vasallentab. 1773.

S. 327, vorletzte Z. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 141 u. 317, dazu Preuss II, 435.

S. 328, Z. 5. Preuss I, 299.

S. 328, Mitte. Korn Ed.-S. X, 219. Preuss II, 453.

S. 328, Z. 7 v. u. Stölzel, Brandenbg.-Preussens Rechtsverwältg. II, 157.

S. 329, Z. 8. Korn XIX, 262.

- S. 329. Agf. bei Reimann II, 409.
 S. 329, Z. 8 v. u. Korns Ed.-S. VII, 221.
 S. 330, Z. 14. Rördenbeck, Beitr. II, 474 (1775).
 S. 330, Mitte. Archivpubl. XXIV, 385.
 S. 330, Z. 9 v. u. Reimann II, 409.
 S. 330, letzte Z. Reimann II, 409.
 S. 332, Z. 15 v. u. Stadelmann, Preussens Könige in ihrer
 Thätigkeit f. d. Landeskultur II, 350.
 S. 332, Z. 9 v. u. Oeu. VI, 81.
 S. 333, Z. 6. Suarez, Gedanken eines Patrioten etc., 1770,
 S. 33.
 S. 333, Z. 14. Schles. Provzbl. Bd. 29. S. 204.
 S. 333, Abs. 2. Stölzel, Suarez S. 84.
 S. 334, Mitte. Richter, Urspr. etc. der ökon.-patr. Soc. Jauer
 1865, S. 26.
 S. 334, Z. 6 v. u. Stadelmann II, 127.
 S. 334, Z. 2 v. u. Korns Ed.-S. XI, 254.
 S. 338, Z. 12. Görztz, Die schles. Landsch. 1870, S. 146.
 S. 339, Z. 14 v. u. Oeu. VI, 82.
 S. 339, Z. 10 v. u. Oeu. XXVI 371.
 S. 340, Z. 3. Stadelmann II, 619.
 S. 341, Mitte. Der Tadel Roscher's, Gesch. d. Nationalök. S.
 404 erscheint kaum gerechtfertigt.
 S. 343, letzte Z. S. 44, § 42.

Zweiter Abschnitt.

- S. 345, Z. 8 v. u. Bd. I, 332—353.
 S. 345, letzte Z. Vergl. o. S. 309, 310.
 S. 346, Z. 3. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 64.
 S. 346, Z. 5 v. u. Korns Ed.-S. III, 955, V, 611.
 S. 347, Mitte. Bd. I, S. 350.
 S. 348, Abs. 2. Bresl. Staatsarch. PA. V, 51 y, vol. I.
 S. 349, Abs. 1. Korns Ed.-S. XVII, 24.
 S. 349, Abs. 2. Ebendas. XV, 104, 159, 165.
 S. 350, Mitte. Ebendas. XV, 39, VIII, 147.
 S. 352, Z. 12 v. u. Hoyms Hauptber. v 1787, Schles. Zeitschr.
 I, 137.
 S. 352, Z. 7 v. u. Schles. Zeitschr. XV, 514.
 S. 353, Z. 7 v. u. Perschke, Die Vervollkommnungsfähigkeit
 des schles. Feuerschaden-Assek.-Vereins, Hirschbg. 1827, S. 46.
 S. 353, Z. 4 v. u. Perschke 55.

- S. 354, Z. 3. Bresl. Staatsarch. MR. XII, 17, vol. I.
 S. 356, Z. 7. Perschke 69—71.
 S. 356, Z. 17. Stadelmann II, 452.
 S. 356, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. MR. XII, 92, vol. II.

Dritter Abschnitt.

- S. 359, Z. 13 v. u. Stölzel, Brandenbg.-preuss. Rechtsverw. II. 281.
 S. 360, Z. 1. Bd. I, 443.
 S. 360, Abs. 2. Stölzel II, 159.
 S. 361, Z. 10. Isaacsohn, Geschichte des preuss. Beamtenth. III, 323 ff.
 S. 361, Z. 15. Kein Schlesier, wie Isaacsohn S. 324 anzunehmen scheint.
 S. 362, Z. 9. Stölzel II, 164.
 S. 362, Abs. 2. Stölzel 170 u. 221 u. auch o. Bd. I, 356.
 S. 362, vorletzte Z. Agf. bei Stölzel II, 213.
 S. 363, Z. 10. Stölzel II, 213.
 S. 363, Abs. 1 Ende. Ebendas. 215.
 S. 364, Z. 4. Beitr. z. d. Anekd. u. Charaktz. a. d. L. Friedr. II. Berlin 1788, Hft. 3, S. 24 ff.
 S. 364, Abs. 2. Allg. d. Biogr. IV, S. 1.
 S. 364, Z. 4 v. u. Stölzel II, 265.
 S. 365, Mitte. Stölzel, Suarez S. 170—172.
 S. 366, Z. 11. Ebendas. 201.
 S. 366, Z. 7 v. u. Ebendas. 223.
 S. 367, Abs. 2 Mitte. Gedr. 1831 Breslau bei Aderholz.
 S. 367, Z. 16 v. u. Wentzel, Schles. Provinzialrecht, Breslau 1839, S. 79.
 S. 367, Abs. 3. Stobbe, Deutsche Rechtsquellen II, 468.

Vierter Abschnitt.

- S. 368, Z. 7. K. A. Mentzels Gesch. Schles. III, 625.
 S. 369, Abs. 1. Grünhagen, Leben Schlabrendorfs in d. a. d. Biogr. Bd. 31. Retzow, Charakterist. d. 7jähr. Krieges. I, 378 Anm. Klöver II, 285.
 S. 369, Z. 7 v. u. Preuss I, 199 Anm. 1.

- S. 369, Z. 3 v. u. Vergl. d. Brief. Schles. Zeitschr. XXIV, S. 251.
- S. 371, Z. 11. Klöber II, 241.
- S. 371, Abs. 2. Klöber war kein Schweizer, wie ich der Tradition folgend, i. d. allg. d. Biogr. 16, 201 angegeben hatte.
- S. 371, letzte Z. S. 240.
- S. 372, Z. 4. II, 237.
- S. 372, Mitte. Grünhagen, Schles. Gesch. II, 362.
- S. 372, Z. 9 v. u. Riedel, Preuss. Staatshaush. S. 101.
- S. 373, Z. 16. Klöber II, 239.
- S. 373, Z. 6 v. u. Korn's Ed.-S. VI, 456.
- S. 374, Abs. 1. Korn XV, 22.
- S. 374, Abs. 1 Ende. Ebendas. XVI, 192. Klöber II, 329.
- S. 374, Z. 5 v. u. Preuss II, 68.
- S. 375, Z. 3. Korn X, 12.
- S. 375, Z. 10. Hoym's Denkschr. Bresl. St.A. MR. II, 50 l.
- S. 375, vorletzte Z. Oeu. XXIII, 260.
- S. 376, Z. 2. Baumeister John i. d. erw. Aktenst.
- S. 376, Z. 11. Die erw. Denkschr. Hoym's.
- S. 377, Z. 14. Steinbeck, Gesch. d. schles. Bergb. II, 106.
- S. 377, Abs. 2. Bresl. St.A. Kab.-O. III, 33, 38, 164. Steinbeck I, 292 ff.
- S. 378, Abs. 1. Steinbeck I, 303, 304.
- S. 379, Z. 12. Koch, Denkschr. zur Säkularfeier der Friedrichsgrube 1884, S. 24, 25.
- S. 379, Z. 10 v. u. Klöber II, 232.
- S. 380, Z. 1. Koch, Denkschr. 31.
- S. 380, Z. 10. Koch 34.
- S. 380, Z. 18. Koch 36 Anm.
- S. 382, Abs. 2 Ende. Reimann im Jahresber. der vaterländ. Ges. 1890, S. 52.
- S. 382, Abs. 2. Hoym's Ber., Schles. Zeitschr. I, 142.
- S. 383, Z. 8. Korn XIX, 232.
- S. 383, Z. 11. Korn VI, 325, nicht 1765, wie Riedel S. 99 hat.
- S. 383, Z. 16 v. u. Bresl. St.A. MR. IV, 21.
- S. 383, Z. 11 v. u. Klöber II, 235.
- S. 383, Z. 5 v. u. Ebendas. 237.
- S. 384, Z. 3. Riedel 103.
- S. 384, Abs. 1 Ende. Preuss III, 25,
- S. 384, Z. 8 v. u. Bresl. St.A. MR. VI, 62.
- S. 384, Z. 4 v. u. Sinapius, Schlesien I, S. 40.
- S. 385, Z. 5. Bresl. St.A. PA. VIII, 383 t.
- S. 385, Z. 8. (Zimmermann) Beitr. zur Besch. v. Schlesien III, 263.

- S. 385, Z. 12 v. u. Korn's Ed.-S. XVII, 125.
 S. 386, Z. 9 v. u. Bresl. St.A. MR. VI, 62 a.
 S. 386, Z. 3 v. u. Preuss III, 67.

Fünfter Abschnitt.

- S. 386, Abs. 1. Schultze, Geschichte d. preuss. Regieverwaltung u. dazu Schmoller, Sitzungsber. der Berl. Akad. 1888, S. 63 ff.
 S. 387, Z. 6 v. u. Oeu. VI, 77.
 S. 387, letzte Z. Preuss, Urkdb. II, 811.
 S. 389, letzte Z. Oeu. VI, 77.
 S. 390, Z. 7. Preuss, Urkdb. III, 12.
 S. 390, Abs. 1 Ende. Ebendas.
 S. 390, Z. 6 v. u. Bresl. St.A. MR. X, 6, vol. I.
 S. 391, Abs. 2. Preuss, Urkdb. III, 14 u. 16.
 S. 392, Abs. 2. Bresl. St.A. a. a. O.
 S. 393, Abs. 1. Stephan, Gesch. der preuss. Post 210. Riedel, Preuss. Staatshaush. 106.
 S. 393, Z. 3. v. u. Klöber II, 231.
 S. 394, Z. 9 v. u. Fechner, Handelsbeziehgn. etc. S. 242.
 S. 395, Z. 8. Bresl. St.A. MR. X, 6, III.
 S. 395, Z. 15. Beguelin, Accise- u. Zollverf. 1797, S. 176.
 S. 396, Z. 8. Oeu. VI, 77.
 S. 397, Abs. 1. Klöber II, 232. Beguelin 181, 117.
 S. 397, Z. 6 v. u. Klöber II, 230.
 S. 397, vorletzte Z. Ebendas. 232, 233.
 S. 398, Abs. Ende. Oeu. VI, 77. Schmoller a. a. O., S. 85.
 S. 400, Z. 2. Bresl. St.A. a. a. O. vol. III.
 S. 400, Z. 6. Ebendas.
 S. 400, Z. 17. Ebendas.
 S. 400, Z. 4 v. u. Ebendas. vol. II.
 S. 401, Z. 11. Vom 31. Okt. 1766 nach einer gütigen Mittheilung des Herrn Prof. Schmoller
 S. 401, Z. 5 v. u. Bresl. St.A. a. a. O. vol. II
 S. 402, Abs. 2 Anfang. Preuss, Urkdb. III, 47 ff.
 S. 403, Z. 13 v. u. 1779 September 24. Bresl. St.A. a. a. O. vol. VI.
 S. 403, Z. 4 v. u. Klöber II, 234.
 S. 404, Z. 5. Vorrede V.
 S. 404, Z. 15. Auf diese Ordre beruft sich der König in einer zweiten vom 16. Juni 1780. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 385.
 S. 404, Z. 16 v. u. Riedel S. 159. Anführungen Reimanns i. d. Jahresber. der schles. vaterl. Ges. 1890, S. 50.

- S. 404, Z. 11 v. u. Schultze 119—125.
 S. 404, Z. 6 v. u. Schultze 125.
 S. 404, vorletzte Z. Bresl. St.A. Kab.-O. V, 404.
 S. 405, Z. 7. Schmoller a. a. O. S. 85.

Sechster Abschnitt.

- S. 406, Z. 4 v. u. Bd. I, 510 ff.
 S. 407, Z. 5. Bd. I, 512.
 S. 407, Abs. 2. Korn Ed.-S. XV, 89.
 S. 408, Z. 1. Brief an Kabinettsrath Eichel 1764 Juni 23.
 Bresl. St.A. MR. XV, 1.
 S. 408, Abs. 1 Ende. Ebendas.
 S. 409, Z. 5. Ebendas.
 S. 409, Abs. 1 Ende. Ebendas.
 S. 409, Abs. 2. Korn Ed.-S. XVII, 31.
 S. 410, Abs. 2 Ende. Bresl. St.A. a. a. O.
 S. 411, Abs. 2. Schles. Zeitschr. XV, 514.
 S. 411, Abs. 3. (Zimmermann) Beitr. XI, 358 und oben I, 512.
 S. 412, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. a. a. O.
 S. 413, Z. 5. Preuss III, 220.
 S. 413, Abs. 2. Hensel, Beschr. von Hirschberg 701 u. 709.
 Zimmermann VI, 333.
 S. 413, vorletzte Z. Bresl. St.A. MR. V, 90 c.
 S. 414, Abs. 1 Ende. Ebendas.
 S. 414, Abs. 2. Zimmermann I b, 26. Korn Ed.-S. XIX,
 537.
 S. 414, Z. 3 v. u. Heidenfeld, Chronik von Kreuzburg 108.
 Abbildg. bei Zimmermann I b, 26.
 S. 415, Z. 5. Bresl. St.A. MR. V, 92 II.
 S. 415, Z. 10. Bresl. St.A. PA. V, 25 i.
 S. 415, Abs. 2. Markgraf, das städt. Armenhaus i. d. Schles.
 Ztg. 1887, No. 568.
 S. 415, Z. 3 v. u. Bresl. St.A. MR. V, 90 c.

Siebenter Abschnitt.

- S. 415, Z. 5. Oeu. XXX, 327.
 S. 416, Z. 6 v. u. Oeu. XX, 126.
 S. 416, letzte Z. Oeu. VI, 92.
 S. 417, Z. 2. Klöber II, 251.

S. 417, Abs. 2. Oeu. VI, 94.

S. 417, Z. 10 v. u. Preuss III, 147.

S. 417, Z. 3 v. u. Reinkens, Univ. Breslau S. 113.

S. 418, Z. 14 v. u. Preuss IV, 231.

S. 419, Z. 7. Einfache Abschr. aus d. Nachl. Tauentziens stammend im Bresl. St.A. PA. VII, 331, angebl. auch in Schneiders Soldatenfreund (i. d. Sechziger Jahren) fehlerhaft gedruckt. Die andere Fassung, vom 7. Sept. datirt, mitgetheilt zuerst i. d. 1816 erschienenen Annalen des Krieges, dann bei Preuss IV, 241, ist viel schärfer im Ausdruck, vertauscht die Rollen von Erbach und Schwartz, bringt noch weitere Persönlichkeiten und lässt dagegen den Tadel der Offiziere fort. Vermuthlich stammt diese Fassung aus dem Munde eines Offiziers, der sie vorlesen hörte und später nach dem Gedächtnisse niederschrieb. Entscheidend ist schon das, dass die Minütensammlung des Berl. geh. St.A. nur die Ordre vom 2. Sept. kennt.

S. 420, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. Kab.-O. V, 407.

S. 420, Z. 6 v. u. Rödenbeck, Geschichtskal. III, 362 Anm.

S. 421, Abs. 1 Ende. Preuss IV, 245 Anm.

S. 421, Z. 8 v. u. Taysen, Miscellen zur Gesch. Friedr. u. Gr. 1878, S. 140.

S. 422, Z. 11 v. u. Ebendas.

S. 422, vorletzte Z. Denkschrift des Gen. v. Rauch im Generalstabsarchiv mitgetheilt erhalten durch die Güte Sr. Exc. des Herrn Gen. v. Taysen.

S. 424, Z. 11. Preuss II, 376 Anm.

S. 425, Abs. 2. Korn Ed.-S. VII, 315, XVI, 188, XVII, 107, 122.

S. 425, Abs. 3. Preuss III, 374.

S. 425, Z. 6 v. u. Bresl. St.A. Kab.-O. IV, 231 ff.

S. 425, vorletzte Z. Korn Ed.-S. XVI, 182, XVII, 107.

S. 426, Z. 4. Bresl. St.A. PA. VII, 69 a.

S. 426, Mitte. Korn Ed.-S. XVIII, 400.

S. 426, Z. 15 v. u. Bresl. St.A. Kab.-O. V, 233—35.

S. 426, Z. 7 v. u. Ebendas.

S. 427, Z. 10. Korn Ed.-S. XVIII, 299.

S. 427, Z. 3 v. u. Ebendas. XIV, 554.

S. 428, Z. 2. Bresl. St.A. MR. V, 10 a, vol. 8.

Achter Abschnitt.

S. 428, Z. 6. Oben S. 95, 96.

S. 428, Z. 6 v. u. Lehmann, Kath. Kirche IV, S. 102, S. 103 (Archivpubl. XVIII).

- S. 429, Z. 3. Ebendas. 111.
 S. 429, Z. 7. Ebendas. 104.
 S. 429, Z. 12. Ebendas. 105.
 S. 429, Mitte. Ebendas. 107, 108, 109.
 S. 429, Z. 5 v. u. Ebendas. 200, 204, 206.
 S. 430, Abs. 1. Ebendas. 219 u. 208.
 S. 430, Z. 10 v. u. Ebendas. 288.
 S. 431, Z. 3. Ebendas.
 S. 431, Z. 12. Oben S. 97.
 S. 431, Z. 6 v. u. Korn's Ed.-S. VI, 702 u. 707.
 S. 431, letzte Z. Ebendas. 745.
 S. 432, Z. 2. Ebendas. VIII, 435.
 S. 432, Abs. 3. Lehmann IV, 239.
 S. 433, Z. 12. Ebendas. 399, 400.
 S. 433, Z. 11 v. u. Ebendas. 464.
 S. 434, Z. 3. Ebendas. 15.
 S. 434, Z. 11. Ebendas. 138.
 S. 434, Z. 13. Ebendas. 130.
 S. 434, Mitte. Ebendas. 196.
 S. 435, Z. 1. Ebendas. 131.
 S. 435, Abs. 1. Ebendas. 142, 165.
 S. 436, Z. 2. Ebendas. 137, Anm. 1.
 S. 436, Z. 7. Ebendas. 142.
 S. 436, Z. 10. Ebendas. 169.
 S. 436, Mitte. Ebendas. 170.
 S. 436, Z. 14 v. u. Bresl. St.A. Breslauer Klöster, Dominik.
- III, 21.
- S. 436, Z. 9 v. u. Lehmann IV, 191.
 S. 436, Z. 4 v. u. Lehmann V, 440.
 S. 437, Z. 11. Lehmann IV, 473 ff.
 S. 437, Abs. 1 Ende. Korn's Ed.-S. VIII, 758.
 S. 437, Z. 9 v. u. Lehmann V. 400 u. 411.
 S. 438, Z. 8. Ebendas. 421.
 S. 438, Mitte. Ebendas. 484.
 S. 438, Z. 10 v. u. Ebendas. 489.
 S. 439. Ebendas. 191, 194, 196.
 S. 439, Abs. 1 Ende. Ebendas. 395.
 S. 439, Abs. 2. Lehmann IV, 291 u. 245.
 S. 439, Abs. 3. Lehmann V, 597, IV, 456.
 S. 440, Z. 4. Lehmann V, 541.
 S. 440, Z. 8. Ebendas. 146.
 S. 440, Z. 14. Schles. Provzbl. I, 335 ff.
 S. 440, Z. 22. Lehmann IV, 479.

- S. 440, Abs. 2. (Klöber) Von Schlesien, Freiburg 1785, II, S. 494, 495.
- S. 440, vorletzte Z. Franz, Die gemischten Ehen in Schles. S. 24.
- S. 441, Z. 16. Lehmann IV, 227.
- S. 441, Z. 8 v. u. Lehmann IV, 514.
- S. 442, Z. 10. Lehmann III, 262.
- S. 442, Z. 17. Lehmann V, 446 u. IV, 514.
- S. 442, Z. 16. Ebendas. V, 262.
- S. 442, letzte Z. Ebendas. IV, 437.
- S. 443, Z. 5. Franz a. a. O. 31,
- S. 443, Abs. 1. Lehmann V, 229 u. 237.
- S. 443, Abs. 2. Lehmann IV, 157.
- S. 444, Z. 3. Korns Ed.-S. VIII, 530. Lehmann IV, 229, 230.
- S. 444, Abs. 1 Ende. Lehmann IV, 289.
- S. 444, Abs. 2. Ebend. 494.
- S. 445, Abs. 1. Korns Ed.-S. VIII, 567. Lehmann IV, 193, 640.
- S. 445, Abs. 3. Lehmann V. 618.
- S. 446, Z. 7. Ebendas. IV, 247.
- S. 446, Abs. 1. Lehmann IV, 248 Anm., V, 46, 419, 420.
- S. 446, Z. 15. v. u. Oben I, 465.
- S. 446, Z. 6 v. u. Lehmann V, 332.
- S. 447, Abs. 1. Lehmann V, 384. Bresl. St.A. PA. VI, Etats.
- S. 447, Abs. 2. Lehmann V, 257.
- S. 447, Z. 7 v. u. Lehmann IV, 130.
- S. 448, Z. 1. Ebendas. 162.
- S. 448, Mitte. Ebendas. 214, 296.
- S. 448, Z. 9 v. u. Ebendas. 162.
- S. 449, Z. 2. Ebendas. V, 384.
- S. 449, Z. 13. Lehmann V, 530, Anm. 3, bemerkt noch, dass der oft abgedruckte Brief an den Abt Colombini d. d. 1773 Sept. 13. unecht sei.
- S. 450, Z. 12. Lehmann V, 26.
- S. 450, Abs. 2 Ende. Ebendas. 96.
- S. 450, Abs. 3. In Schreiben an Dritte hat der Papst und seine Kanzlei den kgl. Titel angewendet. Lehmann V, 539, 599.
- S. 450, Z. 5 v. u. Lehmann V, 473.
- S. 451, Abs. 2. Lehmann V, 504, 505, 599.
- S. 452, Z. 1. Franz, Die Kirchenpol. Friedrichs II., S. 19.
- S. 452, Abs. 2 Ende. Lehmann V, 691.
- S. 452, Z. 4 v. u. Lehmann V, 572.

S. 453, Abs. 1 Ende, Franz a. a. O. S. 26.

S. 453, Abs. 2. Franz S. 20—22 u. Anm. 49, 50 u. S. 8.

Neunter Abschnitt.

S. 454, Abs. 1. Lehmann IV, 200, V, 102.

S. 455, Z. 3. Anders, Statistik der evang. Kirche in Schles.
S. 49.

S. 455, Abs. 2 Ende. Lehmann IV, 506, 507, 509.

S. 456, Z. 8 v. u. Klöber II, 496.

S. 456, letzte Z. Lehmann V, 456.

S. 457, Z. 4. Korn Ed.-S. V, 582.

S. 457, Z. 6. Mentzels neuere Gesch. d. Deutschen XI, 95.

S. 457, Z. 13. Die Vorstellung im Bresl. St.A. PA. X, 27 g.
Des Königs Antwort bei Tiede, Die denkwürdigsten Jahrest. Schles.
I, 346.

S. 457, Abs. 1 Ende. Tiede S. 349.

S. 457, Abs. 2. Korn Ed.-S. XIV, 7.

S. 458, Z. 8. Markgraf, Beitr. zur Gesch. des evang. Kirchen-
wesens zu Breslau S. 57.

S. 458, Z. 11. Markgraf 59.

S. 458, Z. 14. Korn Ed.-S. XV, 99.

S. 460, Z. 4. Neue literar. Unterhaltgn. I, 11 ff.

S. 460, vorletzte Z. Von Schlesien vor u. nach 1740 II, 497.

S. 461, Z. 13 v. u. Kraffert, Chronik v. Liegnitz III, 217.

S. 461, letzte Z. Mentzels neuere Geschichte der Deutschen
XI, 76.

Zehnter Abschnitt.

S. 462, Abs. 2. Reimanns Aufs. i. d. Schles. Zeitschr. XVII,
317 ff. nebst Ergänzungen dazu in Lehmann IV.

S. 462, Z. 10 v. u. Oeu. de Fr. VI, 87.

S. 462, Z. 3 v. u. Oben Bd. I, 487 u. Lehmann III, 629.

S. 463, Mitte. Lehmann IV, 185—187.

S. 463, Abs. 1 Ende. Korn Ed.-S. VIII, 171.

S. 463, Abs. 2. Lehmann IV, 182.

S. 464, Abs. 1. Korn Ed.-S. VII, 361.

S. 464, Abs. 2. Lehmann IV, 183.

S. 465, Abs. 2. Volkmer, J. J. von Felbiger, Habelschwerdt
1890, S. 7.

- S. 466, Abs. 1. Lehmann IV, 213.
 S. 466, Abs. 3. Ebendas. 255.
 S. 467, Z. 10. Volkmer 24, 25.
 S. 467, Abs. 1 Ende. Ebendas. 35.
 S. 467, Abs. 2. Korn's Ed.-S. X, 74.
 S. 468, Abs. 1. Lehmann IV, 346.
 S. 468, Abs. 2. Lehmann IV, 254, 327.
 S. 469, Abs. 1. Volkmer 54—57.
 S. 470, Abs. 1. Lehmann IV, 254, 328.
 S. 470, Abs. 2. Agf. bei Reimann a. a. O. 350. Korn's Ed.-S. VIII, 786, XVI, 188, XVII, 107. Rethwisch, Staatsmin. v. Zedlitz S. 98.
 S. 471, Z. 7. Agf. bei Reimann, Schles. Zeitschr. XVII, 380.
 S. 471, Z. 10. Bd. I, 488.
 S. 471, Z. 4 v. u. Schles. Provzbl. 1813 II, 276, dazu Reimann 349.
 S. 472, Z. 10. Stolzenburg, Gesch. des Bunzlauer Waisenh. S. 55.
 S. 472, Abs. 2. Ehrhardt, Schles. Presbyterologie I. 157.
 S. 473, Z. 4. Volkmer 56, Anm. 1.
 S. 473, Abs. 1 Ende. Reimann i. d. Jahresber. der schles. Gesellsch. von 1888. S. 233.
 S. 473, Abs. 2. Lehmann V, 520 u. Bresl. St.A. Kab.-O. V, 25, 109, 162.
 S. 473. vorletzte Z. Ebendas.
 S. 474, Z. 2. Guttmann, Gymnas. zu Brieg S. 270.
 S. 474, Abs. 1 Ende. Blau, Progr. der Ritterakad. 1840.
 S. 475, Z. 1. Blau S. 10.
 S. 475, Z. 13 v. u. Schles. Provzbl. 1790 II, 440.
 S. 475, Z. 5 v. u. Rosenberg, Schles. Ztg. 1891, 241.
 S. 475, Z. 3 v. u. Stolzenburg a. a. O. S. 66.
 S. 476, Z. 13. Kraffert, Evang. Gymn. zu Liegnitz S. 3.
 S. 476, Z. 12 v. u. Hensel, Beschreibung von Hirschberg S. 379, 380.
 S. 476, Z. 5 v. u. Guttmann a. a. O. 276.
 S. 476, letzte Z. Hensel 382.
 S. 477, Abs. 1. Rosenberg a. a. O.
 S. 477, Abs. 2. Guttmann 273.
 S. 477, Abs. 2 Ende. Korn's Ed.-S. VIII, 758.
 S. 477, Z. 5 v. u. Klöber II, 505.
 S. 478, Z. 5. So in Breslau u. auch in Bunzlau. Stolzenburg 505.
 S. 478, Abs. 2 Ende. Ein für alle Male sei auf Reimann's Aufs. verwiesen. Schles. Zeitschr. XXI, 3 ff.
 S. 478, Abs. 3. Reimann 5.

- S. 478, letzte Z. Reimann 7.
 S. 479, Abs. 2. Reimann 13.
 S. 480, Z. 3. Rethwisch 90.
 S. 480, Z. 12. Ebendas. 94.
 S. 480, Z. 15. Ebendas. 96.
 S. 480, Abs. 2. Ebendas. 101.
 S. 482, Z. 2. Rethwisch 105.
 S. 482, Abs. 3. Scheibel, Progr. des Elisabeth. 1789, S. 24.
 S. 482, Z. 3 v. u. Abgebildet in d. Jubelprogr. des Elisabeth.
- 1862.
- S. 483, Mitte. Reimann 42 u. 40.
 S. 484, Abs. 1 Ende. Reimann 45.
 S. 484, Z. 5 v. u. Oben Bd. I, 490.
 S. 485, Z. 7. Lehmann IV, 347.
 S. 486, Abs. 3. Lehmann IV, 630.
 S. 489, Abs. 3. Reinkens, Univ. zu Breslau vor 1811, S. 91.
 S. 490, Z. 9 v. u. Kundmann, Die hohen u. niedern Schulen Deutschlands in Münzen S. 182.
- S. 491, Abs. 1 Ende. Reinkens 98.
 S. 492, Abs. 2. Lehmann IV, 349. Kundmann 182.
 S. 493, Z. 11. Kelle, Die Jesuitengymn. in Oesterreich 161,
- 162.
- S. 494, Abs. 2. Lehmann II, 239, 241, 645 ff.
 S. 495, Z. 3. Lehmann II, 598.
 S. 495, Z. 6 v. u. Lehmann II, 611.
 S. 495, vorletzte Z. Ebendas. 636.
 S. 496, Z. 13. Ebendas. III. 64.
 S. 496, Z. 10 v. u. Ebendas. 167.
 S. 497, Abs. 1. Lehmann III, 242. Bresl. St.A. Breslau Jesuiten IV, 1 ii.
 S. 497, Z. 9 v. u. Lehmann III, 329.
 S. 498, Abs. 1. Lehmann III, 377, 382, 415. Bresl. St.A. Kab.-O. II, 397.
 S. 498, Abs. 1 Ende. Steiner, Beitr. zur Gesch. der Verf. der Univ. Breslau 1803 S. 7.
 S. 498, Z. 8 v. u. Lehmann IV, 253.
 S. 499, Z. 3 und 5. Lehmann IV, 342, 347.
 S. 500, Z. 6 v. u. Oeu. de Fr. XXIII, 414.
 S. 501, Abs. 2. Lehmann V, 48.
 S. 501, Z. 8 v. u. Lehmann IV, 588.
 S. 502, Z. 7. Korn's Ed.-S. XIX, 359. Der Abdruck bei Lehmann IV, 630 ist nicht vollständig.
 S. 502, Mitte. Felbiger bemängelt (Korn XIX, 350) das Fehlen

dieses Rechts und die letzte Zeile seiner Vorschläge zeigt deutlich, dass er ein solches Wahlrecht voraussetzt. Die Fragen fehlen in dem Abdruck bei Lehmann, vgl. Reimann in der Schles. Zeitschr. XIX, 521, 522.

- S. 503, Abs. 1. Lehmann IV, 620.
 S. 504, Z. 5. Lehmann V, 48.
 S. 504, Z. 11 v. u. Lehmann V, 81, Anm. 3.
 S. 505, Z. 9 v. u. Ebendas.
 S. 506, Z. 3. Lehmann V, 130.
 S. 506, Abs. 1 Ende. Vollständig bei Korn, Ed.-S. XIX, 400 ff., der Hauptsache nach und mit werthvollen Anm. bei Lehmann V, 156.
 S. 506, Z. 7 v. u. Reinkens 115.
 S. 507, Abs. 1. Lehmann V, 172, 140, 171, 178, 179.

Elfter Abschnitt.

- S. 509, Z. 5. Markgraf, Die städt. Medizinal-Einrichtungen Breslaus 1884, S. 28.
 S. 510, Z. 2. Hodann, Friedr. d. Gr. und der Breslauer Arzt Tralles, Abhandlungen der vaterl. Ges. 1868.
 S. 511, Z. 5 v. u. Pröhle, Friedr. d. Gr. u. die deutsche Liter. S. 88.
 S. 512, Z. 4 v. u. Kutzen, Lessing in Breslau, Abhandlungen der vaterländ. Ges. 1861, S. 16. Düntzer, Lessings Leben S. 305 bis 307.
 S. 514, Z. 8. Allg. d. Biogr. XIX, 171.
 S. 514, Z. 16. Ebendas. 170.
 S. 515, Z. 1. Kutzen S. 8.
 S. 515, Z. 5. Markgraf in d. a. dtsh. Biogr. XVI, 227.
 S. 515, Z. 9 v. u. Oben S. 511.
 S. 517, Z. 4. Grünhagen in d. a. dtsh. Biogr. XVI, 201 ff.
 S. 517, letzte Z. Bonnell, Friedr. d. Gr. und Garve, Progr. des Friedrich-Werderschen Gymn. zu Berlin 1855 u. Jacoby i. d. allg. dtsh. Biogr. VIII, 385.
 S. 518, vorletzte Z. Garve, Fragm. zur Schilderung Friedrichs II. 59.
 S. 519, Abs. 3. Korn Ed.-S. VII, 478.
 S. 519, Z. 6 v. u. Stölzel, Suarez 84.
 S. 520, Z. 5. Ebendas. 97.
 S. 520, Z. 8 v. u. Richter, Einiges über Ursprung u. Wirken der ökon.-patr. Societät Jauer 1865.

S. 520, letzte Z. Stadelmann, Preussens Könige in ihrer Thätigkeit f. d. Landescultur II, 611.

S. 521, Abs. 1. Volkmer, Abt Felbiger 87.

S. 521, Z. 15 v. u. Malinowski-Bonin. Gesch. der preuss. Artillerie I, 714.

S. 522, Anfang. Eigenthum des schles. Gesch.-Vereins.

S. 522, Z. 15 v. u. (Klöber) II, 525.

S. 522, Z. 9 v. u. Korn's Ed.-S. VIII, 846.

S. 523, Abs. 1 Ende. (Klöber) II, 525.

S. 524, Mitte. Ebendas. 536.

S. 525, Abs. 2. Weiteres bei Kahlert, Schlesiens Antheil. a. d. deutschen Poesie, Breslau 1835.

S. 525, Z. 6 v. u. (Klöber) II, 520.

S. 526, Z. 6 v. u. (Klöber) II, 533 Anm.

S. 526, Z. 3 v. u. Ebendas. 531.

S. 527, Abs. 1. (Klöber) II, 521 Anm. Bresl. St.A. PA. IX, 75 b. Kraffert, Chron. v. Liegnitz III, 221.

S. 528, Z. 6. Bresl. St.A. PA. IX, 75 c. Hier heisst es, Schuch habe die Koncession erhalten, damit er den alten Stall ausbaue.

S. 528, Z. 15. Bresl. St.A. a. a. O.

Zwölfter Abschnitt.

S. 532, Mitte. Hoym's Bericht in d. Schles. Zeitschr. I, 137.

S. 532, letzte Z. Bresl. St.A. MR. VI, 1, vol. V.

S. 533, Z. 12. Korn's Ed.-S. XIII, 78.

S. 533, letzte Z. (Klöber) II, 539.

S. 534, Abs. 1. (Klöber) II, 538 und dazu das Werk Fechner's, Die handelspolit. Beziehungen Preussens zu Oesterreich 1741 bis 1806, S. 564.

S. 536. Bresl. St.A. St. Hirschberg VII, 3 g.

S. 536, Z. 8. Pet. Hasenclever, Landeshut 1794.

S. 536, Z. 14. Anführungen bei Zimmermann, Blüthe und Verfall des Leingew. in Schlesien. S. 166 Anm.

S. 536, Z. 17. Hasenclever in d. Schles. Provzbl. 1787, I, 215 und die Tabellen bei Zimmermann, welche allerdings fast durchgängig höhere Zahlen zeigen als die von mir aus den Monatsberichten des Ministers herausgerechneten.

S. 537, Mitte. Schles. Provzbl. a. a. O. 214 ff.

S. 537, vorletzte Z. (Klöber) II, 340.

S. 538, Z. 9. Ebendas. 341.

- S. 538, Z. 15. Korns Ed.-S. XI, 15, 73.
 S. 538, Abs. 1 Ende. (Niebuhr) Gesch. der Königl. Bank in Berlin (1854) S. 54 ff.
 S. 538, Z. 5 v. u. (Klöver) II, 323.
 S. 539, Z. 6. Ebendas. 321.
 S. 539, Abs. 2. Zimmermann 118 u. 459. (Klöver) II, 307.
 S. 540, Z. 6. Zimmermann 129 ff.
 S. 540, Abs. 2. Stadelmann a. a. O. II, 366.
 S. 541, Mitte. Schles. Zeitschr. I, 136.
 S. 542, Z. 11. Bericht Hoyms vom 10. Jan. 1777. Bresl. St.A. MR. V, 10.
 S. 542, Abs. 1 Ende. Ebendas. Januarber. 1786.
 S. 542, Abs. 2. Fechner 507.
 S. 543, Mitte. Korns Ed.-S. VII, 240 ff.
 S. 544, Z. 4. Stadelmann II, 491.
 S. 544, Z. 9. Jacobi, Ländl. Zustände in Schlesien, Berlin 1884, S. 8.
 S. 544, Abs. 2 Ende. Schles. Provzbl. I, 168.
 S. 544, Z. 3 v. u. Freundliche Mittheilg. des Herrn Dr. Hintze in Berlin, der eine Quellensammlung über die Geschichte des Seidenbaues in Preussen in den Monum. Borussica vorbereitet.

Dreizehnter Abschnitt.

- S. 545, Z. 3 v. u. Oeu. de Fr. IV, 4.
 S. 546, Z. 7. Beheim-Schwarzbach, Hohenzollernsche Kolonisationen S. 310.
 S. 546, Abs. 1 Ende. Ebendas. 313.
 S. 546, Z. 8. v. u. Korns Ed.-S. XIV, 83.
 S. 547, Abs. 1 Ende. Beheim-Schwarzbach 317.
 S. 548, Z. 6. Wunster, Gründung der Parochie Anhalt, neu herausg. v. Altmann, Bresl. 1880.
 S. 548, Abs. 2. (Klöver) II, 271. Oeu. de Fr. XXVI, 371. Hoyms Bericht, Schles. Zeitschr. I, 130.
 S. 548, Abs. 2 Ende. Beheim-Schwarzbach 322.
 S. 548, Z. 3 v. u. Jacobi, Ländl. Zustände in Schles. S. 87.
 S. 549, Z. 7. Schles. Zeitschr. I, 131.
 S. 549, Z. 22. Jacobi 92.
 S. 549, Abs. 1 Ende. Bresl. St.A. PA. VIII, 101 i.
 S. 550, Abs. 1 Ende. Stadelmann a. a. O. II, 83.
 S. 550, Z. 11 v. u. Korns Ed.-S. XIII, 45.

- S. 551, Z. 5. Korn's Ed.-S. XV, 14.
 S. 551, Abs. 2. Meitzen, Der Boden u. die landwirthschaftl. Verhältn. des preuss. Staats I, 394.
 S. 551, Abs. 3. Bresl. St.A. B, 26.
 S. 551, Z. 6 v. u. Jacobi 48.
 S. 552, Z. 3. II, 273, 74, 77.
 S. 552, Abs. 2. Korn's Ed.-S. XII, 47.
 S. 552, Abs. 3 Anfang. Berlin bei Decker o. J. S. 5.
 S. 552, Z. 5 v. u. Korn's Ed.-S. X, 147.
 S. 553, Z. 1. Bresl. St.A. MR. V, 10, 1770 Apr. 7.
 S. 553, Z. 7. Stadelmann II, 413.
 S. 553, Abs. 1 Ende. Jacobi 69, 70.
 S. 553, Abs. 2. Jacobi 6, 5. 10.
 S. 553, Z. 5 v. u. Jacobi 15.
 S. 554, Z. 4. Korn's Ed.-S. VIII, 8, 9, 25.
 S. 554, Z. 12. Jacobi 9.
 S. 554, Abs. 1. Jacobi 9, 10.
 S. 554, Z. 8 v. u. Eingehftet in MR. IV, 45, S. 5.
 S. 554, Z. 3 v. u. Stadelmann II, 492.
 S. 555, Z. 2. Jacobi 17, 18.
 S. 555, Z. 6. Jacobi 18.
 S. 555, Z. 9 v. u. Jacobi 6.
 S. 556, Z. 5. Jacobi 104.
 S. 556, Abs. 2. Ebendas.
 S. 556, Abs. 3. Jacobi 138.
 S. 556, Z. 3 v. u. Korn's Ed.-S. VIII, 229 u. 405, IX, 210.
 S. 557, Abs. 2. Jacobi 139, 140.
 S. 557, Abs. 3. Korn's Ed.-S. VII. 219. Jacobi 138.
 S. 557, vorletzte Z. Korn's Ed.-S. IX, 3.
 S. 558, Z. 14. Jacobi 54.
 S. 559, Z. 2. Oeu. de Fr. IX, 205.
 S. 559, Abs. 3. Korn's Ed.-S. XVIII, 253.
 S. 559, Abs. 4. Jacobi 148.
 S. 559, Abs. 5. Bresl. St.A. PA. VIII, 151.
 S. 560, Mitte. Bresl. St.A. Kab.-O. V, 501.
 S. 560, Z. 12 v. u. Ebendas. 520.
 S. 560, Z. 4 v. u. Ebendas. 501.
 S. 560, Z. 2 v. u. Korn's Ed.-S. VIII, 331, § 3.
 S. 561, Mitte. Jacobi 118.
 S. 561, Z. 9 v. u. Jacobi 105, 190 ff.
 S. 562, Z. 2. Jacobi 14, 15 u. dazu auch S. 7.
 S. 562, Abs. 2. Bresl. St.A. PA. V, 55 g u. f.
 S. 562, letzte Z. Bresl. St.A. MR. IX, 68.
 S. 563, Z. 3. Jacobi 201.

S. 563, Abs. 2. Jacobi 204.

S. 563, Abs. 4. Jacobi S. 4.

Vierzehnter Abschnitt.

S. 565, Z. 2 v. u. Fechner, Handelspolit. Beziehungen Preussens zu Oesterreich S. 560, 561.

S. 566, Z. 20. Vergl. oben I, S. 322, 323 und II, S. 342 und 343.

S. 570, Abs. 2. 1786 II 427 ff.



Register.

A.

Aberglauben 562.
Accise 388 ff.
Adel, schles. 325 ff.
—, Erziehung 473
Adelsbach 237. 238.
Ahlefeld, Hptm. 31. 34.
Algersdorf 219.
Althan, Gen. 288.
Amalie, Prinzessin 102.
Anhalt, Kolonie 461. 588.
—, Friedr. Erdmann v. 548.
— -Bernburg. Prinz 189.
— -Zerbst, Herz. 232.
Anleihen 105. 106.
Ansbach, Markgr. v. 286. 288.
Anthologie, schles. 525.
Apondi 117.
Aposteltage 457.
d'Argens 102. 124. 125. 126. 176.
184. 185. 196. 223. 231.
Arletius, Dir. 477. 482. 483. 511.
Armenwesen 413 ff.
Arnim, schles. Justizminister 359.
360. 362.
Arnold Müller, dessen Prozess 364
Augustin, Major 173.
Auras 160. 197. 384. 421.
Ausländer, Heranziehung v. 271.
Aysasa, Gen. 288.

B.

Bachstein, Jos. v. 225.
Bäder, schles. u. böhm 187.

Bahil, Pastor 118.
Balby, Oberst 110.
Barmherzige Brüder 445.
Barschdorf 20.
Bartsch, Fluss 135 137.
Basberg 319.
Bauer, Dir. 475. 476. 477.
Bauernprozesse 361.
Bautsch 112.
Bautzen 149. 159.
Bayreuther Dragoner 142. 328.
Beck, Gen. 34. 48. 58. 63. 65. 66.
128. 129. 170. 172. 187. 198.
225. 236. 243. 244.
Beichtväter, offizielle 86. 93.
Below 146.
Benedikt XIII, Papst 441. 444.
Beneschan 138.
Bergwerks-Ordnung 377. 378.
Berlin.
— Brandschatzung 177.
Bernstadt 268. 354 ff.
Beschine 460.
Bethlen, Gen. 176. 186. 224. 236.
249.
Bettelmonche 446.
Beukel 480.
Beuthen a. O. 114. 135.
Beuthen OS., Stadt 138. 269.
Bevern s. Braunschweig.
— Jung, Bat. 37.
Bichet, Jesuit 498.
Bielan, Neu- 249.
Bielitz 305.
Bienenzucht 554.
Bienert, Kaplan 453.
Bienowitz 167.

- Biester 452.
 Billerbeck, Major 42.
 Birkenbrück, Propst v. 89.
 Bischofswerda 159.
 Blankenburg v. 521.
 Bleibergbau 377. 380.
 Bleichen 378.
 Blitzableiter 521.
 Blumencron v., Landrath 137.
 Blumerode 170.
 Bober 145. 146.
 Bochnia 383.
 Bögendorf 26. 172.
 Böhm, Rath 77.
 Böhmen, Einfall in 238.
 Bohrau b. Breslau 68. 69.
 Bolkenhain 127.
 — Seidenfabr. 544.
 Bonin, Adjut. 132.
 Bombes 396. 401.
 Borne 45. 46. 48.
 Botta de Adorno 295. 302. 303.
 Brandes, Schausp. 523.
 Braunau 108. 109. 238. 298. 314.
 Braunschweig, Erbpr. v. 303 ff.
 307.
 —, Franz, Herz. v. 44.
 —, Bevern, Herzog v. 11. 19 ff.
 34. 38. 39. 41. 76. 104. 236.
 237. 242 ff. 249.
 Brennholzmonopol 386. 387.
 Brentano, Gen. 198. 237. 240. 243.
 Breslau 21 ff. 39. 100. 142. 160.
 229. 230. 231. 233. 304. 306.
 320. 386.
 Anger, Schweidnitzer 154. 156.
 Armenhaus 413 ff.
 Bäcker 171.
 Bank 588.
 Bastion, Hiobs- 156.
 Belagerung 152 ff. 171.
 Bergamt 378.
 Bischöfl. Residenz 127. 430.
 Carneval 1760. 139.
 Collegium journalisticum 522.
 Domkapitel 97. 115. 128. 256.
 430. 434. 436.
 Domschule 466.
 Exekution in effigie 221.
 Fleischbänke, kleine 155.
 Freimaurer 522.
 — schule 472.
 Friedensverkündigung 234.
 Friedrichsthor 423.
 Gesellschaft der Freunde 522.
 Breslau, Gräupner 171.
 Gymnas. zu Elis. 476. 478. 483.
 484.
 — zu Mar. Magd. 476. 479.
 — reformirtes 478.
 Häuser.
 — Finolisches 61.
 — Göldnersches 582.
 — goldne Gans 552.
 — Grosskretscham 127.
 — Hatzfeldsches 106. 152. 156.
 527.
 — Hirschel, goldnes 155.
 — Kalte Asche 528.
 — Obergsches 88.
 — Schlegenbergisches 61.
 Hauptwache 424.
 Intelligenzblatt 522.
 Jesuiten 73. 484.
 Juden 408. 411.
 Kaufmannschaft 104. 105. 171.
 533.
 Kirchen 3. 123.
 — Bernhardinkirche 61.
 — Domkirche 127. 128.
 — Elftausend Jungfrauen 60.
 — Elis. 521.
 — — Bibl. ders. 3.
 — Lazarus 60.
 — Mar. Magd.
 — — Bibl. ders. 3.
 — Mauritius 60.
 — Nikolaikirche 60.
 — reform. 411.
 Kirchhof, grosser vor d. Nik.-
 Thor 458.
 Klöster. 88. 96. 123.
 — Albrechtskl. 88.
 — barmherzige Brüder 60. 89.
 123. 445.
 — Franziskaner 88.
 — Jesuiten 88. 89. 154.
 — Kapuziner 88.
 — Mathiasstift 88.
 — Minoriten 88.
 — Sandstift 88.
 — Vincenzstift 88.
 Kretschmer 171.
 Kriegsgefangene, öst. 153. 196.
 Kriegs- u. Domänenkammer 75.
 76. 77. 78.
 Kronwerk 60.
 Laboratorium der Artillerie 61.
 Landhaus 75.
 Landschaftversammlung 337.

Breslau, Locatellis Local 102.
 Magistrat 79.
 Marstall 62.
 Medizinalkolleg 509.
 Neumarkt 155.
 Oberamtsshaus 221.
 Oberamtsregierung 75. 76. 77.
 Palais, kgl. 36. 62. 63. 155.
 Passionsmusik 461.
 Regie 401.
 Reichkrämer 171.
 Reiseschilderung 3.
 Ressource 322.
 Schützengilde 102.
 Schule, neustädtische 478.
 Schweidnitzer Anger 60.
 — Keller 61.
 Seidenfabr. 544. 545.
 Seminar 471.
 Springstern 422. 423.
 Strassen.
 — Taschenstr. 62.
 — Weidenstr. 62.
 Taschenbastion 62
 Theater 526. 528. 529.
 — anatomisches 509.
 Thore.
 — Friedrichsthor 526.
 — Nikolaithor 58. 60. 66. 156.
 — Oderthor 156.
 — Ohlauer 36. 60. 66.
 — Schweidnitzer 36. 58. 66.
 — Ziegelthor 156.
 Töchterschule 479.
 Universität 489 ff.
 Verschwörung öst. Gef. 120.
 121. 196.
 Vorstädte 30.
 — Oder- 197.
 — Ohlauer 30. 39.
 — Schweidnitzer 39.
 Wollmarkt 3.
 Zuckerraffinerie 512. 526.
 Zwinger 420. 526.
 Brieg 320.
 Festung 20. 21.
 Gymnas. 475. 477.
 Jesuiten 90.
 Juden 407. 411.
 Oberamt 359.
 Seidenfabr. 544.
 Verlegung der O.-A. Regierg.
 dahin 5.
 Bridan, Jesuit 488.
 Buchhändler 8. 9. 523.

Buchwald, Park 524.
 Buckow, Gen. 68. 69.
 Buddenbrock, Feldmarsch. 10.
 Budorgis 102.
 Bülow, Gen. 298.
 Bürgerliche Offiziere 328.
 Büring 333. 341.
 Bunzelwitz 200 ff. 237.
 Bunzlau 15. 21. 159. 160. 275.
 541.
 Monatschrift 523.
 Waisenhaus 475.
 Burcky 118.
 Burg, Kirchen-Inspektor 323. 375.
 377. 379.
 Burghaus, Graf 227.
 Burkersdorf 240. 241. 287.
 Busstage 457.
 Bute, Minister 233. 234. 281.
 Buturlin, Gen. 187 ff. 192 ff. 194 ff.
 196. 198.

C.

Cadix 536.
 Calzabigi 382.
 Camöse 305.
 Candi de 390. 400. 401.
 Capeller, Hptm. 310.
 Cappel, Frau 214. 215.
 —, Jäger 208 ff. 211 ff. 214 ff.
 Caramelli, Gen. 194.
 Carlsruhe 525.
 Carlstadt 227.
 Carmer, Minister 74. 332. 333 ff.
 337. 359. 360 ff. 364 ff. 367.
 409. 410. 460. 486 ff. 501. 502.
 504. 506. 519. 520.
 Carolath 175.
 Cartel 306.
 Catt de 96. 97. 125. 130. 132. 133.
 229. 230.
 Censur 452.
 Charlottenbrunn 517.
 Chaumontet, Oberst 421.
 Chlum 113.
 Choiseul, Minister 184.
 Choräle bei Leuthen 54.
 Christian Friedrich, Erbprinz v.
 Sachsen 251.
 Christiansstadt 134.
 Cichorie 386.
 Ciofani, Abbate 442. 443. 444.
 450.

Clemens XIII, Papst 428. 441.
443.
— XIV, Papst 443. 444. 449.
Clerfayt, Gen. 315
Cocceji 359 360. 440.
Coccius, Lehrer 467.
Colberg 206. 223. 224. 229.
Collenbach, Diplomat 253 ff.
Conradi, Stadtdirektor 33. 62. 79.
154.
Cordianchen 286.
Corpus jur. Frid. 362.
Cronhelm, Rittm. v. 227.
Czarnowanz 373.

D.

Dachröden 401.
Damastweberei 540.
Dampfmaschine 381.
Danckelmann 560.
—, A. L. v. 359.
—, Lud. v. 359.
Daun, Feldmarschall 47. 48. 59.
101. 111. 112. 116. 122. 127.
141. 148. 189 ff. 161 ff. 175 ff.
177. 188 193. 237 ff. 242 ff.
245 ff.
Dedier, Abhé 417.
Dehabay, Jesuit 497.
Deutsche Sprache i. O.-Schles. 462.
463.
Deville, Gen. 107. 114. 117. 129.
130. 131.
Dezem 454. 455.
Dichtungen 124.
Dieban 21.
Dienste, gutsherrl. 557. 558.
Diericke 112.
Dieringshofen, Bat. 128.
Dirbach, A. L. 525.
Dittersbach bei Braunau 244.
— bei Landeshut 300.
Dörner, Kaufm. 536.
Dohna, Gen. 131. 132.
Domänen 372.
Domatschine, Kirche 192.
Domstadtl 113.
Draskowich 138. 150. 152. 195.
213. 223. 225.
Dresden 117. 123. 136. 140. 141.
149. 176. 255.
Driesen, Gen. 52. 69.
Düringshof, Vorwerk 132.

Dürrgoy 58. 89.
Dyhernfurth, Park 524.

E.

Ebersbach, Sekr. 77.
Echler, Bildhauer 526.
Ehen, gemischte 440 ff.
— in verbot. Graden 442.
Ehrhardt, Past. 460. 515.
Eichberg, Bar. 120.
Eichel, Kabinettsrath 58. 96. 134.
184. 208.
Eichen 374.
Eicke v., Landrath 16.
Eid, neuer des Klerus 435.
Elisabeth, Kaiserin 232.
Elisabethinerinnen 445.
Ellrichshausen, Gen. 304. 305.
Elmpt, Major 154.
Entzendorfer, Jesuit 505. 507.
Ephraim 276.
Epidemie 103.
Erbach, Gen. v. 419.
Erblichmachung der Bauerstellen
556.
Erbpacht 372.

F.

Fabriken bei Klöstern 447. 448.
Färbekräuter 555.
Färberöthe 556.
Falkenberg 410.
—, Landrath v. 114.
Falkennain (bei Glatz) 300.
Falkenstein, Graf 288.
Faulhaber, Kaplan 90. 91.
Feiertage 444. 456. 457.
Felbiger, Abt 465 ff. 485 ff. 492 ff.
497. 498. 499. 501. 502. 507.
520.
Feldprediger 440.
Ferdinand Pr. v. Preussen 102.
509.
—, Prinzessin 289.
—, Reg. 167.
Fermor, Gen. 115.
Festenberg 421. 541.
Feuerbürgermeister 348. 349.
Feuerkataster 353. 354.
Feuerlöschordnung. 348. 349.
Feuersozietäten 353 ff.
Fichte 514.

Fink, Gen. 133. 138. 141.
 Finkenstein, Minister 232. 289.
 Finoli 80.
 Fischerberge 543. 244.
 Fischler, Kommerzienrath 33.
 Flögel 515. 516.
 Floriansberg b. Habelschwerdt 309.
 313.
 Förster, Sekr. 77.
 Forni 545.
 Forsten 372 ff.
 Fouqué, Gen. 60. 70. 91. 108. 112.
 114. 117. 121. 129. 131. 134.
 137. 141. 143 ff. 227. 416.
 Frankenberg v., Justizrath 82.
 — v., Jesuit 90.
 Frankenstein 11. 130. 189. 273.
 391.
 Frankfurt, Messe 41. 507. 508.
 —, Univ. 501.
 Fraquini 299.
 Franz I., Kaiser 151. 152.
 — Kaufmann in Hirschberg 413.
 Französische Regiebeamte 391 ff.
 405. 406.
 Freiberg, Schl. bei 249.
 Freiburg 15. 69. 130. 184. 223.
 237. 273.
 Freimaurer 460. 472. 522.
 Freistadt 135. 140. 268.
 Freiwaldau 137.
 Freudenthal 122. 178. 237.
 Friderici 118.
 Friedewalde 158. 192.
 Friedland 13. 15. 120. 123. 131.
 298. 299.
 — in Oberschl. 227.
 Friedrichgrätz 562.
 Friedr. Wilhelm (nachmals II.)
 284. 287. 288. 289.
 Friedrichsgrube 380. 381.
 Fritsch, Freiherr v. 251 ff.
 Frobelwitz 45 ff.
 Fürst, Präsident 96, Grosskanzler
 360. 364. 365.
 Fuchs, Pastor 459. 460. 515.
 Fulneck 303.

G.

Gabitz 152.
 Gärten, engl. 524.
 Gärtner, Rathmann 82.
 Gaisruck, Gen. 145.
 Galmei 379.

Garde, preuss. 153. 156.
 Garnisonen 421.
 Garnisonregimenter 328.
 Garve 452. 517. 518. 524.
 Gebirgskreise 183.
 Gellert 517. 518.
 Gemeinheitstheilgn. 549 ff.
 Gemüsebau 555.
 Gerhard, Bergrath 377.
 —, Konsistorialrath 483.
 Gerlach, Konsistorialrath 460.
 —, Pastor 215.
 Germanisation in Oberschl. 462 ff.
 Germendorf 222.
 Gerzabina, Baron 173.
 Geusau 375.
 Giesche, L. v. 378. 379.
 Gillern, Major 300.
 Glatz, Donjon 150. 190.
 Festung 21. 90. 108. 112. 141.
 142. 181. 188. 189. 190. 254.
 286. 287. 288. 294. 301. 307.
 308. 209. 311. 312. 421.
 Grafschaft 74. 75. 184. 185.
 188. 225. 233. 249. 252 ff.
 291. 345. 378. 421. 438.
 Jesuiten 484.
 kath. Kirche 453.
 Kranich 150.
 protest. Kirche 190.
 Schäferberg 190.
 Theresienthor 190.
 Gleim 526.
 Gleiwitz 273. 321.
 Glockenbenutzung 439.
 Glogau, Domstift 105.
 Festung 39. 134. 135. 140. 160.
 161. 172. 175. 184. 321. 386.
 Jesuiten 484.
 Juden 407. 411. 510.
 reform. Gemeinde 461.
 Regie 392. 396. 399. 400. 401.
 Schule 476.
 Glogau, Ober- 142. 268. 410.
 Glomnitz 302.
 Gloxin, Fiskal 75. 76. 77. 78. 80.
 Gnadenfeld 462.
 Gnadenfrei 542.
 Gnadenhaler 426.
 Gnedel, Fabr. 541.
 Gneisenau 421.
 Goczalkowitz 138.
 Görlitz 17. 19. 38. 116. 122.
 Götzen 312. 315.
 Gohlau 45. 50. 51.

Goldberg 15. 17. 69. 118. 268.
541.
Goltz, Adjutant 223.
—, General v. der 11. 20. 28. 33.
137. 142. 175. 177. 179. 180.
183. 189. 190. 191.
—, Lieut. 231. 375.
Gottesberg 13. 15.
Gräbschen 30. 68.
Grätz 303.
Grävenitz v. 521.
—, Major 316
Grant, Gen. 245.
Greifenberg 15. 17. 18. 69. 122.
128. 129. 273. 274. 276. 540.
Grenzzölle 388.
Gribeauval, Gen. 178. 179. 245.
247.
Gröben v. 521.
Groschwitz 263.
Grottkau 118.
Grünberg 136. 140. 286. 541.
Schule 475.
Weinbau 286. 555.
Grüssau, Kloster 111. 114. 466.
540.
Prälat v. 447.
Schule 484.
Grulich 300.
Grumbkow, Gen. 17.
Guasco, Gen. 245. 246. 247. 248.
Guben 133.
Guckerwitz 52.
Gudowitsch, Oberst 232.
Guhrau 115. 136. 139. 140. 541.
Guttentag 273. 421.

H.

Habelschwerdt 298. 299. 301. 308.
309. 313. 466.
Hadik, Gen. 38. 133. 244.
Hähnel, Rath 78.
Halle a. S., Salz 383.
Univ. 501.
Handelsvertrag mit Oesterreich
255.
Hanstein, Oberst v. 420.
Harsch, Gen. 117. 119. 122. 130.
150. 179.
Hartmann, Kammerrath 394.
Hasenclever 536. 537.
Hatzfeld, Fürst 115. 182.

Haubner 115.
Haugwitz, Graf, öster. Minister
92.
Haynau 10. 268. 541.
Hecker, Pädagoge 465. 467. 470.
478.
Heidau 46. 47. 48.
Heidenpiltsch 130. 302. 303.
Heidewilxen 171.
Heilsberg, Oberst 300.
Heinitz, Minister 378 ff. 404.
Heinrich, Prinz 122. 126. 132. 134.
136. 141. 149. 151. 157. 158.
159. 160 ff. 170 ff. 172. 184.
222. 224. 231. 287. 288. 291.
296 ff. 302. 304. 306. 311. 312.
319.
—, Prinz, Kg. Friedrichs Neffe
284.
Heinrichau 96. 466.
Prälat v. 287.
Schule 484.
Heintze, Rathmann 82.
Heirathen verbotene 328.
Helvetius 389.
Hemm, Landr. 287.
Henckel, Graf 85. 380.
Hensel, Pastor 458. 459. 515.
—, Dir. 476.
Hermes 523. 524.
Herrmann, Pfarrer 308.
Herrnstadt 115. 136. 139. 175.
Hermannsdorf 171.
Herzberg, Minister 252 ff. 84.
Hessen-Philippsthal Prinz v. 308.
309. 311.
Hexerei 562. 563.
Heyde, Alt- 301.
Heyden, Bat. 54.
Hirschberg 15. 18. 69. 117. 118.
122. 124. 127. 129. 137. 138.
144. 145. 148. 160. 174. 273.
295. 375. 413. 540.
Gymnas. 475. 476.
Handel 537.
Jesuiten 485.
reform. Gottesdienst 461.
Hochberg, Graf 50. 546.
Hochkirch (Lausitz) 119. 122. 123.
— (Trebnitz) 171.
Höfchen 152.
Hof in Mähren 129. 303.
Hoffmann, Lehrer 471.
Hohenfriedeberg 352.
Hohenlohe, Erbprinz v. 524.

Hohenstein 423.
 Holländereien 549.
 Holz- u. Jagdordnung 373.
 — -flössung 373.
 Holzpreise 373.
 Hordt, Gen. 282.
 Horst, Minister 391. 394. 395. 399.
 Hotzenplotz 302. 317.
 Hoym, schles. Minister 304. 368.
 369. 370. 376. 404. 408. 410.
 414. 415. 437. 438. 448. 452.
 473. 520. 524. 532. 546. 557.
 Hubertsburg, Frieden v. 252 ff.
 Hübner, Fleischerälteste 33.
 Hühnern, Kr. Trebnitz 459.
 Hühnerzucht 554.
 Hülsen 159. 176.
 Hultschin 138. 411. 421.
 Hummel 267.
 Hundsfeld 158. 268. 272.
 Hundt, Major 164.

J.

Jablunkapass 236.
 Jäckel, Rath 77.
 Jägel, Deutsch- 120.
 Jägerndorf 70. 120. 129. 137. 195.
 253. 302. 304. 305. 306. 307.
 315. 319.
 Jahnus, Gen. 13. 14. 15. 69. 108.
 114. 117. 120. 147. 174.
 Janicke 75.
 Jariges, Grosskanzler 88. 89. 360.
 Jauer 69. 82. 89. 99. 273. 356.
 Gymnas. 475.
 Jauernik 137. 200. 201.
 Jenke 77.
 Jesuiten 105. 449 ff. 484. 485.
 486. 501 ff.
 Invaliden 386. 415. 424 ff. 470.
 Invasionsschulden 272.
 Johannesberg 95. 254. 302. 430.
 Johannesthal 104. 124.
 Jordan, Dominikaner 86. 87.
 Joseph II., Kaiser 279 ff. 293 ff.
 314. 315. 318. 319. 337. 450.
 451.
 —, Erzherz. Reg. 158.
 Joseph, Bürgermeister 90.
 Isenbiel 507.
 Iser 297.
 Jubeljahr 444.
 Juden 456 ff.

Juden, polnische 238.
 Juliusburg 411. 421.
 Justizbürgermeister 348.

K.

Kämmereiüberschüsse 357.
 Kaffee 385 ff. 403.
 Kainowe 171.
 Kamenz, Abtei 288. 300. 301.
 Kannenberg, Oberst 199.
 Kanold 115.
 Kanth 157. 158.
 Kapsdorf 171.
 Karabanow, Major 115.
 Karaschke 197.
 Karl VI., Kaiser 491.
 —, Markgraf von Schwedt 114.
 117. 123.
 —, Prinz von Lothringen 20. 43 ff.
 58. 59. 63. 64. 68. 69.
 —, Herzog von Zweibrücken 294.
 — Theodor v. d. Pfalz 293. 294.
 Karsch(in), Louise 222. 525. 526.
 Kartoffeln 552. 553.
 Kassenanweisungen 22.
 Kassenscheine der Beamten 277.
 278.
 Katharina, Kaiserin 233. 238. 253.
 281. 314.
 Katscher 352. 411. 421.
 Katte, Gen. 23. 31. 32. 33. 34.
 35. 94. 95. 103. 104.
 Katzbach 161 ff. 168.
 Kaunitz, Kanzler 183. 188. 204.
 253. 256. 280 ff. 288. 291. 293.
 Kay 132.
 Kellerberg 300.
 Kirchhöfe in den Städten 457.
 Kirche, kathol. in Schlesien 255.
 428 ff.
 Kirchenpatronat 454.
 Kittlitz v., Rath 76. 77. 78.
 Klass 319.
 Kleeanbau 553.
 Klein, Assistenzrath 365.
 Kleinburg 29.
 Kleinöls 88.
 Kleist, Ewald v. 510. 512.
 Kleutsch 243.
 Klingelbentel 457.
 Klink 373.
 Klöber 371. 404. 516. 517. 524.
 551.

Klöster, schles. 451 ff.
 Klose 511. 514. 515.
 Knebel, Gen. 302. 303.
 Knobloch, Gen. 192. 194. 195. 197.
 Koblitz, Erzpriester 437.
 Köben 135. 136.
 Königgrätz 112. 113. 288.
 Bisch. v. 439.
 Königsberg i. Pr. 115.
 Königsbruch 549.
 Königsbrück 38.
 Königshain (b. Glatz) 301.
 Königstiel, preuss. 450.
 Körnke, Münzdir. 277.
 Kolonien 425. 426. 545 ff.
 Kolonnenwege 375. 376. 422.
 Kolowrat, Graf 72. 74. 75. 76. 77.
 78.
 —, Malteser-Grandprior 75.
 Konradswaldau bei Salzbrunn
 131.
 Konstanz 321. 421.
 Kosaken 238.
 Kosel 21. 116. 119. 123. 137.
 138. 142. 178 ff. 236. 237. 267.
 2^a 4. 320. 421.
 Krakau, Bisch. v. 438.
 Krappitz 352. 411.
 Kraskau 411.
 Kreuzburg 321.
 Armenhaus 414 ff. 424. 526.
 Kreuzburger Hütte 378.
 Kreuzendorf 302. 507.
 Kriegsgefangene 226. 227,
 —, Auswechslung 186.
 Kriegsgericht 103.
 Kriegskostenkassen 296.
 Kriegssteuer, öst. 106. 107.
 Kroaten 72.
 Krockow 389.
 —, Dragoner 166. 176.
 Kroischwitz 26
 Krottenpfuhl 108.
 Krusemark, Gen. 59. 210. 218.
 Künstler 329.
 Küstrin 139.
 Kujau 235.
 Kunersdorf 133. 134.
 Kunzendorf (Kr. Habelschwerdt)
 300.
 — (Kr. Schweidnitz) 130. 189.
 202.
 — — Ober- 287.
 Kupfer, Rath 77.
 Kurland 284.

Kurländische Landschaft 336.
 340. 341.
 Kurssel 112. 114.
 Kyau, Gen. 32. 33. 39. 103. 104.

L.

Lacy 149. 151. 159. 160. 161 ff.
 165 ff. 177. 203. 243. 244. 288.
 Lafayette 419.
 Landeck 299. 527.
 Landrecht 365 ff.
 Landsberg a. W. 141. 149.
 Landschaft, schles. 336 ff.
 Landshut 8. 13. 14. 17. 69. 108.
 112. 114. 130. 134. 137. 143 ff.
 180. 266. 273. 287. 301. 302.
 311. 420.
 Handel 536. 537.
 Schule 475. 476.
 Seidenfabr. 544.
 Langenau, Rath 77.
 Langendorf 411.
 Langhans 414. 424. 524. 526. 529.
 Lattorf, Gen. 116. 123. 179. 180.
 Laudon 112. 113. 116. 117. 133.
 135. 136. 137. 138. 142 ff. 159 ff.
 161 ff. 175 ff. 177 ff. 180. 188.
 189. 190. 193. 194 ff. 196. 198 ff.
 202. 203 ff. 213 ff. 223. 246.
 288. 296. 297.
 Launay de, de la Haie 329 ff.
 401. 404. 405.
 Lauterwasser 302.
 Lederne Briefe 334 ff.
 Lefebvre 245. 246. 247.
 Legner, Rath 77.
 Leihbibliotheken 523.
 Leinenindustrie 10. 535 ff.
 Leipe (Breslau) 31. 171.
 Leipzig 230. 251.
 Kaufmannschaft 110.
 Lentner 525.
 Leobschütz 16. 123. 142. 286.
 302. 410.
 Franziskaner 490.
 Gymnas. 484. 489.
 Lessing 153. 509 ff.
 Lestwitz, Gen. 9. 21. 32. 33. 34.
 35. 36. 39. 103. 104.
 Leubus, Kloster 466.
 Leuthen 45 ff. 51 ff. 56. 57.
 Leutmannsdorf 239. 240. 241.
 Lewin 9. 82. 273. 299. 300. 527.

- Liebau 13. 108. 144. 298. 352.
 Liebenthal 352.
 Lieberkühn, Dir. 484.
 Liegnitz, Stadt 15. 43. 70. 118.
 152. 180. 198. 268. 273.
 Franziskaner 489.
 Gemüsebau bei 555. 556.
 Gymnas. 475. 476.
 Jesuiten 89. 484.
 Juden 411.
 reform. Gottesdienst 461.
 Ritterakad. 474. 475. 498.
 Schlacht bei 160 ff.
 Lindewiese 176.
 Lipins 478.
 Lippa v. 137.
 Lippen 562.
 Lissa, Deutsch- 44 ff. 54 ff. 158.
 Lissau 411.
 Lobendau 39.
 Lobetinz 49.
 Lobkowitz, Fürst, Oberst 66.
 Löbau 118.
 Löwen 421.
 Löwenberg 15. 17. 82. 118. 129.
 142. 143. 160. 173. 249. 541.
 Kreis 104.
 Lohe, Fluss 21. 29. 30. 43.
 Lonkau 562.
 Loslau 421.
 Lossow, Gen. 244.
 —. Husarenreg. 309.
 Lotterie 274. 382. 383.
 Lublinitz 273. 352.
 Lucchesi, Gen. 46. 47. 49. 52
 Luck, Reg. 309.
 Lüben 40. 268. 541.
 Lupine 553.
 Luzerne 553.

M.

- Magazine in Polen 267.
 Magdeburg 222. 421.
 Magusch 391. 392. 395. 396.
 Malapanehütte 196. 321. 378. 379.
 Malteser 431. 432.
 Maltzsch 376. 377.
 Maltzan, Graf 546.
 Mansfelder Bergbau 381.
 Manso, Dir. 479.
 Manteuffel, Bat. 54. 142.
 Maria Theresia 437.
 Marschall, Gen. 38. 112.

- Massive Häuser 269.
 Massow, schles. Minister. 368.
 Martel, K., Jesuit 417. 497. 508.
 Matuschka, G. v. 519.
 —, Rath 77.
 Maulbeerbäume 554.
 Maupertuis 125.
 Maurer, erhöhter Tagelohn der 272.
 Maxen 138. 141.
 Mecklenburg 226.
 Medzibor, s. Neumittelwalde.
 Mertschütz 458.
 Michaelis 401.
 Michelsdorf bei Schweidnitz 240.
 Militsch 136. 158.
 Mirus 118.
 Mitchel 102. 397.
 Mitrowsky, Gen. 304. 305.
 Mittelwalde 108. 268. 298. 299.
 319
 Mladetzko 302.
 Mochbern, Gross- 29.
 —, Klein- 30.
 Möllendorf, Gen. 240. 241. 311.
 313.
 Mösnig 305.
 Molinari 526. 545.
 Montazet, franz. Bevollm. 46. 161.
 203.
 Moratorium 332.
 Morgenbesser, Prof. 509. 512.
 Moritz, Prinz v. Anhalt 50. 54. 63.
 70. 103.
 Mosel, Oberst 112.
 Moys bei Görlitz 19.
 Mudrach, Baron 55. 56.
 Müller, Demois. 156.
 Münchhausen, Präs. 74. 77. 80.
 359.
 Münchow, Minister f. Schles. 360.
 368. 496.
 —, Regiment 172.
 Münsterberg 118. 269.
 Münzen 276. 277.
 —, Bernburger 276.
 —, lederne 185. 186.
 Münzsachen 105. 106. 126. 185.
 Musikanten, böhm. 295.

N.

- Nachod 113. 288. 298. 299.
 Nadasdy 19. 26 ff. 36 ff. 49. 53. 83.
 Namslau 118. 195. 269. 541.

Nassau, Graf 364.
 Nauendorf, Gen. 152. 174. 180.
 299.
 Naumburg a. Bober 116. 117. 421.
 — a. Queiss 39.
 Neisse, Festg. 21. 86. 87. 93. 112.
 116. 117. 119. 121. 122. 123.
 130. 137. 144. 245. 290.
 Coll.-Stift 105. 106.
 evang. Kirche 456.
 Fort Preussen 119.
 Fürstenth. 253.
 Geistlichkeit 96.
 Jesuiten 484.
 Kreis 439.
 Revüen bei 418. 419.
 Seidenfabr. 544.
 Stadt 386. 429.
 Zusammenkft. mit Kaiser Joseph
 285 ff.
 Nentwig, Soldat 90.
 Neudorf a. Gröditzberg 458.
 Nengebauer, Med.-Ass. 509.
 Neumark, bürgerl. Gutsbes. i. der
 330.
 Neumarkt 43. 44. 103. 134. 158. 269.
 273. 384.
 Seidenfabr. 544.
 Neumittelwalde 411.
 Neurode 15. 82. 301. 527. 541.
 Neusalz 135. 139.
 Neustädtel 135.
 Neustadt in Oberschles. 16. 70.
 129. 137. 142. 273. 304. 314.
 315. 316. 317. 318. 319. 410.
 —, Mährisch- 290.
 Nicolovius, Stadtdir. 187.
 Nikolai 412.
 —, Schriftsteller 452.
 Nilbau, Kirche 434.
 Nimptsch, Pastor das. 455.
 —, Leonh. v. 219.
 Nippern 45.
 Nitsche, Koch 215.
 Nonnenbusch 130.
 Nossen, Gross- 194. 203. 208.
 Nostitz, Gen. 45. 46. 48.
 —, Graf 288.
 Nothmünzen 180.
 Nugent, Gesandter 282. 283.

O.

d'O 142. 150.

Oberschles. 5. 85. 107. 184. 185.
 228.
 Bergbau 378 ff.
 Germanisation 462 ff.
 Juden 407. 408 ff.
 Kirchengesch. 460.
 Kolonien 546.
 Schulwesen 463 ff.
 Zustände 561.
 Obstbau 547.
 Ochelhermsdorf 363.
 Oder, alte 158. 197.
 Oderberg 236. 305.
 Oelfrüchte 553.
 Oels 321. 541.
 Offiziere, Ausbildung ders. 417.
 —, Heirathen 418.
 —, Wittwen u. Waisen der 302.
 427.
 Ohlau 384. 411.
 Okelly, Gen. 193. 241.
 Oliva, Paul Jesuitengen. 483.
 Olmütz 112. 119. 178.
 —, Bischof v. 438. 439. 444.
 Oltaschin 29. 68.
 Oppeln, Stadt 137. 194. 269. 411.
 429.
 Jesuiten 485.
 Landrath v. 114.
 O.-Amtsregiery. 359. 361. 386.
 Oswitz 157.
 Ostrau, Mähr.- 303.
 Ottmachau 75. 429.

P.

Pachaly, Fiskal 365. 367.
 Paczensky 517.
 Panten 162. 164. 166.
 Parchwitz 40. 41. 44. 158. 160.
 268.
 Parochialnexus, Aufhebung 432.
 454 ff.
 Patent, österr. 83.
 Patriotische Gesellsch. 519. 520.
 Patronatsverh. 433.
 Patschkau 16. 273. 301.
 Paul, Eva 220.
 Paulwitz, Deutsch- 317.
 Peilau 244 ff.
 Peiskretscham 269. 273.
 Pensionen der Klöster 447.
 Peter III., Zar 232. 233. 234. 235.
 Peterswaldau 243. 249. 287.

Pfaffendorf 162. 165.
 Pfandbriefe 337 ff.
 Pfeil, Graf, Landrath 91.
 Pillau 115.
 Pilzen 193.
 Pischkowitz 296.
 Pitschen 131. 268. 411. 421.
 Pitschenberg 237.
 Pius VI., Papst 443. 449. 450.
 Placet, landesherrl. 444.
 Plagwitz 116.
 Platen 158. 202.
 Pless 138. 321.
 Fürst v. 546. 548.
 Kreis 409.
 Landr. v. 104.
 Plotho, Ob.-Lieut. 205.
 Pogarth 217 ff.
 Polcko 327.
 Polen, Jesuiten 501.
 Politz 114.
 Polizeibürgermeister 346. 347.
 Pommern 224.
 Pommerswitz, Kirche 455.
 Portula, Jesuit 495. 496. 499.
 Porzellan 411.
 Posen 115. 131.
 Post 390. 393.
 Pottasche 409. 410.
 Prag 176.
 Erzbischof v. 438. 439. 444.
 Prausnitz 421.
 Preiss, Major 317.
 Prieborn, Pastor in 212.
 Prittwitz, Major v. 167.
 —, Oberst 420.
 Proklamation 228.
 Protsch 30. 31. 33. 34. 38.
 Provinzialbl., schles. 522. 570.
 Provinzialrecht, schles. 367.
 Prudnik, Fluss 316.
 Pusch, Lieutenant 121.
 Puttkamer, Gen. 124.

R.

Raake, Klein- 197.
 Rabenau, Ferd. v. 218. 219.
 Raczinsky v., Landrath 82.
 Radaxdorf 49. 52.
 Radoschau 137.
 Rambach, F. E. 459. 471.
 Ramin, Gen. 311.

—, Bat. 54.
 Rammmler 525.
 Ransern 31. 171.
 Rasche 542.
 Ratibor 16. 225. 236. 269. 320.
 356. 410.
 Landrath v. 104. 114.
 Rauden, Stift 466. 467.
 Schule 484.
 Rawitsch 115.
 Reden, Bergdir. 378 ff. 524.
 Reformirte Geistliche 461.
 Regie 386 ff.
 Regler, Oberst 287. 423.
 Rehberg 165. 166.
 Reichardt 377.
 Reichenbach 69. 91. 225. 243. 269.
 313. 314. 542.
 —, Graf 546.
 Reichenstein 115. 273. 377. 378.
 379.
 Reimer, Jesuit 497.
 Reinerz 296. 299. 541.
 Schauspiele 527.
 Reipricht, Verwalter 215.
 Reitzenstein, Ob.-Lieut. 238.
 Rekrutirungen 226.
 Repnin, Fürst 306. 314.
 Retzow, Gen. 114.
 Reusner, Rath 77
 Retz, Jesuitengeneral 495. 496.
 Revüen 418. 419.
 Rhamel, Lieut. v. 521.
 Riedel, bischöfl. Kommiss. 181.
 Rinckenholz 374.
 Rittergutsbesitzer 328.
 —, adelige u. bürgerliche 329 ff.
 Röhrsdorf, Wüste- 440.
 Rohnstock 127. 249.
 Romolkwitz 158.
 Rosa, Abt 447.
 Rosen bei Strehlen 207. 214.
 Rosenberg, Pastor 458. 515.
 Rosenthal 30. 197.
 Rothkirch, Weihbisch. 451. 452.
 Rothsürben 68
 Rouvroy, Oberst 152. 157. 179.
 Rüchel v., Hptm. 420.
 Rückers 300. 313.
 Rüstern 167.
 Russen, Grausamkeiten ders. 174.
 175.
 Rux 171.

S.

- Saara 54.
 Saarhaus 54.
 Sachsen 226.
 Sack 525.
 —, Rath. 77.
 Sadebeck, Kaufm. 542.
 Säbischdorf 110.
 sächs. Truppen in Breslau 36.
 Sagan 115. 116. 126. 132. 135.
 141. 177. 469.
 Schulen 465 ff. 485.
 Sagschütz 45. 50.
 Saldern, Gen. 170.
 —, Oberst 66. 107.
 Salice 545.
 Salz 383.
 Salzbrunn 131. 237.
 Sandberg 202.
 Sandretzky, Graf 287.
 Sauer 415.
 Schäfer, Rath 77.
 Schaffgottsch, Fürstbischof 7. 10.
 12. 91 ff. 97. 221. 245. 428—31.
 495. 496. 497.
 Schatzlar 12.
 Schauspiele im Glätzischen 527.
 Scheitnig, Park 524.
 Schenkendorf, Gen. 137. 146 165.
 Scheibel 3.
 Scheuberg 47. 57.
 Schindeldächer 357 ff.
 Schirowsky 104.
 Schlabrendorf, schles. Minister 9.
 16. 17. 23. 24. 25. 40. 58. 74.
 76. 85 ff. 105. 113. 114. 121.
 122. 126. 134. 140. 144. 148.
 182. 184. 187. 189. 208. 277.
 288 353. 354. 368. 369. 370.
 391. 392. 393. 395. 399. 400.
 401. 403. 404. 407. 429 ff. 447.
 448. 452. 462 ff. 485. 486. 498.
 532. 533. 545 ff. 557.
 Schlawa 541.
 Schleiermacher, Feldpr. 461.
 Schlesienthal 240.
 Schmettau, Gen. 138.
 Schmidt, Kaufm. 33.
 —, Franz. Kuratus 211 ff. 214.
 —, Syndikus 118.
 Schmiedeberg 13. 117. 118. 148.
 274. 287. 298. 536. 540.
 Schmottseifen 130. 132. 133.
 Schmuggel 385. 386. 398.
 Schneck, Kammerrath 394.
 Schneider als Lehrer 470.
 Schömburg 148. 298. 352.
 Schönau, Stadt 268.
 Schönbrunn bei Schweidnitz 26.
 — bei Strehlen 195. 207 ff. 211 ff.
 Schönebeck 383.
 Schönwalde bei Frankenstein 243.
 296.
 Schramm 118.
 Schuch, Schausp. 527. 528.
 Schuldramen 527.
 Schultreglement 464. 486. 502. 503.
 Schultes, Rath 77.
 Schultz, Gen. 29. 37.
 —, Regiment 29. 37.
 Schurgast 118.
 Schusser, Kath. 213.
 Schutzpocken 552.
 Schwarz, Gen. 419.
 Schwarze Meile 376.
 Schwarzwasser 164. 168. 169.
 Schwedeldorf, Ober- 301. 309. 310.
 Schwedt, Markgräfin v. 102.
 Schweidnitz 13. 80 ff. 107 ff. 143.
 160. 172. 173. 176. 266. 267.
 287.
 Dominikaner 489.
 ev. Kirche 109.
 Festung 21. 25 ff. 68. 69. 70.
 201. 203. 223. 224. 225 ff.
 241 ff. 294. 421. 447.
 Jesuiten 485. 488.
 Lyceum 475.
 Seidenfabr. 544.
 Schweinern 171.
 Schwerin, Marsch. 7. 9. 10. 11.
 12.
 —, Hauptm. v. 234.
 —, Lieut. 418.
 Schwiebus, Kreis 140.
 Sebottendorf, Hptm. 418.
 Seers, Gen. 27. 28.
 Seichau 161.
 Seidenbau 448. 543. 554.
 Seidenfabr. 543 ff.
 Seidel, Benedict, Abt 447.
 Seidlitz v., Gen. 126. 286. 288. 418.
 —, Husaren 70.
 —, Kreisdep. 197.
 —, Rath 77.
 Seifersdorf 17.
 —, bei Bielitz 547.
 —, Lang- 173.

Selbstmordgedanken Friedrichs 230.
231.
Seminar, kath. 466.
—, evang. 470. 471.
Seminarrien-Fonds 466. 469.
Senftleben, Kretschmer 33.
Servis 275.
Siebenbürgen 227.
Siebenhufen 211.
Siegroth 203.
Silberberg 189. 243. 244. 268.
287. 294. 296. 311. 375. 377.
421. 422. 423.
Silberbergbau 377 380.
Simbschen, Oberst 26. 70.
Simsdorf 171.
Sinzenhof, Kardinal 494. 496.
Skrbensky, Oberstlieut. 70.
—, Landrath 104.
Soltikow 131. 157. 171. 175.
Sommer, Rathmann 82.
Sommersberg, v. 515.
Sophienthal 135.
Spandau 80.
Spinnen 539.
Spinnschulen 539.
Sprecher von Bernegg 58 ff. 65.
66. 72.
Strabholz 374.
Städte 411.
Stände, schles. 342 ff.
Steblytzki 412. 413.
Steinau a. O. 40. 202. 233. 411.
Steinberg, Lehrer 471.
Steine, Fluss 313.
Steinkohlen 377 ff.
Steinmetz, Oberst 305.
Stempeledikt 383.
Sternberg, Graf 182.
Sternwarten 521.
Stettin 237.
Stoberau 373.
Stöckel, Synd. 525.
Stoffel, Gen. 115.
Stolberg, Fam. 526.
Stolgebühren 454. 455.
Strachwitz, Weihbischof 295. 429.
430. 434. 436. 505. 507.
Stranitzky 528.
Strehlen 206. 208. 269. 273.
275.
Striegau 69. 172. 198. 266. 269.
Striese 171.
Strohhauben 423.
Stroppen 34.

Stutterheim, Gen. 302.
Sulau 421.
Sulkowski 118.
Sultane 139.
Sulzer 525.
Svarez 334 ff. 343. 365. 366.
Swieten, Gesandter 292.

T.

Taaffe, Graf, Major 64.
Tabak 384. 385.
Tarnowitz 70. 138. 269. 379. 410.
440.
Tartini 230.
Tataren 230. 231. 232. 236.
Taubenheim 392. 396.
Tauentzien, Gen. 121. 152 ff. 197.
242. 288. 295. 418. 419. 510.
511. 513. 514.
Teichenau 200.
Tepler, Rath 77.
Teschchen, Albert Herz. v. 288.
—, Fürstenth. 138. 236.
—, Friede zu 319 ff.
—, Stadt 304.
Thadden, Reg. 300.
Theuerung 106.
Theune, Dir. 476.
Thiemst, Erzpriester 89.
Thüna, Bat. 305.
Thürheim 28. 109. 111.
Thorn 115.
Tinz, Gross-, Manöver bei 420.
Tontinen 274.
Torgau, Schlacht bei 180. 181.
Tost 273.
Tottleben, Gen. 175.
Trach 118.
Trachenberg 115. 136. 157. 202.
Tralles, Dr. 509. 510.
Trauschke 147.
Trautenau 12. 151.
Trebritz 158. 171. 172. 197.
Stiftsamtman v. 171. 172.
Treskow 110. 113. 119. 120. 121.
122. 123.
Troppau 70. 107. 112. 115. 129.
138. 253. 302. 303. 306. 314.
Tschernitschew 157. 160. 170.
171. 175. 195. 197. 201. 202.
223. 225. 233. 234. 235. 238.
239. 242.
Tschiersky, Rath 76. 77. 78.

Tschirna, Gross- 131. 136. 352.
421. 541.
Türkei 141. 144. 149. 231. 232.
Twardi, Lehrer 471.

U.

Ujeschütz, Gross- 171.
Ullmann, Stadtdirektor 248.
Ungarn 236.
Urbarien 559. 560.
Ursinus 401.

V.

Vampyr 562.
Viehasssekuranz 554.
Viehseuchen 553.
Visconti, Jesuitengeneral 498.
Vogel, Rath 77.
—, Jesuit 497. 498.
Volkmar, Dr. jur. 365.
Voltaire 375.

W.

Wäser, Schausp. 529.
Wagstadt 303.
Wahlrecht der Magisträte 345.
346.
Wahlstatt 21. 199.
Waldenburg 225.
Wallis, Oberst 205.
—, Olivier 315. 316. 317.
—, oder Wallisch, Hauptm. 213.
245.
Waltersdorf, Alt- (Glatz) 225.
Walther, Oberst 30.
Wandris, Gross- 416.
Wanselow 374.
Wansen 384. 385.
Warkotsch, H. G. von 207 ff.
213 ff.
—, K. Ferd v.. 207.
—, Baronin 214.
Wartha 108. 115. 212. 213. 225.
244. 301. 311. 313.
— -Pass 422.
Wartenberg, Gross- 352.
—, Oberst 90. 92.
Wedell, Gen. 50. 131. 132.
Wedemeyer 104.

Wegebau 374 ff.
Weide, Fluss 30. 31. 158.
Weidenau 225. 314.
Weihnacht, Jesuit 89.
Weimar, Konstantin Prinz v. 419.
Weinbau 555.
— berge 448.
— zoll 394. 403.
Weirisch, Ecclesiast 73.
Weistrizthal 237. 238. 239. 240.
Weisskirchen 305.
Weisswasser 305.
Welkersdorf 128.
Wende, Lehrer 467.
Werder, Minister 404.
Werner, Gen. 70. 137. 138. 158.
173. 236. 242. 249. 302.
Westphalen 394. 395.
Westpreussen 284. 289. 292.
Wetterläuten 431.
Wichstadt 300.
Wied, öst. Gen. 122.
—, preuss. Gen. 176. 177. 237.
238. 239. 241.
Wieliczka 383.
Wiese 315. 316.
Wilhelmine, Markgr. v. Bayreuth
125.
Wilhelmsthal 352.
Winterfeld, Gen. 7. 9. 10. 11. 19.
20. 187.
—, Oberst 315. 317.
Wirtel eingef. 539.
Wise 162. 164.
Witte 78.
Wittwenk. f. Offiziere 332. 338.
Wochenblatt, Bresl. 139.
Wohlau 140. 273.
Wolfersdorf, Gen 72. 158. 180.
Woiselwitz 209 ff.
Wünschelburg 300. 301.
Würben bei Schweidn. Schweden-
schanze 200.
Württemberg-Oels 192. 525.
—, Prinz Friedr. Eugen 102. 112.
132. 206. 244.
—er Hülfsstruppen 50.
—er Reichstruppen 177.
Wüstegiersdorf 244.
Wüstungen 270.
Wulfensberg 300.
Wunsch, Gen. 299. 307. 308. 311.
312.
Wurmser, Gen. 299. 307. 308.
313.

Y.

York, Herzog v. 419.
—, Feldmarschall 309.

Z.

Zahn, Gottfr. 475.
Zastrow, Gen. 172. 205. 206.
Zduny 157.
Zedlitz b. Schweidnitz 210.
—, Landrath v. 118.
—, Minister 471 ff. 479 ff. 527.
562.
Zehnten, geistl. 105.
Zeisigberg bei Neustadt 317.
Zeiskenberg 15. 189.

Zeitung, schles. 102. 134. 522.
Zeplichal 501. 504. 505.
Zieder 145. 146.
Ziegedächer 269.
Ziegenhals 16. 225.
Ziemietzky 409.
Zieten 28. 29. 39. 40. 68. 69.
108. 112. 116. 117. 165 ff. 191.
192. 195. 225.
—, Husarenreg. 164.
Zimmerleute, erhöhter Lohn der
272.
Zimmermann, Landrath 15. 104.
118.
Zittau 116.
Zobten, Berg 44.
Zorndorf 117.
Zuckmantel 130. 137. 283. 307.
Zülz, Juden 408. 411. 412.

Druckfehlerberichtigung.

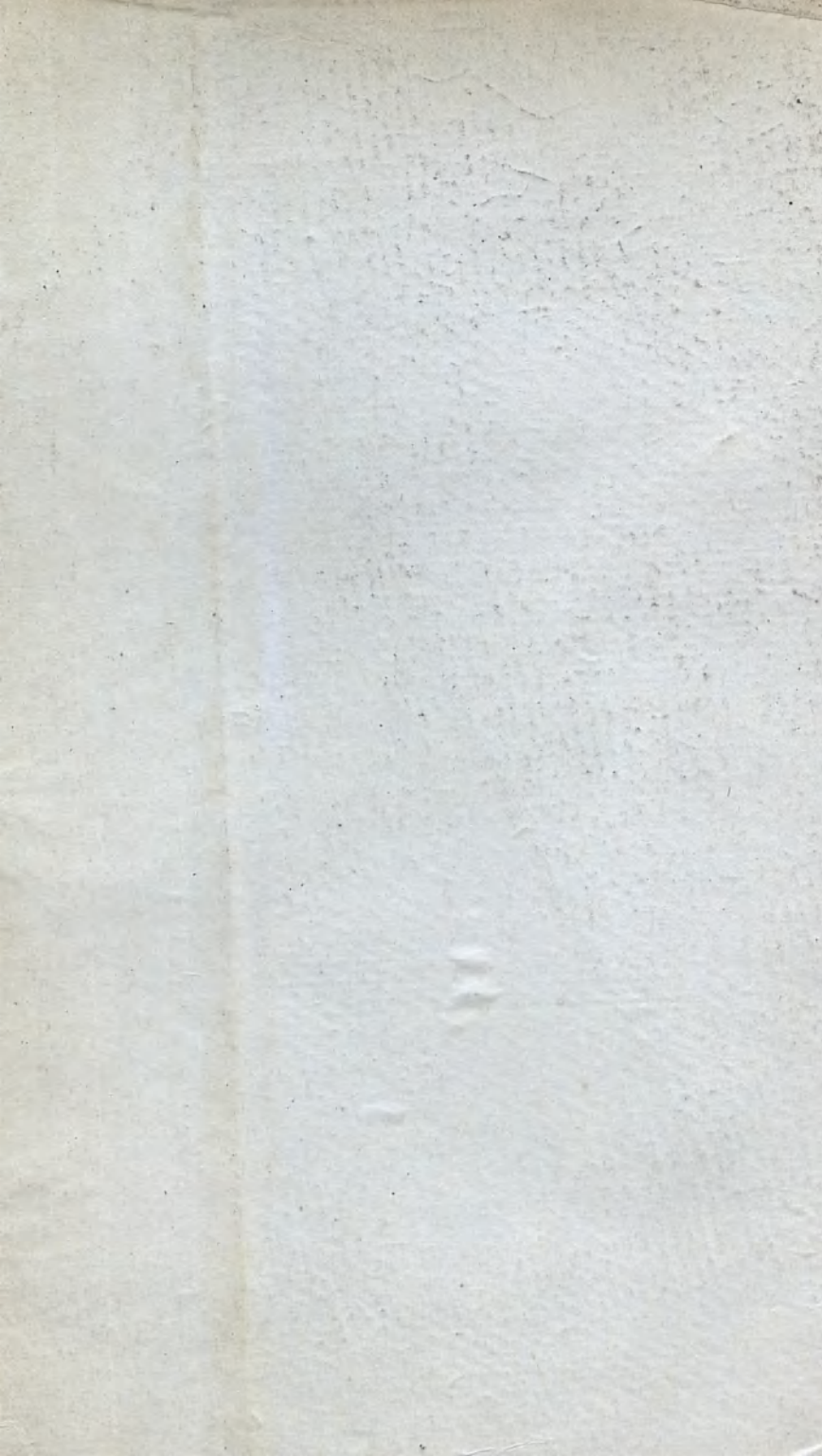
S. 453. Die Seitenüberschrift sollte lauten:
Gesinnung der schlesischen Geistlichen.



~~~~~  
Druck von Otto Hilliger in Altwasser.  
~~~~~

1912 266





Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000599430



II 136272/2

Biblioteka Śląska w Katowicach